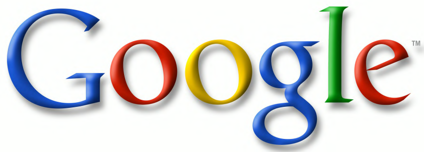
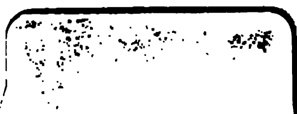









BIBLIOTHECA · BODLEIANA

Kirchengeschichte

von der

ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach

ordentl. Prof. der Theologie in Basel.

Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.

Vierter Band.

Der evangelische Protestantismus im 16. bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1870.

Der evangelische Protestantismus

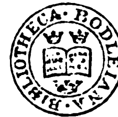
in

seinem Verhältniß zum Katholicismus im
16. und 17. Jahrhundert.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach
ordentl. Prof. der Theologie in Basel.



Erster Theil.

Die Zeiten vor dem 30jährigen Krieg.

Dritte, umgearbeitete Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1870.

Inhalt.

Sei

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan. — Vorläufige Uebersicht über die Weltlage.

Mit der Geschichte der Reformation haben wir die Höhe der Wasserscheide erreicht, von welcher wir herab in zwei durch diese Höhe getrennte Thalgebiete hinunterschauen. Auf der einen Seite breitet sich vor uns aus das altkatholische Land, von dem wir einen guten Theil, ja das eigentliche Stammland, in der Geschichte des Mittelalters durchwandert haben; auf der andern Seite öffnet sich unsern Blicken eine neue, uns noch unbekannte Gegend, deren Natur und Vegetation sich uns allerdings schon im Hinaufsteigen angekündigt hat, die wir aber nun erst sollen in ihrer Ausdehnung kennen lernen. Es ist zum Theil eine noch unangebaute, oder vielmehr eine durch gewaltige Ereignisse erschütterte Gegend, so daß wir die Felder im Anbau, die Städte und Dörfer im Aufbau begriffen sehen, während andere Theile derselben uns eine Wiederholung derselben Gegend zu bieten scheinen, die wir bereits durchwandert haben, doch so, daß sie, um des Contrastes willen mit dem Neuen das uns umgiebt, unser Interesse wieder in ganz anderer Weise in Anspruch nimmt, als zuvor, da wir noch jenseits dem Berge uns befanden und das Neue uns noch verhüllt war. Reden wir ohne Bild. Wir haben es von nun an mit einer doppelten Geschichte zu thun, mit der Geschichte des Protestantismus und der Geschichte des Katholicismus. Wir können nicht mehr die Kirchengeschichte an *einem* Faden fortführen, sondern wir haben die beiden Geschichtsströmungen, die protestantische und die katholische, jede in ihrer Eigenthümlichkeit zu betrachten, so daß wir eher von einer Geschichte der *Kirchen*, als von einer Geschichte der *Kirche* reden sollten. Und doch können und sollen wir diesen Dualismus nicht rein durchführen. Ueber den beiden getrennten Kirchen dürfen wir die *eine* Kirche Christi, die wir bis dahin im Auge gehabt haben, nicht aus

dem Auge verlieren: Wir dürfen die Geschichte des evangelischen Protestantismus und des römischen Katholicismus nicht beziehungslos neben einander herlaufen lassen, wie parallele Linien, die, soweit wir sie fortsetzen, nie zusammentreffen; sondern auch da, wo die Gegensätze uns schroff und scharf entgegentreten, haben wir uns immer wieder an das Ziel zu erinnern, das der Kirche Christi gesteckt worden ist, und das freilich nun jede der Kirchen auf einem anderen, ja, wie es oft den Anschein gewinnt, auf einem entgegen gesetzten Wege zu erstreben sucht. Die getrennte Darstellung, auf die wir durch die Natur der Sache uns angewiesen sehen, wird daher immer nur eine relative sein; sie wird zumal auf dem Gebiete aufhören, wo es sich um die gemeinsamen Interessen des Christenthums, um die Verbreitung desselben unter den nichtchristlichen Völkern (Missionsgeschichte), wie um dessen Vertheidigung gegen die Angriffe von widerchristlicher Seite aus (Geschichte der Apologetik) handelt; denn wenn auch die leitenden Grundsätze, nach welchen das Christenthum zu verbreiten oder zu vertheidigen ist, auf beiden Seiten verschieden sind, so ist doch die Sache, der diese Anstrengungen gelten, eine gemeinsame, wie der Feind, der sich, sei es in der Form des Heidenthums oder des Unglaubens darstellt, ein gemeinsamer ist.

Anders wieder verhält es sich mit der Trennung, die innerhalb des Protestantismus sich vollzogen und die Bekenner desselben in zwei Lager geschieden hat, in das der Lutheraner und der Reformirten. Sind wir dadurch nicht genöthigt, statt bloß von zwei, von drei Kirchen zu reden, so daß wir zählen 1) römisch-katholische, 2) lutherische, 3) reformirte Kirche? So möchten es wohl Manche verlangen, die auf die confessionelle Verschiedenheit innerhalb des Protestantismus eben so viel Gewicht legen, als auf den Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus überhaupt. Wir können uns dazu nicht entschließen. Wenn wir auch zeitweise, wo es sich um Darstellung der Lehre, des Cultus, der Verfassung handelt, das Lutherische und das Reformirte werden auseinander halten müssen, so erscheinen uns doch die Schicksale des Protestantismus und dessen Entwicklung im Großen und Ganzen als ein Gemeinsames, auch da, wo es von den Zeitgenossen nicht als ein solches erkannt wurde, und so kennen wir nur eine Geschichte des evangelischen Protestantismus, welche die lutherische wie die reformirte Entwicklung in sich schließt, nicht aber eine Geschichte des Lutherthums hier und eine des Calvinismus dort, die sich beide in augenscheinlicher Weise ausschlössen, wie Protestantismus und Katholicismus.

Fragt man aber, welche von den beiden Kirchen soll in unsrer

Darstellung den Vortritt haben, so müssen wir nothwendig mit der Geschichte des Protestantismus beginnen und ihr die des Katholicismus nachfolgen lassen. Dieß geschieht nicht aus bloßer Deferenz gegen die eigene Confession, sondern mit geschichtlicher Nothwendigkeit. Das in der Geschichte vorwärts Treibende, das die neue Zeit Herbeirufende muß vorangehn, wenn die Reaction dagegen richtig verstanden und auch gehörig an ihrem Orte gewürdigt werden soll. Vom römisch-katholischen Standpunkt aus mag es anders geschehen. Wer die Prärogative des Alters von vornherein für sich in Anspruch nimmt, der wird auch dem Alter die Ehre geben und die Geschichte des Abfalls und der Entartung (Häresie) nachfolgen lassen. Diesen Standpunkt einzunehmen wäre jedoch uns unmöglich. Wohl aber werden wir für die Geschichte des Protestantismus, mit der wir unsre Darstellung beginnen, den Ausgangspunkt da nehmen müssen, wo sie, noch immer im Kampf mit den Mächten der alten Kirche begriffen, ihrer äußern Existenz sich zu wehren hat, also mit den Religionskämpfen und Religionsverfolgungen, an denen gerade das Zeitalter der Restauration und der Gegenreformation so reich ist. Erst dann, wenn wir diese große Kriegsgeschichte hinter uns haben, wird die innere Entwicklung nachfolgen können. Und auch diese bietet wieder das Bild des Kampfes und Streites! Nicht nur werden wir den eben erwähnten Gegensatz zwischen der deutsch-lutherischen und der zwinglisch-calvinischen Reformation sich noch weiter ausbilden und verstärken sehen, sondern auch mitten im lutherischen wie im reformirten Lager wird eine dogmatische Streitigkeit die andere ablösen. Nicht zu gedenken der sich mehrenden Secten und Parteien. Es wäre eine trostlose Aussicht, die ich Ihnen hiermit eröffnete, wenn unsre ganze Aufgabe darin bestände, diesen endlosen Streitigkeiten nachzugehen, obgleich es bei gutem Willen uns nicht unmöglich sein wird, auch ihnen ein tieferes Interesse abzugewinnen. Allein dabei soll es doch nicht bleiben. Unter der rauhen Schale der streitsüchtigen Theologie verbirgt sich nicht selten ein edler Kern, der nur zu oft ist übersehen worden und den aus seiner Verhüllung loszulösen sich gar wohl der Mühe lohnt. Gehört es doch mit zu der eigenthümlichen Signatur der Zeit die nun vor uns liegt, daß oft in ein und derselben Persönlichkeit beides (und nicht zufällig) zusammengeschlossen ist, die Glaubenszähheit und die Glaubensinnigkeit, der gründliche Haß gegen jede wirkliche wie gegen jede vermeinte Irrlehre und die innigste zarteste Liebe zum Herrn und seiner Gemeinde, verbunden mit der größten Opferfreudigkeit. Daneben begegnen wir aber auch in dieser Zeit schon, wenn auch ausnahmsweise, Andern, die

bereits eine Ahnung davon hatten, daß es weniger auf die schulgerechte Form des Glaubens, als auf diesen selbst ankomme, wie er sich im Innern des Menschen bezeugt als göttliche Macht, und wie er vor allem durch die Liebe sich thätig erweist, die wir Allen, auch den Irrenden schuldig sind. Und so werden wir, ohne darum den Glaubens- und Lehrstreitigkeiten aus dem Wege zu gehn, doch mit Vorliebe bei jenen Männern Gottes verweilen, die mitten unter dem lärmenden Gezänke die Leuchte des Glaubens aufrecht erhielten und mit dem Oel der Liebe und Duldung sie tränkten, wenn andere das Oel der Leidenschaft in das lodernde Feuer gossen. Selbst die einseitige Gefühlsrichtung, die bodenlose Tiefe des Mysticismus, die sanfte Liebesgluth edler Schwärmerei wird uns bei allen ihren Mängeln willkommen sein neben der harten, frostigen und eisernen Consequenz eines einseitigen theologischen Verstandes. Auch den Sonderlingen werden wir nachgehn, die, unbefriedigt mit dem, was die größere Gemeinde, sei es der Lutheraner oder der Reformirten, ihnen bot, ihren eignen Weg versuchten und entweder im Verein mit Gleichgesinnten sich als besondere Parteien und Secten constituirten, oder, von Allen verlassen, bald als Zweifler und Ungläubige, bald als Schwärmer und Unsinnige von der Mehrzahl verfolgt wurden. In allen diesen Erscheinungen werden wir das Princip des Protestantismus aufsuchen, und wenn wir in der Regel finden werden, daß sich dasselbe, statt in seiner Reinheit und Ganzheit, meistentheils getrübt und einseitig, sowohl in diesen äußerlichen Erscheinungen als in der Kirche selbst abgespiegelt hat, so wird uns dieß eine neue Aufforderung sein, die Wahrheit, die am Irrthum ist, aufzusuchen, und aus den aufgefundenen Bruchstücken uns im Geiste jenen Tempel aufzubauen, in dem der Ewige im Geist und in der Wahrheit verehrt werden soll. —

Nach zwei Seiten hin finden wir den Protestantismus sich ausbilden, nach der positiven und nach der negativen Seite hin, so daß wir nicht unpassend von einem positiven und einem negativen Pol desselben reden können.

Es heißt den Protestantismus mißverstehen, wenn man denselben bloß in das Negative, in's Protestiren und Verneinen setzt. Gleichwohl gehört das Protestirende und Verneinende mit zum Protestantismus, denn was wäre ein Protestantismus, der nicht zu protestiren wüßte am rechten Orte? Ohne dieses kritische Salz, ohne dieß zweischneidige Schwert des Widerspruchs gegen jede unhaltbare Autorität, können wir uns seine geistige Macht gar nicht als eine lebendige denken. Diese protestantisch-kritische Richtung ist eben das, was wir den negativen, den

verneinenden Pol des Protestantismus nennen möchten. Und so finden wir denn auch, daß die Einen vorzugsweise in dem Widerspruch gegen das verharrten was ihnen, trotz aller Autorität, als ein Unhaltbares erschien, und diesen Widerspruch zu allen Zeiten erneuerten, da wo die Stabilität im Glauben und der Verfassung der Kirche überhand nehmen wollte. Diese protestantische Opposition geht durch die ganze neuere Geschichte hindurch, und zeigt sich auf verschiedene Weise, bald mehr als eine besonnene und verständige, sowohl in der Form wissenschaftlicher Prüfung als in populärer Aufklärung, bald mehr als eine stürmische, verwegene, in der Form des Puritanismus auf der einen, in der des falschen Rationalismus und Neologismus auf der andern Seite. Ihren Höhepunkt hat die negirende Seite, nicht sowohl in der Reformation, als in der ihrer Zucht entlaufenen Macht des Unglaubens, in der Revolution erreicht; aber eben dadurch hat sie dann auch eine nothwendige Reaction hervorgerufen. Wenn nun aber das verneinende Princip nur die eine Seite, nur der negative Pol des Protestantismus ist, so fragt sich, worin denn sein Positives, sein Bejahendes und Aufbauendes sich zeige. Einzig, antworten wir, in der Feststellung des wahrhaft religiösen, des christlichen Princips, in der Aufrechterhaltung der wahren Autorität, der Autorität des wohlverstandenen Wortes Gottes. Durch dieses, und nicht durch bloßes Verneinen, hat die Reformation gesiegt, und nur in der Bewahrung dieses positiven Elements, als eines schlechthin göttlich berechtigten, wird ihr ferner der Sieg zu allen Zeiten gesichert bleiben. Das haben die Nachkommen Luthers wohl gefühlt, und während die Einen fortwährend im Niederreißen ihren protestantischen Geist beurkunden wollten, hat es nie an solchen gefehlt, welchen das Erhalten des einmal Errungenen, die Sicherung der reinen Lehre, als das Wichtigere, ja als das einzig Nothwendige erschien. Freilich zeigte sich dann auch auf dieser Seite wieder Mißverstand und Einseitigkeit. Unter dem Worte Gottes, auf dem allein die Kraft der protestantischen Kirche als auf einem sichern Grundstein ruhen sollte, verstanden Viele den bloßen Buchstaben der Lehre, wie ihn Luther und seine Genossen für die Bedürfnisse ihrer Zeit festgestellt hatten in den Bekenntnißschriften, und sie glaubten sich vorzüglich dadurch verdient zu machen, daß sie diesen Buchstaben wo möglich in noch engere Grenzen faßten und jeder weitern Prüfung den Weg versperrten. Ueber dem Halten am Positiven vergaßen sie dann allerdings, daß der Protestantismus auch mit ein negatives und kritisches Element in sich schließe. Sie führten zur Stabilität einer todten Orthodoxie zurück, und gaben mit

der Freiheit der Untersuchung die Freiheit des protestantischen Glaubens auf. Da drängt sich denn einem jeden die Frage auf: Wozu das Salz, wenn es dumm geworden? Nur wenig erleuchtete Männer, wie ein Philipp Jacob Spener zu seiner Zeit, wußten den wahren und tiefern Glaubensgrund zu unterscheiden von dem, was grübelnde Menschenweisheit darüber aufgebaut hatte, und lenkten wieder zum einfachen Bibelchristenthum, zur reinen und gesunden positiven Lehre zurück. Und so fing der wahre evangelische Protestantismus an sich wieder Bahn zu brechen durch die Schranken und Bollwerke des Lutherthums und des Calvinismus hindurch. Aber auch hier zeigte sich bald wieder eine neue Einseitigkeit, die zwar an einem bessern und lebendigern Glaubensgrunde festhielt, als die Orthodoxie des neuen Scholasticismus war, die aber bald in ihrer an den Buchstaben der Schrift sich anklammernden Aengstlichkeit allen Anforderungen der Kunst sowohl als allen Einflüssen der Wissenschaft sich entzog, von der Berührung mit der Welt sich absonderte und so in der Gestalt des sogenannten Pietismus zwar die gläubige Herzensfrömmigkeit Luthers und auch in vielen Stücken seine dogmatische Sprache und Denkweise festhielt, dabei aber jene Munterkeit und Frische des Geistes, jene kecke Untersuchungskraft und jenen offenen Sinn für freie Wissenschaft vermissen ließ, durch welche Luther und die Reformatoren sich so höchst erfreulich ausgezeichnet hatten. So griff denn in der Folge der Zeiten jeder ein Stück von dem auf, was einst ganz und verbunden in jenen großen Männern gelebt hatte, der Eine mehr ihren durchdringenden Verstand und ihre Forschbegierde, der Andere mehr ihre zähe Festigkeit im Halten an dem Errungenen, ein Dritter mehr ihre gemüthliche Gläubigkeit, ihren nach innen gerichteten kindlich frommen Sinn. Das soll uns aber nicht irre machen! Gerade dieses sich Brechen des Lichtes in verschiedene Strahlen ist es ja, was Leben und Mannigfaltigkeit in die Geschichte bringt; genug, wenn wir nur die verschiednen Nüancen und Schattirungen auf die eine Grundursache, auf das wahrhafte evangelische Princip zurückzuführen bemüht sind, und uns durch Leidenschaft und Vorurtheil nicht den Blick zum voraus einnehmen lassen.

Nicht nur aber innerhalb der protestantischen Kirche werden wir die mannigfaltigsten Geistesrichtungen kennen lernen und an ihnen eben so wohl das Gute aufsuchen, als wir das Mangelhafte und Einseitige an ihnen nicht verdecken wollen; sondern auch in der katholischen Kirche, die sich unsrer bunten Mannigfaltigkeit gegenüber ihrer Gleichförmigkeit rühmt, werden wir den Geist des Protestantismus und der Reform unter verschiednen Gestalten und Verhüllungen sein Recht

behaupten sehen. Wenn wir sie auf der einen Seite mit neuen Kräften ausgerüstet, namentlich mit der geistigen Macht des Jesuitismus umgeben, unsrer Confession gegenüber in feindlicher Stellung erblicken, auf der andern sie bemüht sehen den alten Frieden herzustellen; wenn wir Einzelne aus ihrer Gemeinschaft in die unsrige, und umgekehrt aus der unsrigen in die ihrige werden übergehen sehen, so wird uns doch nicht dieses gegnerische Verhältniß ausschließlich beschäftigen. Mit der Unbefangenheit, welche die Geschichte fordert, werden wir auch der innern Entwickelung der katholischen Kirche nachgehen und mit Freuden es erkennen, wie auch in dieser Kirche, wenngleich nicht selten mit bewußtem Widerspruch gegen den Protestantismus, aber auch eben so oft unter dessen unbewußtem Einfluß, sich mitten in betrübten Zeiten ein schönes religiöses Leben entwickelt hat; wie auch hier Männer und ganze Gesellschaften (Ordensverbindungen, Brüderschaften) thätig, besonnen und mit edler Uneigennützigkeit gewirkt haben zur Einführung eines bessern Unterrichtes, zur Linderung und Verminderung des menschlichen Elendes, zur Pflege der höchsten geistigen Güter. — Von dem gewonnenen freiern Standpunkte aus werden wir dann erst über die Parteiinteressen der einzelnen Confessionen und Secten hinaus den Blick erheben auf die großen Interessen der gesammten Kirche, der Christenheit überhaupt, indem wir sehen, wie in der Verbreitung des Christenthums unter nicht-christlichen Völkern, in dem christlichen Missionswerke, die Thätigkeiten der verschiedenen Kirchenkörper bald einander störend, bald aber auch wieder in höherer Eintracht verbunden sich begegneten. Wir werden sehen, wie, auch unabhängig von den bestimmten Formen des Kirchenthums, das Christenthum sich unter den verschiednen Lebensverhältnissen als die Heilskraft der Menschheit beurkundet hat, obwohl wir auch hier den Einfluß des Confessionellen nie ganz sich werden verwischen sehen. Aus dem stillen Kreise des häuslichen Lebens und der häuslichen Sitte wie aus dem Hofleben und dem Feldlager, aus den Raths- und Kanzleistuben wie aus dem Schulwesen und dem bürgerlichen Leben werden wir uns Beispiele zu sammeln suchen, an denen wir sehen mögen, wie weit dem christlichen Geiste ein Einfluß gestattet war auf diese Verhältnisse, oder wie weit eine gegebene Zeit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben sei. Endlich werden auch die Angriffe auf das Christenthum von Seiten des Unglaubens aus und die Art, es zu vertheidigen, uns nicht fremd bleiben dürfen. Es wird uns auch hier die Mühe nicht erspart werden, die Geister zu prüfen und die berechtigten Angriffe auf das Bestehende, die man von vornherein als Unglauben bezeichnete, von einer in der That un-

gläubigen, Gott entfremdeten Wühlerei mit möglichster Sicherheit zu unterscheiden. So haben wir, dieser kurzen Andeutung nach, einen reichen mannigfaltigen Stoff vor uns.

Wir werden wohlthun, unsre Aufgabe chronologisch zu theilen und uns die Grenzsteine abzustecken, an denen der Weg uns vorüberführen wird. Der Zeitraum von dem Schlusse der Reformation bis auf unsre Zeit läßt sich in drei kleinere Perioden zerlegen, an welche wir uns zu halten gedenken, ohne jedoch uns sklavisch an dieselben zu binden, wenn der Zusammenhang der Begebenheiten ein Rück- oder Vorwärtsschreiten in dieser Hinsicht gebietet. Eine natürliche Grenze für unsere erste Periode bildet der dreißigjährige Krieg, auf welchen alles hinarbeitet und von welchem aus sich eine neue Art des Lebens in manchen Beziehungen entfaltet. Die erste unserer Perioden wird demnach gehen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, dessen Schluß der westphälische Frieden ist (1648). Bei dieser ersten Periode, die uns vor der Hand schon hinlänglich beschäftigen wird, werden wir genöthigt sein, hie und da in die Zeit der Reformation selbst wieder hinaufzusteigen, um die Reformationsgeschichte der Länder nachzuholen, die bis dahin entweder gar nicht, oder nur flüchtig berührt worden sind (die Reformation in Frankreich, in England, in den Niederlanden, theilweise auch in andern Gegenden), woran sich alles Uebrige anreihen wird, das mit dem äußern Kampf um die politische Existenz des Protestantismus in Verbindung steht.

Mit Rücksicht auf diese vorherrschende Richtung können wir diese erste Periode als die Periode der Gegenreformation oder der Reaction bezeichnen, und zwar einer blutigen Reaction, mithin als die Zeit der Religionsverfolgungen und Religionskriege. Auch die innere Seite entspricht ihrem streitbaren Charakter nach der äußern. Auch da macht sich während dieser Periode der Kampf der Systeme und der Lehrmeinungen auf eine gewaltsame Weise geltend; denn nicht nur dauert der Zwiespalt zwischen Protestantismus und Katholicismus in der alten Weise fort, sondern auch die Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten wird auf's Höchste getrieben. Diese Periode ist es denn auch zugleich, in welcher die drei großen Hauptbekenntnisse der Christenheit, wie sie nun einmal geschichtlich als solche hervortreten, ihren förmlichen Abschluß erhalten: das lutherische durch die Concordienformel, das römisch-katholische durch das Concil von Trident, das reformirte durch die helvetische Confession, den Heidelberger Katechismus und die Synode von Dordrecht, — so daß wir sagen können, die ganze Periode bilde zu-

nächst die Fortsetzung der Reformationsgeschichte selbst, wenn auch nicht gerade von ihrer Lichtseite.

Die zweite Periode ist als Uebergangsperiode in die neuere Zeit zu betrachten. Sie erstreckt sich von den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, oder, genauer gefaßt, vom Abschluß des westphälischen Friedens 1648 bis nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts, etwa bis zur Zeit, wo die englischen Deisten und französischen Encyklopädisten ihren dem Kirchen- wie dem Offenbarungsglauben nachtheiligen Einfluß zu üben begannen, oder auch (um ein Concretes zu nennen) bis auf die Erscheinung der Brüdergemeinde und des Methodismus, gleichzeitig mit den Wirkungen, welche von einer andern Seite die Leibnitzische und Wolfische Philosophie auf die Theologie hatte. Diese Periode schließt sich in ihren Erscheinungen theils an die vorige Periode an, indem auch in ihr noch Verfolgungen und Religionskriege, doch mehr nur theilweise, stattfinden, und auch im Innern der Kampf zum Theil noch mit denselben Waffen einer kirchlichen Scholastik fortgeführt wird; doch leuchtet in dieser Zeit der mildere Geist der Spener'schen Schule und des sogenannten Pietismus in die protestantische Kirche hinein und verheißt ihr eine kräftige Wiedergeburt, während in der katholischen Kirche der dem Pietismus verwandte Jansenismus, in der englischen Kirche der schon früher auftretende Puritanismus und die Lehre der Quäker die Geister in Aufregung erhalten und vor Erstarrung in Formen sichern. Es ist nicht mehr der einseitige Kampf zwischen Protestanten und Katholiken, auch nicht mehr der allein zwischen Lutheranern und Reformirten, der die Zeit bewegt; sondern innerhalb der größern Kirchenparteien machen sich jetzt neue Bestrebungen geltend, der Pietismus in der lutherischen, der Jansenismus in der katholischen, der strengere Puritanismus und der mildere Arminianismus in der reformirten Kirche. Ueber die Schranken der kirchlichen Confessionen hinaus reichen sich bereits in dieser Zeit Gleichgesinnte die Hände, und begegnen sich in dem allgemeinen Bekenntniß, daß es überhaupt anders werden müsse mit der Kirche, und daß an die Stelle todter Formen treten müsse der lebendig machende Geist des apostolischen Christenthums. Spener in Deutschland, Fenelon in Frankreich sind, bei aller sonstigen Verschiedenheit, die keuschen Priester dieser unsichtbaren Kirche. Aber auch die kleinern Religionsgesellschaften erhalten mehrfachen Zuwachs, das Unklare mischt sich dem Reinern bei, und namentlich tauchen unter Cromwells Protectorat in England eine Unzahl von Secten auf, die zum Theil wieder an die frühern wiedertäuferischen Bewegungen im Reformations-Zeitalter erinnern und

in sie zurücklaufen. Alle diese verschiedenen Richtungen aber kommen darin überein, daß sie das Christenthum fortwährend als die Religion des Heils, als die einzig wahre, von Gott geoffenbarte Religion betrachten; alle von ihnen, selbst die verschrieenen Socinianer, wollen Christen sein, nur jeder auf seine Weise.

Nun aber beginnt, etwa mit dem dritten Jahrzehnd des 18. Jahrhunderts, die dritte Periode, die uns aus den kirchlichen Streitigkeiten hinaus mitten auf den großen Kampfplatz der Geister stellt auf dem weiten Gebiete menschlicher Philosophie. Mit dem Einflusse, den die Deisten in England, Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten in Frankreich, die besonneneren philosophischen Systeme in Deutschland auf die religiöse Denkweise des Volkes sowohl als auf die theologische Wissenschaft zu gewinnen anfangen, beginnt die neuere, die moderne Zeit im engern Sinne des Wortes. Sie ist schwer mit einem Namen zu bezeichnen oder in ein Bild zu fassen, weil die verschiedenartigsten Elemente sich in ihr durchkreuzen, weil wir selbst, noch zu sehr in den Kampf dieser Elemente verflochten, den Standpunkt noch nicht gewonnen haben, um in richtiger Perspective das Bild der nächsten Vergangenheit aufzufassen. Wollten wir sagen, es sei der Geist der bloßen Verneinung, der Freigeisterei, des Antichristenthums und des absoluten Abfalls vom Evangelium, so würden wir damit höchstens das eine bittere Ingrediens bezeichnen, mit dem die Arznei gemischt ist; wir würden aber über dem üblen Beigeschmack die heilsamen Reagentien verkennen, welche die höhere Hand, die unsere Schicksale leitet, mit Bedacht erwogen und in den Kelch der Prüfung gemischt hat. Ja wir würden vergessen müssen, daß neben den verneinenden Erscheinungen dieser Zeit sich ja auch wieder positive Elemente gefunden haben, und daß es mitten unter den Neuerungen nie an entschiedenen Anhängern des einmal Erprobten, ja selbst nicht an übertriebenen Vertheidigern des Veralteten gefehlt hat. Wollten wir umgekehrt mit Andern diese moderne Zeit preisen als den Höhepunkt der menschlichen Bildung, als das Zeitalter der Humanität, der vorurtheilsfreien Prüfung, der ungeschmälerten Menschenrechte, als das non plus ultra der Weisheit und der zur höchsten Virtuosität entwickelten sittlichen Kraft, so würden wir nicht nur ungerecht werden gegen die frühern Zeiten, sondern wir müßten blind sein gegen die Zerrbilder, welche zu unsrer Demüthigung neben den edlern Gestalten des letzten Jahrhunderts und des gegenwärtigen in dem Spiegel der Geschichte sich reflectiren; wir müßten unser Gefühl abgestumpft haben gegen die schmerzlichen Erfahrungen, die unsre Väter und wir mitten in den gepriesensten

Epochen der Aufklärung gemacht haben. Eher könnten wir uns denen anschließen, welche diese Zeit als die des Subjectivismus, des Individualismus, der Geltendmachung freier Persönlichkeit (in dieser oder jener Weise), dem Autoritätsglauben gegenüber bezeichnet haben; doch wäre auch diese Bezeichnung nicht für alle Erscheinungen, die uns da begegnen werden, zureichend; da es ja auch hier wieder am entsprechenden Gegentheil nicht gefehlt, und der auf diese oder jene Autorität sich stützende Positivismus auch wieder seine entschiednen Vertreter gefunden hat. Lassen wir es also einstweilen bei dem unbestimmten Namen der neuen oder, wie man gerne sagt, der modernen Zeit bewenden, wohl wissend, daß damit sich nur eine äußerst unbestimmte Vorstellung verbinden läßt, indem ja dieses Neue selbst wieder sich in ein Aelteres, in ein Neueres und Neuestes theilt, so daß das, was am Anfange als das Vorherrschende des Zeitalters erscheint, am Ende schon wieder in seinem Verschwinden begriffen ist.

Ehe wir nun an das Einzelne gehen, möge ein kurzer Ueberblick über den Zustand der Dinge bei'm Abschluß des Reformationszeitalters gestattet sein.

Das sinnreiche und künstliche Gewebe der Hierarchie, welches sich im Mittelalter von Rom aus nach allen Enden hin verbreitet hatte, es hatte durch die Reformation mächtige Risse erhalten; aber noch liefen seine Fäden nach allen Richtungen der Welt, und tausend Hände waren geschäftig, das Abgerißne wieder anzuknüpfen und die Lücken auszustopfen. Es kann somit nur im Durchschnitte und auch da kaum behauptet werden, daß der Norden Europa's, wie man gewöhnlich annimmt, schon damals vorzugsweise dem Protestantismus, der Süden dem Katholicismus ergeben gewesen sei. Allerdings hatte sich von Wittenberg aus die lutherische Reformation bis nach Schweden und Dänemark hin verbreitet, und die meisten weltlichen Fürsten und Städte des nördlichen Deutschlands huldigten dem reformatorischen Princip. Aber noch immer wußte auch in diesen Gegenden die alte Kirche durch die geistlichen Fürsten, deren Besitzthümer durch die neuen Religionsverträge gesichert waren, so wie durch die Jesuiten, die in alle Gegenden der Welt sich verbreiteten, ihre Ansprüche geltend zu machen. Am Niederrhein, in Polen, in Schlesien, in Scandinavien und Belgien fehlte es Rom nicht an mächtigen Stützen, und in England und Schottland war es noch nicht zu einem festen Zustande der kirchlichen Dinge gekommen. Umgekehrt war mitten im Kampfe der Protestantismus auch bis in den Süden Europa's hinabgedrungen, und wenn auch in Spanien und Italien die einzelnen Be-

kenner der neuen Lehre mehr nur als sporadische Secten behandelt
den, oder auch (namentlich in Italien) das protestantische Princip sich
dem des Humanismus vermengte, so finden wir dagegen namentlic
südlichen Frankreich (weit mehr als im Norden des Landes) eine kr
aufschießende Wurzel des Protestantismus. So sind auch in Deutsch
zwar Oestreich und Baiern die mächtigsten Bewahrer des Katholicisn
aber in beiden Ländern wimmelte es noch damals von Bekennern
neuen Lehre: in Wien ertönte sie von den Kanzeln, und tief nach Un
und Siebenbürgen hinein war ihr Schall gedrungen. Auch die ältern
gionsparteien, die der Reformation vorangegangen waren, die l
quisten in Böhmen, die Waldenser in den Thälern des Piemont, t
häufig als die Glaubens- und Leidensgenossen der verfolgten Protesta
auf. — Es ist somit in dieser Hinsicht noch eine bewegte und kampfr
Zeit, in welche wir eintreten, die zugleich aber auch durch die p
tischen Verhältnisse überaus wichtig ist; denn auch in der politi
Welt sehen wir gleichzeitig mit der Periode, die wir beginnen, bedeu
Veränderungen vorgehn, welche auf die Schicksale der Reformation
nicht geringem Einfluß waren.

Karl V., der das Zeitalter der Reformation mit seinem Na
und seiner Macht beherrschte, tritt fast gleichzeitig mit dem Absch
der deutschen Reformationsgeschichte vom Schauplatz der Geschicht
Im Jahr 1556, das Jahr nach dem Augsburger Religionsfrieden
seinem 56. Lebensjahre, legte dieser von den politischen und religi
Parteien sehr verschieden beurtheilte Fürst seine sämmtlichen Kronen n
und begab sich in das Kloster St. Just, in den schöngelegenen Gefi
von Estremadura, wo er auch nach einem kurzen Aufenthalt von
Jahren sein thatenreiches Leben unter Büßungen beschloß. „Noch nie
hat," sagt Raumer (in seiner Geschichte Europa's), „ein Vater frei
und bei seinem Leben Reiche solchen Umfangs abgetreten, wie Kar
seinem Sohne Philipp." — Spanien, Mailand, Neapel und Sici
die Niederlande, so wie das reiche Mexico und Peru (unlängst durch
tez und Pizarro gewonnen) fielen dem Erben zu, der in der Person P
lipps II. einen neuen Zeitraum eröffnet. Die östreichischen Erbl
gehorchten Karls Bruder, Ferdinand I., König von Böhmen und
garn, auf den auch die deutsche Kaiserkrone überging.

Das deutsche Reich war durch die Reformation zum Theil
schüttert, aber nicht zertrümmert worden. Im Gegentheil waren e
Lutheraner (mehr als die Reformirten), welche während unsrer Pe
seine Formen aufrecht zu erhalten suchten. Sowohl Ferdinand als

Nachfolger, Maximilian II., zeichneten sich durch weise Duldung aus; aber unter Rudolph II., dem der Vorwurf gemacht wird, über astronomischen und alchymistischen Forschungen die Sorge für das Reich vernachlässigt zu haben, gerieth dasselbe in Verwirrung, und es erhoben sich mancherlei Klagen wider ihn. Ungarn und Böhmen mußte er schon bei Lebzeiten an seinen Bruder Matthias abtreten, der ihm im Jahr 1612 folgte. Unter diesem brach der dreißigjährige Krieg aus. Bis zu diesem Zeitpunkte finden wir Deutschland, mit Ausnahme der Türkenkriege und einiger Streitigkeiten der Fürstenhäuser unter einander, in einem gewissen Zustand der Ruhe, und selbst die Religionsangelegenheiten wurden namentlich unter Maximilian mit vieler Milde behandelt, wenigstens im Vergleich mit dem, was wir um dieselbe Zeit in andern Ländern vorgehn sehen.

So bietet namentlich Frankreich uns in dieser Zeit einen traurigen Anblick dar. *)

Wenn das unter Ludwig XI., Carl VIII. und Ludwig XII. erstarkte Reich zur Zeit der Reformation unter Franz I. ein mächtiges Gegengewicht gegen Karls V. ehrgeizige Unternehmungen gebildet hatte, so trat nun bald darauf für das Haus Valois eine traurige Katastrophe ein. Schon Heinrich II. stand unter fremdem Einfluß einiger Großen seines Reichs, und als dann auf die schwache Regierung Franz' II. das vormundschaftliche Regiment der Katharina von Medicis über Karl IX. eintrat, ging die Würde der königlichen Macht vollends verloren; denn auch nach der eingetretenen Mündigkeit ihres Sohnes, so wie unter Heinrich III. führte sie fast ununterbrochen das Scepter fort, bis endlich mit dem Tode dieses letztern, mitten unter den größten Verwirrungen, in welche das Reich gestürzt worden war, das Haus der Valois erlosch, und mit Heinrich von Navarra in der Person Heinrichs IV. das Haus der Bourbonen auf den Thron der Capetinger sich schwang. Ich will durch eine weitere Schilderung der Lage dieses Reichs der Erzählung nicht vorgreifen. Da die politischen Streitigkeiten der feindlichen Häuser Bourbon und Guise, die despotische Macht der Ligue u. s. w. auf's innigste zusammenhängen mit den Religionsverfolgungen und Religionskriegen, so werden wir erst dort auch den politischen Zustand Frankreichs näher kennen lernen.

In England **) war auf Eduards VI. Tod und nach der unglück-

*) Vgl. Ranke, Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrh. I. Stuttgart 1852.

**) Außer den bekannten Werken von Macaulay, Dahlmann und Ranke

lichen Wendung, welche das Schicksal der protestantischen Johanna Grei genommen, die katholische Maria gefolgt, die älteste Tochter Heinrichs VIII. (1553). Durch ihre Vermählung mit Philipp II. von Spanien schien England sowohl in die politische Abhängigkeit dieser westlicher Macht, als auch in die noch drückendern religiösen Fesseln des spanischer Inquisitionssystems zu gerathen. Aber mit der jüngern Tochter Heinrichs, der Königin Elisabeth, beginnt 1558 die Glanzperiode der englischen Geschichte. Welchen mächtigen Contrast bildet diese Regierung zu der gleichzeitigen Philipps II. in Spanien! Da sehen wir die Interessen des Protestantismus und Katholicismus sich geltend machen als bedeutende Gewichte in der Wage des politischen Staatensystems. An dem festen Willen einer Frau scheitert die Staatskunst eines Regenten der halben Welt, und der Sieg über die unüberwindliche Armada ist uns gleichsam auch ein Symbol der geistigen Ueberlegenheit des Protestantismus, wie er in dem Bilde dieser Fürstin sich darstellt, über den mächtigen Koloß des mit der Autorität der Kirche sich verbindenden Despotismus, der die Länder Europa's Jahrhunderte lang unter die Füße trat.

Aber auch in England bleibt es nicht der geistigen Macht allein vorbehalten, dem Protestantismus den Sieg zu verschaffen. Sowohl hier als in der damit so eng verbundenen Geschichte Schottlands fehlt es nicht an blutigen Kämpfen, und an die Religionskriege in Frankreich und den Niederlanden reihen sich zu Ende unsrer Periode die nicht minder blutigen unter der unglücklichen Regierung der Stuarts.

Groß und bedeutungsvoll tritt im politischen Gemälde dieser Zeit der Kampf der Niederlande mit der spanischen Macht hervor, der in der innigsten Verbindung steht mit der Kraft, welche England auf der andern Seite dieser Macht entgegenstellte. Aber auch dieser Kampf hängt zu genau mit den religiösen Kämpfen selbst zusammen, die wir noch zu betrachten haben, als daß wir schon hier in Einzelnes eingehen könnten.

Zu einem vollständigen Ueberblick der politischen Zustände um diese Zeit würde auch noch ein Blick auf das zerrissene Italien, so wie ein Blick auf die pyrenäische Halbinsel gehören; und ebenso dürfte der höhere Norden Europa's, der seit Gustav Wasa für die protestantische Geschichte von Bedeutung wird und dann unter Gustav Adolph im dreißigjährigen Kriege den Ausschlag giebt, unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber wir wollen uns jetzt für den Anfang nicht zu sehr zerstreuen und das Ge-

über die Geschichte Englands vgl. Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten Großbrittanniens. I. Thl. 1. und 2. Bd. Leipzig 1845. 1853. und Weingarten, Die Revolutionskirchen Englands. Leipzig 1868.

mälde nicht zu groß anlegen. Es kann von uns nicht verlangt werden, die Weltgeschichte vorzutragen; wir wollten einstweilen bloß den Boden bezeichnen, auf dem die religiöse Geschichte unsrer Periode sich vorzugsweise bewegt: und da mag es denn vor der Hand genügen, wenn wir außer Deutschland besonders Frankreich, England und die Niederlande in's Auge fassen und die großen Persönlichkeiten, an welchen die Geschichte hängt, in den Vordergrund stellen. Nicht leicht bietet eine Zeit so großartige Begebenheiten und — ich möchte sagen — eine solche dramatische Entwicklung dar, als eben die, welche das Programm unsrer kirchengeschichtlichen Vorlesungen bilden soll. Kein Wunder, wenn unsre größten Dichter den Stoff zu ihren Bearbeitungen größtentheils aus dieser reichen Quelle geschöpft, aber auch manche Historiker eben diese Zeiten zum besondern Gegenstand ihrer Darstellungen gewählt haben.*) Im „Großen und Ganzen" können wir schon jetzt die gewaltigen Erschütterungen wahrnehmen und den Eindruck des Herannahens einer neuen Zeit empfinden. Es sind uns schon jetzt „die allgemeinen Umrisse vorgezeichnet, in die die Menschheit erst langsam hinein wachsen konnte, aber von denen gewiß war, daß sie im Wesentlichen den großen, feststehenden Rahmen einer neuen Entwicklung bildeten."**)

---

*) Außer den schon genannten Geschichtswerken sind über diesen ganzen Zeitraum zu vgl. Friedrich v. Raumers Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, so wie dessen Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts (2 Bde.), und die Beiträge zur neuern Geschichte in Briefen aus London; sodann Karl Adolph Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen vom 4. Bande an; und Ranke. Auch Häusser „Das Zeitalter der Reformation" erstreckt sich noch über dieses Zeitalter hinaus.

**) Häusser a. a. O. S. 269.



Zweite Vorlesung.

Aeußere Schicksale des Protestantismus. Deutschland nach dem Religionsfrieden. — Die Verfolgungen der Reformation in Frankreich unter Franz I. und Heinrich II. Die ersten Märtyrer-Schicksale der Waldenser. — Rundschau über den Calvinismus in Frankreich. Die erste Gemeindebildung zu Paris und die erste Pariser Synode.

Wir wenden uns nun sogleich unsrer ersten und nächsten Aufgabe zu, die äußern Schicksale des Protestantismus in den verschiedenen Ländern Europa's genauer zu betrachten.

Die deutsche Reformationsgeschichte schließt sich mit dem sogenannten Religionsfrieden, welcher nach den schmalkaldischen Kriegen zu Augsburg 1555 geschlossen wurde.

Man würde sich eine falsche Vorstellung von dem Inhalt des Augsburger Religionsfriedens machen, wenn man glauben wollte, es sei durch diesen Frieden der Grundsatz einer vollkommnen Gleichstellung der Religionen in der Weise anerkannt worden, wie wir etwa jetzt in paritätischen Ländern beide Religionsformen neben einander bestehen sehen. So war es nicht. Es wurde zwar festgesetzt, daß jeder Reichsstand, er möge katholisch oder protestantisch sein, bei seinem Glauben, seinen Ceremonien, bei Hab' und Gut, bei Land, Leuten und Rechten ruhig und friedlich gelassen werde, und daß kein Stand den andern mit Gewalt zu seiner Religion drängen solle. Allein so frei dieß auf den ersten Augenblick klingen mag, so traten doch mancherlei Beschränkungen ein, welche den Zustand der Protestanten noch immer zu einem sehr prekären Zustand machten. Vorerst darf nicht vergessen werden, daß der Friede nicht allen Protestanten, d. h. nicht allen denen, welche seit den erwachten Glaubenskämpfen von der römischen Kirche sich getrennt hatten, galt, sondern nur den Augsburgischen Religionsverwandten, d. h. allen denen, die sich ausschließlich zur Augsburger Confession hielten,

den Lutheranern, während alle die von den Vortheilen des Friedens ausgeschlossen waren, welche der Zwingli'schen Vorstellung vom Abendmahl beistimmten oder auch nur von ferne sich ihr näherten. Die Uneinigkeit, welche in dieser Beziehung unter den Bekennern des reinen Evangeliums herrschte, konnte den Gegnern nicht unbemerkt bleiben, und sie wurde nun gern benutzt, um die Macht der Protestanten zu schwächen und zu theilen. Der Haß, welchen die meisten Lutheraner damals gegen die Reformirten hegten, mochte es selbst gern sehen, daß die letztern vom Frieden ausgeschlossen waren, ohne zu bedenken, daß eben dadurch der Friede selbst nur ein halber sei. Indem ferner der Friede nur den Bekennern der Augsburger Confession gelten sollte, wurden damit diesen Bekennern selbst für alle Zukunft die Hände gebunden, da die geringste Abweichung von der Confession ihnen das Recht nahm, sich auf den Frieden zu berufen. Wir werden in der Folge sehen, wie diese einschränkende Bedingung mit ein Grund des ängstlichen Haltens am einmal gegebenen Buchstaben der Lehre war. Jedes weitere Hinausschreiten über denselben konnte als Friedensbruch gedeutet werden: und somit war unter dem scheinbaren Vortheil des Friedens dem Protestantismus seine Wurzel abgeschnitten und sein innerer Bildungstrieb gehemmt. Endlich war auch dafür gesorgt, daß der bisherige Protestantismus, den man so weit duldete, als er sich streng an die Augsburger Confession hielt, nicht weiter um sich greifen sollte, indem man ihm nicht nur die innere Lebenswurzel, sondern auch die äußern Subsistenzmittel abschnitt. Dieß geschah durch den sogenannten geistlichen Vorbehalt. Dieser Vorbehalt bestand darin, daß eine jede Partei in dem Besitze der Kirchengüter bleiben sollte, die sie vor dem Abschluß des Passauer Vertrags besessen hatte, so daß also, wenn in Zukunft ein katholischer Fürst sich bewogen fand zur protestantischen Partei überzugehn, er es zwar für seine Person thun konnte, aber darum nicht berechtigt war, auch die Kirchengüter zu den Bedürfnissen des protestantischen Cultus zu verwenden, sondern er mußte diese der katholischen Kirche zurücklassen. Damit wurde besonders der Uebertritt der geistlichen Reichsfürsten erschwert, welche natürlich nicht gern ihre reichen Pfründen verließen, um als protestantische Prediger eine dürftige Anstellung zu suchen. Diesen Vorbehalt wollten sich die Protestanten aus begreiflichen Gründen nicht gefallen lassen; und auch bei dem Friedensabschluß konnte man sich gerade über diesen wichtigen Punkt nicht verständigen, so daß es auch in der Folge nicht an mannigfachen Reibungen fehlte.

Wir überlassen einstweilen Deutschland seinem schwankenden Frie-

denszustande, dessen Unterbrechungen und Störungen wir am besten unmittelbar mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges seiner Zeit in Verbindung bringen werden, und wenden uns jetzt den Ländern zu, in welchen der Religionskampf nicht mit den rostigen Waffen einer schon veralteten Fehde, sondern mit den blanken und frisch geschliffenen Waffen religiöser Begeisterung, freilich auch leidenschaftlicher Aufregung und politischer Entzweiung geführt wird.

Indem wir hier zuerst auf Frankreich unsre Blicke werfen, müssen wir zu den Anfängen zurückgehn, welche die Reformation in diesem Lande nahm, zu einer Zeit, als in Deutschland der Kampf seine Höhe erreicht hatte. *)

Wir wissen bereits aus der Reformationsgeschichte, daß die Schwester Franz' I., die Königin Margaretha von Navarra, eine große Gönnerin der durch Luther gereinigten Lehre war. An ihrem Hofe fanden schon bald nach dem Ausbruch der Religionsstreitigkeiten in Deutschland die um ihres Glaubens willen Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte, und schon um das Jahr 1521 gab es in mehreren Städten Frankreichs kleine Gemeinden von Evangelischen, z. B. in Meaux in der Nähe von Paris, wo der dortige Bischof Briçonnet, Graf von Montbrun, die Reformation beförderte. Jacob Lefevre (Faber Stapulensis), Wilhelm Farel, Gerard Roussel**) waren von ihm nach Meaux berufen und lehrten unter seinen Augen. Auch förderte er auf seine Kosten die Verbreitung der Bibel unter dem Volke. Zu Grenoble wurde erst von Amadeus Maigret, dann von Peter Sebevilla um das Jahr 1523 das Evangelium nach gereinigten Grundsätzen gepredigt. Diese französischen Reformatoren standen meist mit den Schweizern in Verbindung, und so munterte denn auch Zwingli den Peter Sebevilla in einem Briefe zur Standhaftigkeit in seinem Berufe auf. ***) Auch Franz

*) Einen guten Ueberblick der französischen Reformationsgeschichte giebt G. de Félice, Histoire des Protestants de France, depuis l'origine de la réformation jusqu'au temps présent. Paris 1850. Von neuern deutschen Werken sind besonders beachtenswerth: Weber, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältniß zum Staat in Genf und Frankreich bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes. Heidelberg 1836. G. V. G. Soldan, Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. Leipzig 1855. II. u. G. von Polenz, Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im J. 1789. Damit zu vergl. Ranke's französische Geschichte. 5. Bd.

**) Ueber diesen: Charles Schmidt, Gérard Roussel, Prédicateur de la Reine Marguerite de Navarre. Strassb. Paris et Genève 1845.

***) Vgl. Zwinglii Opera VII. (Epist. I.) p. 319. Der Brief ist vom 4. December

Lambert aus Avignon gehört zu denen, welche den ersten Samen der Reformation in Frankreich ausstreueten. Er hatte, aufmerksam gemacht durch Luthers Schriften, dem Klosterleben entsagt, dem er sich als ein Mitglied des Franciscanerordens mit ganzer Seele ergeben hatte, war dann 1522 nach einem kürzern Aufenthalt in Lausanne nach Deutschland gegangen und hatte sich um Luthers Bekanntschaft und eine Lehrstelle beworben. Mit einer Wittenbergerin verheirathet begab er sich 1524 nach Metz und trat in dieser Stadt als Reformator auf. Von da vertrieben kam er nach Straßburg, und wandte sich in der Folge dem hessischen Lande zu, wo er als Professor der Theologie zu Marburg im Jahr 1530 starb.*)

In Paris erregte der Pfarrer Peter Caroli in den Jahren 1524 und 1525 nicht geringes Aufsehn, als er, nach der damals sogenannten neuen Art zu predigen, den Brief an die Römer auf der Kanzel erklärte, und sich in manchen Beziehungen dem Mariendienste und dem Bilderwesen widersetzte. Das Lehren wurde ihm darauf von der Sorbonne verboten. Er begab sich nach Genf, wo er jedoch mit Calvin in Streit gerieth und in der Folge sogar zur katholischen Partei zurückkehrte. Ein geborner Deutscher, Wolfgang Schuch,**) predigte in dem lothringischen Städtchen St. Hippolyte gegen den Bilderdienst, das Fasten und andre Mißbräuche. Die Thesen, welche er über diese und verwandte Gegenstände niederschrieb, wurden von der Sorbonne verdammt und ihr Urheber der Lästerung gegen den heiligen Geist bezüchtigt. Als der Herzog Anton von Lothringen drohte, die Stadt St. Hippolyte dem Raub der Flammen preis zu geben, solange sie diesen Ketzer bei sich dulde, stellte sich Wolfgang, um das angedrohte Unglück von seiner Gemeinde abzuwenden, freiwillig in Nancy, der damaligen Hauptstadt von Lothringen, eingedenk des Grundsatzes, daß der treue Hirte sich hingebe für die Schafe, und daß niemand größere Liebe habe, als der für seine Freunde zu sterben weiß. In Nancy wurde er festgenommen und nach einjähriger Gefangenschaft zum Flammentode verurtheilt. Er empfing sein Urtheil, in die Worte des Psalmisten ausbrechend (Ps. 122): „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen."

1523. vgl. Gerdes IV. p. 21. Scult. Annal. p. 157 u. Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. II. S. 219.

*) Vgl. Baum, Franz Lambert aus Avignon. Straßburg und Paris 1840. Félice p. 38. u. unsere Reformationsgeschichte (im 3. Band der Vorlesungen S. 336 u. 413.

**) Vgl. Gerdes p. 44. Schröckh a. a. O. und Histoire des Martyrs p. 89.

Ehe man ihn selbst auf den Scheiterhaufen führte, wurden seine Bücher vor seinen Augen verbrannt, und er gefragt, ob er widerrufen wolle? Als er dieß verneinte, wurde ihm dasselbe Schicksal, wie seinen Büchern bereitet. Unter dem Geprassel der Flammen tröstete er sich mit den Worten des 51. Psalms: „Gott! sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!“ So starb dieser Deutsche als einer der ersten protestantischen Märtyrer Frankreichs den 19. August 1525. Schon vor ihm waren Johann le Clerk zu Metz und Jacob Pauvent (Pavanes) zu Meaux als Opfer gefallen.*)

Als Franz I. im Jahr 1526 aus seiner Gefangenschaft nach Frankreich zurückgekehrt war, war eins seiner ersten Geschäfte die Ausrottung der Ketzerei in seinem Lande. Der Erzbischof von Sens, der zugleich Kanzler war, hielt in den Jahren 1527 und 28 eine Synode zu Paris, die gewöhnlich die Synode von Sens heißt, welche zwar mancherlei Verbesserungen innerhalb der Kirche vorschlug, aber doch strenge Gesetze gegen die Anhänger der lutherischen Kirche erließ. Aehnliches that der Erzbischof von Bourges, Franz Tournon, 1528. Alle diese Gesetze konnten jedoch nicht hindern, daß nicht Luthers Lehre (noch ehe Calvin auftrat) in Frankreich mehr und mehr Anhang gewann. Unter den Freunden dieser Lehre befand sich auch der königliche Rath Louis Berquin, ein Edelmann aus Artois, der trotz der Warnungen des ihm befreundeten Erasmus es nicht unterließ die Irrthümer der Kirche zu bestreiten, und, gleichfalls von der Sorbonne verfolgt, den 10. Novbr. 1529 den Tod durch Henkershand starb, nachdem er zu verschiedenen Malen eingekerkert worden war.

Die Dreißigerjahre des 16. Jahrhunderts waren für die Protestanten in Frankreich Jahre harter und mannigfacher Prüfung. Der junge Calvin, vielfach in dieselben verflochten, war erst Augenzeuge davon, bis er den Verfolgungen ausweichend sich nach Basel flüchtete, und von hier aus eine schöne und kräftige Zuschrift an Franz I. erließ, worin er ihn aufforderte, die Verfolgungen der Schuldlosen einzustellen und der Sache Gottes freien Lauf zu lassen. Aber vergebens! Immer mehr Opfer wurden geschlachtet. Besonders zeichnete sich das Jahr 1535 durch vielfache Hinrichtungen aus.**) Der König ließ den 29. Januar eine sogenannte Lustration vornehmen, ein Versöhnungsfest für den Staat. Das Bild des heiligen Ludwig und die Reliquien der heiligen Genoveva, als der Schutzheiligen von Paris, an die man sich in den

*) Félice p. 29. 30.

**) Vgl. Henry, Leben Calvins S. 74 ff. und Histoire des Martyrs p. 106.

größten Nöthen zu wenden pflegte, und andere Heiligthümer wurden in feierlicher Procession umhergetragen. Den Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen folgte der König mit seinen Prinzen zu Fuß und mit entblößtem Haupte; ihnen schloß sich der Hof, das Parlament, die Gesammtheit der Innungen und Brüderschaften an. Längs den Häusern, an denen die Procession vorüberwallte, standen Bürger mit brennenden Kerzen, die bei'm Anblick des Hochheiligen, das vorübergetragen ward, auf die Kniee fielen. Nun ward die Messe gefeiert. Bei dem darauf folgenden Gastmahl im bischöflichen Palaste ergoß sich der König in einer langen Rede gegen die Ketzerei, worin er betheuerte, daß, wenn er ein Glied seines Leibes vom Gifte derselben angesteckt wüßte, er dieses Glied lieber ausreißen, als den ganzen Leib dem Verderben preisgeben würde. Um aber das Ganze des Festes zu verherrlichen, wurden, als der König auf sein Schloß zurückzog, auf jedem der Hauptplätze von Paris, an denen ihn sein Weg vorüberführte, Scheiterhaufen angezündet, auf denen im Ganzen sechs Menschen lebendig verbrannt wurden. Das Volk geberdete sich dabei so unsinnig, daß die Henker die ihnen verfallnen Opfer kaum vor dem Zerreißen schützen konnten. — Aus dieser Verfolgung werden uns mehrere Märtyrer namhaft gemacht. Ein Schuhmacher zu Paris, Barthelemy Milo, hatte sich früher durch natürliche Geistesgaben und Witz ausgezeichnet, welchen letztern er jedoch mißbrauchte die Religion zu verspotten. Der Unglückliche war in Folge seiner Ausschweifungen an allen Gliedern, außer der Zunge und den Armen, gelähmt. Als er einst in diesem betrübten Zustande vor seiner Bude saß, ging ein Evangelischer vorüber, den er verspottete. Dieser aber reichte ihm ein Neues Testament. Milo fing an in dem Buche zu lesen, las sich immer tiefer hinein, wurde immer ernster und nachdenkender, und endlich ein Anhänger der verfolgten Secte. Von nun an änderte er seine ganze Lebensart. Seine Krankheit trug er mit der größten Geduld und Ergebenheit, er unterrichtete Kinder im Schreiben und beschäftigte sich mit Goldarbeit und Graviren. Was er verdiente, wandte er den Armen zu. Sein Zimmer war eine Schule, in der das Evangelium verkündet wurde. Schon war er einmal in Verhaft gewesen. Jetzt stürzte einer der Blutrichter, Morin, zu ihm herein und fuhr ihn mit den Worten an: „Milo, aufgestanden!“ Der Lahme erwiderte in dem sanften Tone wehmüthiger Ironie: „Ach Herr, es würde eines größern Meisters bedürfen, als ihr seid, um mich aufzurichten.“ Da ward er ergriffen, hinweggetragen, und verurtheilt auf dem Grèveplatz langsam verbrannt zu werden. Nicolas Valeton, ein Einnehmer von Nantes, wurde

bloß darum, weil er Bücher auf die Seite geschafft hatte, die bei ihm gesucht wurden, gleicher Weise als Ketzer hingerichtet. Ein ähnliches Schicksal hatten Johann du Bourg und Etienne de la Forge, Kaufleute zu Paris, von denen der erstere auf dem Platze les Halles, der letztere auf dem Kirchhofe St. Jean verbrannt wurde, desgleichen Henri Poille, ein armer Maurer u. a. m.

Doch nicht bei einzelnen, wenn auch zahlreichen Hinrichtungen sollte es bleiben. Den Heerd der religiösen Unruhen wollte man ausrotten, und diesen suchte man in den Thälern von Piemont und den angrenzenden Provinzen Frankreichs, in welchen Gegenden die Secte der Waldenser eine kümmerliche Zuflucht gefunden hatte. Wir wissen, wie diese Vorläufer der Reformation längere Zeit in Frankreich auf's blutigste verfolgt wurden. Aber Ludwig XII., der sich von dem stillen und frommen Lebenswandel dieser Thalleute überzeugt hatte, hatte auch seiner Zeit die wider dieselben gerichteten Zumuthungen der römischen Curie mit den merkwürdigen Worten abgelehnt: „Laßt sie gehen, sie sind bessere Christen als wir;“ er hatte die Prozesse gegen sie niedergeschlagen, die Acten in die Rhone werfen lassen und ihnen den Schutz der Gesetze gewährt. Unter diesem Schutze bewohnten die Waldenser die kleine Stadt Cabrières in der Grafschaft Venaissin, und besonders blühend erhob sich der Flecken Merindol in der Provence mitten unter einer Anzahl größerer und kleinerer Dörfer, die von dieser Secte bewohnt waren. Durch die Berührung mit den Männern der schweizerischen Reformation (Oekolampad und Haller) und den Straßburger Theologen (Bucer und Capito) waren ihre Prediger in der evangelischen Lehre befestigt und in manchen Stücken derselben weiter geführt worden. Kein Wunder, daß man sie nun auch gleich den Protestanten verfolgte. Als im Juni des Jahres 1540 das Edict von Fontainebleau erschienen war, das allen Richtern und Beamten die Verfolgung der Ketzerei zur Pflicht machte, kam die Reihe der Verantwortung auch an die Waldenser. Als die vor die Schranken Geladenen nicht erschienen, wurden sie den 18. Nov. in Contumaz verurtheilt. Nicht nur Hab und Gut, sondern auch Weib und Kind waren dem Fiscus verfallen. Indessen lautete der Bericht, welchen der Statthalter du Bellay-Langay dem König Franz über das Verhalten der Waldenser in Piemont erstattete, zu deren Gunsten. Sie wurden als Leute geschildert, die durch unverdrossenen Fleiß die früherhin rauhe Gegend fruchtbar gemacht haben und welche durch Reinheit der Sitten, durch Treue gegen den König, durch Wohlthätigkeit und Frömmigkeit hervorleuchten. Daß sie sich freilich nicht zur Kirche hielten,

die Ceremonien und die Bilder verwarfen und ihren eigenthümlichen Gottesdienst in ihrer Landessprache gehalten, wurde eben so wenig verhehlt. Auf diesen Bericht hin war der König geneigt, Straflosigkeit für alle Waldenser eintreten zu lassen, sobald sie ihren Irrthum abschwören würden (im Februar 1541). Dazu konnten sie sich aber nicht verstehn. Alle Versuche, die nach dieser Richtung gemacht wurden, waren vergebens. Das Parlament von Aix hatte bereits 1540 ein hartes Verdict erlassen, wonach der Flecken Merindol zerstört und die Gegend umher verwüstet werden sollte. Die Vollstreckung dieses Urtheils, die aus Schonung längere Zeit war aufgeschoben worden, wußte der nunmehrige Präsident des Parlaments von Aix, Johann Meynier, Baron von Oppède, bei dem König durchzusetzen. Im April 1545 rückte er an der Spitze einer bewaffneten Macht in der Provence ein. Wehrlose Greise, Kinder, Frauen, hatten sich vor den Eindringenden in's Gebirge geflüchtet. In Merindol fand sich nur ein einziger junger Bauer vor, den Oppède an einen Baum binden und mit Büchsen nach ihm schießen ließ. In Cabrières waren dreißig Männer und sechzig Frauen zurückgeblieben. Auf die Bedingung eines freien Abzugs hin öffneten sie die Thore; aber gegen das gegebene Versprechen wurden die Einen niedergehauen, die Andern als Gefangene weggeführt. Frauen wurden in eine Scheuer gesperrt und lebendig verbrannt. Achtundzwanzig Dörfer wurden in Asche gelegt, und an viertausend Waldenser kamen dabei um's Leben. Siebenhundert der Stärksten vertheilte man als Ruderknechte auf die Galeeren. Den dahin Abziehenden wurde durch einen boshaften Mönch siedender Talg in die Stiefeln gegossen, um sie, wie der Hohn es ausdrückte, „desto reisefertiger" zu machen. Mit christlicher Ergebung trugen die Verfolgten ihr Schicksal, mehr um das Heil ihrer Seele als um ihres Leibes Rettung bekümmert. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob sich im Volke, das noch nicht alle Menschlichkeit ausgezogen hatte. Baron Oppède rühmte sich zwar seiner Gewaltthat, allein die Strafe seines Frevels sollte nicht ausbleiben. Er ward angeklagt seine Vollmacht überschritten zu haben. Der König wollte ihn nicht vor Augen sehen, und in seinen letzten Augenblicken noch befahl dieser seinem Sohn, die an den Waldensern verübten Greuel zu rächen. Zwar wurde der Baron von dem Gerichte freigesprochen, aber bald nachher starb er an einer schmerzhaften Krankheit, welche die damaligen Geschichtschreiber nicht unterlassen konnten als die wohlverdiente Strafe des Himmels zu bezeichnen.

Die bisherigen Anhänger der Reformation waren meist entweder als Genossen der frühern Waldenser oder auch als Lutheraner be-

trachtet worden, da allerdings die ersten Anregungen zur Reformation in Frankreich von den Schriften des deutschen Reformators und mehrerer Deutschen ausgegangen waren. Allmälig aber gewann Calvin auch vom Auslande aus Einfluß auf die immer mehr sich häufenden protestantischen Gemeinden Frankreichs. Mehrere Mitglieder der Gemeinde zu Meaux brachten die kirchlichen Einrichtungen, welche Calvin in Straßburg getroffen, auch in ihre Vaterstadt zurück. Ein Wollkämmer, Peter le Clerc, verwaltete zu Meaux das Amt eines Aeltesten; die Versammlungen fanden in einem Privathaus statt (das Haus eines gewissen Maugin) und erhielten von einigen Meilen weit her Zulauf. Eines Tages aber im Jahr 1546 wurde eine solche Versammlung plötzlich überfallen, ihrer Sechzig an der Zahl gefangen genommen und nach Paris geführt. Das Parlament verurtheilte Vierzehn unter ihnen, erst auf die Folter gespannt und dann lebendig verbrannt zu werden. Andern wurden die schwersten Leibesstrafen und Landesverweisung zuerkannt. Das Versammlungshaus wurde von Grund aus zerstört. Tags darauf ward an derselben Stelle eine Predigt von einem Mitglied der Sorbonne gehalten, in der die ewige Verdammung der vierzehn Hingerichteten als Glaubensartikel herausgehoben und behauptet wurde, Gott würde nicht Gott sein, wenn er jene nicht ewig verdammte. Nicht nur in Paris allein, sondern auch in andern Städten, zu Sens, Angers u. s. w. fanden ähnliche Hinrichtungen statt. Die Parlamente von Paris und von Toulouse wetteiferten mit einander in dieser Hinsicht.

Wie immer, so geschah es aber auch hier, daß das Blut der Märtyrer ein Same der Kirche wurde. Die klerikale Partei suchte zwar auf alle Weise den Eindruck zu verwischen, den der muthige Zeugentod auf die Gemüther machte, indem sie behauptete, der Teufel, als „ein Affe Gottes", verschaffe den Ketzern diesen Muth, der aber eher Wahnsinn als Seelengröße zu nennen sei. Nichts desto weniger mehrte sich die Zahl der Anhänger, wenn auch manche es nur im Geheimen blieben (Nikodemiten). Auch an den Libertinern, die uns in Genf begegnet sind,*) fehlte es nicht, obgleich sie in Frankreich keinen so fruchtbaren Boden fanden.

Franz I. war den 31. März 1547 gestorben. Keine bessern Aussichten öffneten sich für die Protestanten in Frankreich unter Heinrich II., der seinem Vater folgte in einem Alter von 29 Jahren. Vier Personen waren es vorzüglich, die sich den größten Einfluß auf die Gesinnungen des Königs und auf sein Verfahren gegen die Protestanten zu verschaffen

---

*) Vgl. Bd. 3 der Vorlesungen, S. 587.

wußten: der Connétable Annas von Montmorency, ein angesehener Krieger, aber entschiedener Feind aller Neuerungen in Religionssachen; die Geliebte des Königs, die buhlerische damals bereits achtundvierzigjährige Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois; der Cardinal Carl Guise von Lothringen, der (nach Beza's Ausdruck) das Gewissen des Königs in seinem Aermel hatte, und der Marschall von St. André. Als der König im Jahr 1549 seinen feierlichen Einzug in Paris hielt, da sollte es neben den üblichen Turnieren und neben einer Menge der wollüstigen Ergötzlichkeiten auch nicht an Scheiterhaufen für die Ketzer fehlen. Auf mehrern Plätzen der Hauptstadt wurden Menschen um ihres Glaubens willen verbrannt, und der König scheute sich nicht, näher an die Holzstöße heranzutreten, um seine Augen an den Qualen der Hingerichteten zu weiden. Unter diesen erblickte er sogar einen seiner ehemaligen Diener. Als er sich unter anderem den unwürdigen Scherz erlaubte, einen um seines Glaubens willen gefangenen Schneider von dem Cardinal von Lothringen prüfen zu lassen, in der Hoffnung, daß dieser durch seine einfältigen Antworten ihm und dem Hofgesinde Stoff zum Lachen geben werde, wurde er durch die Antworten dieses einfachen Mannes nicht weniger beschämt, als seine Maitresse, die Herzogin von Valentinois, welche von dem strengen Sittenprediger eine Strafpredigt über ihre schlechte Aufführung anhören mußte. „Madame," sprach der Märtyrer, „seien Sie zufrieden damit, Frankreich angesteckt zu haben und mengen Sie Ihren Schmutz nicht in einen so heiligen Gegenstand." *) Freilich bezahlte der Unglückliche seine Kühnheit mit dem Feuertode und der König hatte die Freude, ihn brennen zu sehen. Aber unverwandt richtete das Opfer während der Hinrichtung die Augen auf den König, daß dieser das Bild des Märtyrers nachher nicht mehr los wurde und es ihn Tag und Nacht wie ein Gespenst verfolgte. Der König verschwor sich, nie mehr solchen Executionen beizuwohnen.

Um erfolgreicher gegen die Protestanten wirken zu können, wurde im Jahr 1551 das sogenannte Edict von Chateaubriand gegen sie erlassen, laut welchem die der Ketzerei Angeklagten sowohl der weltlichen Gerichtsbarkeit des Parlaments, als der geistlichen der Inquisition verfallen erklärt wurden. An der Spitze der letztern stand erst der Dominicaner Matthäus Orri. Späterhin wurde dieselbe noch weiter organisirt, indem die Cardinäle von Lothringen, von Bourbon und Chatillon zu Großinquisitoren des Reichs ernannt wurden, mit der Vollmacht, alle

*) Bei Soldan I. S. 224.

zu verhaften, zu verhören und zu bestrafen, welche der Ketzerei verdächtig wären. *) Alle drei Monate wurden Sitzungen, und zwar immer an einem Mittwoch gehalten (mercuriales), die sich besonders mit Religionsprozessen beschäftigten. Dem Edict von Chateaubriand zufolge war auch allen Schriften, die in Deutschland oder England herauskamen, der Eintritt in Frankreich verwehrt. Die Güter der Geflüchteten wurden eingezogen. Es fehlte nicht an häufigen Anklagen, da die Kläger stets ein offenes Ohr, ja reiche Belohnung fanden. Aehnliche verläumderische Gerüchte, wie man sie gegen die ersten Christen ausstreute, wurden über die Versammlungen der Protestanten ausgesprengt, als ob schamlose Dinge unter dem Scheine der Frömmigkeit verübt, Verschwörungen gegen den Staat angezettelt, Götzendienst getrieben würde, und dergleichen mehr. So kam es nicht nur in der Hauptstadt häufig zu stürmischen Auftritten, sondern auch in andern Städten Frankreichs, in Dijon, Orleans, Bourges, Lyon u. s. w. fanden zahlreiche Verfolgungen und Hinrichtungen statt. Und dieß alles zu einer Zeit, wo Frankreich zu einem Kriege sich rüstete, der den Lutheranern in Deutschland, d. h. dem schmalkaldischen Bunde, zum Siege verhelfen sollte. Im Innern des Landes dieselben Grundsätze mit Feuer und Schwert zu verfolgen, die man außerhalb aus politischen Absichten begünstigte, das galt schon damals für ein Meisterstück der Staatsweisheit. Allein die alte Erfahrung, die sich zu allen Zeiten bestätigt hat, daß Verfolgungen einer Glaubensansicht nur dazu dienen dieselbe, noch mehr zu befestigen, bewährte sich auch hier. Das Edict von Chateaubriand und was sich ferner daran anschloß konnte das Wachsthum der protestantischen Gemeinde nicht aufhalten. Jeder neue Scheiterhaufen war ein Feuerzeichen für die noch Schlummernden, ein Weckruf für die halb Entschiedenen. Weit entfernt, daß auf solche gewaltsame Hinrichtungen hin die Glaubensgenossen sich scheu verkrochen hätten in die entferntesten Schlupfwinkel der Erde, traten sie vielmehr nur um so offener hervor und boten freiwillig ihre Leiber zum Opfer dar; wie ja auch in den ersten Zeiten des Christenthums gegen einen, der sich scheu zurückzog, neun wieder hervortraten und sich dem Märtyrertode preisgaben. Ja, wie dort oft Zuschauer und sogar Vollstrecker einer grausamen Hinrichtung durch den Anblick einer außerordentlichen Standhaftigkeit gewonnen und zur Nachahmung gereizt wurden: so wiederholte es sich auch hier bei verschiednen Gelegenheiten.

---

*) Lacretelle I. p. 275.

Ehe wir der Geschichte der Verfolgungen weiter nachgehen, dürfte es wohl hier am Orte sein, eine Rundschau zu halten von der Verbreitung, welche der Protestantismus um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und etwas darüber hinaus, in Frankreich gefunden hatte. *)

Gehen wir von Paris aus, so finden wir nordöstlich den alten Bischoffitz Meaux, wo die Reformation gleich im Anfang an dem Bischof Briçonnet einen warmen Vertheidiger gefunden hatte, bis er sich wieder der römischen Kirche zuwandte und damit auch die kleine Gemeinde ihren Halt verlor. Weiterhin sehen wir die Hauptstadt auf der Nord-West- und Südseite von einem Kranze kleiner Kirchen umgeben, unter denen die von St. Germain-en-Laye, das kleine Genf genannt, und Chartres sich hervorheben. In der Picardie zeigen sich erst nur schwache Anfänge. Dagegen war ein Theil der Normandie schon so sehr von der neuen Lehre ergriffen, daß die Gegner ihr den Namen des kleinen Deutschlands gaben. Den Mittelpunkt bildete das kleine Rouen gleichsam als Mutterkirche, neben welcher sich Tochterkirchen, wie Dieppe u. a., erhoben. Ging in der Bretagne das Licht des Evangeliums erst später auf, so besaßen dagegen die südlich von der Normandie gelegenen Gegenden von Maine, Anjou, Touraine in den meisten ihrer Städte reformirte Kirchen, namentlich an der Loire. Blühend waren zumal die Kirchen von Angers und Tours. In letzterer Stadt erfreuten sich die Calvinisten bereits um's Jahr 1547 der Gunst des dasigen Bischofs, Johann Olivier (er war der Bruder des einstmaligen Kanzlers). Ihm verdankten sie es, daß ihnen eine alte Kirche des Landes zu ihren Gottesdiensten eingeräumt wurde. Ueber Angers brach jedoch im Jahr 1556 eine Verfolgung aus, in welcher angesehene Personen, unter ihnen der Prediger Johann Rabec, ein gewesener Franciscaner, ihr Leben auf dem Scheiterhaufen opferten. Weiter südlich in Poitou war ebenfalls durch einen Franciscaner und durch einen katholischen Abt der Same des Evangeliums schon im Jahr 1537 ausgestreut worden. Während der Religionskriege, auf die wir bald zu reden kommen, nahm die Stadt Poitiers eine ganz eigenthümliche neutrale Stellung ein; es wurde von Protestanten und Katholiken gemeinschaftlich bewacht und vor gewaltthätigen Ueberfällen beschützt. Auch in den südlich von Poitou gelegenen kleinen Gouvernements Aunis, Saintonge, Angoumois hatte die Reformation frühzeitig Eingang gefunden, selbst unter Mönchen und Nonnen. Mehrere zum Evangelium bekehrte Priester durchwanderten die Küsten-

*) Wir geben diese Uebersicht nach Polenz I. S. 648 ff.

gegenden als Evangelisten und brachten, nach Beza's Zeugniß, eine große sittliche Veränderung hervor. Unter diesen Predigern verdient besonders Philibert Hamelin aus der Provinz Touraine erwähnt zu werden, der im Jahr 1557 zu Saintes verhaftet und auf einen Spruch des Parlaments von Bordeaux hin verbrannt wurde. Neben ihm erscheint als treuer Zeuge der evangelischen Wahrheit ein einfacher Laie, Bernhard Palissy, der sich vom Töpfer zum Techniker und Agronomen, ja zum Schriftsteller aufgeschwungen hatte. Es waren besonders die benachbarten Inseln von Ré und Oleron, so wie die abgelegene Gegend von Marennes und Arvent (in der Saintonge), welche den um des Glaubens willen Verfolgten als Zufluchtsstätten dienten. Einen Hauptpunkt aber bildet die kleine freie Municipalstadt la Rochelle in dem Gouvernement Aunis. Die erste religiöse Bewegung daselbst war von einer Dienstmagd, Marie Becaudelle (aus der Provinz Poitou) ausgegangen. Sie war 1534 lebendig verbrannt worden, weil sie es gewagt hatte einem Franciscaner aus der heil. Schrift seinen Irrthum nachzuweisen. Aber sie war nicht umsonst gestorben. Rochelle wurde bald eine Burg des französischen Protestantismus. Als die Königin Margaretha von Navarra ihre letzten Tage in Rochelle zubrachte, unterließen es die Geistlichen in ihrem Gefolge nicht, das Häuflein der Gläubigen durch das Wort der Predigt aufzurichten und zu stärken. An Verfolgungen fehlte es freilich auch jetzt nicht. Als drei Einwohner der Stadt im Jahr 1552 es wagten, öffentlich gegen die Lehren und Gebräuche der römischen Kirche aufzutreten, wurden sie vom dortigen Gerichtshof als Ruhestörer und Schismatiker in letzter Instanz verurtheilt: der eine lebendig verbrannt, der zweite erdrosselt, der dritte mit Ruthen gestrichen zu werden, und das Urtheil an allen Dreien vollzogen. „Aber die Asche jener beiden hingerichteten Männer," sagt ein Augenzeuge (der Bäckermeister Pacteau), „war wie ein Samenkorn in dieser volkreichen Stadt, die sich wenige Jahre nachher auf die Seite der Religion schlug." Dieselbe Wirkung brachte diese Asche sogar auf die Richter hervor. Und in der That kam es in Rochelle schon im Jahr 1558 zur Bildung eines kleinen Consistoriums, das aus einem Pastor, vier Aeltesten und vier Diaconen bestand und das sich mitten unter allen Anfechtungen durch Handhabung einer strengen reformatorischen Zucht auszeichnete. — In den Provinzen Guienne und Languedoc, so wie im mittäglichen Frankreich überhaupt, hatte die Reformation bereits tiefe Wurzeln gefaßt. Wir werden auf das Königreich Navarra und auf die Königin Johanna d'Albret später zu reden kommen. Im Languedoc erscheint Montauban

als Hauptsitz des Calvinismus im Süden. Selbst in Toulouse fanden sich Bekenner desselben trotz der Verfolgungen eines fanatischen Parlaments, das dort seinen Sitz hatte. In dem rauhen Landstrich der Cevennen fand schon jetzt, wie in spätern Tagen der Verfolgung, der Protestantismus seine Zuflucht. In Nimes bekannten sich zu der neuen Lehre drei Viertel der Einwohner. Oestlich vom Languedoc, in der Provence und dem Dauphiné hatten sich noch Spuren von Farels früherer Wirksamkeit erhalten. In seinem Geburtsort Gap predigte der jugendliche Greis nach vierzigjähriger Abwesenheit vor einer großen Menge Volkes. Frühzeitig hatte die Reformation in dem kleinen Fürstenthum Orange (unter der Herrschaft des Hauses Nassau) Eingang gefunden und von da aus weiter auch in das päpstliche und französische Gebiet sich verzweigt. In Valence hatte sich eine Kirche zusammengethan, die ein ehemaliger Advocat aus Metz gegründet. Die Nähe Genfs war den Gemeinden im Rhonethal besonders förderlich. Beza zählte bei seinem Besuch in Frankreich über 60 zahlreiche reformirte Gemeinden in jenem Thalgebiet, die sich heimlich versammelten und aus Mangel an Predigern Gefahr liefen zu verkommen. „Wo tausend Prediger nicht hinreichen würden, giebt es kaum vierzig," schrieb eine Synode von Valence (Juni 1562) nach Genf. In Lyon war schon in den Dreißigerjahren ein ehemaliger Dominicaner, Alexander Canus (Laurentius vom Kreuz), ein Freund Farels und Fromments, als Prediger des Evangeliums aufgetreten, war aber ergriffen und nach Paris geschleppt worden, wo er den Tod des Blutzeugen starb. Von dieser Zeit an hatte sich in Lyon eine kleine Gemeinde gebildet, die mehrentheils aus Kaufleuten und Goldarbeitern bestand. In Dijon predigten um's Jahr 1559 zwei dortige Stiftsherren das reine Evangelium mit großem Erfolg, so daß die Kirchen die Menge der Zuhörer kaum zu fassen vermochten. Weniger Eingang hatte die Reformation in der Champagne gefunden; doch fehlte es auch dort nicht ganz an Bekennern. In Troyes hatte der dortige Bischof, Johann Anton Carraccioli, ein geborener Prinz von Melphe sich zur Predigt des Evangeliums bekannt, er selbst hatte in diesem Sinne gepredigt und einem von Paris nach Troyes berufenen jungen Prediger seinen Schutz gewährt. Auf die benachbarte Gemeinde von Vassy werden wir später zu reden kommen. Ferner bot Montargis (in dem Orleannais), der Wittwensitz der Herzogin Renata von Ferrara den Anhängern Calvins, zu denen sie selbst gehörte, eine Zufluchtsstätte. Ganz besondere Erwähnung verdient unter den Städten Frankreichs Orleans selbst. Dort hatte sich schon 1547 eine kleine Kirche aufgethan, und bald war

der Zudrang zu ihr so groß, daß die Stadt bald mit ihrem evangelisch gesinnten Baillif Groslot für einen Hauptsitz der Ketzerei galt. Auch die Provinz Auvergne stand wegen lutherischer Sympathien schon frühzeitig in üblem Geruch.

Bei den schwankenden Zuständen, denen der Protestantismus in Frankreich ausgesetzt war, ist es nicht leicht, eine genauere Zahl sowohl der Gemeinden als der Seelen anzugeben, die sich um und nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zur evangelischen Lehre gehalten haben. Nach neuern Berechnungen wird die Zahl der reformirten Kirchen um diese Zeit auf 2150 angegeben, wenn man alle die Ortschaften mitzählt, „in denen das Evangelium entweder von der Mehrheit oder wenigstens von einer der Hälfte der Einwohner nahe kommenden Minorität angenommen wurde.“ *) Die Zahl der Seelen wird von Einigen auf fünf, von dem französischen Geschichtschreiber de Thou dagegen nur auf zwei Millionen angegeben. Daß man es mit Redensarten, wie „das halbe Reich vom Hugenottenthum angesteckt“, nicht allzu genau zu nehmen habe, versteht sich von selbst. So viel aber mag wohl als richtig angenommen werden, was uns von bewährten Geschichtschreibern gesagt wird, daß zur Zeit Heinrichs II. wohl keine Stadt, keine Provinz, kein Stand war, in denen die neuen Religionsmeinungen nicht irgendwie Fuß gefaßt hätten. „Magistratspersonen und Gelehrte, selbst Geistliche (und diese gegen ihr eigenes Interesse) ließen sich von ihnen einnehmen und die Todesstrafen dienten nur dazu sie zu verbreiten.“ Hierzu kam denn noch die flottante Bevölkerung der großen Städte, wie namentlich der Hauptstadt Paris, unter denen mehr als eine Seele der Predigt des Evangeliums zugänglich war, so daß sich dasselbe auch nach und nach in die untern Volksschichten verbreitete.

Zu einer eigentlichen Gemeindebildung hatten es freilich die Wenigsten gebracht. Die religiösen Zusammenkünfte mochten oft nur in sehr kleinen Gruppen bestehen, die wesentlich den Charakter der Hausandacht trugen. **) Bibellesen, Psalmensingen und gegenseitige Ermahnungen und Tröstungen aus Gottes Wort bildeten den Mittelpunkt dieser Conventikel. Ihre Prediger waren zumeist Evangelisten, die mit Lebensgefahr von Ort zu Ort wanderten und die mit unermüdlicher Thätigkeit und edler Selbstaufopferung sowohl die Verbindung der Gemeinden untereinander, als besonders auch mit der Metropole Genf unterhielten.

*) Polenz a. a. O. S. 656. Baum, Beza II. S. 485.
**) Soldan II. S. 243 ff.

ständige Geistliche fehlten noch großentheils. Der erste Versuch zu einer kirchlichen Organisation ging im Jahr 1555 von Paris aus. Ein junger Mann aus Angers, Jean le Maçon, genannt la Rivière, war von seinem Vater, dem königlichen Procurator de Launay, zum Studium der Rechte bestimmt worden. Er hatte in Genf und Lausanne den Calvinismus an der Quelle kennen gelernt und sich in dessen Grundsätzen so sehr befestigt, daß ihn die Bitten und Thränen des Vaters von seinem neuen Glauben nicht abzubringen vermochten. Er ging nach Paris, wo er in dem Hause eines Edelmanns aus Maine, Namens la Ferrière, Aufnahme fand. Der Edelmann hatte sich der Religion wegen nach der Hauptstadt geflüchtet, wo er in Pré aux Clercs eine Wohnung bezog, die zugleich den Glaubensgenossen als Versammlungsort diente. Die Frau des Edelmanns hatte ein Kind geboren und dieses sollte getauft werden. Durch römische Priester die Handlung vollziehen zu lassen, ließ das Gewissen der Eltern nicht zu, und doch sollte die Taufe vor sich gehen. Inständig und mit Berufung auf Gottes Richterstuhl, vor den sie einst treten und das Versäumte verantworten müßten, bat der bekümmerte Vater die vorhandenen Glieder der Versammlung, sich des der heiligen Taufe bedürftigen Kindes zu erbarmen. Da wurde der junge la Rivière, nachdem man die Sache unter Fasten und Gebet im Gewissen bewegt hatte, von der Versammlung zu ihrem Prediger und mithin zum verordneten Täufer des Kindes erwählt. Man sah darin den Finger Gottes. Das war der Anfang zu einer weitern Constituirung der Gemeinde; denn nun schritt man auch sofort zur Wahl der Aeltesten und Diaconen, und diese zusammen bildeten das erste „nach dem Muster der apostolischen Kirche aus Aeltesten und Diaconen zusammengesetzte Consistorium“ von Paris und das alles mitten unter den Nachstellungen der Feinde, von denen die junge Gemeinde sich umgeben sah. Was im September 1555 begonnen, befestigte sich weiter im Jahr 1557. Dem Beispiel von Paris folgend, geschah nun bald Aehnliches auch anderwärts. *)

Nicht lange darauf, den 25. Mai 1559 wurde unter dem Vorsitz eines Pariser Predigers, Franz Morel, Herrn von Collonges, die erste reformirte Synode in Paris gehalten, die von eilf andern Kirchen beschickt wurde. Hier wurde denn auch das Glaubensbekenntniß der Kirche, aus 40 Artikeln bestehend, verfaßt (Confessio Gallicana) und zugleich auch die Grundsätze der Kirchenverfassung **) auf breitester demo-

*) Soldan a. a. O. Polenz I. S. 434.

**) Im Auszug b. Polenz I. S. 436 ff.

kratischer, oder vielmehr, wie man sich dessen bewußt war, auf apostolischer Grundlage entworfen. Die Presbyterial- und Synodalverfassung bildete den Kern derselben. Man darf aber dabei nicht an eine unbeschränkte Massenherrschaft im modernen Sinne denken. Eine feste Schranke bildete schon das Bekenntniß der Kirche selbst, das nicht eine todte Form, sondern der Grund und Boden war, auf dem die Kirche ruhte. Wer diesen Boden verließ, verlor auch jedes Recht in Sachen der Kirche mitzusprechen. Dazu kam, daß, wenn auch die ursprünglichen kirchlichen Organe nach Stimmenmehrheit gewählt wurden, bei später entstandenen Lücken die Ergänzung nicht wieder durch die ganze Gemeinde, sondern durch Cooptation (Selbstergänzung) stattfand. Im Uebrigen aber war es nicht die Form allein, es war der Geist der neuen Gemeinde, es war die religiös sittliche Kraft ihrer Vertreter, es war die persönliche Verantwortung eines Jeden vor Gott selbst, was das Ganze zusammenhielt. Unzweideutig drückt sich darüber die Gallicanische Confession *) selbst aus, wenn sie, in Uebereinstimmung mit den übrigen reformirten Bekenntnissen, Jesum Christum als den einzigen Oberhirten der Kirche darstellt, und ihm alle die unterordnet, die zu Hirten der Kirche, zu Aeltesten und Diaconen derselben bestimmt und ihm verantwortlich sind. Solche Dinge lassen sich nicht machen, auch nicht nachmachen; aber die Geschichte kann und soll zu jeder Zeit sich an ihnen aufrichten und erbauen, und sie wird es nie mehr als da, wo die Zerfahrenheit des kirchlichen Lebens nach allen Seiten hin sich fühlbar macht.

*) Art. 25—33.



Dritte Vorlesung.

Weitere Schicksale der Protestanten in Frankreich. Annas du Bourg und andere Märtyrer — Katharina von Medicis und die Guisen — Verschwörung von Amboise — Ueber die Benennung „Hugenotten" — l'Hôpital und das Triumvirat. Gespräch von Poissy. Theodor Beza. Edict von St. Germain (Januaredict). Greuel zu Cahors und anderwärts. Blutbad in Bassy. Schlacht bei Dreux. Tod des Franz von Guise. Friede von Amboise.

Die Schicksale der Protestanten in Frankreich, die wir bis dahin betrachtet haben, erinnern mehrfach an die Schicksale der ersten Christen im römischen Reich. Auch sie finden wir anfänglich als kleine zerstreute Häuflein von Gläubigen, die hie und da aus der Bevölkerung der größern Städte hervortreten, die in den Häusern der Gläubigen hin und her sich versammeln zu gemeinsamer Erbauung und von reisenden Evangelisten und Mitbrüdern in dem Herrn mitten in ihren Drangsalen besucht und getröstet werden. Es sind die Zeiten des Märtyrerthums, aber auch die Zeiten des noch jungen Glaubens und der ersten Liebe. Das sind auch immer die Zeiten, in denen die Verfassung der Kirche naturgemäß dem Leibe sich anschmiegt, wie ein Kleid, dessen er bedarf sowohl der Zucht als des Schutzes und der Bewahrung wegen. In diesen Zeiten haben auch die Bekenntnisse ihre volle Wahrheit und ihre naturgemäße Geltung. Aus der Zeitlage heraus allein ist auch jetzt noch ihr volles Verständniß zu gewinnen. Die Bekenntnisse sind die im Feuer gehärteten Streitkräfte der Kirche, keineswegs aber wollten sie ein bequemes Ruhekissen bieten, auf dem die spätern Geschlechter sich niederlassen könnten zu süßem Schlafe.

Wir haben bis dahin die Verfolgungen der Protestanten **in** Frankreich auch **von** Frankreich ausgehn sehen. Nun erwächst ihnen aber auch ein Feind von außen, und ein mächtiger Feind durch den im Frühjahr 1559 geschlossenen Frieden von Chateau-Cambresis zwischen Frankreich und Spanien. Nun verpflichteten sich beide Nachbarmächte diesseit wie

jenseit der Pyrenäen, zur Ehre Gottes und zur Fortpflanzung des gemeinsamen heiligen Gaubens wie zur Niederhaltung der Feinde derselben die äußersten Anstrengungen zu machen. Wenn auch kein geheimer Vertrag deßhalb bestand, wie Einige annehmen, so reichte doch schon die offen ausgesprochene Verpflichtung hin, den Eifer von beiden Seiten auf's neue zu schüren. Man konnte dieß bald wahrnehmen. Schon zur Fastenzeit 1559, als die Friedensverhandlungen eben im Gange waren, kam es zu aufreizenden Predigten in Paris. Der Franciscaner Jean de Hau verdächtigte sogar von der Kanzel zu St. Innocent her die damals noch schwankende Regierung, als ob sie es mit den Ketzern hielte, und forderte das Volk auf sich selbst zu helfen. So kam es denn wieder zu blutigen Händeln. Und als wollte die Regierung den Franciscaner seiner Verdächtigung wegen Lügen strafen, verurtheilte das Parlament gleich Tags darauf einen lutherischen Maurer aus der Normandie und bald darauf auch einen alten Winzer aus der Nähe von Paris zum Feuertode. Mit solchen Opfern suchte man den Fanatismus zu schweigen. Es gab jedoch auch eine Partei im Parlamente, die weniger streng verfahren wollte, die sogenannte „Tournelle", eine kleinere Section der Kammer, der die Präsidenten Séguier und du Harley vorstanden. Ja, es ließen sich sogar Stimmen vernehmen, welche, statt das Unheil den Protestanten beizumessen, vielmehr auf die Mißbräuche der eigenen Kirche hinwiesen, denen abzuhelfen hohe Zeit sei. Der schon so oft und viel angeregte Gedanke an ein allgemeines Concil wurde auf's neue angeregt, und von der gegen die Ketzer verhängten Todesstrafe einstweilen Umgang genommen.

Unter den freisinnigen Parlamentsräthen zeichneten sich besonders aus Viole, du Faur und Annas du Bourg. Es komme noch sehr darauf an, hatte sich du Faur vernehmen lassen, wer denn die eigentlichen Störer der Kirche seien, und es könne hier leicht gehen, wie bei Ahab, zu dem der Prophet Elias sagte: du bist es, der Israel verwirrt. Am freisten aber sprach sich Annas du Bourg aus, auf den wir nun unsre Augen zu richten haben:

Annas (Hannas) du Bourg stammte aus einem ansehnlichen Hause in Auvergne, war Neffe des Kanzlers und hatte sich auf der damals berühmten Schule zu Orleans zu einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten gebildet. Eine Zeit lang verwaltete er das Amt eines Lehrers daselbst. Noch mehr aber als seine Gelehrsamkeit waren es der Adel seiner Gesinnung und die Liebenswürdigkeit seiner Sitten, die ihm die Herzen Vieler gewannen. Obgleich er den Zusammenhang mit der römischen Kirche noch nicht förmlich gelöst hatte, so war er doch schon frühzeitig von Haus-

aus mit der Lehre der Protestanten und mit Calvins Schriften bekannt worden. Durch gründliches Studium der heil. Schrift hatte er sich immer tiefer in die evangelische Wahrheit hineingelebt, für welche er jetzt auch öffentlich zu zeugen bereit war. Am 19. October 1557 war er als geistlicher Rath (conseiller-clerc) an das Pariser Parlament berufen worden und um diese Zeit schloß er sich auch den reformirten Religionsgenossen an, von denen auch mehrere im Parlamente Sitz und Stimme hatten. Im Juni des Jahres 1559 erschien der König im Parlament, um einen sogenannten lit de justice zu halten.*) Die Parlamentsmitglieder wurden aufgefordert, ihre Ansichten über die Religionssachen zu eröffnen. Als die Reihe an du Bourg kam, konnte derselbe sich nicht enthalten, seine Ansicht frei und offen dahin abzugeben, daß es ihm unrecht scheine, Menschen um ihres Glaubens willen dem Scheiterhaufen zu übergeben; Menschen, die sich doch angelegen sein ließen für den König zu beten, während man die schamloseste Sittenlosigkeit am Hofe, Meineid, Ausschweifungen und Ehebruch gewähren lasse. Diese rücksichtslose Freimüthigkeit, in welcher der König zugleich einen Angriff auf seine Person erblickte, sollte ihm theuer zu stehen kommen. Aufgemuntert durch den Cardinal von Lothringen und Andere seiner Umgebung gab der König sogleich den Befehl, den kühnen Redner nebst noch andern fünf Parlamentsmitgliedern zu ergreifen und in die Gefangenschaft abzuführen. Vergeblich appellirte du Bourg an das Parlament und an die Erzbischöfe von Sens und Lyon. Er wurde in die Bastille gesetzt, und zwar in einen engen, einem Käficht ähnlichen Gewahrsam, auf Wasser und Brot. Standhaft erduldete er diese Prüfung. Wie einst Luther in den Stunden der Anfechtung, so sang auch er Psalmen zur Laute, und stärkte sich im Gebet. Dann setzte er ein weitläufiges Glaubensbekenntniß auf, das er dem Parlament mit dem Entschlusse zusandte, auf diesen Glauben sterben und ihn zur Ehre des Sohnes Gottes mit seinem Blute bestätigen zu wollen. Seine Freunde aber suchten ihn zu retten, indem sie ihm (ähnlich wie einst Hus' Freunde diesem Märtyrer) die Zumuthung machten, sein Bekenntniß zu widerrufen. Dazu verstand sich du Bourg nicht. Das Einzige, wozu er sich bewegen ließ, war, eine andere Schrift aufzusetzen, welche, wenn sie auch keinen Widerruf enthielt, doch in einer weniger entschiedenen Sprache abgefaßt und so weit gemildert war, daß er seine Befreiung hoffen durfte. Allein auch

*) Die Sitzungen fanden im Augustinerkloster statt, weil gerade um diese Zeit der Parlamentssaal zum Empfang fürstlicher Brautpaare hergerichtet wurde.

dieser Schritt schien den Strengen unter den Glaubensgenossen gewagt. Durch einen ihrer Prediger, Augustin Marlorat, ließen sie du Bourg auffordern, Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben und in offenen, unumwundenen Ausdrücken seinen Glauben zu bekennen. Du Bourg, dem das eigene Gewissen schon Vorwürfe gemacht hatte, trat nun wieder auf die schon halb verlassene Bahn des Märtyrers. Nachdem er Gott um Verzeihung gebeten, setzte er abermals eine Schrift auf, in der er jenes zweideutige Bekenntniß widerrief und sich wieder mit der alten Entschiedenheit zu den früher ausgesprochenen Grundsätzen bekannte.*)

Heinrich II., der bei der Gefangennehmung des frommen Mannes die boshafte Freude geäußert hatte, bald der Hinrichtung desselben beiwohnen zu können, war unter der Zeit durch eine höhere Hand vom Schauplatze dieser Welt abgerufen worden, indem er an einer Lanzenwunde starb, die ihm der Graf Montgomery bei einem Turnier in's Auge beigebracht hatte.**) Sein Bruder und Nachfolger Franz II. schien erst zu milderem Verfahren geneigt. Dennoch wußte es der Cardinal von Lothringen dahin zu bringen, daß das Todesurtheil den 20. December 1559 über du Bourg gefällt wurde. Als man ihm das Todesurtheil vorlas, dankte er Gott und hielt eine Rede an die Umstehenden, in der er die gerechte Sache der Verfolgten bezeugte. Mehrere der Richter wurden zu Thränen gerührt. Er aber ermahnte sie: „Löschet endlich eure Feuer aus und wendet eure Herzen zu Gott, damit eure

---

*) Die Berichte hierüber lauten allerdings verschieden. Während die Histoire des Martyrs, der auch Félice folgt, einer Retraction gar nicht erwähnen, erzählen Andere (wie de Thou) daß allerdings du Bourg auf Zureden rechtskundiger Freunde erst eine ambigua confessio gegeben, sie aber dann widerrufen habe, auf Ermahnung der Pariser Gemeinde hin. Dieser Tradition sind auch mehrere neuere Darsteller gefolgt. So Wenz,| Des Glaubens Kraft. Bonn 1834 und Henry in Pipers evangelischem Kalender. 1851. S. 189. Dagegen ist von andern Seiten geltend gemacht worden, daß du Bourg im Todesurtheil nicht als relaps, sondern als pertinax und obstiné bezeichnet wird. Nach der Hist. eccles. I. 247 soll das Gerücht von einem Widerruf du Bourgs ausgestreut worden sein, um dadurch den befürchteten Versuchen zur Befreiung des Gefangenen zu begegnen., s. Soldan, I. S. 307. Anm. Polenz (I. S. 664) hat indessen die Geschichte (auf Crespin gestützt) wieder aufgenommen, aber so daß dabei du Bourg in einem mildern Lichte erscheint, als nach frühern Darstellungen. Aehnlich auch Schott in Herzogs Realenc. XIX. S. 437 ff. Eine dort citirte ausführliche Darstellung des Prozesses: La vraye histoire contenant l'inique jugement et fausse procédure contre Anne Dubourg. Anvers 1551. ist mir nicht zur Hand.

**) Den 26. Juli 1559. Die Protestanten erblickten darin ein göttliches Strafgericht: aber ihre Sache wurde dadurch nicht gebessert, vgl. Ranke I. S. 198.

Sünden getilgt werden. Der Gottlose verlasse seinen Weg und bekehre sich zu Gott, so wird er sich seiner erbarmen." Dann verabschiedete er sich von ihnen mit den Worten: „So lebt denn wohl, ihr Senatoren! und denket ernstlich darüber nach; ich aber gehe in den Tod." Darauf wurde er gebunden nach dem Grèveplatz geführt, begleitet von vier- bis fünfhundert Mann Bewaffneter. Die ruhige Fassung, die sich auf seinem Gesicht abspiegelte, verließ ihn nicht in dem entscheidenden Augenblicke. „Meine Freunde," so redete er zum Volke, „Gott weiß, daß ich nicht sterbe als Dieb oder Mörder, sondern um des Evangeliums willen." Er entkleidete sich selbst. Als ihn die Henker hinaufzogen, rief er mehreremal aus: „Mein Gott, verlaß mich nicht, damit auch ich dich nicht verlasse." Er wurde zuvor erdrosselt und dann zu Asche verbrannt. Ein Geschichtschreiber*) aus etwas späterer Zeit als dieser Vorfall sagt, daß der Tod dieses Parlamentsraths die Gemüther der Menschen mehr eingenommen habe, als hundert Prediger mit ihren Predigten. Gegen zwei, die man hinrichtete (bezeugt derselbe), entstanden alsbald hundert andre Bekenner.

Wie in den ersten Jahrhunderten der Kirche häufig auch Frauen, eine Blandina, eine Perpetua und Felicitas, durch einen bewundernswürdigen christlichen Heroismus sich auszeichneten, so fehlte es auch damals dem schwächern Geschlechte nicht an ähnlichen Beispielen.

Margaretha Le Riche aus Paris, die Frau eines Buchhändlers Anton Ricaut, gehört dahin. Sie hatte zuerst von ihrem Manne vernommen, was alles gegen den Aberglauben der Kirche gelehrt und gepredigt werde, und war somit an ihrem bisherigen Glauben irre geworden. Daran genügte ihr aber nicht, daß ihr ein Altes entrissen worden, sie suchte nun auch das Neue nicht bloß in seiner verneinenden Gestalt, sondern auch nach seinem positiven Werthe kennen zu lernen; denn ihr Herz begehrte einen Ersatz für das Entrissene, und sie fand ihn in der Religion des Evangeliums. Sie wurde nun eine eifrige Anhängerin der sogenannten Secte, und legte diese Umwandlung ihres innern Menschen auch durch ihr äußeres Benehmen an den Tag. Sie wohnte den Versammlungen der Protestanten bei und konnte sich nicht mehr entschließen in die Messe zu gehen. Solange sie bloß den Aberglauben der Kirche verlacht, im Uebrigen aber sich an die Formen derselben äußerlich angeschlossen hätte, wäre es ihrem Manne recht gewesen, der mehr zu jenen verneinenden Geistern gehörte, welche wohl die Miß-

*) Mézeray, T. VI. (b. Lacretelle).

bräuche verspotten, aber das Wahre nicht mit allem Ernste suchen mögen, noch den Muth haben es zu behaupten. Er warf seiner Gattin ihr Benehmen mit harten Worten vor und brachte es durch seine Mißhandlungen endlich so weit, daß sie sein Haus verließ; doch bald bereute sie diesen Schritt als übereilt. Sie überzeugte sich von der Pflicht, mit dem Gatten auszuhalten, mit dem Gott sie verbunden habe. Kaum aber war sie wieder in das Haus ihres Ehegatten zurückgekehrt, als sie verhaftet wurde. Man brachte sie in die Conciergerie. Vergebens suchten die Doctoren der Sorbonne sie eines Andern zu belehren. Die Weisheit der Theologen scheiterte an dem festen Glaubensgrunde einer beherzten Frau. Selbst die Martern der Folter konnten sie zu keinem Rücktritt bewegen. Während ihrer Gefangenschaft gereichte sie allen Mitgefangenen zum Troste. An ihrem frommen Gesange, der die dumpfen Kerkermauern zu einem Tempel weihte, richtete sich der gesunkene Muth Vieler wieder auf. Sie war es, welche auch besonders den genannten Parlamentsrath du Bourg (der ebenfalls eine Zeit lang in der Conciergerie gefangen war, ehe er in die Bastille kam) durch Worte und Zeichen, die sie ihm durch eine Fensteröffnung zukommen ließ, in seinem Vorsatz bestätigte, dem Evangelium getreu zu bleiben. Er selbst gestand es, eine Frau habe ihm erst den rechten Weg gezeigt, den er betreten müsse. — Mit einem heitern Gesicht ging Margaretha Le Riche zum Tode. Damit sie nicht zum Volke reden könnte, welches in ungewöhnlicher Menge herbeiströmte, um die seltene Heldin zu schauen, wurde ihr ein Knebel in den Mund gelegt (ein Mittel, das fast bei Allen angewandt wurde, die man des Glaubens wegen zum Tode führte). Aber ihr gen Himmel gerichteter Blick sprach deutlich genug zu Allen; und als sie noch einmal gefragt wurde, ob sie nicht widerrufen und den Gebräuchen der Kirche sich fügen wolle, verneinte sie es, und begann von selbst sich zu entkleiden. Abermals gefragt, nachdem sie schon hinaufgezogen war, weigerte sie sich auch jetzt, und so starb sie in den Flammen den Tod einer Glaubensheldin.

Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand blieb verschont in jenen Zeiten. Aus der Regierungszeit Heinrichs II. will ich noch einige Beispiele nachholen, die uns in den alten Märtyreracten aufbewahrt sind. Fünf junge Studierende,*) welche Frankreich verlassen hatten, um in

*) Vgl. Bd. III. (Reformationsgeschichte) S. 608. Ihre Namen sind: Martial Alba von Montauban, Peter Escrinain von Boulogne, Bernhard Séguin von Réôle, Karl Faure von Blanzac und Peter Navihères von Limoges. Vgl. Histoire des Martyrs und Wenz S. 43; ferner: Les cinq Etudiants de l'Académie de Lausanne,

Lausanne sich der Gottesgelahrtheit zu widmen, kehrten nach Vollendung ihrer Studien in ihr Vaterland zurück, um die dort erhaltene christliche Ueberzeugung, in der sie persönlich von Calvin waren bestärkt worden, weiter auszubreiten. Aber schon in Lyon wurden sie als Ketzer verrathen und verhaftet. Ihre Gefangenschaft war hart und qualvoll; sie dauerte vom 1. Mai 1552 bis 16. Mai 1553. Calvin hat bewegliche Trostbriefe an sie gerichtet, hat für sie zu Gott gebetet und sich auch ihrem Gebet empfohlen.*) Vergebens hatte sich auch die Berner Regierung bei'm französischen Hofe für sie verwendet. Sämmtlich starben sie den Tod auf dem Scheiterhaufen. Ihr Ende war so lehrreich und erbaulich für die Zuschauer, daß man in den Scharfrichter drang, die Hinrichtung zu beschleunigen, damit nicht die Umstehenden durch den ergreifenden Eindruck zur Ketzerei verführt würden.

Nicht nur aber Parlamentsglieder, gebildete Frauen und studierende Jünglinge, sondern auch Leute geringern Standes zeigten damals, wie in den ersten Zeiten der Christenheit, einen entschiedenen Muth im Bekenntniß der Wahrheit und zugleich eine feste, in der Schrift gegründete Ueberzeugung. In den Acten der Hingerichteten werden uns Schuster, Schneider, Tischler, Maurer, Schlosser, Buchdrucker und eine Menge Handarbeiter genannt unter der Zahl der Blutzeugen. So in der alten Märtyrergeschichte vom Jahr 1559.

Eine neue Maßregel gegen die Ketzer ergriff der erfinderische Cardinal von Lothringen in der Errichtung einer eignen Kammer im Parlament, die sich einzig und allein mit der Bestrafung der Ketzer befassen sollte und die den Namen der Feuerkammer (Chambre ardente) erhielt. Ein Inquisitor, Namens Mouchy,**) hatte unter seinem Befehl ein ganzes Heer von Spähern, die Tag und Nacht beschäftigt waren der Inquisition neue Opfer zuzuführen. Straflosigkeit und ein Theil des confiscirten Vermögens war den Anklägern zugesichert. Da sah man treulose Dienstboten gegen ihre Herrschaften, Frauen gegen ihre Männer aufstehn und sie dem Blutgericht überliefern. In der Vorstadt St. Ger-

Louis Corbeil et Pierre Bergier (1552—53) d'après les documens inédits de la Bibliothèque de Vadian à St. Gall in der Zeitschrift: Avenir 1853. No. 10 ss.

*) Vgl. die von Jules Bonnet herausgegebenen Briefe Calvins Lettres françaises Tom. I. p. 340. 371. 382. 395. und an die in Lyon niedergelassenen Gebrüder Zollikofer von St. Gallen p. 376. Auch an die Gemeinden in Poitou, in der Saintonge und an einzelne um des Evangeliums willen gefangene Personen (auch eine Dame) finden sich ergreifende Briefe Calvins in dieser Sammlung.

**) Von ihm soll der noch jetzt übliche Name Mouchard (Polizeispäher) herkommen.

main, welche der vielen Protestanten wegen, die darin wohnten, das kleine Genf hieß, kam es zu blutigen Auftritten zwischen den Bürgern und den Schergen der Inquisition. Wie man einst in den ersten Zeiten des Christenthums die Christen nöthigte den Götzen zu opfern oder den Bildern der Kaiser Weihrauch zu streuen, so wurde auch jetzt Aehnliches versucht. Auf den Straßen wurden von dem Pariser Pöbel Kreuze und Heiligenbilder errichtet und Wachskerzen davor aufgestellt. Die Vorübergehenden wurden mit Gewalt genöthigt niederzuknieen und zur Unterhaltung dieses Bilderdienstes etwas beizusteuern. Wer sich weigerte, der ward als todeswürdiger Ketzer behandelt. Alle diese einzelnen Auftritte können wir jedoch nur als Vorspiele zu dem großen allgemeinen bürgerlichen Religionskriege betrachten, der, vielfach in die politischen Interessen Frankreichs verflochten, erfordert, daß wir nun auch diesen unsre Aufmerksamkeit zuwenden. *)

Heinrichs II. Gemahlin, Katharina von Medicis, hatte während der Regierung ihres Gemahls, der, wie schon früher bemerkt, sich ganz von der Diana von Poitiers leiten ließ, mancherlei Zurücksetzungen erlitten, wofür sie sich jetzt unter der Regierung ihres an Körper wie an Geist gleich schwachen Sohnes Franz' II. zu entschädigen suchte. Katharina war die Tochter des Herzogs Lorenzo von Urbino, Nichte des Papstes Clemens VII. Sie wird uns geschildert als eine Frau von seltener Schönheit, von außerordentlichen Geistesgaben, einer weitgetriebenen Verstellungskunst und einem unbegrenzten Ehrgeiz. **) Damals standen sich zwei Parteien im Reiche entgegen, die Partei der Guisen und die der Bourbonen, wovon die Einen dem alten, die Andern dem neuen Glauben zugethan waren.

---

*) Ueber die Quellen s. Wachler a. a. O. S. 4—7. Benutzt wurden von neuern Bearbeitungen: P. L. Lacretelle (Prof. der Geschichte an der Pariser Akademie) Histoire de France pendant les guerres de religion. Paris 1814. IV. Schiller, Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. (Sammlung der historischen Abhandlungen im 7. Band der Werke). L. Wachler, Die Pariser Bluthochzeit. Leipzig 1826. Weber, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältniß zum Staat. Heidelberg 1836. Ranke, Französische Geschichte I. Stuttgart 1852. Félice, Drion, Soldan, Polenz u. s. w.

**) In einem minder grellen Lichte, als sie gemeiniglich geschildert wird, hat Ranke a. a. O. sie dargestellt; doch auch nach seiner Zeichnung erscheint sie nichts weniger als liebenswürdig. Auch Soldan (I. 384), der ihr „sittlichen Charakter wie staatsmännisches Genie" abspricht, findet dennoch „gute Seiten" an ihr. „Ihre Fehler und Verirrungen, zum Theil sogar ihre Verbrechen, werden in milderm Lichte er-

Als Häupter der Bourbonen erscheinen Anton, Herzog von Vendôme, Statthalter von Guyenne und Titularkönig von Navarra, seine ihm an Charakter weit überlegene Gattin, Jeanne d'Albret, sein Bruder Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé. Den Bourbons verbunden waren die Châtillons, unter ihnen der Schwestersohn des Connétable von Montmorency, Franz von Coligny, Herr von Andelot, Bruder des nachmals berühmten Admirals Caspar von Coligny, auf den wir später zurückkommen werden. Andelot hatte sich durch sein freimüthiges Bekenntniß eine längere Gefangenschaft zugezogen. Er saß erst in bischöflichem Gewahrsam, darauf im Schloßgefängniß zu Melun und endlich im Kerker zu Meaux. Er konnte nur dadurch seine Freiheit sich erkaufen, daß er auf Zureden des Cardinals von Lothringen und noch einiger Andern eine Messe im Innern des Kerkers lesen ließ, der er persönlich anwohnte; ein Schritt, den nicht nur Calvin auf's strengste tadelte, sondern den er auch selbst nachher bitter bereute.

Das Haus Guise war eine Nebenlinie des herzoglich-lothringischen Stammes. *) — Claude von Guise, der zweite Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen, hatte sich um's Jahr 1508 in Frankreich niedergelassen und sich am Hofe und im Felde Verdienste erworben. Deßhalb ward seine Grafschaft, die er in Frankreich besaß, im Jahr 1527 zum Herzogthum erhoben. Von sechs Söhnen, die er hinterließ, zeichneten sich besonders zwei aus: Herzog Franz von Guise, durch viele Waffenthaten ausgezeichnet, **) und sein Bruder Carl, der als Cardinal von Lothringen uns bereits als der eifrigste Verfolger der Protestanten bekannt geworden ist. Alle nun, die es mit dem Hause Guise hielten, waren auch zugleich die entschiedensten Gegner der neuen Lehre. Diese Partei war es gewesen, welche besonders auch in der Person der Diana von Poitiers, des Connétable von Montmorency und des Marschalls von St. André bei Heinrichs Lebzeiten auf dessen Gesinnung gewirkt hatte. In der Vermählung des nunmehrigen Königs Franz' II. mit

---

scheinen, wenn das Gewicht der Schwierigkeiten erwogen wird, mit welchen das schwache Weib zu ringen hatte." Sie goß (wie d'Aubigni sagt) „bald Oel, bald Wasser ins Feuer." Vgl. Polenz II. S. 40. Weit ungünstiger urtheilt über sie Häusser, Zeitalter der Reformation. S. 414 und 418.

*) Wachler S. 12. Ranke S. 199 ff.

**) Von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, führte er den Namen le Balafré. Denselben Namen scheint jedoch später auch sein Sohn Heinrich geführt zu haben von einer Wunde, die er bei Chateau-Thierry erhalten hatte. S. Weber S. 133.

Maria Stuart von Schottland, einer Nichte der Guisen, schien diese Partei eine neue kräftige Stütze zu erhalten. — Das Haus Bourbon hatte durch seine Abstammung von Robert Graf von Clermont, dem Sohne Ludwigs des Heiligen, gegründete Ansprüche auf die Königskrone. Aber eben diesen Ansprüchen traten die Guisen mit aller Macht entgegen und so wurde das Feuer politischer Eifersucht zugleich durch den Religionshaß genährt.

Bei Katharina überwog die politische Berechnung, der sie den Fanatismus dienstbar zu machen wußte wie es ihr eben bequem war. Sie schwankte erst lange zwischen den beiden Parteien. Erst war sie gegen die Guisen feindlich gesinnt, bis ihr endlich ihre Politik rieth, sich an dieselben anzuschließen, um mit ihnen an der Beseitigung der Bourbonen und an der Vernichtung des Protestantismus zu arbeiten. Den Ausbruch der öffentlichen Mißhelligkeiten führte die sogenannte Verschwörung von Amboise herbei. — Johann de Barry, Seigneur de la Renaudie aus Perigord, hatte, nachdem er, wie Viele behaupten, unschuldig als ein Betrüger durch die Gerichte war verurtheilt worden, sich nach Genf zurückgezogen und dort die Bekanntschaft Calvins gemacht. Voll Begeisterung für die Lehre dieses Reformators kehrte er nach Frankreich zurück, und suchte überall für die Verbreitung protestantischer Grundsätze zu wirken. In diesen religiösen Eifer mischte sich aber auch ein politischer Factionsgeist, der der guten Sache mehr schadete als nützte, und jene unheilbringende Vermengung der geistlichen und weltlichen Interessen zur Folge hatte, die, wo sie nur immer vorkommt, stets einen düstern Schatten auf die Geschichte des Protestantismus wirft. La Renaudie drang auf Vereinigung aller politisch Gleichgesinnten, oder, wie er sich ausdrückte, aller guten Franzosen. Die Stadt Nantes wurde zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Die Vereinigung fand im Februar 1560 statt. Es erschienen an fünfhundert Edelleute aus allen Theilen des Reichs. In Blois, wohin der Hof der Gesundheit des Königs wegen sich begeben hatte, sollte ein entscheidender Schlag gegen die Guisen ausgeführt werden; aber durch einen Protestanten selbst, den Advokaten d'Avenelles, dem de Barry das Vorhaben mitgetheilt hatte und der solche Umtriebe mißbilligte, weil sie wider das Gewissen streiten, wurde das Complot verrathen. Auch Calvin hatte das Unternehmen, von dem er freilich wußte, nicht nur als ein gewagtes, sondern als ein Unheil bringendes bezeichnet; er hatte es nicht nur „einem Abenteuer irrender Ritter“ verglichen, sondern alles Ernstes von dem Vergießen des ersten Tropfen Blutes abgemahnt, weil dieser ganze

Ströme nach sich ziehen würde, die ganz Europa überschwemmten; er hatte Renaudie im Namen Gottes vor dem Unternehmen als einem frevelhaften und sündlichen gewarnt, aber umsonst. *) Als das Complot entdeckt war, zog sich der Hof in das feste Schloß Amboise zurück, während die Verschwornen unter der Anführung von Castelnau sich des Schlosses Noizai bemächtigten. Es kam zu einem Gefecht, in welchem der Anstifter des Complots, de Barry de la Renaudie, um's Leben kam. Vergebens wurde den Uebrigen Amnestie angeboten, wenn sie die Waffen streckten. Mit diesen in der Hand zu sterben schien ihnen rühmlicher. Allein sie wurden besiegt, an zwölfhundert derselben gefangen und hingerichtet; die Einen an den Schloßmauern aufgehängt, die Andern in der Loire ertränkt. Achtzehn namhafte Kriegsleute wurden mit dem Schwerte umgebracht und ihre Köpfe auf Pfählen aufgesteckt; unter ihnen das Haupt des Anführers, la Renaudie. Ueber demselben las man die Worte: La Renaudie, dit Laforest, chef des rebelles. Die Königin Maria Stuart so wie Katharina von Medicis und die Prinzen des königlichen Hauses sahen vom Balcon herab dem gräßlichen Schauspiel dieser Hinrichtungen zu. Auch hier bewiesen viele der Leidenden eine bewundernswürdige Standhaftigkeit. So der Edelmann Villemangis und der Baron von Castelnau. Durch die Folter wurde von Mehrern das Geständniß erpreßt, daß der Prinz Condé mit um die Verschwörung gewußt habe, ja „das stumme Haupt" derselben gewesen sei, während von Andern **) das Gegentheil bestimmt behauptet wird. Condé zog sich inzwischen in die südliche Landschaft des Bearn zurück und trat dort erst offen zum protestantischen Glauben über. ***)

Um diese Zeit erhielt der vielfach bedrohte Staat eine mächtige Stütze an dem neu erwählten Kanzler Michael de l'Hôpital, welcher dem verstorbenen Kanzler Olivier in seiner Würde folgte. An das Haus der Bourbonen schien Michael de l'Hôpital äußerlich durch den Umstand geknüpft, daß sein Vater, ein Arzt, dem Connétable Carl von Bourbon in die Verbannung gefolgt war †) und seine treue Anhänglichkeit ihm eben dadurch erwiesen hatte. Michael de l'Hôpital war geistreich und gelehrt. Die seltene Gewandtheit seines Geistes ließ ihn in verschiedenen

---

*) Vgl. den Brief Calvins an Coligny bei Stähelin, Calvin I. S. 616 ff. Weber S. 61. Ranke S. 212.

**) Brantôme bei Lacretelle.

***) Wachler S. 22.

†) Lacretelle I. p. 371.

Bahnen sich versuchen: er trat als Dichter und Redner, als Rechtsgelehrter und Staatsmann auf. Ehr- und Vaterlandsliebe hatten den Jüngling wieder nach Frankreich zurückgeführt, und der Vorwurf der Neider, daß er der Sohn eines Geächteten sei, mußte bald vor dem Ruhme verstummen, den sich seine ausgezeichneten Talente erwarben. Schon unter Franz I. wurde der seltene Jüngling hervorgezogen und in's Parlament gerufen. Hier trat er mit edler Freisinnigkeit dem blinden Eifer gegen die Protestanten entgegen, und widersetzte sich manchen Mißbräuchen und Willkürlichkeiten in der innern Verwaltung des Staates. Nachdem er darauf unter Heinrich II. noch andre Stellen, die eines Präsidenten der Oberrechnungskammer und eines Staatsraths, bekleidet hatte, trat er als Kanzler an Oliviers Stelle, dessen Liebling er gewesen war. Sowohl Katharina, die damals noch der Partei der Guisen gegenüberstand, als diese Partei selbst, namentlich der Cardinal von Lothringen, hofften auf ihn. Aber l'Hôpital fragte nicht, was er Katharinen, noch was er den Guisen, noch was er den Bourbonen, sondern was er den Gesetzen und dem Vaterlande schuldig sei. Ohne sich selbst zu der Religion der Protestanten zu bekennen, suchte er mit weiser Mäßigung und nur allmälig eine schönere Zeit der christlichen Duldung herbeizuführen. „Denn nicht mit Gewalt" — das war sein Grundsatz, den er durch's ganze Leben festhielt — „lassen die Meinungen sich ändern, sondern nur durch Gebet und Vernunft."*) Das von ihm vorgeschlagene Edict von Romorantin, welches im Mai 1560 erlassen wurde, hatte den Zweck, die sogenannten Ketzer der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und ihre Beurtheilung bloß den Bischöfen zuzuweisen, während bisher, seit dem Edict von Chateaubriand, geistliche und weltliche Macht vereint zu ihrer Ausrottung gewirkt hatten. Einen weitern Schritt ging er auf der Versammlung der Großen des Reichs zu Fontainebleau (den 21. Aug.), auf welcher die Verhältnisse der Calvinisten besprochen wurden. Zu ihren Gunsten äußerte sich jetzt entschieden der Admiral Coligny, und selbst zwei Bischöfe, Jean de Montluc von Valence **) und Charles de Marillac, Erzbischof von Vienne, sprachen sich, indem sie die Verfolgungen der Protestanten höchst mißbilligten, für die Nothwendigkeit einer Reformation aus. Sie drangen auf die Zusammenberufung einer französischen Kirchenversammlung, der sich aber der Cardinal von Lothringen auf's nachdrücklichste widersetzte. Die gemäßigten Plane l'Hôpitals

*) Vgl. Villemain, Mélanges T. II. p. 95.

**) Der Bruder des Feldherrn, der nachmals die Protestanten verfolgte. Ueber die Verhandlungen s. Félice p. 108 ss.

wurden jedoch durch die Dazwischenkunft eines störenden Vorfalls vereitelt. Der Prinz Condé, der, wie schon bemerkt, sich bisher in Bearn verborgen gehalten, hatte einen Angriff auf Lyon gewagt, welcher mißlang. Man suchte ihn nebst seinem Bruder Anton von Navarra auf den Reichstag zu locken, der sich in Orleans versammelte. Beide erschienen. Condé wurde verhaftet und als Meuterer vor ein Gericht gestellt. Er wurde zum Tode verurtheilt. Allein noch ehe das Urtheil vollzogen werden konnte, führte der unerwartete Tod Franz' II. (den 5. December 1560) die Befreiung Condé's und mit ihr auch neue Verwicklungen herbei.

Der natürliche Thronerbe, der Bruder des verstorbenen Königs, Carl IX., war erst 11 Jahre alt, und so trat die Nothwendigkeit einer vormundschaftlichen Regierung ein. Die Regentschaft fiel bei der Unentschiedenheit Antons von Navarra in Katharinens Hände. Diese Zeit der weiblichen Regentschaft führte für die Protestanten oder Hugenotten (wie sie auch genannt wurden) eine neue und zwar so gewaltige Periode des Kampfes herbei, daß sie an blutigen Auftritten ihres Gleichen sucht.

Es dürfte vielleicht hier am Platze sein, über den Namen „Hugenotten" einiges einzuschalten. *)

Am bequemsten ließe sich die Benennung auf den König Hugo Capet, als den gemeinsamen Stammhalter der Häuser Valois und Bourbon zurückführen, wenn nicht der Name eher als ein Spottname zu betrachten wäre, den die Gegenpartei erfand. Daher denken Andere lieber an einen fabelhaften König Hugo (Huguet), von dem die Sage ging, daß er Nachts als Gespenst umherwandle. **) Indem nämlich die Protestanten in frühern Zeiten ihre Versammlungen im Verborgenen und bei Nacht hielten, wurden sie von ihren Feinden gleichsam als die unheimlichen Nachtgespenster betrachtet; worein sich auch noch die Nebenidee mischen mochte, daß solcher Geisterspuk in Verbindung gedacht wurde mit dem Fürsten der Finsterniß, den man so gern als den Anstifter aller Ketzereien betrachtete. Dieser Spitzname soll zuerst (nach

*) Wie schon bemerkt, hießen die Protestanten in Frankreich Lutheraner. Reformirte wurden sie erst später genannt in officiellen Aktenstücken (la religion prétendu réformée). Diese Benennung ging dann auf die ganze Genossenschaft der „Reformirten" (im Gegensatz sowohl gegen Katholiken als gegen Lutheraner), auch außerhalb Frankreichs über. In Frankreich hießen die Reformirten auch christaudins oder schlechtweg religionnaires oder ceux de la religion. Neben dem Schimpfnamen huguenot hörte man auch den: parpaillot.

**) S. Ranke S. 210. und Grimm, Deutsche Mythologie S. 894.

Beza) in Tours entstanden sein; ähnliche kamen anderwärts vor, in Orleans und in Blois. Außer dieser durch ihre Einfachheit noch immer sich empfehlenden Ableitung hat in neurer Zeit am meisten Beifall gefunden die aus dem deutschen Worte Eidgenossen (eitgenos, hûgenot), indem in den Streitigkeiten der Genfer mit dem Bischof von Savoyen die Feinde des letztern wegen ihrer Verbindung mit den Schweizern diesen Parteinamen erhielten. *) Von Genf wäre dann der Name nach Frankreich gekommen. Nach einer andern Deutung entstand der Name der Hugenotten erst bei der Verschwörung von Amboise. Einer der Gefangenen, ein junger deutscher Adlicher, wollte sich vor dem Cardinal von Lothringen in einer lateinischen Rede rechtfertigen. Die Rede begann mit den Worten: Huc nos advenimus; der Redner stockte aber und wußte nur die Anfangsworte Huc nos herauszubringen. Nach der französischen Aussprache des Lateinischen lauten die Worte allerdings huguenot; aber der Umstand, daß der Redner gerade ein Deutscher gewesen sein soll, macht die Ableitung mehr als verdächtig. Endlich soll auch noch der Name Hus in dem Worte Hugenot stecken, und so wäre die Benennung (les guenons de Hus) gleichbedeutend mit Husiten. Wieder nach Andern soll der Name von einem Städtchen in Tours (porte du Roi Huguon) herkommen, in dessen Nähe die Hugenotten ihre Zusammenkünfte hielten. **) Die Geschichte aller Zeiten lehrt übrigens, daß, wo einmal solche Necknamen (sobriquets) vorhanden sind, die Leidenschaft immer neue Nahrung aus ihnen zu ziehen weiß, und dieß um so mehr, je fabelhafter der Name klingt und je weniger eine klare Idee sich damit verbindet. Es war daher eine gute Meinung des Kanzlers l'Hôpital, als er in der Rede, die er an die versammelten Stände in Orleans hielt, den Antrag machte, solche gehässige Namen, wie die der Hugenotten, Lutheraner, Papisten, abzuschaffen und sich allein des christlichen Namens zu rühmen. Diesem Grundsatz gemäß suchte er auch alles anzuwenden, um den Protestanten eine größere Freiheit zu verschaffen. Er wurde hierin sogar anfänglich von der Regentin unterstützt,

*) Die Gegner des Bischofs, zugleich Anhänger der Reformation, hießen Eidgenossen, die Freunde desselben Mameluken. Vgl. Vorl. Bd. III. S. 479. Dafür dürfte allerdings sprechen die Schreibart Aignos in einer Guisischen Flugschrift vom Jahr 1562. Nicht allzuweit ab läge auch, wenn der Name aus Genf kommen soll, die Zurückführung desselben auf Besançon Hugues, den Anführer der eidgenössischen Partei. Vgl. Weber, Geschichte des Calvinismus, S. 44. und Soldan a. a. O.

**) Vgl. das Weitere bei Henry, Leben Calvins, S. 48. (nach Pasquier, Beza u. a.); bei Gieseler K. G. III. S. 535; bei Soldan I. Beilage II. S. 609, wo sich noch andere, zum Theil höchst abenteuerliche Etymologien mehr finden.

welche die calvinischen Prediger in einer Weise begünstigte, daß man sie eine Zeit lang selbst für eine Hugenottin hielt. So schöpften denn auch die Protestanten neuen Muth und neue Hoffnungen. Prediger wurden aus Genf, aus dem Waadtlande, von Neuchatel berufen. Eine großartige Evangelisirung des ganzen Landes stand in Aussicht. Um so eifriger regte sich die Gegenpartei. An verschiedenen Orten kam es zu Bedrückungen und Verfolgungen. Eine Erscheinung aber, welche dem Protestantismus neue Gefahr drohte und zugleich eine systematische Verfolgung desselben einleitete, war die Bildung des sogenannten Triumvirates. Der Connétable Annas von Montmorency und der Herzog Franz Guise, früher persönliche Feinde, versöhnten sich durch Vermittlung des Marschalls von St. André (Jacques d'Alban) am heiligen Osterfeste des Jahres 1561 durch den gemeinschaftlichen Genuß der Communion. Beide Männer mitsammt ihrem Vermittler schlossen nun einen engen Bund zur Aufrechterhaltung des alleinseligmachenden katholischen Glaubens, und der bisherigen Verfassung der Monarchie. Das geheime Oberhaupt des Bundes war aber König Philipp II. von Spanien, dem die Anarchie in Frankreich eben so willkommen war, als der Sieg des Katholicismus. Indessen steuerte l'Hôpital unerschrocken auf sein Ziel los. Im Juli des Jahres 1561 wirkte er ein königliches Edict aus (das Juli-Edict), welches zwar den Protestanten alle Zusammenkünfte verbot, allein gleich dem früheren Edict von Romorantin die Religionsprocesse bloß auf die geistliche Gerichtsbarkeit, und, was noch mehr war, die über die Ketzer zu verhängende Strafe bloß auf Landesverweisung beschränkte. Von Hinrichtungen und Scheiterhaufen war jetzt nicht mehr die Rede. Ein milderer Weg sollte versucht werden, den Religionsirrungen ein Ende zu machen, ein Weg, der auch in der deutschen und schweizerischen Reformation zu verschiedenen Malen eingeschlagen worden war, ohne daß er jedoch in der Regel zu bedeutenden Resultaten geführt hätte: nämlich die Anstellung eines öffentlichen Religionsgesprächs im September des Jahres 1561 in der Abtei Poissy in der Nähe von Paris. Das Gespräch wurde am neunten des Monats eröffnet. Zwei der berühmtesten reformatorischen Theologen, Peter Martyr, mit dem Beinamen Vermilio, und Theodor Beza, der Schüler Calvins, wurden von der Königin von Navarra eingeladen, auf diesem Gespräch zu erscheinen.

Ueber Beza's Leben bis auf diesen Zeitpunkt erfahren wir Folgendes: Theodor de Bèze, *) geboren zu Vecelay in Burgund den 24. Juli 1519,

*) Schlosser, Leben des Theodor Beza und Peter Martyr. Heidelberg 1809. Baum, Theodor Beza. Leipzig 1851. II.

stammte aus einer guten adelichen Familie. Sein Vater wohnte als Baillif im dortigen Schlosse. Schon als Kind von drei Jahren kam Theodor mit seinem Oheim, der ein sonderliches Wohlgefallen an ihm hatte, nach Paris. Die Mutter entließ ihren Liebling mit schwerem Herzen. Sie sollte ihn nie wiedersehn. Der viel versprechende Jüngling fand Aufnahme in dem Hause des schwäbischen Gelehrten Melchior Wolmar, den wir bereits aus der Lebensgeschichte Calvins kennen. Er feierte in der Folge den Tag, da ihn die Vorsehung in dieses Haus führte, als seinen zweiten Geburtstag. Nachdem er sich von Wolmar hatte trennen müssen, begab er sich nach Orleans zum Studium der Rechte. Im Jahr 1539 wurde er Licentiat. Er hatte die Gabe der Dichtung empfangen. Die ersten Proben derselben legte er in seinen „Jugendversuchen" (Juvenilia) nieder. Auch manches Leichtfertige lief da mit unter. Aber eine schwere Krankheit, in die ihn Gott fallen ließ, stimmte ihn ernster. Er verließ Paris, wohin er sich von Orleans aus wieder begeben hatte und wandte sich nach Genf (1548). Da traf er mit Calvin zusammen. Ein früheres Liebesverhältniß, das er in Frankreich angeknüpft, hatte der Tod getrennt. Mit einer zweiten Geliebten hatte er bis dahin in geheimer Ehe gelebt. Jetzt ließ er sich förmlich trauen. Das Jahr darauf wurde er Lehrer der griechischen Sprache an der Akademie zu Lausanne. Zehn Jahre blieb er da und trug wesentlich dazu bei, den Ruhm der Akademie zu erhöhen. Von nun an wandte er auch seine Dichtergabe ernstern Gegenständen zu. Er verfaßte ein griechisches Drama: „das Opfer Abrahams" das er von den Schülern aufführen ließ. Dann ließ er sich vor allen Dingen die Uebersetzung der Psalmen angelegen sein, zu der Clement Marot den Anfang gemacht hatte. Der ganze Psalter erschien zuerst 1552.

Einen so trefflichen Arbeiter konnte Calvin auch in Genf brauchen. Er zog den Freund wieder in seine Nähe, um ihn an die Spitze der dortigen neu errichteten Akademie zu stellen. Sie wurde den 5. Juni 1559 eröffnet. Da wirkte nun Beza gemeinsam mit Calvin zur Heranbildung junger Theologen für den Dienst der Kirche; er betheiligte sich an den dogmatischen Streitigkeiten und war überhaupt als Schriftsteller thätig. Seine treffliche Uebersetzung des Neuen Testamentes in's Lateinische, die zuerst im Jahr 1556 erschien und dann öfter wieder aufgelegt wurde, sollte die des Castellio verdrängen. Das war der Mann, der nach Poissy gesandt wurde (Peter Martyr traf etwas später ein). — Wenden wir uns nun dem Hergang des Gesprächs selbst zu.

Ehe noch dasselbe zu Stande gekommen, bald nach Erlaß des Juli-

Edictes hatte der Prediger Augustin Marlorat von Rouen eine Remonstranz an die Königin eingegeben. Die Unterfertigten nannten sich „die um des Wortes Gottes willen Verfolgten". Sie legten feierlichen Protest ein gegen die Beschuldigung, als seien sie Aufrührer und Häretiker. „Wir glauben," heißt es, „an den einen lebendigen, dreieinigen Gott, der uns in Christo geoffenbaret ist und halten uns in allen Dingen streng an die heilige Schrift. Nur das verwerfen wir, was mit ihr nicht übereinstimmt. So die Messe, die nicht von Christo eingesetzt ist. Christus ist das alleinige, für immer gültige Opfer. Vom Abendmahl bekennen wir, daß, wie Brot und Wein Nahrungsmittel des Leibes sind, ebenso Christus mit der Substanz seines Leibes und Blutes uns nähre zum ewigen Leben, und daß wir mit ihm uns vereinigen. Aber die Brotverwandlung leugnen wir eben so wie den leiblichen Genuß des Leibes und Blutes." Auch das Dogma vom Fegfeuer, so wie der Heiligen- und Bilderdienst wurden in der Zuschrift als schriftwidrig verworfen. Schließlich wird die Königin gebeten den Protestanten Gelegenheit zu geben sich zu verantworten. Auch der Adel und der dritte Stand traten mit ihren Forderungen hervor.

Nun wurden die Anstalten zum Religionsgespräch getroffen. Ein offener Majestätsbrief ward unter'm 25. Juli unter Trompetenschall verkündigt. Jeder Unterthan, der in Sachen der Religion etwas zur Sprache bringen wolle, weß Standes er auch sei, soll unter feierlicher Zusage eines friedlichen Geleites in Poissy erscheinen, um von der Versammlung gehört zu werden.

In dem hohen Saale der Abtei Poissy fand den 9. September die Eröffnung statt. Unter einem Thronhimmel saß der königliche Knabe Karl IX. Ihm zu beiden Seiten erblicken wir die Königin Mutter, den König von Navarra, und andere Herren und Damen vom Hofe. Es erschienen zwölf Prediger und 22 Abgeordnete, Beza an ihrer Spitze. Als die Vierunddreißig eintraten, ließ eine Stimme sich vernehmen von der geistlichen Bank her: „Da kommen die Genfer Hunde." „Ja wohl," erwiderte Beza, „treue Hunde thun noth in der Schafhürde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen."

Der zehnjährige König Karl IX. eröffnete die Versammlung mit einer Rede, welche sodann der Kanzler l'Hôpital des weitern ausführte, indem er noch dringender, als er es bei frühern Gelegenheiten gethan, auf die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform drang. „Gott selbst," sagte er, „habe die Herzen der versammelten Fürsten zur Abhülfe des jämmerlichen Zustandes bereit gemacht." Auch jetzt wieder sprach er der

Duldung das Wort, und ermahnte zur Demuth, zur Selbstverleugnung, zur Eintracht. Er erinnerte daran, wie der Christenname beiden streitenden Parteien gemein sei (denn auch die Gegner seien als Christen getauft), und ermahnte zur Bruderliebe, wodurch allein der Name Christi geehrt werde. Nach einigen Zwischenreden zwischen dem Cardinal von Tournon, Primas von Gallien, und dem Kanzler erhielt Beza das Wort. Allererst fiel der fromme Mann, auf den schon lange Aller Augen gerichtet waren, auf seine Kniee, und bat Gott um Beistand zu dem wichtigen Geschäfte. Dieses Gebet, *) womit er seinen Vortrag begann, und der ganze fromme Ausdruck des Betenden verfehlten nicht, eine tiefe Wirkung auf die Versammlung auszuüben. Mit Kraft und Wahrheit schilderte nun der Redner die bisherigen Verfolgungen, die auf dem falschen Wahne beruhten, als ob die Protestanten vom wahren Glauben abgefallen seien. Dann setzte er die streitigen Punkte beider Parteien mit Klarheit und Ruhe auseinander, und bestritt namentlich die Lehre von der Messe. Ihm gegenüber ließ sodann der Cardinal von Lothringen seine blendende Gelehrsamkeit spielen, die jedoch größtentheils in scholastischen Beweisen sich erging. Auch andere katholische Theologen mischten sich in das Gespräch, das endlich, wie so viele, damit schloß, daß jede Partei sich den Sieg zuschrieb. An Leidenschaftlichkeit fehlte es von beiden Seiten nicht. Absichtlich hatte der Cardinal von Lothringen die Lehre vom Abendmahl in den Vordergrund gestellt, weil er nur zu gut wußte, wie die Lutheraner hierüber mit den Calvinisten im Streit lagen. Die Augsburger Confession wurde dabei angerufen als Zeugniß gegen die calvinische Lehre. Schon in einem vorläufigen Privatgespräch hatte der Cardinal Beza die Behauptung aufgebürdet, als sei Christus im Brot nicht anders gegenwärtig als im Koth (in coena sicut in coeno). Mit Entrüstung hatte der fromme Mann diese Blasphemie, die aus dem Lager der Gegner stamme, **) angehört. Als dann im Laufe des öffent-

*) Der Anfang dieses Gebetes ist die sogenannte „offene Schuld", wie sie noch bis auf diesen Tag in dem reformirten Kirchengebet hervortritt: „Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater! wir bekennen vor deiner allerheiligsten Majestät, daß wir arme Sünder sind, in Sünden empfangen und geboren, geneigt zum Bösen und untüchtig zum Guten, als die wir ohn' Ende und Unterlaß deine heiligen Gebote übertreten, wodurch wir nach deinem heiligen Gerichte Verderben und Untergang auf uns laden. Aber, o Herr, es ist uns herzlich leid und reuet uns, daß wir dich beleidigt haben; wir verdammen uns und unsre Uebertretung mit wahrhaftiger Reue, und seufzen darnach, daß deine Gnade unserm Elende zu Hülfe komme." S. Baum a. a. O. II. S. 245.

**) Das unwürdige Wortspiel wurde jedoch zuerst — man kann es kaum glauben

lichen Gespräches Beza zu der Behauptung gedrängt wurde, der Leib des Herrn sei vom Brot eben so weit entfernt, als der Himmel von der Erde, erhob sich nur ein Schrei des Entsetzens von Seiten der Sorbonnisten. Blasphemavit, blasphemavit (er hat Gott gelästert) tönte es durch den Saal. Was jedoch Beza gesagt, bezog sich wohlverstanden bloß auf die leibliche Gegenwart im Brote; an der geistigen Gegenwart Christi im Abendmahl selbst, an der innigen Verbindung mit ihm durch das Sacrament des Abendmahls zweifelte er eben so wenig, als sein großer Lehrer Calvin. *)

Unterdessen war auch der päpstliche Legat eingetroffen. In seinem Begleite fand sich der Jesuitengeneral Lainez, der sich in seinem Eifer so weit hinreißen ließ, die Protestanten Affen, Füchse und Ungethüme zu schelten. Auch der Pöbel ward gegen die Hugenotten aufgehetzt, wenn sie ihre religiösen Versammlungen hielten. Noch wurde der Versuch gemacht, in kleinern Gesprächen, welche die Königin veranstaltete, zu einer Verständigung zu führen; allein umsonst. Endlich ward das Gespräch Mitte Octobers abgebrochen. Das Merkwürdigste war jedoch, daß, während bald nach dem Gespräch der charakterlose König Anton von Navarra zur katholischen Kirche zurücktrat, **) die Regentin dagegen eine günstigere Gesinnung für die Calvinisten an den Tag legte. Bei einem Charakter, wie dem ihrigen, darf der Grund zu dieser Veränderung weniger in einer gründlichen religiösen Ueberzeugung, die sie durch das Gespräch erlangt haben sollte; er muß vielmehr in einer klugen Berechnung der vorhandenen Streitkräfte gesucht werden. Jedenfalls ging

— von dem trefflichen Melanchthon gebraucht im Streit mit Oekolampad, um diesen ad absurdum zu führen, s. Soldan I. S. 471. (nach de Thou II. 13.)

*) „Wir sind weit entfernt," sagte er in der Folge, „Christum vom Abendmahl auszuschließen, sondern weniger als irgend jemand in der Welt könnten wir eine solche Gotteslästerung dulden. Aber ein anderes ist es, wenn man sagt, Christus sei im heil. Abendmahl gegenwärtig, insofern er uns in demselben seinen Leib und sein Blut wirklich mittheilt, und ein anderes, zu sagen: Christi Leib und Blut sei mit Brot und Wein vereinigt. Ersteres habe ich als die Grundwahrheit gesagt und bekannt, letzteres habe ich geleugnet und verneint, weil es nicht allein der wahren Lehre von der menschlichen Natur des Leibes Christi zuwiderläuft, sondern auch dem Artikel von der Himmelfahrt, wie solcher in der heil. Schrift gelehrt und von allen alten Lehrern der Kirche erklärt und verstanden worden ist." Baum II. S. 268.

**) Er war schon früher bearbeitet worden. (Vgl. das Nähere bei Soldan und Polenz.) Nun schloß er sich an das Triumvirat an. Die Protestanten verglichen ihn dem Esau, der das Recht der Erstgeburt um ein Linsengericht vertauschte. Sie nannten ihn: caillette, qui tourne sa jaquette. Calvin und Beza sahen in ihm einen zweiten Julian.

daraus eine für den Augenblick vortheilhaftere Lage der Protestanten hervor, indem ihnen nun durch das unter'm 17. Januar 1562 erlassene Edict von St. Germain (das sogenannte Januaredict) zuerst das Recht eines öffentlichen Gottesdienstes zugesichert wurde: freilich nur ein sehr beschränktes Recht, da sich die Erlaubniß nur auf die Vorstädte bezog und noch andere hemmende Verfügungen, wie die eigenen Kirchen zu bauen, mit sich führte; aber doch immer ein Recht, das ihnen bisher (auch in diesem geringen Umfange) noch nie war zugestanden worden. Auf den Rath eines Calvin und Beza so wie der übrigen Prediger unterzogen sich die Protestanten willig diesen Beschränkungen und dankten Gott für das so weit Errungene. Dagegen weigerte sich das Parlament von Paris*) lange, das Edict in das Gesetzbuch einzutragen; es konnte nun einmal mit dem Gedanken sich nicht vertraut machen, zwei Religionen nebeneinander im Staate bestehen zu lassen. Ein Gott, ein König, ein Glaube, ein Gesetz (Un Dieu, un Roi, une foi, une loi) wurde von nun an der Wahlspruch der Mehrheit, der Vielen imponirte. Zuletzt freilich mußte das Parlament nachgeben. Die Folge des Edicts war, daß nun auch diejenigen, welche bisher nur aus Furcht in der alten Kirche geblieben waren, offen zur neuen übertraten. Dabei konnte indessen nicht vermieden werden, daß auch viele Neugierige zu den Versammlungen sich hinzudrängten, und damit wurde der Zunder zu neuen Reibungen gelegt, der bei'm geringsten Anlaß Feuer fing.

Unter anderm war in dem Edict den Protestanten verboten, sich bewaffnet auf ihren Versammlungsplätzen einzufinden. Die Angriffe des Pöbels, denen sie sich aussetzten, mochten sie indessen nöthigen das Verbot zu überschreiten, und so konnte es nicht fehlen, daß die mit unsanften Reden begonnenen Wortwechsel hie und da in Thätlichkeiten ausarteten; und da die Katholiken die Mehrzahl waren, so fielen diese Thätlichkeiten meist zum Unglück der Protestanten aus. — In der Stadt Cahors in der Guyenne rottete sich auf den Schall der Sturmglocke das Volk zusammen und umzingelte das Bethaus, in welchem die Hugenotten versammelt waren; dann wurde das Haus in Brand gesteckt und die Versammlung zur Flucht genöthigt. Aber die Fliehenden wurden an den Kirchthüren überfallen und mit Dolchen und Spießen, mit Karsten und Hacken niedergemacht. — Nicht immer bewahrten in solchen Fällen die Protestanten den Geist der Versöhnlichkeit und der Feindesliebe, den

*) Die Parlamente von Bordeaux, Toulouse, Rouen, Grenoble machten keine Schwierigkeit; nur das von Dijon widersetzte sich.

ihnen das Evangelium zur Pflicht machte. Es fehlte nicht an blutiger Wiedervergeltung. So waren es hugenottische Landleute, welche, um die Greuel von Cahors zu rächen, ihren Gutsherrn, den Baron von Fumel, auf eine grausame Weise um's Leben brachten. Es schienen sich dieselben Scenen zu wiederholen, die im deutschen Bauernkriege ein so trübes Licht auf das Reformationswerk warfen. Wie aber damals die Grausamkeit derer, welche die Excesse bestrafen sollten, noch die der Bauern übertraf, so war es auch hier. Die Königin beauftragte den Marschall Blaise Montluc mit der Vollziehung der Strafe, welche das Gesetz über die Frevler verhängte. Montluc entledigte sich dieses Auftrags mit der ausgesuchtesten Schadenfreude. Mit eignen Händen erwürgte er die Angeklagten, ohne sie zu verhören, oder er übergab sie den Scharfrichtern, die ihn begleiteten und die er scherzweise seine Lakaien nannte, und mit einer eigenen Art von Stolz rühmte er sich noch seiner Greuelthaten in den von ihm verfaßten Memoiren. Bald darauf erneuerten sich die blutigen Auftritte von Cahors auch in andern Städten, in Toulouse, Tours, Amiens, Sens und anderwärts. In der Nähe von Paris hatte Beza zu wiederholten Malen, selbst mitten im Winter unter freiem Himmel vor einer zahllosen Menge gepredigt; zuletzt in der Vorstadt Popincourt (der heutigen Vorstadt St. Antoine). Nun sollte am Tage Johannis des Evangelisten (27. Dec. 1561) eine Nachmittagspredigt in dem sogenannten „Patriarchen" gehalten werden, einem Haus, das nur durch ein enges Gäßchen von der Kirche des heil. Medardus getrennt war. Die Predigt sollte dießmal nicht Beza selbst, sondern sein Gehülfe Jean Malot halten. Kaum hatten die Priester vom heil. Medardus dieß vernommen, als sie den Evangelischen zum Trotze mit allen Glocken zur Vesper zu läuten anfingen, und zwar so gewaltig, daß bei aller Anstrengung des Redenden jedes seiner Worte übertönt wurde. Er predigte gerade über den Text: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. — Vergebens verfügte sich der Diacon Pasquot in die benachbarte Kirche und bat dem Läuten Einhalt zu thun. Es wurde fortgestürmt mit allen Glocken. Endlich kam es zu einem Volksauflauf, in welchem der friedfertige Diacon von einer Partisane durchbohrt zu Boden sank. Gleichzeitig regnete es von Steinen und Bolzen, die aus den Kirchenfenstern geschleudert wurden, auf die auseinander getriebene Versammlung der Evangelischen. Dieß die sogenannte Pfaffenmeuterei von St. Medard, ein Vorspiel zur Bartholomäusnacht.*) Auf diese und

*) Baum II. S. 473 ff. Polenz II. S. 83 ff.

ähnliche Weise wurde das Jänneredict factisch mit Füßen getreten, und der Zustand der Protestanten war wieder bedenklicher, als je. Dazu kam noch Folgendes. Die Partei der Guisen, welche nur mit Aerger das Emporkommen der Condé'schen Partei betrachtete, drang in den Herzog Franz von Guise, der sich in Lothringen aufhielt, selbst nach Paris zu kommen, wo seine Gegenwart erforderlich sei; und auch die Regentin munterte ihn dazu auf. Der Herzog, der soeben einer Conferenz in Elsaß-Zabern beigewohnt hatte, um mit den deutschen Lutheranern sich (gegen die Calvinisten) zu verständigen, wobei der Herzog Christoph von Württemberg als Mittelsperson diente, *) machte sich auf den Weg. In Vassy, einer kleinen Stadt der Champagne, durch welche ihn sein Weg führte, machte er Halt, um die Messe zu hören. Es war eben Sonntag Morgen, der 1. März 1562. Auf dem Wege zur Kirche vernahm er von der Vorstadt her das Geläute der Protestanten und machte seinem Aerger in den Worten Luft: Par la mort-Dieu, on les huguenottera bien tantôt d'une autre manière (man wird sie bald anders hugenottisiren). Viele von seinem Gefolge, das aus etwa zweihundert Bewaffneten bestand, begaben sich nun sogleich in die Vorstadt und stellten sich vor der Scheune auf, in welcher die Protestanten ihren Gottesdienst hielten, an dem etwa sieben bis achthundert Personen theilnahmen, so daß ein Theil derselben vor den Thüren des Bethauses stehen mußte. Hier kam es erst zu gegenseitigen Beschimpfungen zwischen den Hugenotten und den Leuten des Herzogs, und dann zum Handgemenge. Es fielen Flinten- und Pistolenschüsse von Seiten der letztern; die Hugenotten griffen zu Steinen, um sich zu wehren. Nun aber sprengten die Herzoglichen die Thore der Scheune und drangen wüthend in das ärmliche Gotteshaus ein. Ein allgemeines Gemetzel begann. Weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont. Jetzt erst erhielt der Herzog, der von der Messe zurückkehrte, Kunde von dem Vorfall. Mit entblößtem Degen drang er in die Versammlung. Als er im Getümmel zufällig an der Wange verwundet ward, so gab dieß einen neuen Grund, mit Wuth über die vermeintlichen Thäter herzufallen.**) Auf den Pfarrer Leonhard Morel, der auf der Kanzel auf den Knieen lag und Gott um Beistand

*) Vgl. über diese Verhältnisse Soldan I. S. 588 ff. Polenz II. S. 109 ff.

**) Protestantische Schriftsteller beschuldigen ihn, seine Leute aufgemuntert zu haben, während katholische das Gegentheil bezeugen, ja ihn als den Angegriffenen bezeichnen. So viel ist gewiß, daß seine Gegenwart dem allgemeinen Blutbade nur wenig Einhalt that. S. auch Ranke S. 251. Félice p. 157. Soldan und Polenz a. a. O.

in dieser Noth anflehte, ward geschossen. Als er entfliehen wollte, ward er mit Säbelhieben bedient. Der Herzog höhnte ihn aus und befahl, ihn sofort zu hängen; doch ward der Befehl nicht vollzogen. An sechzig Hugenotten sollen bei diesem Vorfalle getödtet, an zweihundert verwundet worden sein. Wie die Protestanten behaupten, war es sogar die in der Nähe von Bassy wohnende Mutter des Herzogs, die ihn aufgefordert hatte, dem Scandal des protestantischen Gottesdienstes ein Ende zu machen. Wenn aber auch der Herzog nicht mit Sicherheit als der geheime Anstifter des Aufruhrs bezeichnet werden kann, so legte er doch nachher deutlich genug seine Gesinnung an den Tag. Er ließ den Commandanten von Bassy vor sich fordern und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er protestantische Versammlungen gestatte. Der Commandant berief sich auf das Jänneredict, welches die Versammlungen in den Vorstädten erlaubte. „Verwünschtes Edict!“ rief der Herzog, und die Hand an den Degen legend fügte er hinzu: „Mit diesem will ich ein Loch drein machen.“ In Paris wurde der Herzog bei seinem feierlichen prachtvollen Einzuge in die Hauptstadt als ein Held der Kirche, als ein Vorfechter des allerheiligsten Glaubens empfangen. Die Katholiken nannten ihn den neuen Maccabäus, und begrüßten ihn fast als ihren Heiland.

Anders freilich die tief gekränkten Reformirten, die ihn dem Herodes verglichen. Gleich nach dem Blutbade sandten sie zwei Abgeordnete (Beza war einer derselben) an den Hof, der in Monceaux sein Lager hielt, um im Namen der ganzen Kirche Genugthuung zu verlangen. Die Königin versprach die Sache untersuchen zu lassen. Dagegen zeigte sich der abtrünnige König Anton von Navarra nun in seinem wahren Lichte. Er warf den Reformirten vor, daß sie, dem Verbote zuwider, bewaffnet zur Predigt gingen. Ja, er nannte Franz von Guise „seinen Bruder“ und drohte, daß, wer den Herzog nur mit der Fingerspitze anrühre, es mit ihm zu thun habe. Beza drang abermals auf eine Untersuchung der Sache und schloß mit den energischen Worten: „Sire, es gebührt zwar der Kirche Gottes, in deren Namen ich spreche, Schläge zu erleiden und nicht zu geben. Aber mögen Sie bedenken, daß sie ein Ambos ist, welcher viele Hämmer abgenutzt hat.“*)

In Paris brachen neue Verfolgungen aus. Die Bewohner der Vorstadt St. Marceaux drohten unter anderm dem Eigenthümer des Hauses, in welchem die Protestanten ihre Versammlungen hielten, ihm dieses Haus über dem Kopf anzuzünden, wenn er dieselben noch län-

*) Plus me frapper on s'amuse,
Tant plus de marteaux on y use.

ger bei sich dulde. So wurden denn die Versammlungen nach der Vorstadt St. Jacques verlegt, in den „Garten von Jerusalem", wie man den Ort bezeichnete. Aber auch da wurden die Gläubigen bald wieder vertrieben. Die Kanzel wurde niedergerissen, Bänke und Stühle zusammen auf einen Haufen gethürmt und unter dem Jubel des Pöbels verbrannt. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich zu Popincourt. Als das Maß der Geduld erschöpft war, ertönte durch die zerstreuten Kirchen der Ruf zur Sammlung: „Israel zu deinen Zelten!"

Zwei Männer sehen wir nun an der Spitze der evangelischen Heere, den Prinzen Ludwig von Condé und den Admiral Caspar von Coligny. Lange hatte der letztere sich geweigert, das Commando zu übernehmen. Ihm schauderte vor dem Gedanken eines Bürgerkrieges. Dem Zureden seiner Gemahlin, die ihn unter Thränen bat, der menschlichen Klugheit nicht mehr zu gehorchen, als dem unverkennbaren Rufe Gottes, gab er nach. Er stieg zu Pferde und traf am 27. März in Geleit seiner Freunde in Meaux mit Condé zusammen. Dort war der Sammelplatz. Nach Verlauf von wenigen Tagen sah sich Condé an der Spitze von 5000 Mann zu Fuß und mehr als 1500 Reitern. Neunhundert derselben waren ihm schon von Paris aus gefolgt.

Sehen wir uns einen Augenblick das Heer der verbündeten Streiter an.

Ein solches war wohl noch nie gesehn worden, wenn man nicht etwa an die erste Begeisterung der Kreuzzüge und die strenge Mönchszucht zurückdenken will, die dort wenigstens eine Zeit lang die ernster Gesinnten sich auferlegten. Da hörte man kein Geschrei, keinen Fluch und keinen lärmenden Gesang weltlicher Lieder. Nur die Psalmen wurden mit alttestamentlicher Begeisterung gesungen. Da sah man weder Karten noch Würfelspiel, die sonst vom Soldatenleben unzertrennlich waren. Liederliche Weibspersonen und Marodeure wurden nicht geduldet. Jeder hielt sich ohne Zwang im Zaum und der Adel ging mit gutem Beispiel voran. Verbrechen kamen selten vor, und wo sie vorkamen, blieb die Strafe nicht aus, und diese war streng. Früh und spät, bei'm Aufziehn wie bei der Ablösung der Wachen wurden eigens dazu bestimmte Gebete abgehalten und in das feierliche „Amen" mischte sich das schauerliche Geklirre der Waffen. Die Gegner selbst haben diese fromme Haltung des Heeres bewundert, oder weil sie der Bewunderung sich schämten, sie verspottet als religiöse Schwärmerei (frénésie religieuse). Freilich hat diese Stimmung nicht lange Zeit vorgehalten. Das Demoralisirende, das alle Bürgerkriege mit sich führen, machte sich wie mit unerbittlicher

Nothwendigkeit auch in diesen Kriegen geltend, und um so fürchterlicher geltend, als der Bürgerkrieg zugleich ein Religionskrieg war. Gleich als suchte der Zwang, den sich die Einzelnen in Absicht auf persönliche Excesse anthun mußten, an einem andern Ort wieder seine Entschädigung, kannte der hugenottische Kriegseifer kein Maß, wo sich Gelegenheit bot, dem „Götzendienst", wäre es auch auf die gewaltsamste Weise, den Garaus zu machen. Die „Bilder und Altäre Baals zu brechen" galt diesen neuen Streitern Israels als ein fröhlicher Gottesdienst, und wehe vollends den Klöstern! diesen verhaßten „Nestern", die von Grund aus zu zerstören man für nothwendig hielt, „damit die daraus verscheuchten Vögel nicht wieder einflögen". Nicht weniger waltete im Heere der Guisen, das von Spaniern sowohl als von Schweizern aus den kleinen Kantonen unterstützt war, der Geist eines maßlosen religiösen Eifers, der, wo sich die Gelegenheit bot, in den wildesten Fanatismus ausartete. Vor Allen zeichnete sich hier der schon genannte Marschall Montluc aus. Nach seinem eigenen Geständniß beschloß er, vor keiner Grausamkeit zurückzubeben, die ihm gegen die Hugenotten auszuführen möglich werde. Die beiden Scharfrichter, die er, wie schon früher bemerkt, mit rohem Witz seine Lakaien nannte, fanden Arbeit genug, besonders wo es galt den Hugenotten ihre Bilderstürmerei zu vergelten.*) Und doch war der entsetzliche Mann nach seiner Weise fromm und verrichtete gewissenhaft täglich seine lateinischen Gebete, durch die er sich jedesmal wunderbar gestärkt fühlte.

Nehmen wir den Faden der Kriegsgeschichte wieder auf. Den 2. April 1562 hielt Condé seinen Einzug in Orleans, das er belagert hatte. Er wurde von der Einwohnerschaft mit dem Gesange der Psalmen begrüßt und von den Behörden herzlich bewillkommt. Den 25sten wurde selbst eine Nationalsynode der Reformirten gehalten in Anwesenheit der beiden Häupter Condé und Coligny. Den Vorsitz führte der Prediger Anton von Chandieu, der einstimmig zu dieser Würde war bezeichnet worden. Er gehörte, einer edlen Familie entsprungen, zu den bedeutend-

---

*) Es wurden ihm vier Hugenotten vorgeführt, die ein Kreuz umgehauen und vom König unehrerbietig gesprochen haben sollten. Den Einen derselben, der ihn um Erbarmen gefleht hatte, warf er zur Erde und schrie zum Scharfrichter: „Haue zu, Kerl!" Wort und Hieb waren eins. Die beiden andern ließ er an einem Baum aufknüpfen. Dem Vierten, einem jungen Diacon von 18 Jahren, ließ er so viele Peitschenhiebe aufzählen, daß er nach zehn Tagen starb. Er rühmte sich, daß er das alles „ohne Sentenz und Schrift" gethan. Sein Grundsatz war, den Prozeß mit der Execution anzufangen. Mit wahrem Triumph wies er auf die Vielen hin, die er auf diese Weise an den Bäumen, den Wegen entlang, hatte aufhängen lassen.

sten Lehrern und Führern der calvinischen Partei. Schon sein Name Champ de Dieu (Feld Gottes) hatte einen guten Klang und hinter ihm lag bereits eine ruhmreiche Vergangenheit. Was die Synode betrifft, so wurden auf ihr Beschlüsse, die Kirchenzucht betreffend, gefaßt. Condé erließ ein Manifest, worin er sich als den Vertheidiger der Religionsfreiheit und der rechtmäßigen königlichen Gewalt ankündigte. Von England sandte Königin Elisabeth Hülfe. Von den Deutschen nahmen nur die Hessen und die Pfalz am Kampfe Theil. Die strengen Lutheraner Deutschlands sahen in den Hugenotten nicht hülfsbedürftige Glaubensbrüder, sondern strafbare Rebellen, die ihrem Schicksal selbst zu überlassen seien. Als Condé sich stark genug fühlte, rückte er gegen Paris vor. Am 28. November stand er vor der Stadt. Im December jedoch sah er sich genöthigt wieder abzuziehn. Inzwischen war Rouen, nach langer Belagerung durch den Herzog von Guise, in die Hände des Feindes gerathen und der Plünderung preisgegeben (Ende Octobers). Der Sieg wurde durch zahlreiche Hinrichtungen gefeiert, die Häupter der Hingerichteten an verschiedenen Orten der Stadt öffentlich aufgesteckt. Unter den Opfern erblicken wir den trefflichen Christen und gewaltigen Prediger Augustin Marlorat.*) Er war, wie Luther, aus dem Orden der Augustiner hervorgegangen. Er hatte sich dem evangelischen Glauben zugewandt, in Genf hatten seine Ueberzeugungen im Umgang mit Calvin sich befestigt. In Lausanne, wo er sich an Beza anschloß, hatte er sich verheirathet und einige Zeit lang die Waadtländischen Pfarreien von Crissier und Vevey versehen. Dann war er nach Frankreich zurückgekehrt und Prediger in Rouen geworden. Seines Briefes, worin er den wankend gewordenen Annas du Bourg aufrichtete, haben wir früher (S. 36) erwähnt. Auch dem Gespräch von Poissy hatte er mit seinem Freunde Beza beigewohnt. Während der Belagerung von Rouen hatte er sich mit Weib und Kindern in einem Thurm versteckt gehalten, wurde aber aus seinem Verstecke hervorgezogen und in den Kerker geworfen. Als der Connétable Montmorency dem gefangenen Manne vorwarf, er sei ein Verführer des Volks, antwortete er: „Habe ich das Volk verführt, so hat mich Gott zuerst verführt; denn ich habe dem Volke nichts andres gepredigt als das reine Wort Gottes." Er wurde verurtheilt vor der Kirche Notre Dame, in der er noch kurz zuvor gepredigt hatte, gehenkt zu werden. Am 31. October wurde das Urtheil vollzogen und sein Kopf gleich den übrigen auf einen Pfahl gesteckt. Seine Frau und seine fünf Kin-

*) Vgl. über ihn Schott, in Herzogs Realenc. XX. S. 93 ff.

der flüchteten nach England. Nachdem Rouen gefallen, folgten auch andere Städte, wie Dieppe, Caën u. s. w.

Mitten in diese Ereignisse fiel der Tod des Königs Anton von Navarra, der zur katholischen Partei zurückgetreten war. Er starb zu Andelys an der Seine, in Folge seiner während der Belagerung von Rouen erhaltenen Wunden. Ob er, wie Einige behaupten, vor seinem Hinschied sich wieder dem Protestantismus zugewandt habe? — diese Frage kann bei der Charakterlosigkeit, die der Mann während seines Lebens gezeigt, nur von geringem Belang sein. *)

Endlich kam es zwischen den beiden Parteien zu Dreux in der Normandie den 18. December 1562 zu einer Schlacht. Auch Theodor Beza befand sich mit im Heere. Er stärkte die Glaubensbrüder durch Anrede und Gebet. Das Glück schien anfangs unentschieden, doch neigte es sich am Ende dem Herzog von Guise zu. Von der einen Seite gerieth der Connétable von Montmorency, von der andern der Prinz Condé in die Gefangenschaft. Beide wurden mit Anstand, im Sinne alter Ritterlichkeit behandelt; eine rühmliche Ausnahme mitten in der Erbitterung des Kampfes! Der Marschall St. André verlor in der Schlacht das Leben. Das Triumvirat war zerstört. Fünf- nach Andern achttausend Todte von dreißigtausend Kämpfenden bedeckten das Schlachtfeld, viele waren verwundet und gefangen. **)

Katharina von Medicis zeigte bei dieser Gelegenheit recht wieder ihren leichtfertigen, bloß dem Interesse des Augenblicks sich zuwendenden Sinn. Als ihr erst die falsche Nachricht vom Siege der Protestanten gebracht wurde, antwortete sie, als ob es sich um den Wechsel einer Mode handele: Wohlan! wir werden uns bequemen müssen, den lieben Gott französisch anzurufen. ***) Sowie aber der Sieg des Herzogs sich bestätigte, so zeigte sie sich wieder ganz als Katholikin und ließ es nicht an äußerm Pomp und Glanz fehlen, den Sieg zu verherrlichen. Mit Glockengeläute und Illumination, mit Processionen auf der einen, mit Maskeraden auf der andern Seite wurde die Sinnlichkeit des Pöbels aufgeregt, und durch Reden und Thaten das Gefühl der Rache genährt. Allein

---

*) Er soll seinen Arzt ersucht haben, ihm aus der Bibel vorzulesen; auch habe er unter Thränen das Gelübde gethan, daß, wenn ihn Gott wieder genesen lasse, er das reine Evangelium in seinem Königreiche wolle verkündigen lassen, und zwar nach der Augsburger Confession. Félice p. 167. Soldan II. S. 77.

**) Vgl. Ranke S. 258 ff. Félice p. 168. Soldan II. S. 89.

***) Eh bien, nous prierons Dieu en français. Lacretelle II. p. 122 s. Félice p. 168.

auch in dieser Siegesfeier zeigte sich Katharina als Heuchlerin; denn in dem Sieger von Dreux haßte sie heimlich ihren längst gefürchteten Nebenbuhler, dessen sie sich gern auf alle Weise entledigt hätte. Geschah es auf ihre eigne geheime Anstiftung oder kam ihr wirklich der falsche Eifer eines hugenottischen Schwärmers zuvor, daß Franz von Guise, als er eben auf dem Gipfel seiner Macht sich befand, von einer mörderischen Hand aus dem Wege geräumt ward? — Die Sache verhielt sich so. Bald nach dem Siege von Dreux warf sich der Herzog, wider den Willen der Regentin, vor Orleans, welche Stadt von d'Andelot vertheidigt ward. Schon war er nahe daran die Stadt zu berennen, als ihn den Vorabend vor dem Sturme ein Bote in's Lager rief, wo die Herzogin seiner wartete. Der Herzog ritt in Begleitung dreier Edelleute dahin. Unter diesen befand sich ein Protestant, Poltrot de Mérey, der unter der Maske eines Ueberläufers sich seit wenigen Tagen in das Zutraun des Herzogs eingeschmeichelt hatte. Dieser sprengte, unter dem Vorwande, die Herzogin von der Ankunft ihres Gemahls benachrichtigen zu wollen, eine Strecke voran, lauerte aber dann hinter einem Gebüsche seinem Herrn auf, und erreichte ihn mit einer, wie man sagt, vergifteten Kugel, welche die Schulter des Herzogs traf und bald darauf seinem Leben ein Ende machte. Franz von Guise starb den 24. Februar 1563 in einem Alter von 44 Jahren. Einige harte Züge in seinem Benehmen gegen die Protestanten, namentlich sein Benehmen in Vassy*) abgerechnet, kann ihm die unparteiische Geschichte den Ruhm eines ehrenwerthen Kriegers und eines Mannes von höhern als gewöhnlichen Gesinnungen nicht verweigern. Auch fehlt es in seinem Leben nicht an manchen Zügen des Edelmuths und der Menschlichkeit. Noch vor seinem Ende beschwor er die Regentin, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Sein Mörder wurde bald ergriffen. Der Elende half sich mit der Lüge, er sei vom Admiral Coligny und Theodor Beza gedungen. Die Nichtigkeit dieser Aussage erwies sich bald.**)

Abermals kam es zu einem Friedensschlusse, der am 12. März von

*) Die Hugenotten nannten ihn den Schlächter (le boucher) von Vassy.

**) Ranke (S. 262) macht es indessen Coligny zum Vorwurf, daß er den Mörder nicht abgehalten habe, und erklärt sich diese Passivität, welche den „gerechten Gerichten Gottes" ihren Lauf ließ, aus der religiösen Idee, hinter welche die Principien der Moral zurücktraten; „eine Mischung von Hingebung und Feindseligkeit, von Religion und Haß bildete sich aus, die noch nie so in der Welt gewesen; es war wie eine religiöse Blutrache, in der sich das Bekenntniß wie eine Familie betrachtete." Ueber die Rechtfertigung Colignys vgl. auch Soldan II. S. 96. 97. Polenz II. S. 234 ff.

Orleans geschlossen, von dem Hofe in Amboise den 19. März 1563 bestätigt wurde, woher er den Namen des Friedens von Amboise hat. Den Protestanten sollte Vergessenheit des Vergangenen und die Gültigkeit der frühern Duldungsedicte, jedoch unter mancherlei Beschränkungen, zugesichert werden. Im Ganzen war er für den Adel Frankreichs günstiger als für das Volk. Coligny zeigte sich damit höchst unzufrieden. Man habe, äußerte er in Beziehung auf die Beschränkungen, durch einen einzigen Federstrich mehr Kirchen vernichtet, als alle feindlichen Streitkräfte in zehn Jahren hätten zerstören können.*) Aehnlich äußerten sich Beza und Calvin.**) Inzwischen war auch dieser Friede nur ein vorübergehender, wie die Folge uns zeigen wird.

*) Soldan II. S. 104. 105.
**) Polenz II. S. 260.



Vierte Vorlesung.

Katharina von Medicis. Karl IX. Zusammenkunft in Bayonne. Zweiter Religionskrieg. Schlacht bei St. Denis. Tod des Montmorency. Friede von Longjumeau. Flucht von Condé und Coligny nach Rochelle. Jeanne d'Albret und Heinrich von Navarra. Der dritte Religionskrieg. Schlacht von Jarnac und Condé's Tod. Schlacht von Moncontour. Coligny's christliche Gesinnung. Friede von St. Germain-en-Laye. Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha. Tod der Jeanne d'Albret. Coligny's Tod und die Bluthochzeit.

Wir haben von den Religionskriegen, auf deren Schauplatz uns die Geschichte gestellt hat, erst den einen hinter uns, dem, wie wir gesehen haben, der Friede von Amboise ein Ziel setzen sollte. Aber wir stehen noch lange nicht am Ende, sondern erst am Anfang des Endes.

Schon während dieses ersten Religionskrieges war Frankreichs Wohlstand tief herunter gekommen. Der Ackerbau lag darnieder, Städte und Dörfer waren verwüstet, theilweise verbrannt, die Bauern von Haus und Hof vertrieben, ihres Viehes und ihrer Fahrhabe beraubt. Auch der Handel war in's Stocken gerathen und mit ihm das Handwerk; denn Kaufleute und Handwerker verließen ihre Buden und Werkstätten, um sich in den Harnisch zu werfen. „Kurz," sagt ein katholischer Augenzeuge.*) „der Bürgerkrieg war eine unerschöpfliche Quelle aller Greuel, eine Quelle des Raubes, des Diebstahls, der Unzucht, des Ehebruchs, des Vatermords und andrer abscheulicher Laster, wie man sie nur denken kann; hierbei gab es weder Zügel noch Strafe. Das Schlimmste aber war, daß in diesem Kriege die Waffen, die man doch zum Schutze der Religion ergriffen hatte, alle Religion und Frömmigkeit vernichteten und, gleichwie ein verwesender Leichnam Gewürm und Pest erzeugt, eine ungeheure Menge von Atheisten hervorbrachten; denn die Kirchen waren

*) Castelnau bei Soldan II. S. 108.

geplündert und verwüstet, die alten Klöster zerstört, die Mönche verjagt und die Nonnen geschändet, und was in vierhundert Jahren gebaut war, das war in einem einzigen Tage vernichtet, ohne selbst die Gräber der Könige und unsrer Väter zu schonen."

Nach dem Frieden von Amboise athmeten die Gemüther wieder auf. Der Landmann kehrte zu seinem Pflug, der Geschäftsmann zu seinen Geschäften zurück. Aber auf wie kurze Zeit! Wie bald wurden die Leidenschaften auf's neue entfesselt! Und diese wurden mehr und mehr der Politik dienstbar.

Katharina von Medicis war, wie wir bereits gesehen, eine Frau nicht ohne geistige Bildung und Sinn für Wissenschaft. Aber auch darin zeigte sie sich als eine Mediceerin, daß sie, ähnlich wie einst Leo X., Künste und Wissenschaften mehr aus Eitelkeit schätzte, als aus dem reinen innern Triebe zum Schönen und Guten. Und nicht anders hielt sie es mit der Religion. Auch sie war ihr zum Spielball geworden, den sie je nach ihrer Laune bald dieser Partei, bald jener als Zankapfel zuwarf, während sie selbst die berechnende Zuschauerin machte, und, je nachdem das blutige Spiel ausfiel, dem Sieger mit lächelndem Munde die Hand bot und dem Besiegten den Rücken kehrte.*)

Wir würden diese Frau falsch beurtheilen, wenn wir sie für eine im Religionshaß erglühende, finstere Schwärmerin hielten. Wir würden dadurch ihrem Verstande Unrecht thun, vielleicht aber zugleich ihrem Herzen damit noch ein besseres Zeugniß geben, als wir der Wahrheit gemäß es vermögen.

Wohl ist der religiöse Fanatismus eine bedauerliche Verirrung der menschlichen Natur, wenn über einzelnen Formen und Ausdrucksweisen

---

*) Ranke hat zwar auch ihren bessern Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, allein unheimlich bleibt ihr Bild immerhin, auch bei den zweideutigen Streiflichtern einzelner Tugenden. „Niemand traute ihr, sie traute niemand" (S. 317). — „Sittliche Gebote waren für sie nicht da, wenn sie auch an dem Laster kein Vergnügen fand. Menschenleben galt ihr nichts; sie bekannte sich zu der italiänischen Moral, zur Moral ihres Hauses, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt sei" (S. 315). Was braucht es weiter Zeugniß? Damit stimmen auch die Urtheile der Zeitgenossen bei Soldan und Polenz. „Gewissenhaftigkeit," sagt Soldan (S. 325), „ist es niemals gewesen, was sie leitete, wenn sie Zusagen und Verträge hielt." Häusser (Zeitalter der Reformation S. 403) nennt sie eine ehrgeizige, herrschsüchtige, begabte Italiänerin, die mit dem ganzen Stolze des Hauses der Mediceer auf den Thron kam, die jedes Mittel für erlaubt hielt, wenn es zum Ziele führte, tief eingetaucht in die politische Gewissenlosigkeit der italiänischen Schule." — „Sie ist der Fluch des Hauses Valois geworden."

des Glaubens die Liebe vergessen wird, und Haß an die Stelle de Milde und Versöhnlichkeit tritt. Aber immerhin ist die Leidenschaft fü irgend eine Religion noch ehrenwerther, als jene eisige, herzlose Kält die am Ende keinen andern Fanatismus kennt, als den Fanatismus de berechnenden Eigennutzes, der Selbstsucht. Dieser ist von allen der ärgs und schrecklichste, denn er dient dem furchtbarsten aller Abgötter, dem si selbst vergötternden Ich. Auch sind die Verheerungen, die er anrichte unberechenbar, weil er bald diesem, bald jenem System sich anschlies und keine andere Consequenz kennt, als die der Willkür. Diesem Fa natismus hatte sich zuletzt die sonst von allem religiösen Fanatismu entfernte Mediceerin in die Arme geworfen, nachdem sie lange zwische den Parteien hin und her geschwankt; und diesen Fanatismus hatte si auch in ihrem Sohne, Karl IX., genährt, in dessen Regierung wir nu mit unserer Geschichtsbetrachtung eintreten. In einem Alter von no nicht vierzehn Jahren wurde Karl IX. von dem Parlament zu Roue (den 17. August 1563) für mündig erklärt. Frühzeitig in den Ve stellungskünsten seiner Mutter geübt, hatte sein Herz nur hassen, abe nicht lieben gelernt. Boshafte Schadenfreude, die auch in den Quale der Thiere ihre Befriedigung fand, soll sich schon in die Spiele mit seine Altersgenossen gemischt haben, und ein finstrer Argwohn gegen sein Umgebungen wurde frühe in ihm genährt. Nie wurde er getadelt, wen er Böses that, wohl aber, wenn er es mit Ungeschick that oder es ve absäumte, der bösen That einen guten Anstrich zu geben. Selbst die Lob redner seiner Jugend*) wissen sich nicht anders zu helfen, als daß sie di von ihm verübten schlechten Streiche für ein Zeichen eines frühen Genie ausgeben. So zum Heuchler, zum Menschenhasser, zum Tyrann er zogen, gelangte er, ein unreifer Knabe, auf den Thron von Frankreich Der Haß gegen die Ketzer war ihm frühe eingepflanzt worden; und meh als wahrscheinlich ist es, daß, als er bald nach seiner Thronerhebun mit seiner Mutter einen großen Theil von Frankreich bereiste, der of wiederkehrende Anblick verwüsteter Kirchen und Klöster und verödete Landesstriche einen tiefen Eindruck auf sein zur Düsterheit geneigtes Ge müth machte und den Haß in ihm erhöhte gegen eine Secte, der ma diese Verwüstungen Schuld gab.

Seine Gesinnung gab Karl IX. bei der Parlamentsversammlun in Rouen (17. August 1563) dahin zu erkennen, daß er nach nunmeh angetretener Großjährigkeit entschlossen sei, keinen Ungehorsam mehr z

*) Brantôme bei Lacretelle II. p. 141 ss.

dulden und daß jeder Verletzung des Edicts (von Amboise) strenge Bestrafung auf dem Fuße folgen werde. Das Edict sollte indessen den Frieden nur so lange verbürgen, bis ein zu versammelndes National- und Generalconcil alle Unterthanen „in der Furcht Gottes“ würde vereinigt haben, oder bis er (der König) etwas andres verordne. Auch das Pariser Parlament wurde genöthigt das Edict zu registriren. Schon ein Jahr darauf, den 9. August 1564, erschien aus Roussillon eine Verfügung (eine authentische Erklärung des Edicts von Amboise), nach welcher die Religionsfreiheit der Protestanten bedeutend beschränkt wurde. *) Es wurde ihnen verboten Schulen anzulegen; ihre Prediger sollten an keinem andern Orte wohnen dürfen, als wo sie ihr Amt zu verrichten hatten; an dem Gottesdienst der Adlichen in den Schlössern durfte niemand theilnehmen, als die Familienglieder oder die Unterthanen, unter Androhung von hohen Geldstrafen; verheirathete Priester, Mönche und Nonnen haben ihre Ehe aufzulösen oder, wenn sie nicht auswandern, Galeeren- und Kerkerstrafe zu erwarten; die Anstellung von Synoden und Collecten wurde untersagt.

Vergebens reichten Condé und die Protestanten von Guyenne ihre Beschwerdeschriften ein. Es kam, trotz des Friedens, wieder dahin, daß Leute verhaftet wurden, welche es wagten Psalmen in ihren Häusern zu singen, oder sich weigerten die katholischen Feste mit zu feiern und sich bei gottesdienstlichen Ceremonien als Mithelfer gebrauchen zu lassen. Es kam auch wohl vor, daß Kinder auf Befehl einzelner Behörden ihren Eltern gewaltsam entrissen und katholisch umgetauft wurden. In alle dem hatten die „Guten“, wie die Anhänger des Alten sich nannten, eine mächtige Stütze an Spanien. Von da aus wurde der Hauptschlag gegen den Protestantismus in Frankreich erwartet. Nur mit äußerster Besorgniß konnten daher die Hugenotten auf jene reactionäre Conferenz hinsehen, welche den 9. Juni 1565 in Bayonne an der spanischen Grenze zusammentrat und der mehrere der entschiedensten und einflußreichsten ihrer Gegner beiwohnten. Die Unterredung, welche dort Katharina mit ihrer Tochter Elisabeth, der dritten Gemahlin Philipps II. (Isabella) und mit dessen Abgeordnetem, dem Herzog Alba hielt, ließ jedenfalls nichts Gutes erwarten; denn wenn auch, wie die neuere Geschichtsforschung glaubt nachgewiesen zu haben, **) nicht schon jetzt ein förmliches Complot geschmiedet wurde, das die Bartholomäusnacht schon in seinem finstern Schooße

*) Félice p. 181. Soldan II. S. 205.

**) Soldan II. S. 219 ff. Polenz II. S. 332.

trug, so bleibt doch das als „Thatsache" stehen, daß „Alba in Philip Namen die Ausrottung des Protestantismus und die strengste Züchtigu der Ungehorsamen verlangte." *) Mit gewohnter Kälte rieth er, v allem der Großen sich zu bemächtigen, an welchen die protestantis Partei den meisten Halt habe. „Der Kopf eines einzigen Lachses wie 10,000 Frösche in den Sümpfen auf." Dieß hingeworfene Wort haft tief in der verdorbenen Einbildungskraft des jungen Königs, der, w die Sage lautet, nicht satt werden konnte, es auf der ganzen Reise Gegenwart seiner Mutter zu wiederholen. **) Ob, wie die Traditi berichtet, der junge, damals zwölfjährige Heinrich von Navarra, welch als unverdächtiger Ohrenzeuge bei der Unterredung geduldet wurd nachmals das Gehörte seiner Mutter, der Jeanne d'Albret, verrath habe, lassen wir gleichfalls dahingestellt.

Von beiden Seiten wurden die Kriegsrüstungen mit Eifer betriebe Die Protestanten hielten im Jahr 1567 Versammlungen zu Valéry u Chatillon. Condé faßte den gewagten Entschluß, den königlichen H aufzuheben, der sich im Schlosse Monceau befand; aber der Hof, g warnt, zog sich nach Meaux und von da nach Paris zurück. Sechsta send Schweizer, welche der Oberst Pfyfer von Luzern anführte, bildet die Leibwache des Königs. Jetzt bemächtigte sich Condé der Stadt S Denis und wagte von da Ausfälle in die Vorstädte der Hauptstadt. D 10. November kam es zu einer Schlacht. Gegen Achtzehntausend d königlichen Heeres kämpften gegen eine Anzahl von nicht gar dreitause Begeisterten, denen es jedoch an der materiellen Waffe des groben G schützes fehlte. Unter religiösen Feierlichkeiten und dem Absingen geistlich Lieder begann der Kampf. Der Anführer der katholischen Partei, d greise Connétable von Montmorency, fiel, mit Blut bedeckt, verwundet z Erde. Ein protestantischer Offizier, Robert Stuart, ***) stürzte auf ih los und schoß sein Pistol auf ihn ab. Er traf ihn in die linke Schulte Montmorency raffte seine letzte Kraft zusammen und streckte seinen Gegn zu Boden, ohne ihn jedoch zu tödten. Er aber hauchte bald darauf sei Seele aus. Dem Geistlichen, der den Connétable in dem letzten Auge

*) Soldan S. 226.

**) S. Wachler S. 36; Lacretelle II. p. 166 (nach Mezeray); Félice p. 18 Ranke dagegen stellt es auf's bestimmteste in Abrede, daß die Königin und der jun König mit Alba's Rathschlägen einverstanden gewesen seien: er nennt es sogar „eine großen Irrthum" S. 270.

***) Derselbe war bald nach der Verschwörung von Amboise als angeblicher Mö der des Präsidenten Ménard verhaftet worden.

blicke zur Buße erwecken wollte, antwortete dieser mit Stolz: „Laßt mich, guter Vater! Es wäre schmählich, wenn ich nach einem Leben von 80 Jahren nicht eine Viertelstunde zu sterben wüßte." So war es also wohl bei ihm nicht die begeisterte Anhänglichkeit für den alten Glauben der römischen Kirche gewesen, die seinen bewaffneten Arm leitete. Vielmehr scheint eine gewisse religiöse Gleichgültigkeit, bei einem selbstgerechten Bewußtsein bürgerlicher Tugend und militärisch-politischer Verdienste, der Grundzug seines schroffen Charakters gewesen zu sein, eine der stoischen vergleichbare Gesinnung, die wir in jener Zeit bei vielen großen Männern der römischen Kirche wiederfinden. *)

Der Sieg neigte sich zwar auf die Seite der Katholiken, aber es war ein trauriger Sieg. „Weder die Katholiken, noch die Protestanten," sagte einer der Marschälle, **) „haben die Schlacht gewonnen, sondern der König von Spanien." Daß die Hugenotten mit der äußersten Anstrengung gefochten, diesen Ruhm mußten ihnen auch die Gegner lassen. — An die Stelle des gefallenen Connétable von Montmorency trat nun der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou (der nachmalige Heinrich III.), in einem Alter von siebzehn Jahren. Dagegen führte der Prinz Johann Casimir, Sohn des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz, dem Prinzen Condé an zehntausend Mann deutscher Hülfstruppen zu. Mitten unter diesen neuen Rüstungen aber ward den 27. März 1568 der Friede von Lonjumeau (auch „Friede von Chartres" genannt) abgeschlossen, der jedoch wegen der Kürze seiner Dauer der kleine Friede heißt. In der That war der Friede nur ein kleiner (kurzer), denn obgleich dabei das Edict von Amboise in seiner ursprünglichen Gestalt und ohne Restrictionen gewährleistet war, so folgten demselben nichts desto weniger die blutigsten Verfolgungen der Protestanten auf dem Fuße nach. ***) In Lyon, Bourges, Troyes, Auxerre.

*) Das Weitere über seinen Charakter s. bei Lacretelle II. p. 190, nach den Stellen aus Brantôme.

**) Vielleville (bei Lacretelle), vgl. Félice p. 185.

***) Es geschahen Greuel auf beiden Seiten. So machte sich zu Nimes am 30. September 1567 die lang verhaltene Wuth der unterdrückten Protestanten in einem schauderhaften Blutbad Luft durch Ermordung von 120 katholischen Kriegsgefangenen, die man in kleinen Abtheilungen nach dem bischöflichen Palast schleppte, sie ohne weiteres niedermetzelte und die Leichname in einen Brunnen warf. Die Unthat ist unter dem Namen der „Michelade" bekannt, weil sie unmittelbar nach dem Michaelisfeste (29. September) vorfiel. Ein Gegenstück dazu bildet die kannibalische Scene nach dem Treffen von de La Roche-la Belle in Limousin (24. Juni) 1569. Nachdem das Schloß Blosset, das von den Hugenotten besetzt war, an die Feinde war übergeben

Rouen, Orleans, Amiens wurden eine Menge Hugenotten niedergemacht
An vielen Orten rottete sich das von den Geistlichen aufgeregte Landvol
zusammen und lauerte aus Hinterhalten den in größern Gesellschafte
reisenden Protestanten auf. Die Verkündigung des Friedensedictes selbs
stieß an verschiedenen Orten auf den härtesten Widerstand. In Roue
wurde es in den Straßenkoth getreten. Das Parlament von Tolous
schritt nur gezwungen zur Registrirung desselben. Ketzergerichte wurde
aus dem Volke niedergesetzt und die Richter waren die Scharfrichter zu
gleich. Wenn auch die Zahl von zehntausend gefallenen Schlachtopfer
übertrieben sein mag, welche die protestantischen Schriftsteller angeben
so kam doch die Menge derselben mitten in dem sogenannten Frieden de
Opfern eines verheerenden Krieges gleich. Dazu kamen auf die An
reizungen des päpstlichen Stuhles und Spaniens hin noch andere feind
selige Handlungen von Seiten des Hofes. Der Admiral Coligny un
der Prinz Condé hatten sich, der eine nach Chatillon, der andere nac
Noyers in Auxerrois zurückgezogen. Auf die Gefangennehmung de
beiden Männer hatte es Katharina abgesehen, dem Rathe Alba's gemäß
den sie in Bayonne erhalten; aber ihr Anschlag wurde vereitelt. De
sonst durch seinen Ketzerhaß ausgezeichnete Feldherr Tavannes schie
seiner Gesinnung nach ganz dazu geeignet die Königin in ihrem Pla
zu unterstützen, indem er den Auftrag erhielt, sich der beiden Prinzen z
bemächtigen. Aber sein ritterliches Ehrgefühl schien sich gegen das ihn
übertragene Schergenamt zu sträuben, oder eine augenblickliche Anwand
lung von Großmuth machte die Ausführung des Plans zunichte. Ge
nug, Tavannes gab den Verfolgten einen Wink und ließ sie mit ihre
Familien entwischen. Sie flohen beide nach Rochelle. Eine gefahrvoll
Reise von hundert und zwanzig Stunden legten sie mitten durch di
feindlichen Posten und auf Umwegen zurück. Da die Brücken der Loir
überall besetzt waren, so mußten sie froh sein bei Saumur eine Furt
zu treffen, über die sie setzen konnten. Condé trug seinen zweijährige
Knaben in den Armen über den Fluß. Kaum hatten die Fliehenden da
jenseitige Ufer erreicht, als ein feindlicher Reitertrupp im Galopp auf s
ansprengte. Aber wie durch ein Wunder häufte sich die Fluth, als di
nachsetzenden Reiter dem Strome sich näherten; die Verfolgten entkame

---

worden, wurden die, welche sich nicht durch Flucht retten konnten, niedergehaue
Einzelne aber einem martervollen Tode aufbewahrt. So der reiche Kornhändl
Etienne Coeur-de-Roi (Cordiregius), der von dem rasenden Pöbel buchstäblich ze
fleischt wurde. Das Herz wurde an einem Kohlenfeuer geröstet, um, wie die Sa
lautet, sodann verspeist zu werden.

glücklich der Gefahr, und langten endlich nach vielen Mühsalen den 15. September 1568 in Rochelle an.

Eine andere feindselige Handlung des Hofes war die Entfernung des Kanzlers l'Hôpital. Obwohl derselbe, wie schon früher bemerkt, äußerlich mit den Formen der Staatskirche im Zusammenhange blieb, so konnte er durch sein gemäßigtes Betragen doch dem Vorwurf nicht entgehen, er halte es heimlich mit den Hugenotten. Sein Katholicismus war so verdächtig geworden, daß es zum Sprüchwort ward in Frankreich: „Gott bewahre uns vor der Messe des Kanzlers." Immer weiter aber gingen die Verdächtigungen. Er, der allein auf das Gemüth des jungen Königs noch einen segensreichen Einfluß hätte üben können, ward seinem Herzen mehr und mehr entfremdet, und endlich von seiner Stelle verdrängt. Nach seiner Abberufung zog er sich mit seiner Familie auf den stillen Landsitz von Vignay zurück. Ihm folgte Johann Morvilliers im Amte mit dem Titel eines Großsiegelbewahrers.

Die Festung Rochelle mit ihrem wohlgelegenen Hafen am atlantischen Meere wurde jetzt ein Sammelplatz der bedrängten Häupter des Protestantismus. Da sie das alte Vorrecht besaß,*) keine königliche Besatzung anders als mit Zustimmung der Bürgerschaft in sich aufnehmen zu müssen, diese Bürgerschaft aber in hohem Grade protestantisch gesinnt war, so eignete sie sich zu einer festen Burg, zu einem Bollwerk der hugenottischen Macht. Jetzt kam dahin auch noch eine Frau, die für diese Macht von großer Bedeutung war. — Jeanne d'Albret, die Wittwe des verstorbenen Königs Anton von Navarra, kam mit ihren Kindern, mit ihrem funfzehnjährigen Sohne Heinrich, dem Prinzen von Bearn, und ihrer dreizehnjährigen Tochter Katharina, im Geleite von dreitausend Mann nach Rochelle. Diese außerordentliche Frau und ihr schon damals hoffnungsvoller Sohn verdienen es, daß wir einen Augenblick bei ihnen verweilen:**) bilden sie doch ein erfreuliches Gegenstück zu Katharina und ihrem Sohn Karl IX.

Jeanne d'Albret, die Tochter Heinrichs II. von Albret und jener Margaretha von Valois, welche wir schon früher als eine Gönnerin der Protestanten kennen gelernt haben, war geboren 1531. Schon in sehr früher Jugend wurde sie wider ihren Willen aus bloßer Politik

*) S. Wachler S. 39.

**) Ausführlich ist die Geschichte der Erstern beschrieben von Madame Vauvilliers, Histoire de Jeanne d'Albret, reine de Navarre, in drei Bänden. Paris 1818; kürzer in dem Musée des Protestans célèbres. Paris 1821.

Franz' I. an den Herzog Wilhelm III. von Cleve verheirathet; später aber wurde die Ehe als aufgelöst erklärt, und sie heirathete Anton, König von Navarra, im Jahr 1548. Dem Reize weltlicher Vergnügungen hingegeben, schien die junge Königin erst wenig Lust zu bezeigen, dem düstern und freudenleeren Protestantismus ihr jugendliches Leben zum Opfer zu bringen, noch viel weniger sich Entbehrungen und Gefahren der Religion wegen auszusetzen. Später aber gewann sie eine Religion aus Ueberzeugung lieb, der ihr Gatte mit allem Eifer zugethan schien. Ja, sie beschämte diesen in der Folge durch ihre größere Standhaftigkeit und treuere Anhänglichkeit an das einmal aus Ueberzeugung Ergriffene; denn nachdem Anton, in Folge des Gesprächs von Poissy, wieder zum Katholicismus zurückgekehrt war, blieb sie nicht nur der Sache des Evangeliums getreu, sondern wankte auch dann nicht, als sie ebendeßhalb manche Kränkungen und die empfindlichsten Zurücksetzungen von ihrem Gatten zu erleiden hatte. Nach dem Tode desselben wurde sie die Seele der Hugenotten. Man nannte sie die calvinische Debora. Mit einer großartigen, das Liebste opfernden Gesinnung verband sie, wie so manche edle Frauen jener Zeit, eine tiefere Einsicht in die theologischen Wissenschaften und Kenntniß der alten Sprachen. Als eine Schülerin Calvins vertheidigte sie dessen Grundsätze mit allen Waffen der Dialektik gegen die römische Curie. In ihrem Gebiete schaffte sie die Messe ab, und hielt standhaft die Stürme aus, die sich wider sie erhoben. Ein von mehrern Landesbischöfen gemachter Versuch, sie nebst ihrem Sohn Heinrich in Bearn zu überfallen und sie den Händen der Inquisition zu überliefern, schlug fehl, indem Elisabeth, die Gemahlin Philipps II., den Anschlag verrieth. In Rochelle angelangt, war Johanna bereit, alle ihre Schätze und Kleinodien hinzugeben, um die Macht der Protestanten aus eignen Kräften zu unterstützen. Aber der größte Schatz, den sie bieten konnte, war ihr Sohn Heinrich, der Prinz von Bearn. Dieser, jetzt ein funfzehnjähriger Jüngling, hatte eine dem männlichen Geiste seiner Mutter angemessene Erziehung erhalten. Fern von aller Verweichlichung einer höfischen Lebensart hatte er in den Bergen seines Geburtslandes baarfuß auf den Felsen mit den jungen Hirten um die Wette geklettert und ihre ländliche Nahrung mit ihnen getheilt.*) Aber auch in den Wissenschaften die einen König zieren war er nicht vernachlässigt worden, damit im gesunden Leibe auch eine gesunde, gekräftigte Seele wohne. In den Schriften der Griechen und Römer war

*) Nach Voltaire (in der historischen Einleitung zur Henriade.)

wohl unterrichtet,*) und die Lebensbeschreibungen des Plutarch hatten in seiner jugendlichen Seele einen tiefen Eindruck zurückgelassen. So stand er, ein lebenskräftiger Knabe, an den Stufen des Jünglingsalters, und auf diesen schnell zum Manne reifenden Jüngling, den Sohn einer so trefflichen Mutter, setzten die Protestanten ihre Hoffnung, soweit sie auf Menschen bauten.

Im Jahr 1568 brach der dritte Bürgerkrieg in Frankreich aus, der grausamste und blutigste von allen. Von beiden Seiten hatte sich der Haß auf's höchste gesteigert, von beiden wurden die Anstrengungen auf's äußerste getrieben. Das katholische Heer hatte sich bis auf 26,000 Mann verstärkt, das protestantische zählte nur noch 15,000, als es den 16. März 1569 zur entscheidenden Schlacht von Jarnac an den Ufern der Charente kam. Condé, schon schwer verwundet, stürzte sich in die dichtesten Reihen der Feinde mit den Worten: „Süß ist die Gefahr für Christus und das Vaterland!" Sein Pferd sank unter ihm, das Heer gerieth in Unordnung, er selbst in Gefangenschaft. Aber als er eben gefangen und verwundet in einiger Entfernung vom Schlachtgetümmel unter einem Baume lag, rannte ein Hauptmann der Anjou'schen Leibwache, Montesquiou, auf ihn heran und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf; denn also war es befohlen, daß man keinen der Hugenottenanführer sollte am Leben lassen. So starb Condé im 39.**) Jahre seines Lebens. Sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für die protestantische Partei in Frankreich; aber eine um so größere Freude verbreitete die Nachricht desselben im Heere des Herzogs von Anjou. Dieser, in seinem übermüthigen Siegesrausche, benahm sich auf eine wahrhaft empörende Weise. Er ließ den Leichnam des großen Feldherrn an den Schweif einer alten Eselin binden und dem Gespött der Soldaten und des Pöbels preisgeben. Erst auf die Vorstellungen der besser Gesinnten ward der entseelten Hülle ein anständiges Begräbniß gestattet.***) „Dieß war," sagt der Geschichtschreiber de Thou,†) „das Ende Ludwigs von Bourbon-Condé, eines Prinzen, der durch den Glanz seiner Geburt und mehr noch durch eigene Seelengröße und Mannhaftigkeit ausgezeichnet war: an Tapferkeit, Charakterfestigkeit, Verstand, Gewandtheit, Erfahrung, Leutseligkeit, Wohlredenheit und Freigebigkeit, lauter Tugenden, die er

*) Hatte er sich doch in einer Uebersetzung des Cäsar (de bello gallico) versucht, welche von den Gelehrten der Zeit gelobt wurde.

**) Nach Andern im 32. Lebensjahre.

***) Sie wurde zu Vendôme beigesetzt, wo auch die Ahnen Condé's ruhten.

†) II. 718. bei Soldan II. S. 351.

in seltenem Grade in sich vereinigte, hatte er wenige seines Gleichen, und selbst nach seiner Feinde Geständniß hat ihn kein einziger unter seinen Zeitgenossen darin übertroffen." Zur Verherrlichung des Sieges von Jarnac ordnete Karl IX. jährliche Processionen an, und auch der Papst (Pius V.) und der König von Spanien ließen ihren Triumph laut werden. Der Papst fügte seinem Glückwunsch die dringende Aufforderung bei, die Ketzer bis auf den letzten Mann auszurotten, und auch die Gefangenen hinzurichten, indem er jede Nachsicht mit Gottes Zorn bedrohte. Den gesunkenen Muth der Protestanten richtete aber die Königin von Navarra, Jeanne d'Albret, wieder auf. Im Einverständniß mit Coligny erschien sie vor dem versammelten Heere, an der einen Hand ihren Sohn Heinrich, an der andern den jungen Prinzen Condé führend. „Hier, meine Freunde," sagte sie, „giebt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe." Nun schwor das ganze Heer Treue seinen jungen Führern und Schutz den Waisen. Coligny stellte sich als ihren gemeinsamen Vater dar, und führte von nun an in ihrem Namen den Oberbefehl, während die Prinzen selbst sich in den Waffen übten und auf ihren hohen Beruf sich vorbereiteten. Das Heer der Protestanten erhielt neue Verstärkung durch den Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der sich im Juni 1569 mit 13,000 Mann an der Vienne einfand und sich mit Coligny vereinigte. Der Herzog selbst starb bald nach seiner Ankunft in Folge der Kriegsbeschwerden. Der Bruder Coligny's, d'Andelot, starb gleichfalls plötzlich, und wie man vermuthet, an Gift. So blieb Coligny allein an der Spitze des Heeres. Er benutzte aber geschickt die Uneinigkeiten, die auf der Seite der Gegner ausgebrochen waren, um sich in den Besitz der Städte im Süden und Westen zu setzen. Neue Hoffnung des Siegs beseelte die glaubensmuthigen Krieger; aber in ihren Eifer mischte sich auch das Gefühl der Rache gegen die Sieger von Jarnac. Ohne Barmherzigkeit wurden „die Knechte des Antichrists" niedergemacht. So hießen in der Sprache der Hugenotten des Papstes Söldner und die Truppen des Königs. — Coligny's Streben ging nun dahin, sich den Weg nach Paris zu öffnen. Er warf sich vor Poitiers, das Heinrich von Guise, der Sohn des verstorbenen Herzogs von Guise, vertheidigte. Dieser, welcher in Coligny noch immer den Mörder seines Vaters zu sehen glaubte,*) wehrte sich gegen den persönlichen Feind mit aller Leidenschaft eines Rache fordernden Sohnes. Coligny sah sich genöthigt die Belagerung aufzuheben, nachdem bereits

*) Lacretelle p. 237.

drinnen die Noth auf's höchste gestiegen war. Nun aber wich auch zu derselben Zeit die alte Begeisterung aus dem Heere der verbündeten Protestanten. Die deutschen Hülfstruppen forderten mit Ungestüm den Sold, der ihnen mehrere Monate nicht bezahlt worden war. Der Mangel an Zucht nahm mehr und mehr überhand, und so sah sich Coligny genöthigt, um einem Aufstand im eigenen Heere zuvorzukommen, dasselbe in offene Feldschlacht zu führen. Diese Schlacht wurde in den Ebenen von Moncontour geschlagen. Das Treffen dauerte nur $^3/_4$ Stunden und war im eigentlichen Sinne vernichtend. Von 25,000 Streitern blieben nur 6- bis 8000. Ohne Schonung wurden die um Pardon Flehenden niedergemacht. Besonders grimmig zeigten sich die katholischen Schweizer. Da fiel mancher Söldner, der bei den Hugenotten gedient hatte, ihnen zu Füßen und rief mit den Worten: bon papiste, bon papiste moi ihre Gnade an: aber umsonst. (Indessen dienten auch reformirte Schweizer im päpstlichen Heere, während die Hugenotten wieder Katholiken unter ihren Kämpfern zählten. Das Söldnerwesen kennt keine Religion.) Es ist als ob die Geschichte den Worten Luthers mit blutigem Griffel hätte wollen allen Nachdruck geben, daß das Schwert es nicht ausrichten dürfe in Sachen des Glaubens, sondern einzig und allein das Wort. — Fast alle Schlachten in den Religionskriegen — das ist eine Bemerkung, die sich uns unwillkürlich aufdrängt — fielen unglücklich für die Protestanten aus. Man denke nur an die Kappeler Schlacht in der Schweiz, an die unglückliche Schlacht bei Mühlberg im schmalkaldischen Kriege, an Dreux, St. Denis, Jarnac und Moncontour; und auch die Folge wird uns noch andere Beispiele vorhalten. Leicht mag da die römische Kirche diesen Umstand benutzen, um sich und Andere zu überreden, wie der Gott der alten Kirche, der auch der Gott der Schlachten ist, mit seinen Schaaren sei, wie er ihr Banner führe u. dergl. m. Wir wollen ihr diese Sprache gönnen und uns wohl hüten, eine ähnliche da zu führen, wo wir zur Seltenheit das Glück der Waffen auch den Protestanten sich zuwenden sehen. Allerdings steht auch das Waffenglück in Gottes Hand, und ihm gebührt der Dank, wenn er der gerechten Sache den Sieg verleiht. Aber sein Wille ist es nicht, daß des Fleisches Arm entscheide in Sachen des Geistes und der höhern Ueberzeugung; und wenn auch einst die Israeliten auf dem Standpunkt des alten Bundes Jehovah kennen lernten als den Herrn der Heerschaaren, der, die Glaubensfeinde vertilgend, dem Heer der Gläubigen voranzieht, so ist eine solche Ansicht (die sich freilich auch wieder in den Kreuzzügen des Mittelalters wiederholte) der reinern

christlichen und somit der wahrhaft protestantischen Ansicht fremd, wenngleich auch die damaligen Protestanten und namentlich die Calvinisten Frankreichs, deren Muth und Tapferkeit wir darum nicht geringschätzen, sich dieser Anschauung hingaben. Das ächte evangelische Christenthum weiß nur so viel, daß Gott seine Sache wunderbar hinausführt und daß wir durch Leiden und Trübsale mehr als durch rauschende Triumphzüge in das Reich Gottes eingehen müssen. Darum haben auch von je die Märtyrer, die der Gewalt unterlagen, größere Siege davongetragen und der guten Sache mehr genützt, als die, welche im Namen Gottes Städte eroberten und dabei auch nicht selten einen Theil der Beute für sich nahmen; und wenn die alte, heidnische Weisheit von einem Cato zu rühmen weiß, daß, während den Göttern die siegreiche Sache gefiel, er die besiegte Sache vorgezogen, so unterscheidet sich eben dadurch der Christen Gott von den alten Weltgöttern, daß auch er nicht selten an der besiegten Sache sein Wohlgefallen hat. Darum, so sehr wir auch die Condés, die Colignys, die la Noue und andere Feldherren der Hugenotten vom menschlichen Standpunkt aus erheben mögen, so steht uns doch in der religiösen Bedeutung, die sie für die Kirchengeschichte haben, noch höher ihr christlicher Charakter und ihre tiefreligiöse Gesinnung, die sie unter dem Wechsel des Kriegsglücks zu bewahren wußten, und die auch in den weniger glänzenden Momenten ihres äußern Lebens, ja noch in ihrem Tode sich an den Tag legte. In dieser Beziehung ist besonders der edle Coligny ausgezeichnet, und so mag denn hier noch ein schöner Zug seines gottergebenen Sinnes Platz finden, den uns die Geschichte des ebengenannten Treffens von Moncontour aufbewahrt hat.*) — Coligny wurde in demselben schwer verwundet. Man trug ihn bei Seite in einer Sänfte. In einiger Entfernung davon wurde gleichfalls in einer Sänfte der alte Krieger l'Estrange verwundet vorbeigetragen. Dieser ließ sich zu der Sänfte des Admirals hinzutragen und reichte ihm durch den Schlag hindurch die Hand mit den Worten: „Unser Gott ist doch ein guter Gott!" Mehr konnte er nicht sagen. Ein stummes Lebewohl trennte beide Verwundete von einander. Aber Coligny äußerte sich in der Folge gegen seine Vertrauten, daß dieses Freundeswort in trüber Stunde ihn mächtig aufgerichtet und ihm als Stern auf seiner Bahn geleuchtet habe. Es schien in der That alles über ihn ausbrechen zu wollen. Er hatte seinen Bruder d'Andelot verloren. Das Pariser Parlament erklärte ihn in die Acht; sein Schloß ward von wü-

*) Bei Lacretelle p. 240, nach Tavannes. Félice p. 191.

thenden Banden verbrannt. Pius V. schleuderte den Bann auf ihn und bezeichnete ihn als den Verworfensten aller Menschenkinder. In dieser Verlassenheit schrieb er, 13 Tage nach dem Treffen von Moncontour, an seine Kinder: „Wir müssen uns nicht auf das verlassen, was man Güter nennt, sondern unser Vertrauen auf anderes setzen als auf Irdisches, und nach andern Hülfsmitteln uns umsehn, als nach denen, die man mit Augen sehen und mit Händen greifen kann. Jesu, unserem Haupte, müssen wir nachfolgen, der uns vorangegangen. Die Menschen haben uns geraubt, was sie rauben konnten, und ist es anders Gottes Wille, so werden wir glücklich und unsere Lage eine gute sein, da dieses Unglück uns nicht betroffen hat als Vergeltung von Unbilden, die ihr den Urhebern desselben zugefügt hättet, sondern lediglich weil sie mich hassen, darum daß Gott mich gewürdigt hat, ihm als Werkzeug zu dienen bei seiner Kirche. Einstweilen genügt es mir, euch zu ermahnen und zu beschwören bei dem Namen Gottes, daß ihr muthig ausharret im Streben nach der Tugend.*)

So ungünstig jedoch das Kriegsglück den Protestanten bisher gewesen war, so schien es sich nun doch wieder denselben zuwenden zu wollen. Coligny, der durch kein Mißgeschick sich entmuthigen ließ, gelangte endlich durch seine glücklichen Operationen dahin, Paris in Schrecken zu setzen und die königliche Partei zu einem den Protestanten günstigen Frieden zu nöthigen. Dies ist der Friede von St. Germain-en-Laye, welcher den 15. Aug. 1570 zu Stande kam. Diesem Frieden zufolge wurde den Protestanten vollkommene Amnestie und Gewissensfreiheit zugesichert. Sie wurden ämterfähig erklärt und ihre Besitzungen sollten ihnen zurückgegeben werden. Zu den öffentlichen Schulen und den Anstalten der Wohlthätigkeit sollten Katholiken und Protestanten, ohne Rücksicht auf Religion, gleichen Zutritt erhalten. Alle frühern gegen die Hugenotten erlassenen Edicte sollten aufgehoben sein. Eine große Anzahl von Städten wurde den Protestanten angewiesen, um ihren Gottesdienst darin zu halten; besonders aber wurden die vier

---

*) Félice p. 192. Ueber seine Charaktergröße ist überhaupt nur eine Stimme. Der Venetianer Aluiso Contarini verglich ihn mit Hannibal. Ranke (S. 301) läßt ihn das Wort eines alten Griechen auf sich anwenden: „Wir waren verloren, wenn wir nicht verloren waren", und fährt dann fort: „Wie später Wilhelm III. und Washington, so stand auch Coligny nach einem erlittenen Verluste um so fester wieder auf den Füßen." Mehreres über ihn giebt E. Stähelin in den „protestantischen Monatsblättern" 1858, und die Biographie von Maylan, Vie de Gaspard de Coligny. Paris 1862; vgl. auch den Artikel von Schott in Herzogs Realenc. XIX. S. 331 ff.

wichtigen Festungen des südlichen Frankreichs la Rochelle, Montauba
Cognac und la Charité den Protestanten als Sicherheitsplätze überge
ben, und noch manches andere in Beziehung auf Kriegskosten, Aus
lösung der Gefangenen u. s. w. wurde auf eine für die letztern vortheil
hafte Weise in's Reine gebracht. Von beiden Seiten schien man de
langen verheerenden Krieges müde, und Coligny, der so manche trau
rige Erfahrung in demselben gemacht hatte, äußerte sich unter anderem
daß er lieber wollte sich blutend durch die Straßen von Paris schlep
pen lassen, als wieder einen Bürgerkrieg beginnen.*) So schien de
wackre Krieger am Ende seiner Thaten zu derselben Einsicht gelangt z
sein, die wir so eben als die christliche, die wahrhaft protestantische be
zeichnet haben.

Wenn irgend ein heller Himmel nach vielen Stürmen den Pro
testanten zu leuchten schien, so war es jetzt. Aber wie oft am Saum
eines scheinbar heitern Himmels schon die schwarzen Gewitterwolken nu
um so ernster sich sammeln, um in nächtlicher Stunde ihre furchtbar
Zerstörungskraft zu entladen, der Angstruf des Wächters, das Heule
der Sturmglocke plötzlich die Schlummernden weckt, um ihnen den Him
mel in der Gluth der eben entstandenen Feuersbrunst zu zeigen, so bar
sich hinter die sorglosen Träume eines süßen Friedens und die in diese
Frieden geschlossenen Pläne menschlicher Glückseligkeit die schwarze, blu
tige Schreckensgestalt einer alles verschlingenden Mordnacht.

An dem scheinbar hellen Himmel sollte dem verwirrten Reiche ei
freundlicher Stern aufgehn in einer Verbindung, welche den bisherige
Wirren auf immer ein Ende zu machen schien. Man trug sich länge
Zeit mit dem Gedanken, daß eine Verbindung der jüngsten Schwest
des Königs, Margaretha, mit dem Sohne der Jeanne d'Albret, m
Heinrich, dem Prinzen von Bearn, zur Bekräftigung des politischen un
kirchlichen Friedens nicht wenig beitragen dürfte. Eine solche Verbin
dung zwischen einem in den protestantischen Grundsätzen erzogenen Prin
zen und einer Tochter der Katharina von Medicis hatte freilich etwa
Auffallendes; doch wenn man weiß, wie die Letztere die Religion imm
nur zum Deckmantel ihrer persönlichen Absichten machte, so wird ei
solches friedliches Entgegenkommen von ihrer Seite eben so erklärlich
als ihre frühere Feindseligkeit, mit der sie die Protestanten verfolgt
Anders freilich, sollte man denken, hätte Jeanne d'Albret die Sache b
urtheilen sollen; und wirklich finden wir, daß ihr der Schritt sehr schw

*) Lacretelle p. 153. Anm. nach den Mémoires von La Noue.

fiel. Schon der Gedanke an eine gemischte Ehe mußte ihr Bedenken erregen.*) Sie besprach sich deßhalb mit ihren Predigern. Einige Beruhigung gab ihr die Kunde, daß Margaretha fleißig in der Bibel lese, ja sogar zuweilen calvinischer Gebete bei ihren Andachten sich bediene. Daß sie sich weniger Gutes von den Gesinnungen der künftigen Schwiegermutter, der Katharina von Medicis, versprach, geht aus einem Briefe an ihren Sohn hervor, den sie ihm kurz vor der Hochzeit schrieb,**) in welchem sie sich über deren hochfahrendes Wesen, über ihre Intriguen, über den Hohn beklagt, mit dem sie ihr am Hof begegnete. Von der jungen Braut aber, die Heinrich noch nicht gesehen hatte, macht sie ihm folgende Schilderung: „Sie ist hübsch, wohl unterrichtet und von gutem Benehmen, aber freilich in den verruchtesten Umgebungen auferzogen die man sich denken kann. Eben deßhalb," setzt sie bedeutungsvoll hinzu, „wünsche ich Dich mit ihr zu verheirathen, damit Du und deine künftige Frau Euch bei Zeiten aus dieser Verderbniß retten könnet; denn so groß ich mir dieselbe dachte, so fand ich sie doch noch viel ärger. Du würdest ohne besondre Gnade Gottes hier nicht durchkommen." — Der ganze Brief athmet überhaupt eine tiefe mütterliche Besorgniß und ist voll schwerer, schmerzlicher Ahnungen. „Schon aus meinen ersten Reden hast Du wahrnehmen können, mein Sohn!" sagt sie unter anderm, „daß man alles darauf anlegt, Dich Gott und Deiner Mutter abtrünnig zu machen. Du wirst dieß noch mehr aus diesem Briefe abnehmen und der Bekümmerniß, die ich um Deinetwillen leide."

Ein politischer Grund mag denn freilich auch noch mitgewirkt haben, die Königin von Navarra zur Einwilligung in diese Verbindung zu bewegen. Es wurde ihr Hoffnung gemacht, ihr altes Königreich wieder zu gewinnen, das Spanien inne hatte und das ihr Sohn mit den Waffen erobern sollte im Dienste Frankreichs. Coligny, den man aus seinem Zufluchtsorte la Rochelle an den Hof geladen und mit Freundschaftsbezeigungen überhäuft hatte, ließ sich sowohl für seine eigene Person bethören, als er auch Andere mit sich fortriß. Er rieth zur Heirath. Aber auch mitten

---

*) Dieselben Bedenken erhoben sich begreiflich auch katholischer Seits. Papst Pius V. warnte den König Karl IX. in einem Briefe vom 25. Januar 1572 und verweigerte hartnäckig die Dispensation. Auch sein Nachfolger Gregor XIII. wollte die Verbindung nur unter der Bedingung zugeben, daß der Bräutigam (wenn auch am Ende nur heimlich) zur römischen Kirche übertrete. Der König aber erklärte, daß, wenn der Papst nicht nachgebe, er die Trauung von einem hugenottischen Pfarrer werde vollziehen lassen. Vgl. Polenz II. S. 451. 456.

**) Abgedruckt bei Lacretelle p. 306.

unter den Vorbereitungen zur Vermählungsfeier konnte das mütterlich Herz Johanna's nicht froh werden, und nur mit einem halben Ver trauen, ja mit bangem Zagen und Schrecken sah sie dem Tage der Hoch zeit entgegen. Sie verfügte sich indessen nach der Residenz, um de Festlichkeit beizuwohnen. Bald wurde sie jedoch von einer Unpäßlichkei überfallen, die nach fünf Tagen ihrem Leben ein Ende machte. An dem selben Tage, an dem sie erkrankte, hatte ihr ein Italiäner ein Paa wohlriechende Handschuhe verkauft, die, wie man vermuthete, vergift waren. Diese Vermuthung hat sich jedoch nicht bewährt. Unparteiisch Aerzte erklärten den Tod als einen natürlichen. Johanna starb mi großer Ergebung in einem Alter von 44 Jahren. Noch auf dem Tod bette befahl sie ihrem Sohne Heinrich die Sache der Reformation, si warnte ihn vor Schmeichlern, und ermahnte ihn, treu zu bleiben de Glauben an das Evangelium. „Jeanne d'Albret," sagt Lacretelle, * „ist fast die einzige Frau, welche die Geschichte dieses gräulichen Zei raums mit Ehren nennt. Sie erhob sich über ihr Geschlecht durch d Stärke ihrer Seele und ihres Geistes. Selbst die Schriftsteller, welc am leidenschaftlichsten gegen die Ketzer eingenommen sind, wissen i nichts vorzuwerfen, als daß es ihr an versöhnlichem Sinne und a Menschlichkeit gefehlt habe; aber auch abgesehen davon, daß sie die schwere Beschuldigung auf keine Thatsache gründen: wie sollte ma zweifeln, daß in der Erzieherin Heinrichs IV. ein reicher Schatz vo Herzensgüte gewohnt habe?" Wir möchten hinzusetzen, daß eben jen Mangel an Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit, den die Feinde ihr a Unmenschlichkeit auslegten, der deutlichste Beweis ihres durchdringende die Verhältnisse durchschauenden Verstandes und ihres männlichen, wah haft protestantischen Charakters war. Wie edel erscheint grade di Festigkeit gegenüber der Charakterlosigkeit einer Medicis!

Mit Johanna hatten die Protestanten ihre mächtigste Stütze verl ren, da der Richter l'Hôpital, trotz der freundlichen Zugeständisse d Hofes, noch immer in seiner Verbannung blieb, Coligny aber bereits de Schicksal entgegenging, das die Arglist dem im Netze der Intrigue schul los Verstrickten zu bereiten im Begriff stand. Heinrich, der nun nach de Tode seiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra führte, war üb den herben Verlust tief betrübt. Die Vermählungsfeier ward aufgeschob und fand erst den 18. August statt. Sie wurde durch den Cardinal v Bourbon mit großem Gepränge in der Kirche Notre Dame vollzoge

*) a. a. O. p. 312.

ohne daß der Bräutigam genöthigt war der Messe beizuwohnen. Während der Feier derselben gingen die anwesenden Protestanten im Schiff der Kirche und in den Vorplätzen auf und ab, jedoch ohne Störung. Alles verlief in Ruhe. Die Festlichkeiten (Turniere, Maskeraden u. s. w.) dauerten nach damaliger Sitte mehrere Tage und Nächte hindurch.

Den 22. August (an einem Freitag) hatte Coligny mit dem König, der sich im Ballhause (am Louvre) befand, eine Unterredung wegen des beabsichtigten flandrischen Feldzuges. Es war um Mittagszeit, als er sich im Begleit von einigen Edelleuten nach Hause begab. Da fiel plötzlich aus einem vergitterten Fenster ein Schuß auf ihn. Als dieser fehlte, fiel ein zweiter, der ihm den Zeigefinger der rechten Hand zerschmetterte, und darauf ein dritter, der den linken Oberarm verwundete. Der Mörder (Montravel) hatte die Flucht ergriffen. Das Haus, aus dem der Schuß gefallen, gehörte einem Vertrauten der Guisen, und das Pferd, auf dem der Mörder floh, war aus des Herzogs Marstall. Beides auffallend genug! Auf Guise fiel auch der Verdacht Coligny's. Karl IX. zeigte sich über diesen Vorfall höchst aufgebracht und schwur hoch und theuer, den Frevel nach aller Strenge der Gesetze zu bestrafen. Der König besuchte den Verwundeten, der mit großer Standhaftigkeit die schmerzhafte und überdieß ungeschickte Operation des Wundarztes überstanden hatte. Der Admiral empfing ihn mit Ehrerbietung. In des Königs Geleit fanden sich auch die Königin Mutter und Anjou. Coligny aber wünschte den König allein zu sprechen. Katharina suchte diese Unterredung zu verhindern, unter dem Vorwand, daß solches den verwundeten Admiral zu sehr angreife. Die Unterredung fand dennoch statt. Unter vier Augen hatte Coligny den König gewarnt, sich nicht von Andern bevormunden zu lassen. So wenigstens äußerte sich der König über den Inhalt des Gesprächs, als von Katharina in ihn gedrungen wurde ihr denselben zu vertrauen. Unter den Hugenotten war kein Zweifel, daß der Streich von den Guisen ausgegangen sei und man berieth sich bereits, wie man den Admiral weitern Nachstellungen entziehen soll. Der König aber bestand darauf, daß er in Paris bleibe und zeigte sich bereit, ihm im Louvre eine Wohnung herrichten zu lassen. Er zeigte sich in jeder Weise um ihn besorgt. Er gewährte auch dem Admiral eine Leibwache von 50 Schützen, die seine Thür hüteten. Nun aber lag alles daran von Seiten Katharina's und der Guisen den König umzustimmen, indem man ihm die Nothwendigkeit vorstellte, daß Coligny dem Frieden des Reichs, der an seinen Tod gebunden sei, zum Opfer falle. Der unglückliche König ließ sich bethören. Er stimmte mit in

den Blutrath. Der Tod des Admirals mußte auch den Tod noch Viel nach sich ziehen. Wie vieler? konnte niemand zum Voraus wissen. „E sollte,“ so soll Karl geschworen haben, „keiner übrig bleiben, der die b gangene Frevelthat hinterher ihm vorwerfen könnte.“ Katharina nah dagegen, wie man sie nachmals sagen ließ, nur das Blut von sec Schlachtopfern auf ihr Gewissen.

Unterdessen wurden am Vorabend auf den 24. August (St. Ba tholomäus) die Anstalten zur Ausführung des Frevels getroffen, t Straßen durch Ketten geschlossen und mit Pechfackeln erleuchtet. D Wachen waren unter Tavannes' Befehl gestellt, um jeden, der dur Flucht sich retten wollte, anzuhalten. Da gab um Mitternacht e Pistolenschuß in der Nähe des Louvre und das Läuten der Glocken v St. Germain l'Auxerrois das Signal zum allgemeinen Gemetzel. Ric ten wir zuerst unsre Blicke nach dem Louvre. Von dort zieht eine Scha von etwa dreihundert Bewaffneten, an ihrer Spitze der Herzog Heinri von Guise, nach der nicht weit entfernten Wohnung des Admiral „Woher dieser Lärm?“ fragt Coligny.*) „Mein Herr, Gott ist e der euch abfordert,“ antwortet ihm einer seiner Leute, der eben herei tritt. „Ich verstehe Dich,“ erwiederte der Admiral; „Freunde flieh Ich aber, ich bin längst auf den Tod bereit; ich befehle mich t Barmherzigkeit Gottes.“ Hatte doch Coligny allzeit „wie ein Mann gelel der da weiß, daß er jeden Tag sterben kann.“ Und so war ihm der T nur der Abschluß eines stets dem Tode geweihten Lebens. Die Dien flohen insgesammt. Nun ward die Thür von den Eindringenden g sprengt, mit den Worten: Im Namen des Königs! Der an t Thür Wache haltende Schweizer wurde niedergestoßen. Guise blieb unt im Hofe und wartete, bis das Schrecklichste geschehen war. Aber ir Schlafgemach des Admirals dringen die Mörder, Bême,**) ein deutsch Adlicher, an ihrer Spitze. „Bist du Coligny?“ brüllte dieser dem fromm Helden entgegen, der sich betend an die Wand gelehnt hatte. „Ich bin es erwiederte Coligny: „Jüngling! du solltest Achtung haben vor mein

*) Er soll gerade kurz vor seiner Ermordung den Commentar Calvins über Hiob gelesen haben, oder durch den Prediger Merlin sich haben vorlesen lassen. Weber S. 86 nach Varillas, Histoire de Charles IX. T. III. p. 425. Es ist türlich schwer, für die Wahrheit aller einzelnen Züge einzustehen, womit die Sc ausgeschmückt worden ist.

**) Oder Besma, Böhm, angeblich ein Württemberger; nach Andern wa ein Böhme von Geburt und hieß eigentlich Dianowicz. Vgl. Bayle, Dictionn u. d. W. Bême; und Wachler, S. 73. Der Cardinal von Lothringen belohnt dafür mit der Hand einer seiner natürlichen Töchter; Félice p. 208.

grauen Haaren; aber thue, wie du willst." — Da stieß ihm Bême den Dolch in die Brust und gab ihm noch einige Kreuzhiebe über's Gesicht. Die Schandthat voll zu machen, warf man die Leiche zum Fenster hinaus den unten Harrenden vor die Füße. Guise wischte das Blut aus des Ermordeten Angesicht und überzeugte sich, daß Bême den Rechten getroffen. Das Haupt ward vom Rumpfe getrennt und, wie Einige sagen, den Anstiftern des Blutbades überreicht. *) Noch an dem Rumpfe übte der Pöbel seine schändliche Lust. —

Nun ward das Morden allgemein. Alle Hugenotten wurden aus ihren Häusern, aus ihren Betten aufgeschreckt; viele flohen auf die Dächer: auch dahin folgten ihnen die Mörder. Kein Alter und kein Geschlecht ward verschont. Kinder würgten ihre Gespielen, katholische die Hugenottenkinder. Barmherzigkeit gegen Ketzer galt selbst für Ketzerei, und wenn im Dunkel der Nacht, im allgemeinen Getümmel, auch ein Unschuldiger d. h. ein guter Katholik ermordet ward, so tröstete man sich damit, daß man einem Gerechten um so schneller in den Himmel geholfen habe. Mitten unter dem wilden Gebrüll der Mörder, unter dem Angstgeschrei der Fliehenden, unter dem Seufzen der Verwundeten und Sterbenden erschollen heilige Litaneien zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Der Privathaß der Einzelnen deckte sich mit dem schauerlichen Mantel des Fanatismus und übte ungestraft Rache an frühern Beleidigern, an Nebenbuhlern, an Gläubigern, an Verwandten und Berufsgenossen. Selbst wissenschaftliche Streitigkeiten suchten jetzt ihre Ausgleichung durch Gewaltthat. So wurde unter andern der berühmte Gelehrte Peter Ramus von Meuchelmördern, die sein Gegner Charpentier gedungen hatte, in einem Keller erschlagen, in den er sich geflüchtet hatte, und von rohen Schülern noch als Leiche mißhandelt. Die Raubluft gesellte sich zur Mordbegier, und die schändlichsten Begierden fanden ihren freien Lauf. Manch werthes Haupt fiel unter den Händen der Wüthenden und nur wenigen, wie dem edlen Sully, gelang es, sich durch Flucht zu retten.**) Mit eigner königlicher Hand soll Karl IX. im gesteigerten Wahnsinn vom Balcon herab unter dem Geschrei: tuez! tuez! auf die flüchtigen Opfer geschossen haben.***) — Das Aergste war noch der grinsende Spott, der das Verbrechen würzen half. Mit bluttriefenden

*) Nach den Einen der Katharina, nach den Andern dem Papste, nach Mézeray ist es eine Fabel der Protestanten.

**) Er erzählt dieß selbst in seinen Memoiren.

***) Die Sage wird von Andern stark bezweifelt; siehe indessen Polenz II. S. 498 und S. 718 (Beilage 9).

Händen stürmte der fürchterliche Tavannes durch die rasende Menge u
munterte sie mit den Worten auf: „Nur frisch zu mit der Aderlässe! T
Aerzte sagen, daß sie im August so gesund sei, als im Monat Ma
Ein Goldschmidt, Namens Crucé,*) rühmte sich, mehr als 500 Hug
notten erwürgt zu haben, und ward bald darauf Einsiedler zur E
Gottes. Aber auch als solcher noch übte er das Mordhandwerk. U
jener Tavannes verband mit dem gräßlichen Spotte zugleich einen s
chen fanatischen Wahnglauben, daß er bei seiner letzten Beichte in d
Todesstunde sich auf die Heldenthaten in der Bartholomäusnacht beri
als auf ein Verdienst, das ihm in den Himmel helfe. Der ganze f
gende Tag wurde noch mit dem Erschlagen der Hugenotten zugebrach
und als die Mordlust sich gekühlt hatte, da zeigte sich erst recht die Gra
samkeit in den rohen Freveln, die an den Leichen verübt wurden. A
der krasseste Aberglaube mischte sich in das blutige Spiel. Ein Apothek
hatte sich und Andere überredet, daß man aus dem Fette der Erschlag
nen Gold machen könne. Und so wurden denn die fetten Körper aufg
schnitten und ihnen das Fett herausgenommen und um gutes Geld v
kauft. Das konnte um so eher geschehn, da die Mönche die Bestattu
der Leichen auf dem Kirchhofe verweigerten und sie so als freie Be
umher lagen.

Mitten unter dem allgemeinen Blutbade, das in unaufhaltsam
Strömen bis in das Innere des Louvre sich fortgewälzt hatte, wurd
Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé vor den König gerufe
Hier wurde den Jünglingen die Wahl gelassen zwischen Messe, Basti
und Tod. — Condé zeigte sich erst beherzter, als sein junger Freu
Heinrich. Er berief sich auf das den Hugenotten gegebene königli
Wort, das doch der König nicht werde brechen wollen, und auf d
Treue, die er selbst dem König stets erwiesen. Er erklärte sich bere
Leib und Gut für seinen Glauben zu lassen, den er für den einzig wa
ren halte. Der König schalt ihn einen Rebellen und drohte, ihm d
Kopf abschlagen zu lassen, wenn er nicht binnen drei Tagen sich ein
Bessern besinne. Aber erst vierzehn Tage nachher drang der König m
dem Degen in der Hand auf Condé ein mit den Worten: „Messe, T
oder Bastille." Auch jetzt erwiderte der Prinz: „Gott bewahre mich, d
ich die erstere wähle; was aber die beiden letztern anbelangt, so ste
die Entscheidung bei Eurer Majestät, und ich bitte Gott, daß er S
mit seiner Vorsehung gnädig lenke." Nun schritt der inzwischen besän

*) Siehe Lacretelle a. a. O. p. 345.

tigte König zu einem andern, minder blutigen Mittel. Er bediente sich eines hugenottischen Predigers, du Rosier (Hugo Sureau), der selbst in der Herzensangst seinen Glauben abgeschworen hatte, um durch diesen Apostaten in den beiden Prinzen, die er ihm als seine Katechumenen übergab, eine Umstimmung zu bewirken. Auch dieses Mittel wollte erst bei Condé nicht verfangen; aber endlich wich er der Beredsamkeit des Geistlichen.*) Oder war es die Aussicht auf die Bastille, in der schon eine Zelle für ihn hergerichtet wurde, die seinen Trotz brach? Genug, der Uebertritt der beiden Prinzen geschah jetzt in aller Form. Demüthige Unterwerfungsschreiben gingen in ihrem Namen an den Papst, der nun auch nachträglich die immer noch aufgeschobene Heirathsdispensation an Heinrich ertheilte.**)

Auch sonst hatten, wie in den ersten Christenverfolgungen so auch hier, Mehrere ihren Glauben abgeschworen. Andern war es gelungen, durch die Flucht sich zu retten. Sie wandten sich nach Deutschland, England, nach Genf und auch nach Basel. Die Söhne des gemordeten Coligny, auch d'Andelots Sohn, Graf Laval und andre Edle Frankreichs wohnten ein Jahr lang daselbst. Bald darauf bildete sich in Basel der erste Kern einer französischen Gemeinde, die erst in einem Privathause, dann in einem Zimmer des obern Collegiums sich versammelte, bis ihnen endlich 1614 die Predigerkirche eingeräumt ward.***)

Den zweiten Tag nach der entsetzlichen Nacht hatte sich die Mordlust etwas gelegt, obwohl keineswegs vollkommen gestillt. Da schürte der Aberglaube die schon verglimmende Gluth auf's neue an. Auf dem Gottesacker der unschuldigen Kindlein sah man einen Weißdorn blühen. Diese Naturerscheinung Ende Augusts wurde als ein Wunder betrachtet und als ein Wunder gedeutet. Was anders erkannte man darin, als ein sicheres Zeichen des göttlichen Wohlgefallens am Tode der Ketzer? Wie der Weißdorn, so sollte die reine Kirche Gottes wieder neue Blüthen treiben. Alsobald fand eine feierliche Procession des Königs, der Königin-Mutter und des ganzen Hofes zu dem wunderbaren Weißdorn statt. Man schnitt sich heilige Zweige davon als Reliquien ab, und vertheilte

*) Du Rosier, dem es gelungen war nach Deutschland zu entkommen, nahm indessen später selbst wieder seine bloß in der Angst geschehene Abschwörung zurück. Er starb in Frankfurt als Corrector einer dortigen Buchdruckerei.

**) Soldan II. S. 455. 473 ff. und die dort angeführten Quellen. Außer Heinrich waren auch seine Schwester Katharina und Condé's Gemahlin, Maria von Cleve nebst der Schwiegermutter, Francisca von Orleans, übergetreten.

***) s. Ochs, Geschichte von Basel. Bd. VI. S. 264.

sie als Siegeszeichen unter die, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten bei'm Morde der Protestanten.

Als endlich das Blutbad in Paris, nachdem es vier Tage gedauert, zu fließen aufhörte, da ergoß es sich stromweise in die Provinzen. In Meaux, Orleans, Angers, Bourges, Lyon, Rouen, Bordeaux, Toulouse fielen die meisten Schlachtopfer. Zu diesen zählen wir in Lyon Claude Goudimel, der die von Marot und Beza übersetzten Psalmen in Musik gesetzt hatte. Doch fehlte es auch mitten unter den Ausbrüchen des Fanatismus nicht an schönen und würdigen Zügen der Menschlichkeit. Nicht nur weltlichen Beamten, wie dem Vicomte von Orte, selbst einzelnen römisch-katholischen Bischöfen *) muß es zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß sie sich den Blutbefehlen widersetzten. — „Meine Herren!" so redete der Gouverneur von Dieppe die Bürgerversammlung, unter der sich sowohl Protestanten als Katholiken befanden, an, „die königliche Verordnung kann nur den Calvinisten gelten, die sich durch Aufruhr strafbar machen. Gott sei Dank haben wir deren keine unter uns. Wir lesen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächsten das vornehmste Gebot sei für den Christen, und daß an ihm das Gesetz und die Propheten hangen. Laßt uns diese schöne Lehre wohl zu Herzen nehmen, die uns von Jesus Christus selbst gegeben ist. Kinder eines Gottes laßt uns als Brüder leben und gegenseitig an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben. Das sind meine Gefühle: ich hoffe, daß ihr sie theilt; und diesen Gefühlen zufolge kann ich nicht finden, daß einer unter uns sei, der das Leben verwirkt habe." — Sogar der Scharfrichter Charles von Troyes wies den Befehl, die gefangenen Protestanten zu würgen, mit der Erklärung zurück, seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten. **)

Im Uebrigen gab sich nur die Bevölkerung der Städte diesem Fanatismus hin. Auf dem platten Lande blieb es im Ganzen ruhig. Auch in den Provinzen Saintonge und Nieder-Languedoc, wo es sonst viele Protestanten gab, blieben sie unangetastet; daher erklärt es sich, daß auch nach der Bluthochzeit sich noch eine beträchtliche Anzahl am Leben befanden. Nächst Paris zeichnete sich Lyon durch die Menge der Schlachtopfer aus. Man trieb sie in die Gefangenschaften der Klöster und würgte sie mit kaltem Blute dahin. Die Leichen wurden in die

*) So Jean Hennuyer, Bischof von Lisieux: s. Maimbourg, Hist. de Calvin p. 481; Lacretelle II. p. 361; Félice p. 211, welcher letztere noch Andere nennt, die ihre Hände vom Blute der Hugenotten rein erhalten.

**) Wachler S. 78. Félice p. 212—214.

Rhone geworfen, und zwar in solcher Zahl, daß die Einwohner eine Zeit lang weder das Wasser des Flusses trinken, noch dessen Fische essen wollten. Die Städte der Provence sahen in Schaaren die Leichen auf dem von Blut gerötheten Fluß daher schwimmen.*) — In Toulouse wurden zwei- bis dreihundert Gefangene, unter ihnen einige Parlamentsräthe, in den Kerkern erwürgt.

Es ist schwer, die Zahl der Opfer zu bestimmen, die während der Bluthochzeit in ganz Frankreich gefallen sind, so wie es überhaupt schwer ist, die Richtigkeit jeder einzelnen Ueberlieferung über allen Zweifel zu erheben. Schriftsteller, die nicht beschuldigt werden können, aus Parteieifer das Gräßliche übertrieben zu haben, geben die Zahl auf vierzig bis funfzig Tausend an.**) Doch, was thut die größere oder geringere Zahl zur Sache? Gleich groß bleibt das Verbrechen, und die Schuld gleich groß.

Aber wessen ist denn die Schuld? Darüber ist viel gestritten worden. Der König selbst suchte die Schuld erst auf die Guisen zu werfen. Nachher aber erklärte er in dem Parlamente, das er den 26. August halten ließ, ausdrücklich, daß alles auf seinen Befehl geschehen sei, und zwar deßhalb, weil Coligny sich wider ihn verschworen habe und es also seine Pflicht gewesen, dem Ausbruch der Verschwörung zuvor zu kommen. Nicht die Religion, sondern die verruchte Verschwörung sei der Grund des erlassenen Mordbefehls. Neben dieser officiellen Lüge nahm sich dann die Versicherung, daß die Protestanten nach wie vor unter dem Schutze des Friedensedictes leben sollten, als eine bittere Ironie aus.

Ob aber der König schon längere Zeit zuvor die allgemeine Ermordung der Protestanten mit kaltem Blut vorausbestimmt, ob er namentlich die Vermählung Heinrichs von Navarra mit seiner Schwester eben dazu angeordnet habe, um die Bluthochzeit herbeizuführen, oder ob er sich erst aus einer Art von Verzweiflung in die Greuel derselben gestürzt habe? darüber zeigten sich schon die frühern Geschichtschreiber uneinig.***)

*) Das Weitere über die Verfolgungen in Lyon (unter Mandelot) in dem von der Société de l'histoire du protestantisme français herausgegebenen Bulletin. Juli u. Sept. 1869.

**) Lacretelle II. p. 359. Wachler S. 79. „Nach den gemäßigten Berechnungen," sagt Ranke (S. 333), „sollen in Paris bei 2000, in Frankreich bei 20,000 massacrirt worden sein." Von den französischen Geschichtschreibern geben La Popelinière 20,000, de Thou die Zahl 30,000, Sully 70,000, der Bischof Péréfixe (offenbar übertrieben) 100,000. In Paris allein fielen nach Papirius Masson 2000, nach Brantôme 4000 Menschen. Vgl. Félice p. 215. Soldan II. S. 471.

***) De Thou behauptet das Letztere, die Protestanten und viele Italiener das

Nach den neuern parteilosen Forschungen hat sich nun wohl als zieml sicher herausgestellt, daß an ein prämeditirtes Verbrechen nicht wohl denken ist, d. h. an ein solches, wozu schon in Bayonne die Fäden sol angesponnen worden sein und wozu die Vermählungsfeierlichkeiten, n hin die Opfer gelockt wurden, nur den erwünschten Anlaß gegeben hätt Daß es aber gleich nach dem Eintreffen der Gäste von Seiten der Gui und Katharina's auf den Tod Coligny's und der Häupter des Hugenott thums abgesehen war, das ist außer Zweifel. Der charakterlose Karl I wurde erst zum Verbrechen hingedrängt, als für ihn kein Ausweg m blieb, und da gebärdete er sich denn auch wie ein Wahnsinniger. W aber dann die ungeheuern Dimensionen betrifft, welche die Metzelei so annahm, so mögen diese immer auf Rechnung der einmal entfessel Volkswuth kommen. Wer sollte den Blutstrom aufhalten, der sich, ein losgelassen, unaufhaltsam fort und fort wälzte? Aber wer will auch n drei Jahrhunderten die Gedanken der damals Lebenden vollkommen gründen? wer das Unberechenbare berechnen? wer die Schuld jedes E zelnen abwägen? Die Geschichte möglichst aufzuhellen ist allerdi unsre Pflicht. Und darin ist namentlich in neuerer Zeit von Seiten deutschen Wissenschaft viel gethan worden.*) Das Weltgericht zu ü steht aber keinem Sterblichen zu, und so wollen wir auch hier uns weitern Richtens enthalten. Auch daß König Philipp II. von Spa den Tag der Bluthochzeit als einen der wenigen glücklichen Tage se Lebens pries, daß Papst Gregor XIII. vor Freude die Kanonen l ein Te Deum anstimmen und eine Denkmünze prägen ließ, worin e Ermordung Coligny's mit seinem hohenpriesterlichen Ansehen bil soll nicht darum herausgehoben werden, damit dieser oder jener Ei noch schwärzer erscheine in seiner Leidenschaft. Noch viel weniger ten wir, wie oft geschieht, den Katholicismus als solchen für die der Bluthochzeit verantwortlich machen. Nicht diese oder jene hi ausgeprägte Glaubensform, sondern die in dem Menschen w

---

Erstere, vgl. besonders Wachler S. 85 ff. und Weber S. 81. Ranke sucht daß sogar der Katharina die That unerwartet gekommen (S. 334). Dage Félice (p. 199) kein Bedenken, Katharina als Mitschuldige zu nennen, Papst und dem König Philipp. Außer diesen bezeichnet er noch den Car von Lothringen und seinen Neffen Heinrich von Guise, ferner den Florent von Gondi, den Mailänder Renatus Birago und den Herzog von Nevers aus Mantua.

*) Besonders hervorzuheben ist in dieser Hinsicht die Abhandlung vo im historischen Taschenbuch des Jahres 1854 und dessen öfter angefüh des Protestantismus in Frankreich.

Selbstsucht, die Macht der Leidenschaft, die Macht der Sünde, die Macht des Unglaubens, der den Aberglauben nur zu seinem Diener gebraucht, wo er ihm bequem ist, ihn aber mitsammt dem ächten Glauben wieder von sich stößt, wo er unbequem zu werden droht, nur sie ist zu allen Zeiten die Quelle alles Unheils. Wollen wir daher die Bartholomäusnacht so wie alle ähnliche Verfolgungen, welche von der katholischen Kirche gegen die Protestanten ausgingen, unsrer Aufgabe zufolge aus dem Gesichtspunkte des evangelischen Protestantismus betrachten und beurtheilen, so müssen wir uns vor allem hüten, die Sache so darzustellen, als ob schon der äußere Zusammenhang mit der katholischen Kirche einerseits zum Fanatismus, der äußere Zusammenhang aber mit der protestantischen Kirche zur ächten Duldung führe. Ich habe soeben Beispiele einer milden christlichen Gesinnung aus dem Munde katholischer Beamten angeführt. Leicht ließen sich auch Beispiele eines wilden Fanatismus von einzelnen Hugenotten erzählen. So prangte doch Einer der letztern mit einem Siegeskranze, den er sich in einer der Schlachten gegen die Katholiken von lauter abgehauenen Mönchsohren zurecht gemacht hatte! *) abgerechnet den vielen Unfug, welchen die Hugenotten in Kirchen und Klöstern verübten. Und auch die spätere Geschichte des Bildersturms in den Niederlanden, so wie die der Puritaner in England und Schottland wird uns zeigen, wie die protestantische Kirche von ähnlichen Excessen der tollsten Schwärmerei nicht frei blieb. Das aber dürfen wir behaupten, daß der wahre evangelische Protestantismus, der sich selbst versteht, niemals zu diesen Verirrungen kommen kann, und daß in ihm eine größere Gewähr liegt gegen jede Ausartung in's Fanatische, als im katholischen Systeme. Der Grund liegt darin, daß kein blinder Gehorsam gegen irgend eine menschliche Macht in Sachen des Glaubens dem Gewissen des Protestanten eine schiefe Richtung geben kann, sondern daß er allein gewiesen ist an das Wort Gottes, welches, nach der Regel des Evangeliums Jesu Christi ausgelegt, **) jede Gewaltthat verschmäht. Diese Gewähr liegt ferner darin, daß der Protestantismus nicht auf die bloße Menge seiner Bekenner sieht, und daß er es seinen Grundsätzen zufolge für etwas schlechterdings Unmögliches halten muß, jemand zum Glauben zu zwingen.

*) Schiller führt dieses Beispiel an; woher? weiß ich nicht.

**) Dieß ist nicht zu übersehen; denn wer das Verfahren der Israeliten gegen die Anhänger fremder Culte zur Norm seines Handelns und Denkens machen wollte, der würde freilich auch mit dem Wort Gottes in der Hand einen Beweis für das Gegentheil führen können.

Wo also immer die Intoleranz in der protestantischen Kirche Platz gegriffen, da ist es Mißverstand, ja es ist die grelle Umkehrung des protestantischen Princips, während hingegen der Fanatismus in der katholischen Kirche nicht als eigentlicher Mißverstand und Verkehrung des Katholicismus (wir meinen des römischen), sondern höchstens als dessen Ueberspannung, als eine zu weit getriebene Consequenz desselben betrachtet werden muß. Leichter kann sich die römisch-katholische Lehre bei der Masse zum Deckmantel des Verbrechens mißbrauchen lassen, als die evangelische. Das müssen wir nach unbefangener Prüfung gestehen, wenn wir gleich nicht leugnen wollen, daß auch das Letztere geschehen könne, noch behaupten wollen, daß das Erstere nothwendig geschehen müsse.

Noch wird etwa die Frage aufgeworfen, ob je solche Zeiten wie die der Bluthochzeit wieder kommen werden. Wer will da eine entscheidende Antwort geben? Es wäre mehr als vorlaut, zu behaupten, der fortgeschrittene Zeitgeist sei dessen unter keiner Bedingung mehr fähig. Wir wollen den Segen der fortgeschrittenen Bildung gewiß nicht unterschätzen und halten es auch für unwahrscheinlich, daß die gleichen Scenen in gleicher Weise sich wiederholen. Aber der Geist der Welt, in seinem Unterschiede vom Geiste Gottes, ist sich zu allen Zeiten gleich geblieben. Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, wer will es ergründen? Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger, und ob er ihn auch hasset um Gottes und des Glaubens willen. Aber der gesagt hat: Ich habe die Welt überwunden, der ist es, der sie noch immer überwindet mit der Kraft seines Geistes. Sein Reich komme, das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.



Fünfte Vorlesung.

Eindruck der Bartholomäusnacht im Ausland. L'Hôpitals letzte Tage und Tod. Wiederausbruch des Kriegs. La Rochelle, Sancerre, Sommières und andere feste Plätze. Die Politiker. Karls IX. Tod. Nachträgliches aus seinem Leben. Heinrich III. Neuer Friede und Friedensbruch. Die Ligue. Die Ständeversammlung zu Blois. Krieg der drei Heinriche. Schlacht von Coutras. Heinrichs von Navarra Demüthigung vor dem Heere. Sechszehnerherrschaft in Paris. Die Barricaden. Der Tod der Guisen und der Katharina von Medicis. Haß gegen Heinrich und Ermordung desselben. Schlacht bei Ivry. Belagerung von Paris. Allgemeine Aufregung. Hungersnoth. Ständeversammlung von Paris. Anerkennung Heinrichs IV. unter der Bedingung des Uebertritts.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß, wie das Große und Erhabene der Geschichte unsre Blicke mit wundervollem Zauber an die hohen und edlen Gestalten fesselt, in welchen es sich abspiegelt, auch das Schreckliche und Entsetzliche unsre Phantasie mit ungewöhnlicher Stärke ergreift, und sie anreizt immer tiefer in den Abgrund hineinzuschauen, aus welchem die dämonischen Mächte ihr furchtbares Haupt erheben.

Dieser Reiz, auch dem menschlichen Verbrechen bis in seine Tiefe zu folgen, und auch die gräßlichsten Thaten, die man sich eher verhüllen sollte, in ein tragisches Gemälde zusammenzustellen, darf, wie mich dünkt, nicht allein auf das in uns wohnende Böse, auf eine verderbte Neigung der Einbildungskraft oder gar auf eine geheime Lust am Verbrechen zurückgeführt werden; sondern sie hat auch einen tiefern und bessern Grund.

Allerdings bemächtigt sich nicht selten die Rohheit einer mißleiteten, vom göttlichen Geiste verlassenen Phantasie mit Vorliebe des Gräßlichen und Schauerlichen, und schon in der Jugend spricht sich diese Vorliebe für Mord- und Räubergeschichten auf eine gefährliche Weise aus.

Aber da nun einmal das Böse in der Welt ist, so ist es auch für uns da, und wenn die einseitige Vorliebe für die Geschichte des Verbre-

chens auf Rohheit deutet, so ist das künstliche Verhüllen desselben, d scheue Abwenden des Angesichts von dem gähnenden Abgrunde d menschlichen Leidenschaften, eben so sehr ein Zeichen von Verweichlichu des Sinnes und von einer falschen Sentimentalität, welche sich über den möchte, es sei Friede, wo kein Friede ist. Nein, wir sollen v Zeit zu Zeit hineinschauen in den schwarzen Sündenpfuhl, in welchem Verschuldungen der Menschheit von den Tagen Adams her sich gehä haben bis auf diesen Tag, damit wir auch das Wesen der Sünde, n dem wir es oft so leicht nehmen, in seinen vollen, gräßlichen Wirkung erkennen. Auch die heilige Geschichte stellt uns ja nicht bloß das rein unbefleckte Bild des Erlösers zur stillen Erbauung dar, sondern sie füh uns hinein mitten in den Blutrath, welchen die Verblendeten wider d Menschensohn gehalten haben, und stellt uns in Judas Ischarioth da Bild der Verzweiflung auf. Aber nicht sollen wir einzig den Blick a das Böse in der Welt richten, nicht trostlos hineinstarren in die Tief noch weniger das Auge weiden an blutigen Wunden, welche die Mensc heit in rasender Verwirrung sich selber schlägt. Wir sollen den Bli auch wieder erheben aus der Tiefe zu dem reinen, ewig klaren Himme der nach jedem Ungewitter sich wieder mit neuer Milde über uns au thut und seine Strahlen auch über die bluttriefende Erde verbreitet. M andern Worten, und in bestimmter, christlicher Fassung gesprochen: Di Sünde mit allen ihren Folgen und ihren Wehen, sie hat für den Christ nur Bedeutung im Zusammenhange mit der Erlösung. Das sichere un siegreiche Gefühl, daß das Böse bereits überwunden ist durch die Er scheinung Jesu Christi im Fleische, daß dem göttlichen Geiste eine blei bende Wohnung bereitet ist in der Menschheit, und daß alle Ausbrüch des Bösen nur vorübergehende Krisen sind in dem großen organisc angelegten Körper derselben, soll uns aufrecht erhalten bei'm Blick i die verhängnißvollen Tiefen und uns vor dem Schwindel bewahren der die betrachtende Seele mit hinabziehen möchte in den schauerliche Abgrund.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu sollen, ehe wi den Faden der Geschichte wieder aufnehmen, den wir bei der gräul chen Bartholomäusnacht haben fallen lassen. Nehmen wir ihn je wieder auf.

Wir haben schon bemerkt, daß Karl IX., nachdem er erst vergebli versucht hatte die Schuld von sich abzuwälzen, sie endlich auf sich nah und den Gewaltstreich ausführte, das Andenken des edlen Coligny u seiner Genossen mit ewiger Schmach zu bedecken. Wir haben bereits

zählt, daß die beiden Jünglinge, der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé, genöthigt wurden ihren Glauben abzuschwören, und wir fügen nun noch hinzu, daß den 3. November 1572 eine Verordnung erlassen wurde, kraft welcher alle frühern Duldungsedicte aufgehoben und somit die Protestanten als außer dem Gesetz erklärt wurden. Wenn außer den genannten Prinzen noch Andere aus Furcht in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten, so war doch der Eindruck, den die Bluthochzeit auf die Gemüther machte, bei Andern umgekehrt. Sie fühlten sich bewogen, eine Kirche zu verlassen, die solche Ungeheuer in ihrem Schooße berge, und wurden Protestanten. Aber auch nicht alle katholischen Mächte der Christenheit bezeugten die Freude, welche Philipp II. und der Papst äußerten. Selbst der Letztere soll*) mitten unter dem Dankfest, das er zur Verherrlichung der Greuelthat anordnete, die Thränen nicht haben verbergen, und die Frage nicht haben unterdrücken können: Wer weiß, ob nicht auch viele Unschuldige mit umgekommen sind? — Kaiser Maximilian II.**) nannte die Bluthochzeit einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Eidams, Karls IX. (Karl hatte die Tochter des deutschen Kaisers, Elisabeth, zur Ehe). Welchen Eindruck aber die Nachrichten von der Mordthat in protestantischen Ländern und an protestantischen Höfen hervorbrachte, läßt sich denken. Die Königin Elisabeth vergoß bittere Thränen und äußerte, sie wollte 300,000 Thaler geben, wenn dieß Unglück nicht eingetreten wäre;***) sie legte Trauer an mit ihrem ganzen Hofe, als der französische Gesandte, Lamothe Fénélon, die Botschaft nach England brachte; der Audienzsaal war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und eine von keinem Gruß begleitete feierliche Todtenstille, die zur Erde gesenkten Blicke gaben dem Gesandten den Abscheu vor einer That zu erkennen, die er selbst mißbilligte und der er sich als Franzose schämte. Vielfach mußte aber besonders Heinrich von Anjou, als er durch Deutschland nach Polen reiste, um dort von der Krone Besitz zu nehmen, die man ihm angeboten hatte, die Mißstimmung der deutschen Höfe erfahren. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz bereitete ihm unter andern eine empfindliche Demüthigung. Er empfing zwar den königlichen Gast mit aller Ehrfurcht, die seinem Rang gebührte. Aber nach der Mahlzeit führte er ihn in den Bildersaal und stellte ihm das wohlgetroffene Bildniß Coligny's unter die Augen. Heinrich wandte den Blick ab; aber der Kurfürst fuhr

*) Nach Lacretelle II. p. 353.

**) Siehe Wachler S. 80.

***) Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte I. S. 598.

fort, indem er das Bild mit sichtbarer Rührung betrachtete: „Das wa ein großer Mann; nie war ein Franzose mit reinerm Eifer für sein Vaterland beseelt, wie dieser. In ihm hat Frankreich alles verloren.' Vergebens suchte Heinrich in dem mit dem Kurfürsten gehaltenen Gespräch *) sich über den Mord Coligny's zu rechtfertigen. Von Gewissensangst gefoltert legte er in Krakau seinem Leibarzte Miron ein Bekenntniß seiner Schuld ab. —

Wie nach einem Anker, so sehen wir uns mitten in den Verwüstungen des allgemeinen Sturmes nach einem Manne um, der so lange vergebens diesen Sturm zu beschwichtigen gesucht und der, als er desse Ausbruch nicht mehr verhindern konnte, das Ruder des wankenden Schiffes mit seltner Klugheit und Mäßigung geführt hatte, bis er endlich, gleichsam auf ein Eiland verschlagen, nur von weitem das Fahrzeu sehen konnte, wie es den Trümmern entgegen eilte.

Michael de l'Hôpital lebte noch immer in ländlicher Verborgenheit auf seinen Gütern zu Vignay, unweit Etampes in Isle d France. Aehnlich den großen Vorbildern des Alterthums, welche vom Undank ihrer Mitbürger verfolgt in die ländliche Einsamkeit sich zurückgezogen hatten, theilte er seine Zeit zwischen dem Landbau und de edlern Beschäftigungen des Geistes. Sein ehrwürdiges Aeußere, ei schneeweißer Bart, über dem ein ernstes bleiches Gesicht mit freundlid wohlwollendem Blicke hervorragte, gab ihm das Ansehn eines alte Weisen oder eines heiligen Kirchenvaters. **) Er lebte seinem Gott, seine Familie und den Wissenschaften. In den lateinischen Gedichten, die e verfertigte, legte er den reichen Schatz seiner Erfahrungen und seine Menschenkenntniß nieder, und in frommer Betrachtung der göttliche Dinge stärkte er seinen Glauben an Gott und die Menschheit und sein reine Liebe zu beiden. Der Unterricht seiner kleinern Kinder war ihn seine süßeste Erholung, und darüber vergaß er den Undank der Welt Oefters hatten zwar die einsichtsvollern Freunde des Vaterlandes sein Rückkehr gewünscht, aber vergebens. Auch zu den Zeiten des erheuchel ten Friedens hatte man ihn absichtlich nicht zurückberufen; aber wenige schmerzte ihn die persönliche Zurücksetzung und sogar der Mangel, den man ihn preis gab, als die gemeinsame Noth des Vaterlandes.

*) Siehe Anhang 2 zu Wachler. — Ueber die Schritte, welche Frankreich z seiner Rechtfertigung that, und über die darin erlassenen Schriften siehe Webe S. 80.

**) Brantôme vergleicht ihn mit dem heiligen Hieronymus.

Bei dem allgemeinen Blutstrom, der sich nach der Bartholomäusnacht durch die Gefilde von Frankreich wälzte, blieb das einsame Schloß, auf das sich der Weise zurückgezogen hatte, nicht unerschüttert. Eines Tages nahte sich eine wüthende Schaar dem stillen Zufluchtsorte. Die Pachtersleute wurden gefangen und geknebelt. Mit Gewalt suchten die Mörder in des Kanzlers Wohnung einzudringen. Als man l'Hôpital von der Gefahr benachrichtigte, in der sein Leben schwebe, antwortete er: „Laßt sie nur immer herein, und wenn die kleine Thür zu eng ist, so macht das große Thor auf!" Schon lange hatte er seine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen, und war auf sein Ende gefaßt. Die Gefahr ging indessen vorüber. Eine Reiterschaar, die herbeigesprengt kam, gab sich als eine Schutzwache der Katharina von Medicis zu erkennen, und er mußte sich dazu verstehen, dieselbe in sein Haus aufzunehmen. So ehrte selbst die Frau, der sonst nichts heilig war, die grauen Haare des Mannes, der ihr in frühern Zeiten so viel gegolten hatte. Ebenso wurde auch die Herzogin von Guise die Retterin seiner Tochter. Diese war während der Schreckenstage der Bluthochzeit in Paris. Welche Angst der besorgte, kaum der eignen Gefahr entronnene Vater für sie ausstand, läßt sich denken. Sie kehrte indessen wohlbehalten in die Arme ihres Vaters zurück, indem die kranke Herzogin freundschaftlich für sie gesorgt und sie den Nachstellungen der Mörder entzogen hatte; doch wurde sie genöthigt der Messe beizuwohnen. Die im Hause wohnende Schutzwache machte indessen je länger je mehr des Kanzlers Wohnung zu seinem eignen Gefängniß, und die Leiden des Vaterlandes drückten den Gebeugten vollends zu Boden. Wie tief mußte es ihn schmerzen, als er vernahm, daß sein bisheriger Freund, der Präsident de Thou, der Vater des großen Geschichtschreibers, aus Menschenfurcht die Ermordung Coligny's gebilligt und den Proceß gegen seine Familie geleitet habe! — Und wenn er dann die Tage der Gegenwart verglich mit den frühern Zeiten, die er erlebt hatte, dann pries er Gott für die Erfahrungen, in denen er ihn ergrauen ließ.

Nur sechs Monate überlebte l'Hôpital die Bartholomäusnacht, und wenn er auch nicht unter den zahlreichen Opfern genannt werden kann, welche dem Beil des Henkers und der Wuth des Pöbels verfallen waren, so darf man doch, ohne den Vorwurf allzugroßer Kühnheit zu verdienen, behaupten, daß eben jene schauerliche Nacht auch ihm den Todesstoß gegeben habe. Er starb in einem Alter von 68 Jahren den 15. März 1573. Er wurde bei Nacht und in der Stille beerdigt.

Noch kurz vor seinem Ende hatte er einen Brief an den König ge=

richtet, worin er ihm unter anderm schreibt:*) „Sire, ich bitte Gott, Euch gnädiglich in allen Angelegenheiten an seiner Hand zu führen, und daß Ihr das große und schöne Königreich, welches er Euch übergeben hat, in aller Milde und Sanftmuth gegen Eure Unterthanen regieren möget, Ihn nachahmend, der da gut ist, geduldig unsre Beleidigungen erträgt und unsre Fehler erläßt und verzeiht."

Wenn es zu unsrer Aufgabe gehört, die Männer besonders zu bezeichnen, in welchen der protestantische Charakter sich auf die eine oder andere Weise ausgeprägt hat, so dürfen wir gewiß nicht anstehen, das Bild l'Hôpitals mit als eines der ersten in dieser Gallerie vorzüglicher Männer aufzuführen. L'Hôpital war zwar Katholik und blieb bis an sein Ende der Religion seiner Väter zugethan, und wir haben auch keinen Grund zu zweifeln, daß er es mit Ueberzeugung war. Die schroffen Formen, in welchen sich der calvinische Protestantismus der Hugenotten hie und da darstellte, mochten leicht etwas Abstoßendes für ihn haben; zudem mochte er als redlicher Staatsmann auch die Aufrechterhaltung der wahren Staatsreligion, wie sie in den Formen der freiern gallicanischen Kirche sich darstellte, für eine würdige Aufgabe halten. Aber indem er dieß nur auf dem Wege der ruhigen Ueberzeugung, „auf dem Wege des Gebets und der Vernunft", wie er sich ausdrückte, und nicht auf dem der Gewalt erstreben wollte, indem er sich den Verfolgungen der Andersdenkenden mit allem Nachdruck widersetzte, so huldigte er in dieser praktischen Beziehung dennoch dem protestantischen Princip. Auch war, wie sein geistreicher Biograph, Villemain,**) bemerkt, seine Duldsamkeit nicht eine Frucht des Unglaubens und der Gleichgültigkeit, sondern eine Frucht des wahren Glaubens, der wahren Religiosität. Darin steht er höher als manche Andere, die zwar auch gleich ihm die Mißbräuche der katholischen Kirche erkannten, ohne sich von ihr zu trennen, die es aber aus minder edlen Beweggründen thaten. Was Erasmus zu seiner Zeit war aus menschlicher Klugheit, aus Feinheit und Berechnung, das war l'Hôpital in einem weit edlern Sinne, aus Grundsatz und Ueberzeugung.

Der fromme Wunsch, den l'Hôpital in seinem letzten Briefe an den König ausgesprochen, ging indessen nicht so bald in Erfüllung. Aus der blutigen Saat konnte nur eine neue blutige Ernte reifen. Sechsund-

*) Siehe Raumers Briefe aus Paris I. S. 301. und Villemain, Mélanges II. p. 169.

**) Mélanges II. p. 171.

zwanzig Jahre des Unglücks und des Entsetzens waren, nach Sully's Ausdrucke, *) erforderlich, um dem rächenden Himmel die Blutschuld abzutragen, die Frankreich auf sich gehäuft hatte.

Die Feindseligkeiten brachen von neuem aus in dem vierten Religionskriege. Die wenigen der im Lande zurückgebliebenen Protestanten sammelten sich in ihren festen Plätzen. Die Bollwerke der Protestanten, Rochelle und Sancerre, leisteten kräftigen Widerstand. Selbst Frauen und Kinder sah man auf den Wällen. Erst nach vielem Blutvergießen wurde ein neuer Friede, der Friede von Boulogne (Juli 1573), geschlossen und die zurückgenommenen Duldungsedicte wieder bestätigt. La Rochelle, Montauban und Nimes erhielten die Erlaubniß, ihren Gottesdienst öffentlich abzuhalten. Das tapfere Sancerre aber war in den Vertrag nicht eingeschlossen. Noch zwei Monate hielt es eine harte Belagerung aus. Die Hungersnoth war auf's Höchste gestiegen. Glücklich, wer noch ein Stück Brot oder als Besitzer eines Gartens etwas Kraut erhaschen konnte. Als das Korn ausging, wurden Leinsamen, Stroh u. s. w. zu Mehl geknetet. Trommelfelle und Lederzeug, Pferdehufe und Ochsenhörner, selbst alte Bücherdeckel wurden zu Nahrungsmitteln verarbeitet. Ein Quadratfuß Ochsen- oder Kalbshaut wurde theuer bezahlt. Eselsohren galten für Leckerbissen. In der Stadt wurden oft an einem Tage dreißig Verhungerte beerdigt. „Ach Herr," so stöhnten die abgezehrten Gestalten, „befreie uns von diesen Geißeln und Ruthen des Hungers und des Krieges, mit welchen deine Gerechtigkeit wegen unsrer Sünden uns schlägt und züchtigt. Ist es aber dein Wille, daß wir also sterben, so verleih uns deine Gnade, daß wir bis zum letzten Seufzer auf dich hoffen." Den 19. August kam die Capitulation zu Stande. Sancerre erhielt zwar freie Religionsübung, nachdem es sich mit 40,000 Livres von der Plünderung losgekauft hatte, die nichts desto weniger erfolgte. Die Stadt wurde geschleift, die Thore und Mauern niedergerissen, die Glocken und Thurmuhren weggenommen. Das Schicksal Sancerre's wurde in der Geschichte dem von Sagunt und Jerusalem gleichgestellt.**) Sancerre steht indessen neben Rochelle und Sommières, das Aehnliches erduldete, nicht allein da. Außer diesen Hauptpunkten verdienenauch noch ein-

*) Mémoires de Sully I. 62.

**) Die Einzelheiten der Belagerung von Sancerre hat ein Augenzeuge Jean de Léry ausführlich beschrieben. Vgl. Félice p. 221. Weber S. 93. Soldan II. S. 540 ff. Polenz II. S. 633. Unter anderm kam es so weit, daß der Vater die Leiche seines vor Hunger gestorbenen Töchterchens aus dem Sarge nahm, um es zu kochen und zu verzehren.

zelne Schlösser und Burgen Erwähnung, wenn es sich darum handelt, Beispiele von Heldenmuth aufzuführen, die während der französischen Religionskriege zu Tage getreten sind.

In Poitou finden wir das Schloß Lusignan. Der Herzog von Montpensier, der sich bereits zum Herrn der Landschaft gemacht hatte, übernahm die Belagerung dieses Schlosses im October 1574. Der Baron von Frontenay (später Herr von Rohan) hatte sich mit 60 Edelleuten und 600 auserlesenen Kriegern in das Schloß geworfen. Vier Prediger gehörten mit zur Besatzung. Sie begaben sich Morgens und Abends auf die Wachposten zu Verrichtung der Gebete; außerdem predigten sie fleißig. Auch Frauen stellten sich zum Kriegsdienste ein, um Säcke mit Erde oder Granaten mit Pulver zu füllen. Der Herzog beschloß, nachdem mehrere Stürme waren abgeschlagen worden, die Veste auszuhungern. Er verrechnete sich aber, wenn er glaubte, die Frauen würden solches nicht aushalten und die Männer desto eher zur Uebergabe bereden. Endlich ging es an die Erstürmung des Schlosses. Frontenay, den seine Schwester brieflich zur Uebergabe bestimmen wollte, ließ ihr die Antwort zugehen, er würde sich für den unglücklichsten Edelmann von der Welt halten, wenn er diesen Rath befolgte: um nichts in der Welt wollte er die Tapfern verlassen, mit denen er gelobt hätte zu leben und zu sterben. Der edle General la Noue, der den Oberbefehl führte, ermunterte die Belagerten zur Ausdauer. Sie beschlossen einen Ausfall auf die feindlichen Laufgräben. Da begegnete es einem ihrer Prediger (Marey), daß ihm eine Kanonenkugel das Obere des Hutes so wegnahm, als ob dasselbe mit einem Messer abgeschnitten wäre, ohne ihn im Geringsten zu beschädigen. Wohl mit Recht wandte er, nachdem er sich von seinem Staunen erholt, die Stelle aus Psalm 91 auf sich an: „Du wirst nicht erschrecken vor dem Grauen des Nachts, noch vor dem Pfeil, der des Tages fliegt; ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es dich nicht treffen.“ Weder die Edelleute noch die gemeinen Soldaten wollten etwas von Capitulation wissen. Und doch war auch hier, gleich wie in Sancerre, die Hungersnoth auf's Höchste gestiegen, so daß Katzen und Ratten als Wildpret, Pasteten aus Pferdefleisch als auserlesene Leckerbissen galten.

In Miremont, einem Schloß in Limousin, war es eine Frau, die Wittwe Magdalena von Senneterre, welche in den Jahren 1575/76 mit sechzig jungen Edelleuten die Defensive gegen den Lieutenant des Königs in der Provinz, Gilles de Montal, leitete. Sie war von ausgezeichneter Schönheit und ein Muster von Sittsamkeit, Klugheit und

Tapferkeit. Bei der Kunde von ihren Waffenthaten soll Heinrich von Navarra ausgerufen haben: Ventre-saint gris, wenn ich nicht König wäre, so möchte ich Magdalena von Senneterre sein. *)

Nach dieser Abschweifung, mit der wir um ein Paar Jahre unsrer Erzählung vorgegriffen haben, kehren wir zum weitern Verlauf der Geschichte zurück.

Wenn von Anfang an die Politik in die religiösen Händel mit verschlungen erscheint, so tritt sie, nachdem der religiöse Fanatismus sich einigermaßen gelegt, immermehr in den Vordergrund, und zwar von beiden Seiten, von katholischer wie von protestantischer. In den hugenottischen Lagern wich allmälig jene strenge Zucht, die wir anfänglich zu rühmen Gelegenheit hatten, und machte hie und da sogar der soldatischen Ausgelassenheit Platz. Mit Coligny's Tod schien der höhere religiöse Genius aus dem Heere gewichen, wenn auch einzelne Heldenthaten, wie die zuvor berichteten, noch an die frühere heroische Zeit erinnern. Es bildete sich nach und nach auch im hugenottischen Kabinet den strengen „Consistorialen" gegenüber die religiös nüchterne Partei der „Politiker". Sie nannten sich die Thuenden (faiseurs); während sie auf die Andern als auf die Redenden (diseurs) mit Geringschätzung herabsahen. Und wie bei den Protestanten, so bei den Katholiken. Auch da gab es Solche, die zwar äußerlich katholisch blieben, im Grunde aber religiöse Indifferentisten waren und zugleich entschiedene Gegner der Regierung. Diese politisch Unzufriednen bildeten den Tiers-Parti, dessen Bestrebungen mit denen der calvinistischen Politiker nur allzunahe sich berührten und zu gefährlichen Coalitionen verleiteten. An der Spitze der katholischen Politiker stand nächst Wilhelm von Thoré, dem jüngsten Bruder der Montmorency, der jüngste Bruder des Königs, Franz, Herzog von Alençon, der sich mit dem König von Navarra und Condé wider die Guisen verband. Als der ältere Bruder, der Herzog von Anjou, die Krone von Polen angenommen und nach diesem Lande abgereist war, um von ihr Besitz zu nehmen, da ging d'Alençon mit dem Gedanken um, durch Anschluß an die Niederländer seine Macht zu erhöhen und aus der allgemeinen Verwirrung Vortheil zu ziehen. Aber sein Plan (das sogenannte „Fastnachtsattentat") mißlang. Er und der König von Navarra wurden gefangen gesetzt. Condé entfloh nach Deutschland. —

Karl IX. starb an einem Blutflusse den 30. Mai des Jahres 1574, in einem Alter von 24 Jahren, nachdem er 13½ Jahre den Namen

*) Polenz IV. S. 624—29.

eines Königs getragen. Es wird erzählt, daß seit der Mordnacht des 24. Aug. 1572 das aufgeschreckte Gewissen ihm keine Ruhe mehr ließ. Ueberall glaubte er sich von den Manen der Erschlagenen verfolgt, oft fuhr er zusammengeschreckt aus dem Schlaf auf, die Ruhe war von ihm gewichen nach Leib und Seele. Seine Amme, eine Protestantin, welche dem Blutbade der Bartholomäusnacht entronnen war, war Zeuge seiner Seelenqualen. Vergebens suchte sie ihn aufzurichten und ihn auf die Barmherzigkeit Gottes hinzuweisen, welche, wie sie sich ausdrückte, „mit dem Mantel der Gerechtigkeit Christi seine Sünden bedecken werde, wenn er sie bereue.“ *) Er hatte kein Ohr mehr für diesen Trost, nur Thränen, womit er das Tuch voll weinte, das ihm die Amme darbot. Und doch haben niedrige Schmeichler behauptet, er sei wie Sokrates, ja wie ein Märtyrer Christi gestorben. **)

In den letzten Zeiten seiner Regierung hatte sich Karl noch mit seiner Mutter entzweit, die von jeher seinem Bruder, ihrem Schooßkinde, den Vorzug gegeben hatte. Aus den Worten, die sie zu dem letztern sprach, als er nach Polen abreiste: „Gehe hin, mein Sohn! Du wirst nicht lange dort bleiben,“ — haben Viele geschlossen, daß Katharina zu den vielen Verbrechen auch noch den Sohnes- und Königsmord gehäuft, daß sie Karl IX. vergiftet habe, damit er seinem Bruder Heinrich Platz mache. Karl selbst warf in trüben Stunden diesen Argwohn auf seine Mutter. Wir wollen dieß nicht entscheiden. Ein Mord fällt ihr gewiß zur Last in Betreff ihres Sohnes, der Seelenmord, durch den sie von früher Jugend an alles Bessere in ihm erstickt und ihn zu dem erzogen hatte, was er war. — Ohne indessen weder sie, noch ihn zu richten, wollen wir bloß, ehe wir diesen unglücklichen Fürsten verlassen, noch Einiges über seine Persönlichkeit nachholen, das entweder über

*) Vgl. über diese ganze Unterredung Chateaubriand, Etudes et discours historiques T. IV. p. 81. Felice p. 226. — „Es mochte acht Tage nach dem Blutbade sein,“ erzählt Ranke (S. 333), „als Karl IX. einst in der Nacht seinen Schwager Heinrich rufen ließ. Der fand ihn aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze, wie am Tage der Massacre. Man schickte in die Stadt, um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen sei; die Antwort war, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Heinrich hat dieser Geschichte nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten.“

**) Vgl. Archives curieuses ou l'histoire de France par Cimber et Danjou, T. VII. im Semeur vom 23. Nov. 1836.

seine Handlungsweise Licht geben, oder uns das Bild des Ganzen vervollständigen wird. *)

Karl IX. war seiner Leibesbeschaffenheit nach groß, aber von schwachen, zu seiner Gestalt nicht passenden Beinen; er war mager, hatte einen schiefen Hals und ging gekrümmt; sein Angesicht war bleich, seine Nase gebogen, finster und wild seine Augen, und doch fehlte es nicht an Schmeichlern, welche sogar sein Aeußeres liebenswürdig fanden und seine braunen Haare den Haaren des Heilands verglichen. **) Er war von Natur übereilt, ungeduldig und zornmüthig; doch wird seine Freigebigkeit gelobt. Er sagte oft: „Ein König muß im Geben leicht sein; denn die Völker gleichen Flüssen, welche ihre Wasser unablässig dem Ocean d. h. dem Fiscus zusenden." ***) Er hatte ein sicheres Gedächtniß und war Meister in der Verstellungskunst. Als Kind hatte er sich mit den Wissenschaften beschäftigt; sobald er aber König ward, unterließ er alle Studien als eines Herrschers unwürdig; doch liebte er Gesang und Dichtkunst, und machte selbst Gedichte in französischer Sprache. Wenn ihm die Dichter ihre Werke vorlasen, hörte er aufmerksam zu und gab ihnen Geschenke, jedoch keine großen, damit sie aus Geldmangel bald wiederkehren und etwas Neues mitbringen möchten. „Die Dichter," sagte er, „sind edlen Pferden ähnlich, die man ernähren, aber nicht mästen muß." †) Er aß mäßig, trank meist nur Wasser oder gemischten Wein, und schlief wenig; der Wollust war er nicht mehr ergeben, als die meisten Fürsten und Großen seiner Zeit. Ueber alles leidenschaftlich liebte er die Leibesbewegungen. Diese bestanden in Springen, Ballschlagen, Pferdezureiten und Fahren, welches er, selbst mit vier Pferden, sehr wohl verstand. Außerdem schmiedete er Waffen, goß Kanonen, fischte und jagte. ††) Insbesondere war er der Jagd von Kindesbeinen an bis zum Wahnsinn ergeben. Tag und Nacht schweifte er in den Wäldern umher, uneingedenk der Nahrung und des Schlafs,

*) Vgl. Raumer in seinen Briefen aus Paris Bd. I. S. 281 ff. (nach Berichten von Zeitgenossen); Wachler S. 51 und 52, und die angeführten Archives, auszüglich im Semeur mitgetheilt.

**) So der Prediger Sorbin. Siehe Semeur p. 371.

***) Diese Freigebigkeit verschaffte ihm bei denen, welchen sie zu gute kam, den Namen Karls des Gütigen (Charles le débonnaire). Siehe Semeur a. a. O.

†) Unter den Dichtern, die er beglückte, war besonders Ronsard, der auch seinen Tod in einem Sonnet feierte, worin er ihn als den Ueberwinder der Hölle darstellte. (Siehe Semeur a. a. O. und Wachler S. 51; vgl. auch Ranke S. 338 ff.)

††) Auch im Falschmünzen soll er sich geübt haben. Siehe Wachler S. 52, nach Brantôme.

sofern er nur dieser Leidenschaft nachhängen konnte.*) Dieses täglic Verfolgen der Thiere (und das ist merkwürdig zur Beurtheilung sein Charakters) machte ihn grausam gegen dieselben und nicht minder gege die Menschen. Pferde tödtete er mit eigner Hand, und wenn er Esel begegnete, schlug er ihnen oft den Kopf herunter und zahlte ihren Eige thümern den Kaufpreis. In Gegenwart der Hofleute schlachtete e Schweine und wühlte mit blutigen Händen in den Eingeweiden wie ei gemeiner Metzgerknecht.

So fanatisch Karl IX. die Protestanten verfolgte, so war er übr gens keineswegs ein gehorsamer Sohn der Kirche. Wir haben es a den Hugenotten getadelt, wenn sie im Drang ihres religiösen Eifers di heiligen Gefäße der Kirche entweihten. Was aber diese aus religiöse Eifer thaten, das that Karl IX. mit dem kältesten Blute aus pure Eigennutz und wider sein Gewissen. Er ließ aus heiligen Gefäßen Mün zen prägen, und die kirchlichen Würden gab er, wie frühere nichtswür dige Könige gethan hatten, an Soldaten, Kinder und Weiber. Er ent wendete der Kirche das Ihre, und verkaufte für zwei Millionen geistlich Güter. Auf seine Neigungen und Handlungen hatte ein Italiener Albert de Gondi, der Marschall von Retz, den größten Einfluß, ei Mensch, den die Zeitgenossen als ein wahres sittliches Ungeheuer beschreiben, und der die bösen Anlagen des Königs zur Virtuosität ausbildete. So lebte, regierte und starb Karl IX. von Frankreich. — Ohn alles Gepränge ward er in St. Denis beigesetzt. Er hinterließ keinen

---

*) Ueber die Jagdgeräthe, den Aufenthalt und die Schlupfwinkel der Thiere so wie über jede Art sie zu fangen, hat er sogar ein Buch geschrieben. (Raumer.) – Eine zwar fingirte, aber in ihren Hauptzügen nach dem Leben gezeichnete Jag scene, in welcher der König mit eignen Händen einen Hirsch erlegt, auf den er gleich den Haß gegen die Hugenotten überträgt mit den Worten „Tiens, P paillot!“ (indem er ihm den Fang giebt) findet sich in der Chronique du règne Charles IX. par l'auteur du théâtre, de Clara Gazul (Mérimée), Paris 1 p. 156 ss. Derselbe Autor schildert Karl IX. p. 135 ss. folgendermaßen: Fig vous un jeune homme assez bien fait, la tête un peu enfoncée dans les ép les; il tend le cou et présente gauchement le front en avant; le nez es peu gros, il a les lèvres minces, longues et la supérieure très avancée; teint est blafard et ses gros yeux verts ne regardent jamais la personne a laquelle il s'entretient. Au reste on ne lit pas écrit dans ses yeux: SAI BARTHÉLEMI, ni rien de semblable. Point: seulement son expression plûtot stupide et inquiète, que dure et farouche u. s. w. Ueberhaupt enth das Buch manches Charakteristische, wenngleich mehr im Tone des Romans, al der Geschichte gehalten, und nicht überall an den Ernst der Begebenheiten hinan reichend.

Leibeserben; ja er freute sich in seinen trüben Stunden, keinen Sohn zu haben, damit dieser nicht in gleiches Unglück, wie er, sich stürze. Und so fiel die Krone an seinen Bruder Heinrich, den neuen König der Polen.

Heinrich eilte nach dem Tode seines Bruders nach Frankreich und trat als König Heinrich III. die Regierung des furchtbar zerrütteten Landes an. Es fehlte ihm zwar nicht an Herrschergaben, aber an aller und jeder Harmonie des Geistes, so daß er bald als ein Frömmler im Verkehr mit Capuzinern und Jesuiten erschien und selbst sich Büßungen auferlegte, bald wieder den frivolsten Vergnügungen und Liebhabereien sich hingab.*) Auch unter ihm dauerte der Einfluß der Mutter fort. Zugleich war er ein Spielball der Parteien und ein Sklave der lasterhaftesten Menschen, seiner Lieblinge, die unter dem Namen der Mignons bekannt sind.

Unter Heinrich III. brach der fünfte Religionskrieg aus; das Dauphiné, Languedoc, Saintonge bildeten das Kriegstheater. Von verschiedenen Seiten hatte man dem König zum Frieden gerathen. Dieser wurde ihm endlich abgenöthigt durch d'Alençon, der seiner Haft entflohen war und Condé, der sich bei dem Pfalzgrafen Johann Casimir um neue Kriegsvölker beworben hatte. In diesem Frieden, im Mai 1576 zu Beaulieu bei Loches in der Touraine geschlossen (auch Friede Monsieur genannt) wurde den „sogeheißenen Reformirten" freie Religionsübung im ganzen Reich ohne alle Einschränkung eingeräumt. Bloß vier Meilen um Paris durfte kein reformirter Gottesdienst stattfinden. Zu Aemtern und Staatsdiensten sollten die Protestanten zuläßlich sein. Alle frühern Edicte gegen die Märtyrer des Protestantismus (mit Einschluß der Familie Coligny's) sollten aufgehoben und die Familien derselben in ihr Vermögen wieder eingesetzt werden. Auch wurden außer Rochelle, Nimes und Montauban noch acht andere Städte zur Garantie des Friedens herausgegeben.**)

Um nun auch für die Zukunft den Protestanten ihre Rechte zu wahren, sollten Kammern errichtet werden, zur Hälfte aus Katholiken, zur

*) So beschäftigte er sich gern damit, kleine Hunde aufzufüttern, oder die Heiligenbilder aus den Gebetbüchern zu schneiden und an die Wand zu kleben. Bisweilen machte er sich den Spaß, sich in Frauenkleidern zu zeigen; vgl. Polenz IV. S. 24. Auch that er sich viel zu gut auf seine schönen Hände, die er auch während der Schlafzeit mit Handschuhen versah. (Voltaire zur Henriade).

**) Schröckh II. S. 313. Weber S. 101. Polenz IV. S. 56.

Hälfte aus Protestanten bestehend (chambres mi-parties), die über R
ligionssachen zu entscheiden hätten. Ja, der König ging so weit, das A
denken Coligny's der auf ihm liegenden Schmach zu entheben und
ihm geraubte Ehre wiederherzustellen. Auch die jährliche Procession zu
Andenken an die Bartholomäusnacht sollte hinfort unterbleiben. Al
wie oft haben wir schon in der traurigen Geschichte dieser Religion
kriege Frieden schließen und Frieden brechen sehen! Wie oft hat
Verrath eben diesen Frieden benutzt, um hinter dem Rücken der s
sicher glaubenden Protestanten ihnen eine neue Falle zu bereiten! W
Wunder also, wenn die noch immer mächtige Partei der Guisen jet
Anlaß benutzte, ihren politischen Einfluß, den sie durch das bestehende K
nigthum beschränkt sah, mit List und Gewalt durchzusetzen, und wenn
her auch der Friede, den man einen „unwiderruflichen und ewigen Friede
(perpétuel et irrévocable) genannt, gleichwohl bald wieder gebroch
wurde. Schon im September desselben Jahres kam es in Paris an zw
aufeinander folgenden Sonntagen zu neuen Verfolgungen der Protesta
ten, indem die vom Gottesdienst zurückkehrenden Reformirten mit Stei
würfen und Degenstichen empfangen wurden. Es kam von beiden S
ten zu Verwundungen und Tödtungen. Der Friede, den der König d
Protestanten bewilligt hatte, wurde ihm als Schwäche, als falsche Na
giebigkeit gedeutet. Man müsse, hieß es, durch kräftiges Zusamme
treten den Schaden abzuwenden suchen, den des Königs Nachgiebigk
für das Reich und die katholische Kirche herbeiführe. Dazu ward v
den Helden der Bartholomäusnacht ein geheimer Bund geschlossen,
meist aus Adlichen und hohen Geistlichen Frankreichs bestand, und
in der Geschichte dieses Landes den Namen der Ligue führt. An
Spitze dieses Bündnisses stand der Mörder Coligny's, Heinrich
Guise, im Hintergrunde der Papst und Philipp II. Im Namen der
ligen Dreieinigkeit verbanden sich die Liguisten „das Gesetz Gottes" d
den römisch-katholischen Gottesdienst völlig und ganz wiederherzustel
dem König Heinrich Gehorsam zu verschaffen und mit Gut und B
dafür einzustehn. Alle guten Katholiken zu Stadt und zu Land wur
ermahnt, diesem Bündniß beizutreten. Wer den Beitritt verweig
wird als Feind angesehn. Der Schwur des Beitritts lautete: „
schwöre zu Gott dem Schöpfer mit Handauflegung auf das Evangeli
und bei Strafe der Excommunication und ewiger Verdammung, daß
in diese heilige katholische Verbindung nach der Form der Akte, die
vorgelesen worden ist, loyal und aufrichtig getreten bin, sei es nun,
in derselben zu befehlen oder zu gehorchen und zu dienen, und

spreche, bei meinem Leben und bei meiner Ehre, in derselben bis zum letzten Blutstropfen zu verharren. *)

Auf dem am Schlusse des Jahres 1576 gehaltenen Reichstage zu Blois wurde, ganz im Geiste der Ligue, der Beschluß gefaßt, alle Unterthanen zur Einigkeit in der katholischen Religion mit Gewalt zurückzuführen. Scheinbar machte sich zwar die Ligue auch die Aufrechterhaltung des Königthums zur Pflicht; allein mit dem letztern Punkte nahm man es weniger genau, und Heinrich III. hatte alle Ursache, vor der Ligue eben so sehr zu zittern, als er die Protestanten haßte.

An der Spitze dieser letztern stand nun als Protector der zum Manne gereifte Heinrich von Navarra. Er hatte schon im Februar 1576, nachdem es ihm gelungen war aus Paris, wo er am Hofe wie ein Gefangener gehalten wurde, zu entkommen, der Messe entsagt und sich wieder dem reformirten Glauben zugewendet. Rochelle hatte ihm im Juni desselben Jahres seine Thore geöffnet und da war er, nach abgelegtem Sündenbekenntniß über seinen Abfall, wieder in die hugenottische Religionsgemeinschaft aufgenommen. — Im April 1577 brach ein neuer Religionskrieg aus, der mindest blutige von allen, dem durch den Frieden von Bergerac und Poitiers bald ein Ziel gesetzt wurde. **) Allein die Bedrückungen nahmen bald auf's neue überhand, so daß im Jahr 1580 wieder alles gegeneinander in Waffen stand. — Es brach der berüchtigte Krieg der Verliebten aus (guerre des amoureux), dem ein abermaliger Friede, der Friede von Fleix (Flex) im December 1580 ein Ende machte, im Grunde nur eine Bestätigung des Friedens von Bergerac-Poitiers. Heinrich III. kam je länger je mehr in die Klemme zwischen den sich bestreitenden Parteien. Wir haben von nun an außer den kleinern Nebenparteien vorzugsweise drei Parteien zu unterscheiden, deren Interessen sich vielfach durchkreuzten, und an der Spitze jeder dieser Parteien steht einer der genannten Heinriche: Heinrich von Guise an der Spitze der Ligue, Heinrich von Navarra an der Spitze der Protestanten, und Heinrich III. an der Spitze des erschütterten Königreichs und von beiden Seiten bedrängt. Nicht unpassend ist der Krieg, der daraus sich entwickelte, der Krieg der drei Heinriche genannt worden. — Der alte Streit zwischen dem Haus der Guisen und der Bourbonen wurde indeß zu neuer Gluth angefacht, und erhielt eine um so wichtigere Bedeutung,

---

*) Polenz IV. S. 77.

**) Ueber dessen Inhalt s. Weber S. 107 ff. Polenz IV. S. 103 ff. Die Zählung der Religionskriege wird von nun an eine schwankende. Wir lassen sie lieber fallen, indem wir die Hauptbegebenheiten summarisch zusammenfassen.

da es sich jetzt, weil Heinrich III. keine Kinder hatte und sein jüngrer Bruder, der Herzog d'Alençon,*) im Jahr 1584 gestorben war, um die unmittelbare Thronfolge handelte bei dem Erlöschen des Hauses Valois. An dem Sieg der einen oder der andern politischen Partei hing aber auch allem Anscheine nach der Sieg der einen oder der andern Religionspartei im Reiche. Mit den Bourbonen schien der Protestantismus, mit den Guisen der Katholicismus für immer seine Stütze an dem Throne Frankreichs zu erhalten.

Ich übergehe die vielen einzelnen Verbrechen und Unthaten, welche diese Zeit der äußersten Zerrüttung, die Zeit der Ligue, mit sich führte, und die vielen Züge der Ruchlosigkeit und Schändlichkeit, durch welche Heinrichs III. Regierung auch im Privatleben sich auszeichnete.**) Es war, als ob die einmal entfesselte Blutgier sich auch an der Bluthochzeit selbst noch nicht satt getrunken hätte, als ob der ungestillte Durst der aufgeregten Fieberhitze nach immer neuen Opfern lechzte. — Vergiftungen, Erdolchungen waren an der Tagesordnung, das Mordhandwerk ein förmlicher Beruf geworden, zu dem feile Menschen sich ohne weiteres dingen ließen. In wilder bacchantischer Lust verbanden sich die furchtbarsten Excesse der Grausamkeit mit denen der schamlosesten Frechheit. Dieselben Hände, welche das Blut der Protestanten vergossen, befleckten sich mit Kirchenraub, und heuchlerische Büßungen, Aufzüge von Geißelbrüdern, an deren Spitze der König voranzog, sollten die Frevel wieder gut machen, womit die Gesetze der Sittlichkeit zu Boden getreten wurden; aber doppelt ward dadurch das Heilige verhöhnt. Das waren die Nachwehen der Bluthochzeit.

Ich übergehe ferner die ränkevollen Künste, welche von den Liguisten angewandt wurden, um ihrer Partei den Sieg zu verschaffen, und die politischen Berechnungen, auf die sie sich gründeten. Die Rücksicht auf unsre Aufgabe gebietet, nur die Hauptmomente herauszuheben, an welche die fernern Schicksale des Protestantismus in Frankreich geknüpft sind. Es genüge also zu bemerken, daß durch die immer entschiednere Theilnahme Roms und Spaniens an der Ligue dieselbe mehr und mehr erstarkte, und daß dem König endlich nichts mehr übrig blieb, als auf den Rath seiner Mutter den Guisen neue Freundschaft zu heucheln und dem Bunde sich anzuschließen, um desto erfolgreicher die pro-

*) Später führte er den Titel Herzog von Anjou.

**) Eine Schilderung davon bei Félice p 227 ss. Seine Politik bestand darin, sich durch seine Feinde an seinen Feinden zu rächen. Ebendas. p. 241.

testantische Partei zu bekämpfen. Diese stand jetzt auf sich allein verwiesen, und Heinrich von Navarra hatte der vereinten Macht des Königs und der Ligue Trotz zu bieten. In der Schlacht von Coutras in Guyenne im October des Jahres 1587 sollte sich das Schicksal der Parteien entscheiden. Diese Schlacht ist merkwürdig durch manche einzelne Züge, die uns aus ihr aufbewahrt sind.*) Nur Einen will ich mittheilen. Heinrich von Navarra hatte in Rochelle Ausschweifungen begangen, wie sie in der damaligen Zeit von den Großen gar leicht genommen zu werden pflegten, und nun wollte, als die Krieger zu gemeinschaftlichem Gebet sich auf die Kniee niederließen, auch er, der Anführer, niederknieen und seine Hände zu Gott emporheben. Da traten ihm mit hohem Ernste der edle du Plessis Mornay und mit ihm zugleich der evangelische Prediger Chandieu entgegen, hielten ihm seine Sünden vor und hießen ihm im Angesicht des ganzen Heeres Buße thun, ehe er das heilige Werk angreife. Heinrich unterwarf sich willig der Buße; und als einige Höflinge diese Demüthigung ihm ersparen wollten, sprach er: „Man kann sich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug aber den Menschen die Stirne bieten."**) Nun erst begann das gemeinsame Gebet. — Joyeuse, der Anführer der Feinde, hielt das Niederknieen der Protestanten für ein Zeichen der Furcht, aber ein andrer Feldoberster, Lavardin, bemerkte ihm, daß er die Protestanten nie furchtbarer gesehen habe im Kampfe, als wenn sie sich vom Gebet erhoben hätten. Unter Anstimmung eines Psalms: „Dieß ist der Tag des Heils, wo Gott seine Auserwählten krönt!" stürzten sie sich in die Reihen der Feinde. Auch die Geistlichen legten jetzt ihr geistliches Gewand ab, und zogen die Rüstung des Krieges an. Die Erinnerungen an die glorreichen Siege des Volkes Israel über die abgöttischen Völker traten mit aller Macht der Einbildungskraft vor die Seele der gottergebenen, gottbegeisterten Streiter. „Ergebt euch, ihr Philister!" erscholl das von Heinrich angestimmte Losungswort durch die Schlachtreihen. Lange schwankte der Kampf; aber endlich ward der Sieg den Protestanten zu Theil, und mit denselben Worten des Psalms, womit der Kampf begonnen ward, begrüßte jetzt der Prediger Chandieu die schwer erkämpfte Siegesstunde: „Dieß ist der Tag des Heils, wo Gott seine Auserwählten krönt."

Ich habe schon zu verschiedenen malen die Bemerkung gemacht, daß

---

*) Ausführlich hat Lacretelle die Schlacht beschrieben III. p. 210—222.

**) »On ne peut trop s'humilier devant Dieu, ni trop braver les hommes.« Chateaubriand a. a. O.

es nicht im Sinne des Protestantismus liegen könne, die Wahrheit de Glaubens vom äußern Glück der Waffen abhängig zu machen, und i habe auf die Niederlagen hingewiesen, welche die Protestanten häufig z ihrer Demüthigung erfuhren. Ist diese Bemerkung richtig, so dürft wir auch auf den Sieg von Coutras nicht jenen einseitigen Nachdru legen, welchen die katholische Kirche auf ihre Siege zu legen pfleg Aber daß, wo nun einmal der äußere Kampf nothwendig geworden is sich in demselben auch eine wahrhaft fromme Gesinnung offenbare könne, und daß durch diese allein der Sieg, den Gott giebt, auf ei christliche Weise verherrlicht werde, das haben wir gleichfalls anerkann und das müssen wir auch jetzt anerkennen bei der Schlacht von Coutra Von dem hohen religiösen Ernste, der die Krieger beseelte, haben w zuvor gesprochen. Besonders wird sich aber auch die christliche Gesi nung in der Milde gegen die überwundenen Feinde zeigen, im Gege satz gegen jene unchristliche Barbarei, die in dem Niedermachen de Wehrlosen Gott einen Dienst zu leisten glaubt. Daß auch die Prot stanten in den Religionskriegen nicht immer diese Mäßigung bewiese haben, welche das Evangelium, zu dem sie sich bekannten, von ihne forderte, mußten wir gleichfalls bei frühern Anlässen zugestehen; ab eben der Sieg von Coutras ist es, der in dieser Beziehung den Prot stanten zum Ruhme gereicht. Während die Feinde sich durch einen förm lichen Eid verschworen hatten kein Quartier zu geben, sondern all niederzumachen, was ihnen in die Hände falle, zeigten sich die prot stantischen Sieger, und namentlich Heinrich von Navarra, von einer v menschlicheren Seite. Im Anblick der erschlagenen Feldherren, die a der Seite der Katholischen gefallen waren (auch Joyeuse's Leiche lag u ter ihnen), sprach Heinrich: „Das ist ein Anblick der Thränen auch fi den Sieger."*)

Die Liguisten ließen sich durch die Niederlage von Coutras nic entmuthigen; vielmehr boten sie alles auf, den König von Navarra a dem Verfolge seines Sieges zu hindern. Aber auch des schwachen un wankelmüthigen Königs von Frankreich los zu werden, war jetzt ihr g heimes, bald aber offner an den Tag tretendes Bestreben. Ein Ausschu von Sechszehn leitete die Geschäfte, und unterhielt in den sechsze Quartieren der Hauptstadt fortwährend den Zunder der Empörung. – Geistliche suchten auf den Kanzeln das Volk wider den König aufz

*) Die erbeuteten Fahnen soll der galante Sieger zu den Füßen seiner G liebten, der Gräfin von Grammont, niedergelegt haben; Weber S. 122 (na d'Aubigné).

wiegeln, der jetzt immer offner als ein geheimer Verbündeter der Hugenotten gescholten ward. Lange wurde der König vergebens auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Als er sich endlich ermannen und mit Waffengewalt einschreiten wollte, da war es zu spät. Der königlichen Schweizergarde, welche der König nach Paris zog, war ein furchtbarer Empfang bereitet durch die Barricaden, welche dem entscheidenden Tage des 12. Mai 1588 seinen Namen in der Geschichte gegeben haben (journée des barricades). — Eine gewaltige Bewegung zu Gunsten der heiligen Ligue und des katholischen Volkes theilte sich in wenigen Stunden der Einwohnerschaft von Paris mit. Der Ton der Sturmglocken schien eine Nachfeier der Bartholomäusnacht zu verkünden. Alles war auf den Beinen, die Stadt vor dem Einschritte der königlichen Macht zu sichern. — Mönche, Weiber, Kinder, Personen aller Stände strengten ihre Kräfte an, um Fässer und Balken und alle die Gegenstände heranzuwälzen und aufzuthürmen, aus denen das Bollwerk der Noth erbaut ward. Frauen sah man an den Fenstern mit glühenden Kohlenpfannen, die sie auf die Truppen des Königs auszuschütten bereit waren. Vergebens suchten diese die Barricaden zu stürmen. Auch den Fliehenden wurde nachgesetzt, und ohne Schonung, ohne Rücksicht auf ihren Glauben wurden auch die Katholiken niedergemacht, sobald erwiesen war, daß sie für den König die Waffen erhoben. Den Schweizern ging es besonders übel. Vergebens streckten diese Söldlinge des Königs ihren Verfolgern die Rosenkränze entgegen mit dem Rufe: „Wir sind gute Katholiken.“ Sechszig bis achtzig derselben erlagen den Streichen ihrer Mörder. Ueberall, wo der Herzog von Guise, der einfach mit einem Stabe bewaffnet umherging, sich zeigte, ward er mit lautem Frohlocken empfangen. „Sonst waren wir nur Fliegen,“ rief ihm einer aus der Menge zu, „durch Eure Gegenwart sind wir Löwen.“ *) Ein Prediger sagte von der Kanzel herab: so wie die Juden ein Fest der Laubhütten hätten, so müsse Frankreich hinfüro ein Fest der Barricaden feiern. **) Und in der That wiederholte sich das Barricadenfest drittehalb Jahrhunderte nachher in der französischen Geschichte, doch in einem andern Sinne, als der Mönch es gemeint hatte. So wechselten die Zeiten und die Launen des Volkes. — Auch damals trieben die Barricaden den König aus Paris. Er wurde erst im Louvre gefangen gehalten; später gelang es ihm aber, verkleidet nach Chartres zu entfliehen. Auf Zureden

*) Siehe Raumers Briefe I. S. 321.

**) Ebendas.

seiner Mutter ließ er sich dann endlich in einen Vergleich mit der Ligu ein und bewilligte ihre Forderungen, unter welche besonders auch eine nachdrücklichere Verfolgung der Protestanten gehörte. *) Aber auch dies war nur ein Heuchelfriede. Auf dem zweiten Reichstage zu Blois, im Herbst des Jahres 1588, da brach endlich das gräßliche Geschwür aus, das den König schon lange gedrückt hatte. Er machte sich mit dem Dolche Luft durch die Ermordung der Guisen. Heinrich von Guise, der Mörder Coligny's, sank, ein Opfer der Nemesis, wie einst sein edlerer Vater Franz von Guise, unter den Händen eines Mörders (23. December) Tags darauf ward auch sein Bruder, der Cardinal von Guise, Ludwig, aus dem Wege geräumt. Aber mit dem Blute der Guisen hatte der unglückliche König sein eignes Todesurtheil unterzeichnet. Ihr Tod ward das Signal und der Freibrief zum Königsmorde. Als heilige Märtyrer der guten Sache schienen ihre Schatten die gerechte Rache herbeizuwinken. Katharina von Medicis starb mitten in der fürchterlichen Katastrophe. Aber niemand kümmerte sich um ihren Tod. **) Sie hatte ihre Rolle ausgespielt. Alle Gemüther waren nur erfüllt von dem Verluste der Guisen, und der allgemeine Haß entlud sich in furchtbaren Verwünschungen auf Heinrichs III. Haupt. Ein Fürst, der seine Macht mißbrauchte, die heiligen Säulen der Kirche aus dem Wege zu räumen, sollte der noch Anspruch haben auf die fromme Scheu des Volkes, der das Leben des Königs heilig ist? Das Verbrechen, das, solange es gegen die Protestanten wüthete, das Verdienst der Könige in den Augen des Pöbels zu erhöhen schien, ward jetzt in seiner ganzen Gräßlichkeit als Verbrechen erkannt, da es sich wider die Häupter der katholischen Faction entladen hatte. Heinrich war von nun an ein Kind der Hölle, dem Satan und seinen finstern Mächten verfallen, und an ihm des Himmels Rache zu vollziehen war Verdienst. Offen gab sich dieser Abscheu gegen den König ***) in den Kirchen und selbst auf Kanzel und Altar zu erkennen. Der Pfarrer von St. Barthelemy in Paris forderte seine Gläubigen in einer Predigt auf, bis zum letzten Heller in der Tasche und bis zum letzten Blutstropfen in den Adern den Tod der Guisen, nament-

*) Edict der Union; Weber S. 131. Er machte sich anheischig, den Protestanten gegenüber, à leur faire la guerre à toute outrance et à ne pas mettre les armes bas, qu'ils ne soient détruits jusqu'au dernier.

**) Lon n'en fit pas plus compte, que d'une chèvre morte, sagt d'Estoile.

***) In Orleans erhob man zuerst die Fahne der Empörung, Chartres folgte dem Beispiel Orleans', und dann der größte Theil Frankreichs dem Beispiel von Paris siehe Weber S. 134 ff.

sich den des Cardinals zu rächen. „Schwört es," rief er, „schwört es alle mit mir und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände auf." Er nannte Heinrich III. einen schändlichen Herodes, einen Giftmischer und Mörder, dem man keinen Gehorsam mehr leisten dürfe. Die Predigt wirkte. Das Volk eilte zum Portal der Kirche, riß das königliche Wappen herunter und trat es mit Füßen.*) Man stellte Wachsfiguren auf das Heiligthum, den König darstellend im Gefolge von Teufeln, und stach mit Nadeln nach diesen Figuren.**) Eine Procession von Kindern zog mit brennenden Kerzen umher, die sie unter ihren Füßen auslöschten, begleitet von dem Fluche der Priester, daß also erlöschen möge der Glanz des Hauses Valois.***) So war das Panier des Aufruhrs allenthalben aufgepflanzt. Eine Stadt nach der andern fiel ab, so daß dem König fast nur noch Blois, Tours und einige wenige feste Plätze blieben.

Mit dem Tode der beiden Guisen war die Ligue keineswegs gesprengt. An die Stelle der Ermordeten trat der dritte Bruder, der Herzog Karl von Mayenne, den die Ligue als Reichsstatthalter anerkannte. Von der Kirche gebannt, von seinem Volke verlassen, von Allen gehaßt und verachtet, wußte der König in seiner Noth sich nicht mehr anders zu helfen, als daß er sich nun dem erklärten Feinde der Guisen, dem König Heinrich von Navarra, in die Arme warf, und von nun an die Sache der Protestanten wenigstens scheinbar mit verfechten half, die er als Herzog von Anjou in der Bartholomäusnacht vom Erdboden zu vertilgen gesucht hatte. — Die Zusammenkunft der beiden Heinriche geschah im Schlosse Plessis-les-Tours, den 30. April 1589. Die beiden Schwäger hatten sich seit vierzehn Jahren persönlich nicht wiedergesehn. Navarra fiel König Heinrich III. zu Füßen. Dieser hob ihn auf, umarmte ihn und nannte ihn seinen Bruder. Aller Haß schien nunmehr beseitigt. Die Verbindung von „Royalismus und Toleranz" schien hergestellt. †) Beide verbündete Könige zogen jetzt vor Paris. Katholiken und Protestanten sah man seit langer Zeit wieder in demselben Heere vereinigt, einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Noch war die Stadt in der heftigsten Aufregung. Sechs Monate waren seit dem Tode der beiden Guisen verflossen, aber dieselbe Entrüstung der Gemüther

*) Polenz IV. S. 584.

**) Lacretelle III. 313.

***) Chateaubriand p. 328. Nach Lacretelle wurde die Ceremonie von den Priestern selbst vorgenommen. Die Sorbonne verordnete, den Namen des Königs aus dem Meßkanon zu streichen, s. Weber S. 138.

†) Ranke I. S. 460.

herrschte gegen den König, wie am ersten Tage. Die Kirchen war[en] sämmtlich schwarz ausgeschlagen. Processionen von Büßenden durch zogen die Straßen. Alle Sünden wurden vergeben, wenn nur de[m] König geflucht ward. Ja, die heiligen Stätten selbst wurden mißbrauch[t], um von ihnen herab den Königsmord als eine heilige Pflicht darzustell[en] und zur Erfüllung derselben zu ermuntern. Besonders zeichneten sich i[n] dieser Hinsicht die Prediger Boucher und Lincestre, ein geborner Schott[e] aus. „Soll ich heute das tägliche Evangelium euch verkündigen" fragte der letztere seine Gemeinde. „Ich denke wohl nicht," fuhr [er] fort; „jeder von euch kennt es hinlänglich. Aber was nicht jeder g[e]nug kennt, das ist die schlechte Aufführung Heinrichs von Valois, dies[es] neuen Herodes." Und nun begann er eine Schilderung derselben, wor[in] er nichts verschwieg, was der Leidenschaft des Pöbels neue Nahrun[g] geben konnte. Einst warf der nämliche Geistliche geradezu die Fra[ge] auf, ob es erlaubt sei, Heinrich von Valois zu ermorden. „Was mi[ch] betrifft," erklärte er dann, „so bin ich jeden Augenblick dazu bereit, d[ie] Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe."

Eine Frau war es auch hier, welche, unterstützt von dem Fanati[s]mus der Priester, auf ähnliche Weise jede zartere Tugend ihres Geschlecht[s] verleugnete, wie einst Katharina von Medicis. Es war dieß die Tocht[er] des Franz von Guise, die Herzogin von Montpensier. Sie w[ird] beschuldigt den Mörder gedungen zu haben, der endlich dem elend[en] Leben König Heinrichs III. ein Ende machte.

Jacob Clement, ein Jakobiner- oder Dominicanermönch, w[ar] das Werkzeug, dessen sie sich bediente. Eigene Schwärmerei, die in d[er] allgemeinen Stimmung hinlängliche Nahrung erhielt, hatte diesen Mön[ch] auf den Gedanken gebracht, daß ihn der Himmel dazu ausersehen hab[e] Frankreich von seinem unwürdigen König zu befreien. Er erzählte sei[ne] Visionen der Herzogin von Montpensier, die ihn in seinem Gedank[en] bestärkte. Auch ein Ordensbruder, den er berieth, sagte ihm, daß wen[n] er die Mordthat nicht aus Rachbegierde oder aus Eigennutz, sondern l[e]diglich aus heiligem Eifer für die Religion und die gute Sache verüb[e] er damit nicht nur keine Sünde begehe, sondern damit den Himm[el] verdiene.*) Es war den 1. August des Jahres 1589, als dieser Mön[ch] in St. Cloud königliche Audienz begehrte. Er wurde vorgelassen, übe[r]

---

*) Gieseler III. 1. S. 544 (nach de Thou und Capefigue). „Dergleichen Lehr[en] wurden in dem Jesuitencollegio in Paris laut verkündet, und die Jesuiten Petr[us] Ribadeneira und Johann Mariana lobten die That des Clement in ihren Schriften.

reichte dann dem König ein Schreiben und stieß ihm in demselben Augenblick ein Messer in den Unterleib. Auf das Geschrei des Königs eilten seine Leute herbei und tödteten den Verbrecher, statt ihn zu verhaften.*) Die Wunde des Königs ward erst nicht für gefährlich gehalten; aber es zeigte sich, daß das Messer vergiftet war. Noch denselben Abend gab Heinrich III. seinen Geist auf. Welche Kette von Mordthaten,**) von denen nicht selten die eine vergeltend auf die andere folgt, schlingt sich durch die finstere Geschichte des Religions- und Bürgerkrieges! und welche Ausbrüche des Fanatismus wiederholen sich bei einem Volke, das, nachdem es am Ketzerblute sich ersättigt, nun auch am Königsblute sich erfreute! Clement wurde als ein Heiliger verehrt, und der Papst Sixtus V. erhob ihn nicht nur in den Rang einer Judith und der Maccabäer, sondern stellte seine That den heiligen Thatsachen der Menschwerdung und der Auferstehung Jesu Christi gleich.***) Sein Bildniß ward von der jubelnden Volksmenge in die Hauptkirche getragen, und die Fürbitte des neuen Heiligen erfleht. Auch der Mutter des Mörders, einer armen Bäuerin, ward alle Ehre erwiesen, und aus dem Munde der Priester erhoben sich Stimmen, welche auf lästerliche Weise die Worte der Schrift auf sie anwandten: „Selig ist der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die dich gesäugt haben."

Mit Heinrichs III. Tode war die Linie der Valesier erloschen, und somit jener fürchterliche Bannfluch der liguistischen Priester in Erfüllung gegangen. Die Krone fiel nun an das Haus Bourbon, und Heinrich von Navarra ward von den Freunden dieses Hauses, ja von Heinrich III. selbst noch in der Todesstunde als rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Nicht so aber von der Ligue. Diese wandte alles auf, zu verhindern, daß ein Ketzer, ein Hugenotte, den Thron der Capetinger beflecke.

Ein Gegenkönig ward gewählt in der Person des bereits siebenundsechzigjährigen Cardinals Karl von Bourbon, der sich Karl X. nannte. Er war der Oheim Heinrichs, der einzige katholische Bourbon, der aber

*) „Nur ein Mönch," sagt de Thou, „konnte den mißtrauischen König tödten: denn Mönche waren ihm ans Herz gewachsen." Weber S. 140.

**) Den höchst tragischen Stoff, den dieser ganze Abschnitt der französischen Geschichte darbietet, hat L. Vitet aufgegriffen und in einer historisch dramatischen Trilogie durchgeführt:

1. Les Barricades, scènes historiques en Mai 1588. Paris 1826.
2. Les Etats de Blois ou la mort de Mr. de Guise, scènes historiques. Ib. 1827.
3. La mort de Henri III. Août 1589. Ib. 1826.

***) Félice p. 251. (nach de Thou u. A.)

in keiner Weise der hohen Stelle gewachsen war und zu dem die u sich getrennten Parteien selbst nur ein halbes Vertrauen hatten. H rich sah sich genöthigt, mit den Waffen in der Hand sich den Weg z Throne zu bahnen. Er schritt siegreich vorwärts und war glücklich mehrern Treffen, wie namentlich bei dem Flecken Arques im Sept ber 1589. Vollends entscheidend war die Schlacht von Ivry 14. März 1590. Die Armee der Ligue, unterstützt von spanischen Hü truppen, bestand aus 13,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern; He rich dem IV. (so nennen wir ihn nun als König von Frankreich) st den nur 8000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde zu Gebote, und schwach war sein Geschütz bedient. Aber groß war die Begeisterung seinem Heere, und des Königs eigner Muth leuchtete Allen voran. dem Ruf: „Es lebe der König!" ward jeder Angriff begleitet; Feind ward geworfen, und eine Menge von Fahnen und Gepäck b in den Händen der Sieger. Aber viele Opfer hatte der Sieg geko und noch war Heinrich nicht in Paris. Vielmehr bot diese Stadt, (wenn wir lieber wollen) der Ausschuß der Sechszehner,*) der die S regierte, alles auf, dem König den Eingang zu versperren. Durch anwesenden Gesandten von Spanien und Rom, durch eine Menge fr der und einheimischer Geistlichen ward der Fanatismus der Hohen Niedern rege erhalten. Von den Kirchen begab man sich auf die W und von den Wällen wieder in die Kirchen. Processionen wurden früher gehalten und der heilige Clement, der Mörder Heinrichs III., seinen Schutz angefleht. Waren die religiösen Feierlichkeiten vorü dann warfen die Mönche die Panzer über die Kutten und übten sic den Waffen, und die lächerlichsten Aufzüge**) wechselten mit den Sce des Jammers, welche die immer weiter um sich greifende Hungers hervorrief. Man trieb an 3= bis 4000 Menschen aus der Stadt, da der Verzehrenden weniger würden, und diese suchten ihr Brot im L des Königs. Es war um die Zeit der Ernte. Die Felder standen Korn, aber niemand konnte hinaus, um zu schneiden. Dafür ward Gras, welches in den Straßen der Vorstadt wuchs, mit Gier verschl gen.***) Vergebens suchte der spanische Gesandte, wenn sein Wa

*) Außer diesem hatte sich noch ein Rath der Vierzig gebildet, der in der F den Sechszehnern das Gegengewicht hielt.

**) Siehe die Stelle aus Davila bei Weber S. 145.

***) Aber auch dieses Trostes wurden die Einwohner beraubt, als das königl Heer den 25. Juli die Vorstädte eroberte und die Belagerungslinien noch enger sammenzog; Weber a. a. O.

durch die öden Straßen rollte, die Menge durch Geld zu beschwichtigen, das er in reichem Maße unter sie werfen ließ. „Gebt uns Brot!“ war die Antwort der Verzweifelnden. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß in den Klöstern noch genug Lebensmittel vorhanden seien, und als man nachforschte, fand man die Vermuthung bestätigt. Die Jesuiten hatten noch auf ein Jahr Vorrath, und auch die Capuziner waren noch reichlich versehen. Man theilte den Ueberfluß an das Volk aus. Aber dieses sah nun gar zu wohl ein, wie ernst es die meinten, die durch ihre Predigten zu Opfern aufforderten, während sie selbst keine zu bringen vermöchten. Als nun auch die Vorräthe der Klöster nicht mehr hinreichten, da wurden die heiligen Gefäße eingeschmolzen, um den Kriegern wenigstens den Sold zu bezahlen, wenn man ihnen auch kein Brot schaffen konnte. Bald reichte auch das Pferdefleisch nicht mehr hin, und das Fleisch der Hunde und Katzen blieb den Tafeln der Reichen vorbehalten. Selbst die Leichen wurden ausgegraben und ihre Gebeine zu Knochenmehl und einer Art von Gallert (gelée) verarbeitet; aber daran aßen sich mehrere Tausende den Tod.*) Und wehe dem, der mitten unter diesen Drangsalen den Seufzer nach Frieden über seine Lippen ließ. Der Tod durch den Henker war sein sichrer Lohn. Da jammerte Heinrich IV. seines Volkes. Er hatte sich bereits der Vorstädte bemächtigt, er bot dem Herzog von Nemours Unterhandlungen an; und als dieser sie mit Stolz zurückwies, ließ er dennoch den Parisern einige Nahrungsmittel zufließen, indem er einige Milderung in der Strenge der Sperre eintreten ließ. Er wollte sich seinem Volke nicht als feindlicher Eroberer, er wollte sich ihm als Vater zeigen. — Die Annäherung des Herzogs von Parma bewog ihn endlich, die Belagerung von Paris aufzuheben.**) Die Nachricht von dem Entsatze von Paris brachte neues Frohlocken in die Gemüther der Niedergeschlagenen. Aber die politischen Factionen ließen die Stadt nicht zur Ruhe kommen. Der Scheinkönig Karl X. war während der Belagerung gestorben, und mit seinem Tode trat die Anarchie, die thatsächlich schon lange geherrscht, in aller Form zu Tage. Während bald dieser bald jener Anspruch an die Krone machte (namentlich von dem Herzog von Mayenne war die Rede), wollten andere eine Republik. Immer bedenklicher war der Einfluß der spanischen Politik auf die Angelegenheiten des zerrütteten Reiches. Noch fast drei Jahre dauerte der Krieg und die

*) Lacretelle III. p. 384 nennt 15,000! nach Voltaire zur Henriade.

**) Derselbe Feldherr entsetzte auch später Rouen, als es der König belagerte.

innere Verwirrung fort.*) Endlich schrieb die Ligue im Januar 159: eine Generalversammlung der Stände nach Paris aus, deren Aufgab sein sollte, Frankreich wieder einen König zu geben; und siehe, die Unterhandlungen fielen endlich dahin aus, daß Heinrich von Navarra unte dem Namen Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt wurde.

Aber eine Bedingung war es, unter welcher allein diese Anerkennung stattfinden sollte: die abermalige Rückkehr des Königs in die römisch-katholische Kirche. Dieser Schritt, welchen der große Herrscher den Frieden und seinem Volke zu Liebe thun zu müssen glaubte, bedarf jedoch einer nähern Beleuchtung, die wir unsrer nächsten Vorlesung vorbehalten.

*) Ein charakteristisches Gemälde derselben giebt die menippeische Satire (Satyr Ménippée), über deren Verfasser die Meinungen verschieden sind.



Sechste Vorlesung.

Einige Gedanken über den Uebertritt Heinrichs IV. zur katholischen Kirche. Du Plessis Mornay. Sein und Sully's Urtheil über Heinrichs Uebertritt. Abschwörung in St. Denis. Johann Chatel und die Jesuiten. Heinrichs Absolution durch den Papst. Friede von Vervins. Edict von Nantes. Zustand der protestantischen Kirche von Frankreich um diese Zeit. Heinrichs IV. Tod. Die Zeiten Ludwigs XIII. Mornay's Tod und Glaube.

Der entscheidende Wendepunkt des französischen Religions- und Bürgerkrieges, den wir am Schlusse der letzten Vorlesung angedeutet haben, nämlich der Rücktritt Heinrichs IV. in den Schooß der römisch-katholischen Kirche, ist für den Zweck unsrer Vorlesungen, welche die Geschichte des Protestantismus vor allem in's Auge fassen sollen, von solcher Wichtigkeit, daß wir nicht so schnell darüber weggehn dürfen, als diejenigen Historiker es thun, die mehr den politischen als den kirchlichen Gesichtspunkt berücksichtigen.*)

Wir haben seiner Zeit gefunden, daß Religionskriege dem Geiste des Protestantismus in so weit zuwider sind, als die Sache des Evangeliums sich nicht mit dem Schwerte, nicht mit äußerer Gewalt vertheidigen läßt: und so könnten wir denn auch geneigt sein zu glauben, es sei der bessere Genius gewesen, der mildere Geist des Evangeliums, welcher Heinrich von Bourbon die Worte zurief: „Stecke dein Schwert in die Scheide." Und in der That, wen sollte es nicht freuen, dem schauderhaften Bürgerkriege endlich ein Ende gemacht zu sehen? Wirklich haben auch die meisten Schriftsteller beider Parteien das Auskunftsmittel,

*) So schlüpft namentlich Lacretelle schnell darüber hin. In neuerer Zeit ist jedoch die wichtige Katastrophe Gegenstand eingehender Untersuchungen geworden. Erschöpfend ist das Thema behandelt von Dr. Ernst Stähelin, Der Uebertritt König Heinrichs IV. von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche und der Einfluß dieses Fürsten auf das Geschick der französischen Reformation, von dem Zeitpunkte der Bartholomäusnacht an bis zum Erlasse des Edictes von Nantes, eine reformationsgeschichtliche Studie. Basel 1856; vgl. Polenz IV. 693 ff.

welches Heinrich traf, um die Gemüther der Franzosen mit sich sel[bst] und unter einander zu versöhnen, als eine Nothwendigkeit betrachtet, [zu] der er habe seine Zuflucht nehmen müssen; sie haben die Klugheit, [mit] der er den Umständen nachzugeben, mit der er seine Privatüberzeugun[g] dem herrschenden Glauben seines Volkes unterzuordnen wußte, gelo[bt] und es auch wohl ausgesprochen, daß Heinrich in dieser Beziehung ho[ch] über seiner Zeit gestanden habe, indem er sich nicht kehrte an die äuße[re] Form, sondern diese dem Wesentlichen preisgab, welches Wesentliche do[ch] eben der Friede sei. Auch wir sind weit entfernt, in Heinrich eine[n] treulosen Apostaten, einen Menschen ohne Gewissen, ohne Glauben [zu] sehen und seine Handlung gradewegs zu verdammen. Ein jeder lege d[ie] Hand auf das Herz, und frage sich, ob er in ähnlichem Falle vielleic[ht] nicht ähnlich gehandelt, oder wenigstens die Versuchung gehabt hätte, [es] zu thun? Man vergegenwärtige sich noch einmal die Reihe von Schlach[ten] und Treffen, aber was noch mehr ist, die Reihe von geheimen Ve[r]brechen, von Vergiftungen und Erdolchungen; man vergegenwärtig[e] sich lebhaft wieder die Bartholomäusnacht, die Tage der Barricaden un[d] die Schreckensherrschaft der Ligue, die Hungersnoth und die Anarch[ie] in Paris; man bedenke, wie es nahe daran war, daß das blutdürstig[e] Spanien endlich seine Hand über das schöne Frankreich ausstreckte, u[nd] es mit hinzureißen in die Dumpfheit des Geistes, die allein einem Phili[pp] und seinen Geistesverwandten genügen konnte; man vergleiche dan[n] ferner die edle Duldung, welche Heinrich den Protestanten auch na[ch] seinem Uebertritt zur katholischen Religion angedeihen ließ; ja ma[n] denke, wie er selbst höchst wahrscheinlich als Märtyrer dieser Duldun[g] fiel: und man wird sich hüten, über einen solchen Mann und sein B[e]nehmen den Stab zu brechen. *)

Das Wort, welches Luther zu Worms sprach, es sei nicht gu[t] etwas wider das Gewissen zu thun, welches ganz gleichlau[tet] mit dem Worte des Apostels: Was nicht aus dem Glauben kommt, [ist] Sünde — wird die Norm bleiben, nach der wir alle ähnliche Handlung[en] zu betrachten und zu beurtheilen haben, solange das Evangelium sel[bst] unsre höchste Norm bleibt.

So wenig das wohlverstandene Christenthum den Krieg will, [wo] es sich um die innere Ueberzeugung handelt, so wenig will es den Fri[eden]

*) Vgl. Ranke S. 493. Dennoch sagt derselbe Geschichtschreiber S. 566: „[Es] wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz geben, das bei dem Gedank[en,] daß es dem König Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem andern Glau[ben] sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge."

den auf Kosten dieser Ueberzeugung erkaufen. In dieser Beziehung gilt das Wort des Herrn, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert; oder es gilt das Wort des Apostels: Wir dürfen nie Uebles thun, damit Gutes daraus komme. Der äußere Erfolg kann niemals eine Handlung gut machen, und auch die sogenannte gute Absicht entschuldigt nicht, wenn die innerste Gesinnung nicht damit übereinstimmt.

Es bleibt somit in der Handlungsweise Heinrichs, wenn wir sie auf das mildeste beurtheilen, immer etwas zurück, was wir nicht mit den strengen Grundsätzen des Evangeliums reimen, was wir nicht mit gutem Gewissen als Norm für Andere aufstellen und zur Nachahmung in ähnlichen Fällen empfehlen dürfen. Freilich, wenn wir bloß die Verknüpfung der äußern Umstände betrachten und uns fragen, wie es denn gekommen wäre, wenn Heinrich auf seinem protestantischen Bekenntnisse beharrt hätte, so zeigt sich unserm kurzsichtigen Blicke nicht viel anderes, als Verwirrung und vielleicht noch ärgeres Blutvergießen: und wenn wir somit die Erwägung dieser Umstände und die kluge Wendung, die ihnen der menschliche Verstand giebt, Politik nennen wollen, so würden wir allerdings sagen müssen, die Politik rieth zu diesem Schritte; und das ist auch der gewöhnliche Ausdruck, womit man das Benehmen Heinrichs zu rechtfertigen sucht. Aber wir fragen: Dürfen Politik und Moral, Politik und Religion je in Zwiespalt gerathen? oder dürfen wir sagen, die Religion der Politik sei eine andere, als die Religion des Privatmanns, die öffentliche Moral des Staates eine andere, als die des Bürgers? Es ist dieß schon oft behauptet worden und wird besonders in unsern Tagen häufig behauptet; aber ob mit Recht, ist eine andere Frage. Wenigstens scheint ein solcher Unterschied von öffentlicher und Privatmoral dem Geiste des Christenthums nicht ganz angemessen, am wenigsten dem offnen Geiste des Protestantismus. Auch das hat man wohl schon behauptet, es gebe Zeiten, in denen auch der Tugendhafteste nicht durchkommen könne, ohne seinen Tribut der menschlichen Schwäche zu entrichten, ohne selbst einen Theil der Pflicht dem allgemeinen Verderben zum Opfer zu bringen. Wenn es je eine solche Zeit gab, so war es die, in welche Heinrichs IV. Uebertritt fällt. Aber ich zweifle auch hier an der Richtigkeit jenes Grundsatzes. Wie? sollte je ein solcher Streit der Pflichten stattfinden? Nur eins kann unsre Pflicht sein im gegebnen Falle, und diese dürfen wir nie zum Opfer bringen, wenn wir auch alles andre opfern. Etwas anderes, was das Benehmen Heinrichs uns erklärlich machen kann, und ihn selbst, wie mich dünkt, am

meisten entschuldigt, ist die Frage nach dem Grade der Erkenntniß, d
er selbst bei seinem Uebertritt hatte. Es fragt sich, ob seine Einsic
in das Wesen des Protestantismus so klar war, daß er sich den Rücktri
wirklich für Sünde anrechnete. Und das führt uns auf den Charakt
des Bearners selbst, den wir etwas näher in's Auge fassen müsse
Heinrich von Navarra war unstreitig eine edel angelegte Natur. E
war (nach dem Urtheil der Zeitgenossen) „aus dem Stoff gebildet, a
dem Könige", aber allerdings nicht aus dem, aus dem die Märtyrer g
macht werden. Es fehlte ihm nicht an diplomatischer Schlauheit; e
Zeitgenosse (d'Aubigni) hat ihn den „pfiffigsten und schalkhaft listigste
Fürsten genannt (le plus rusé et le plus madré); aber damit verba
er wieder eine große Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, die in natü
lichem Wohlwollen ihren Grund hatte. Was ihm jedoch durchaus fehl
war jene strenge sittliche Zucht, wie sie nicht nur der Rigorismus d
hugenottischen Prediger (der sogenannten Consistorialen), sondern w
sie selbst die gewöhnliche Moral fordert. Seine Galanterie gegen d
Frauenwelt (am berühmtesten ist sein Verhältniß zur schönen Gabrie
d'Estrée) überstiegen weit das Maß des Erlaubten und durch die allg
meine Sitte Entschuldbaren. *) Mit der Leichtfertigkeit seines Wese
und seiner Verschwendungslust verband er das gefährliche Talent, m
der naivsten Dreistigkeit Schulden zu machen; er wußte, daß man ih
nichts abschlagen konnte. Wie viele gutmüthige Weltkinder, konnte
dann auch wieder die Strafpredigten seiner Seelsorger ohne alle E
bitterung hinnehmen. Es fehlte ihm an nachhaltiger Willenskraft, a
sittlicher Energie. Gute Vorsätze zu fassen fiel ihm weniger schwe
als ihnen in der Stunde der Versuchung treu zu bleiben. Mit der R
ligion meinte er es gewiß aufrichtig. Heuchelei (im groben Sinne d
Wortes) lag ihm eben so fern, als Verstockung gegen heilsame Regung
des Gewissens. Seine Dankgebete, die er im Drang der Schlacht
mehr als einmal gen Himmel schickte, gingen gewiß aus dem innerst
Drang des Herzens hervor. Aber eine tiefer gehende, den ganzen Mensch
in jedem Moment beherrschende Frömmigkeit dürfen wir bei ihm nic
suchen. Er hatte das Christenthum in der strengen Form des Calvini
mus kennen gelernt; aber für ihn war das die zufällige Form. Sie a

*) Er hinterließ 17 uneheliche Kinder, von denen nur sechs legitimirt wurde
Noch in einem Alter von 56 Jahren war er in die sechszehnjährige Tochter des Co
nétable Montmorency sterblich verliebt. Polenz V. S. 153. Eines aber muß ih
nachgerühmt werden, daß er niemals den Maitressen Einfluß auf die Regierung g
stattete.

zustreifen kostete ihn, den leicht Beweglichen, weniger Ueberwindung, als sie Einen würde gekostet haben, der gerade in dieser Form das einzige Heil gefunden. Gewisse Aeußerungen lassen darauf schließen, daß er schon früher sich mit einem Witzworte half, wo ihn sein Glaube im Stich ließ. So das Wort der Verzweiflung, das er bei der Nachricht vom Tod Condé's fallen ließ: „Wenn ich nicht Hugenot wäre, so möchte ich ein Türke werden."*) Und so können wir ihm auch jenes berühmte Wort nicht zu hoch anrechnen: „Paris sei wohl noch einer Messe werth", weder dieß eine noch das andere, daß er nun endlich den „Sprung" gewagt, um den es sich handelte. Das Confessionelle, das Protestantische als solches war ihm nun einmal nicht das Entscheidende. Er hatte ja in seinem wechselvollen Leben das Christenthum auch nach dem katholischen Bekenntniß nicht nur in der abschreckenden Form des Fanatismus kennen gelernt, wie es in der Bartholomäusnacht sich kundgab, sondern auch edlere Vertreter desselben, wie ein l'Hôpital mochten seinem Geiste vorschweben, wenn er, im Blick auf das was der Zustand Frankreichs gebot, an die Möglichkeit eines Uebertrittes dachte. Daß er indessen nicht so bald an diese Möglichkeit glaubte, daß ihn der „Sprung" doch einige Ueberwindung kostete, zeigen frühere Aeußerungen, in denen er derartige Zumuthungen entschieden zurückwies, freilich nicht ohne im Stillen eine Hinterthür sich offen zu halten.**)

Es waren nun auch hier die beiden Parteien der Consistorialen und der Politiker, der Strengen und der Laxen, welche, die Einen vom Standpunkt des religiösen Gewissens, die Andern von dem der staatsmännischen Klugheit aus, sich in den Einfluß auf des Königs Willensbestimmung theilten. Als Vertreter der Erstern erscheint uns zunächst du Plessis Mornay, ein Mann, der aus der Fluth des allgemeinen Verderbens sich in jener Zeit heraushebt wie ein Fels im Meere, an den die Wellen anstürmen, ohne ihn zu erschüttern, und der, wenn er auch in mancher Beziehung hinter dem gewandtern Sully zurückstand, doch gerade seines ausgezeichneten protestantischen Charakters wegen verdient, daß wir ihm eine genauere Aufmerksamkeit schenken.

Ehe wir daher das Geschichtliche von Heinrichs Uebertritt weiter verfolgen, wollen wir das Bild des Mannes näher betrachten, der als ein wahrer Schutzengel dem jungen König bis dahin zur Seite gestan-

*) Bei Polenz IV. S. 540. (Si je n'estois huguenot, je me ferois Turc.)

**) Vgl. den Brief aus Nerac an Karl von Bourbon (6. März 1583) bei Polenz IV. S. 289 und die Antwort an die katholischen Großen bei Stähelin S. 42 und Polenz IV. S. 652.

den, ihn im Guten bestärkt, vor zweideutigen Schritten ihn gewarnt und da, wo er strauchelte, ihm mit dem strafenden Ernst eines Apostel[s] und Propheten entgegengetreten war.

Philipp Mornay (Herr von Plessis*) ist geboren auf dem Schlosse Buhi im Vexin français (einem Theil der Normandie) den 5. November 1549. Sein Vater war Katholik, die Mutter aber hin[g] der protestantischen Lehre an. Mornay wurde in der Religion seine[s] Vaters erzogen, aber frühe trieb ihn die eigne Neigung des Geistes un[d] Herzens zum selbstständigen Forschen in der Schrift, worin seine Lehre[r] bereits einen gefährlichen Weg erkannten. **) Er sollte sich dem geistliche[n] Stande widmen, und sein Oheim, der Bischof von Nantes, hätte ihm z[u] guten Stellen behülflich sein können, wenn Mornay es über sich hätt[e] bringen können, der katholischen Kirche seine Dienste zu weihen. Abe[r] was den Mann von Anfang seiner Laufbahn an auszeichnete und ih[n] bis an's Ende derselben begleitete, war eine strenge Gewissenhaftigke[it] und eine Uneigennützigkeit, die ihm jede glänzende Lage, ja das Not[h]wendigste entbehrlich machte, wenn nur sein Gewissen rein blieb. D[ie] Prüfungen, welche die Gemeinden der Protestanten in Frankreich zu b[e]stehen hatten, fielen in Mornay's Jugendzeit. Er nahm lebhaften A[n]theil an ihnen und trat selbst, nachdem er sich freiwillig zu ihrer Religi[on] bekannt hatte, mit in die Reihen der hugenottischen Kämpfer. Er die[nte] in Condé's Armee; ein Fall vom Pferde brach ihm das Bein. Die Z[eit] der Heilung brachte er mit Büchern zu, aus denen er seinen Wisse[ns]durst befriedigte und seine Glaubensansichten berichtigte. Aber nicht a[us] Büchern allein lernte er das Leben kennen. Mehrfache Reisen brach[ten] ihn in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Protestanten der versch[ie]densten Länder. Er sah Genf, Italien und Deutschland, England u[nd] die Niederlande, Ungarn und Böhmen, und kehrte mit vielfachen Ken[nt-]

*) Siehe die Biographie von Matter im Musée des Protestants célèbr[es] Paris 1824. Bd. 5. S. 39 ff. und Biographie universelle. v. Polenz, in [Her-]zogs Realenc. III. Mornay wurde von allen Parteien hochgehalten. Voltaire ne[nnt] ihn den Tugendhaftesten und Größten aller Protestanten und bezeichnet ihn in sei[nem] Verhältniß zu Heinrich IV. so:

Mornay, son confident, mais jamais son flatteur,
Trop vertueux soutien du parti de l'erreur;
Qui, signalant toujours son zèle et sa prudence,
Servit également son église et la France,
Censeur des courtisans, mais à la cour aimé,
Fier ennemi de Rome, et de Rome estimé.

Henriade I.

**) Beispiele seiner Selbstständigkeit bei Félice p. 253.

nissen bereichert kurz vor der Bartholomäusnacht nach Paris zurück. In dieser ward er gerettet, und begab sich abermals nach England. Vergebens bot ihm der neue König von Polen seine Dienste an. „Nie werde er," das war seine Antwort, „in die Dienste derer treten, die das Blut seiner Brüder vergossen." Aber so fest auch Mornay bei seinen protestantischen Gesinnungen verharrte, so sehr mißfiel ihm von Anfang an die falsche Verbindung der Religion mit der Politik; und als nun gar jener Bund der Politiker sich unter dem Herzog von Alençon gebildet hatte, an welchem Heinrich von Navarra und Condé theilnahmen, verhehlte er nicht sein Mißfallen an der Sache. Mornay begab sich nach Sédan, wohin sich viele Protestanten an den dortigen kleinen Hof des Grafen von Bouillon zurückgezogen hatten. Hier lebte er den Studien, und hier verband er sich mit seiner Gattin, der Tochter einer geflüchteten Protestantin. Bald nach dieser Zeit trat Mornay in die Dienste des jungen Königs von Navarra, und machte sich demselben bald so unentbehrlich als sein Gewand. *) Er wurde von ihm zu einer wichtigen Gesandtschaft nach England gebraucht, und in den Niederlanden bediente sich der Prinz von Oranien seines Raths. Aber mitten in allen diesen vielen Geschäften versäumte Mornay nicht, das Wohl seiner Glaubensgenossen aus eignem Antrieb zu fördern. Er diente der Sache der Protestanten mit der Feder ebensowohl als mit dem Schwerte, und legte in theologischen Schriften (wie sie damals öfter auch von Staatsmännern verfaßt wurden) den Grund zu einer weitern Ausbildung der reformirten Lehre. Sein Werk über die Wahrheit der christlichen Religion, das er um diese Zeit verfaßte, begleitete er mit einer Zueignungsschrift an Heinrich IV., damals noch König von Navarra. Er legt in derselben den Hauptinhalt seines Glaubens und der Gründe auseinander, worauf dieser Glaube sich stützt, und spricht dann die Hoffnungen aus, die er in dieser Beziehung auf seinen königlichen Freund setzt. Hören wir ihn darüber selbst. **)

„In diesen betrübten Zeiten, Sire, in welchen die Gottlosigkeit, die sonst nur zwischen den Zähnen murmelte, es gewagt hat sich auf den Lehrstuhl zu setzen und sich in Lästerungen gegen Gott und sein Evangelium zu ergießen, unternehme ich ein Werk, das zwar nach dem Urtheil der Meisten von großer Schwierigkeit ist, worin ich aber mächtige Helfer habe, die mich unterstützen: diese Helfer sind die Welt, der Mensch

*) Wörtlich als sein Hemde (sa chemise) nach Heinrichs eignem Ausdrucke.

**) Wir theilen den Brief mit aus den Archives du Christianisme, Liv. 50. am 6. Mai 1823; doch haben wir uns einige Abkürzungen erlaubt.

... aller Jahrhunderte; mit einem Worte, es ist Got... in der Schöpfung und Regierung des Weltalls offen... Welt ist ja ein Schatten vom Abglanze Gottes, und d... Ebenbild; und wenn es wahr ist, was schon die Ph... daß diese Welt für den Menschen geschaffen sei, wo... unsre Verpflichtung gegen den Schöpfer? worin besteht dan... des Geschöpfes? was ist dann sein letzter Zweck, sein höchst... als ihm gänzlich anzugehören? Ja wahrlich der, für d... Welt gemacht ist, ist auch für mehr als für diese Welt gemacht. De... eine so feste und dauerhafte Sache vorhanden ist, wie die We... muß zu einem höhern als diesem vergänglichen und elenden Leben b... stimmt sein, bestimmt zu einem ewigen Leben. Das, das ist die Grun... lage aller Religion. Die Religion ist eigentlich nichts anderes als ... Schule, in der wir die Verbindlichkeit des Menschen gegen Gott lerne... und das Mittel, mit ihm auf's innigste vereint zu werden. Noch meh... Wir sehen in dieser Welt alle Geschöpfe eine feste und beständige Ordnu... beobachten, jedes an seinem Ort und in seiner Stellung zum Ganze... Der Mensch allein ist abtrünnig geworden seiner Pflicht, hat sich v... Gott entfernt und sich in seinem eignen Ich verirrt. Er ist Schuldn... geworden vor Gott und ein Knecht der nichtigsten aller Dinge. D... Jahrbücher aller Jahrhunderte sind eben so viele Proceßacten gegen d... menschliche Geschlecht, und zeugen von seiner Undankbarkeit gegen Got... von Mord des Nächsten, von Verletzung der Natur, von Feindschaf... wider sich selbst. Wer schämt sich nicht billig dieser Schuld? wer kan... bestehen vor dem allgerechten Richter? und was bleibt somit übrig so... wohl für die Ehre Gottes als für des Menschen Heil, als daß der Ge... rechtigkeit genuggethan werde durch einen Act der Gnade? Und so ist es denn die Pflicht der wahren Religion, uns einerseits der Sünde zu überweisen durch das Gesetz, uns aber auch andrerseits zu rechtfertigen durch die Gnade; uns unsre Krankheit fühlen zu lassen, aber auch uns zugleich das rechte Heilmittel darzubieten. — Diese Gnade kommt uns allein durch Christum, den Sohn Gottes. — Aber darin liegt der Mißbrauch der Menschen, daß wir das unvergleichliche Werk unsers Schöpfers und Erlösers nur in Bruchstücken betrachten (sei es aus Unwissenheit oder aus Leichtsinn): und so urtheilen wir denn davon wie Einer, der aus der Nacht allein oder nur aus einer Jahreszeit, aus einem Elemente die Welt, wie Einer, der aus einem Eckstein ein Gebäude, aus einigen Silben eine ganze Rede beurtheilen wollte." (Und nun entfaltet er vor den Augen des Königs das große, reiche Gemälde der göttlichen Heils-

anstalt, wie es offen darliegt in den biblischen Schriften: — er zeigt, wie das, was von den Propheten des A. T. geweißagt, in Christo seinen Lichtpunkt gefunden, und wie es von da aus sich weiter verbreitet habe durch die Weltgeschichte, wie die Heilsboten es für ihren höchsten Triumph geachtet haben, zu sterben für einen Gestorbenen, sich kreuzigen zu lassen für einen Gekreuzigten.) „Und warum dieß alles (fährt er fort), als um es mehr und mehr inne zu werden, daß ihre Tugend komme von ihm, und daß sie nichts sind, als durch ihn und in ihm."

„Das ist (so schließt er seine Zuschrift an den König) in wenigen Worten der Zweck meines Buches. Zwei Ursachen aber sind es, die mich bestimmt haben, es Ew. Maj. zu widmen: die eine, daß Gott Euch nicht nur hat als Christen, sondern als einen christlichen Fürsten geboren werden lassen, dem es vor Allen ziemt, für sich und Andere zu wissen was christliche Religion sei; denn dann erst werdet Ihr Euch beeifern, ihr nach Kräften Vorschub zu leisten, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß sie nicht auf menschlicher Eingebung beruht, sondern das Gesetz und die Wahrheit Gottes ist. Die andere Ursache ist die, daß, nachdem Gott mich an Eure Seite gerufen, um Euch beizustehen in dem erlauchten Werke, das er in diesen Tagen zu seiner Ehre bereitet, und für welches er Euch in's Herz gegeben hat Euer Leben einzusetzen, ich es billig erachte, daß die Früchte meiner Arbeit und meiner Muße die Euern seien, da ja auch das Feld (auf welchem diese Früchte gewachsen) das Eurige ist, ohne daß es in meiner Macht stünde, anders darüber zu verfügen. Ich bitte den Allmächtigen, Sire, daß er Euch von Tag zu Tag den Reichthum seiner Gnade mehre, daß er Euch seinen Geist verleihe, sein Werk zu fördern, und mir, so gering ich bin, Euch darin mein Leben lang zu dienen."

Solche Hoffnungen hatte du Plessis auf seinen Herrn gesetzt. Und diese sollten ihm jetzt vereitelt werden. Mornay du Plessis verstand die Kunst des Schmeichelns nie und wollte sich auch jetzt nicht dazu verstehen. Schon bei andern Gelegenheiten war er dem König mit edlem Ernste unter das Angesicht getreten und hatte ihn das Gewicht der Verschuldungen fühlen lassen, von deren Befleckung sich der Wandel Heinrichs nicht immer frei erhielt. Wie er ihn vor der Schlacht bei Coutras zur Buße ermahnte, ist schon früher erzählt worden. Ein Aehnliches that er vor Paris. Als Heinrich einst über einen mißlungenen Angriff auf die Stadt sich niedergeschlagen zeigte und den tapfern Mornay fragte, ob denn Gott ihn ganz verlassen habe, erwiderte dieser: „Laßt uns, Sire, eher darüber nachdenken, ob nicht wir ihn verlassen haben.

Wie gering haben wir seinen Dienst geachtet! Welches ärgerliche, zügellose Leben haben wir geführt während dieser Belagerung!" — Der König ward nachdenkend und ging in sich. Beide Krieger ließen sich nun auf ihre Kniee nieder und sprachen mit einander den 91. Psalm, welcher beginnt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe." Mit Recht nennt der französische Gelehrte,*) welcher unserm Mornay ein würdiges Denkmal in dem Musée des Protestants célèbres gesetzt hat, diesen Zug einen der schönsten und rührendsten Züge in der Geschichte des Christenthums.

Es läßt sich nun schon zum Voraus denken, wie ein Mann, der diese sittliche Gewalt über das Herz eines gutmüthigen, in vielen Beziehungen trefflichen, aber oft schwachen Königs übte, den wichtigen Schritt beurtheilt haben werde, von dem so vieles abhing.

Mornay sah zwar auch ein, daß die Fortsetzung des blutigen Krieges zu nichts Gutem führen würde; auch er wünschte Frieden, ja auch der Gedanke einer gegenseitigen Annäherung der beiden Religionsparteien schien ihm nicht unmöglich. Aber offen sollte man dabei zu Werke gehn, keine Verstellung, keine Künste brauchen. Er versprach sich noch immer einigen Erfolg von einem Religionsgespräch, weil er die Ueberzeugung hatte, daß, wenn dieses in der Ordnung gehalten werde, die Wahrheit an den Tag kommen müsse. Er mag sich in dieser Hoffnung getäuscht haben; aber der Vorschlag zeugt für die Redlichkeit seiner Absichten. Als mehrere Hofleute dem Mornay Vorwürfe machten, daß er es sei, welcher den König an dem so nöthigen Schritte der Klugheit hindere, antwotete er: „Ihr wollt, daß ich ihm rathe in die Messe zu gehn? Mit welchem Gewissen könnte ich ihm diesen Rath ertheilen, wenn ich nicht der Erste bin, der auch hingeht? und was für eine Religion wäre dieß, die man wie ein Hemde an- und ausziehen könnte?" — Selbst Bestechungen blieben nicht unversucht bei dem unbestechlichen Manne. Der Herzog von Florenz**) bot ihm 20,000 Thaler jährlicher Einkünfte, wenn er dem König riethe katholisch zu werden. Aber Mornay antwortete: „Mein Gewissen ist mir so wenig feil, als das meines Königs." So hatte derselbe Mann schon früher Heinrich III., der ihm treffliche Stellen anbot, auf den Fall hin, daß er die Landesreligion bekenne, ge-

*) Matter a. a. O.

**) Wenig abweichend erzählt dieß auch Felice.

antwortet: „Ich bin von Fleisch und Blut, wie jeder Andere, und nicht ohne Ehrgeiz, und ich hätte wohl gewünscht, mein Gewissen beschwichtigen zu können, um auch der Güter und Ehren theilhaft zu werden, die Ihr ausspendet, und von denen mein Glaube mich ausschließt; aber nie hat es mir an Mitteln gefehlt, meinen Glauben zu stärken, und so hat die Welt dem Gewissen weichen müssen."

Ein solcher Mann war unbeweglich und um so unbeweglicher, je unreiner die Mittel waren, die man anwandte, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber wohl sah er, daß seine Stimme nicht geachtet wurde. Vergebens stellte er dem König die noch immer bedrängte Lage seiner Glaubensgenossen vor, die zum Lohne ihrer Treue noch nichts erhalten hätten, als daß sie noch immer gleichsam „mit dem Strick am Halse" ihr Blut für den König verspritzten. Als Mornay sah, daß er in der Nähe des Hofes nichts mehr ausrichten konnte, zog er sich nach Saumur zurück, mit dessen Statthalterschaft der König ihn schon früher beehrt hatte. Dort wirkte er auf seine Weise zur Erhaltung des Protestantismus mitten in einer so schwankenden und gefährlichen Zeit; und durch was konnte er besser wirken, als durch die Gründung einer Pflanzschule für junge Geistliche, in welcher der Same des lebendigen Christenthums sollte ausgestreut werden, damit er den künftigen Geschlechtern Frucht bringe? Philipp Mornay ist der Stifter der Akademie von Saumur, die längere Zeit hindurch eine treffliche theologische Schule für die reformirte Kirche Frankreichs war. Aber Heinrichen war Mornay unentbehrlich geworden; er zog ihn wieder auf den Schauplatz des Krieges und der Staatsgeschäfte, ja noch einmal zog er ihn zu Rathe wegen seines Uebertritts. Als Mornay den König nicht mehr davon abwendig machen konnte, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, und als auch die Zusammenberufung der evangelischen Pfarrer zu einer Conferenz (in Nantes) sich bald als eine bloße Förmlichkeit herausstellte, der sich Heinrich aus Achtung für seine frühern Glaubensgenossen unterwarf, da konnte sich freilich des treuen Dieners Thätigkeit hinfort nur darauf beschränken, den König zu bitten, daß er wenigstens die Protestanten ungekränkt bei ihren Rechten lasse und sie dabei schütze. Aber das alte Verhältniß zwischen dem König und seinem väterlichen Freunde war auf immer getrübt, und auch die Auszeichnungen, mit denen er ihn später bedachte, waren nur ein schlechter Balsam für die einmal seinem Herzen geschlagene Wunde.

Neben du Plessis Mornay war es Theodor Beza, der den König vom Uebertritt abmahnte. Unter den neuern Geschichtschreibern

hatte zwar längere Zeit die Meinung geherrscht, als habe Beza zu Uebertritt gerathen, weil er darin das einzige Mittel erblickt habe, d Wunden des zerrissenen Frankreichs zu heilen. Seit nun aber dur einen glücklichen Fund auf der Genfer Bibliothek (im Jahr 1852) ei Brief des großen Theologen an Heinrich entdeckt worden ist, worin e ihm alles Ernstes das Gewissen schärfte, ist diese Voraussetzung f immer durch die Thatsache widerlegt worden.*) Der Brief ist vo Juni 1593 und lautet in seinen wesentlichen Stellen so: „Sire, wa der große lebendige Gott bisher für Sie gethan hat, um vor den Auge der ganzen Welt seine unendliche Macht und die Zuverlässigkeit seine Verheißungen zu bestätigen, ist uns eine solche Bürgschaft der Kraft un Tüchtigkeit, die er Ihnen bis an das Ende schenken wird, daß es uns nich möglich ist, den allzu unwürdigen Gerüchten, die man über Sie aus streut, Glauben beizumessen; sondern daß wir im Gegentheil der unerschütterlichen Hoffnung leben, Sie durch das Beharren bis an's Ende vor Gott und den Menschen mit einer noch köstlichern Krone geschmückt zu sehen, als die beiden, die er, obgleich Sie noch nicht in deren vollem und ungetheiltem Besitz sind, auf Ihr Haupt gelegt hat. Dahin zielen auch unsre unablässigen Gebete vor Gottes Thron, deren ernstes Anliegen sich noch verdoppelt hat, seit wir von der Versammlung hörten, die auf den 10ten des nächsten Monats einberufen ist.**) Wir zweifeln nicht, daß bei dieser Gelegenheit Ew. Maj. härter werde bestürmt werden, als je zuvor, von der Rechten durch große Verheißungen und Aussichten, die sogar Ihre treuesten Anhänger Ihnen vorhalten, um Sie zu ihrer Partei hinüber zu ziehen, von der Linken durch mannigfache Drohungen, wenn Sie dem Rathe Ihrer Dränger nicht folgen. Aber der Geist Gottes, davon bin ich fest überzeugt, wird Ihnen anderseits nur um so kräftiger beistehen; er wird Ihre alte Erkenntniß und Erfahrung lebendig machen in Ihrem Herzen, er wird Ihnen durch das Organ seiner Diener, die Sie umgeben, alles in Erinnerung bringen, was in solcher Noth erforderlich ist. Und so wollen denn auch wir unsere Pflicht nicht versäumen, wir wollen Ihnen vorlegen, was Ihnen

*) Schlosser war es, der in seinem Leben Beza's (S. 272) jene Hypothese aufgestellt hatte, und ihm sind auch Andere gefolgt. Die Entdeckung des genannten Briefs verdanken wir Jules Bonnet (Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français. 1852. Nr. 1 u. 2) deutsch in Gelzers prot. Monatsblättern 1853. (Januar S. 140 ff.). Erlanger reformirte Kirchen-Zeitung. 1853. S. 72, vgl. Stähelin a. a. O. S. 556 ff. Polenz IV. S. 696 ff. und Beilage 3. S. 875.

**) Es war eine solche nach Mantes an der Seine berufen worden.

das Gewissen wach rufen kann, Gott und der Kirche gegenüber, und bitten Ew. Maj. es mit wohlwollendem Herzen aufzunehmen; denn es kommt von Ihrem treuesten und ergebensten Diener."

Nachdem dann Beza den König gewarnt, sich auf den ihm angebotenen Unterricht einzulassen, fährt er fort:

„Von Ihrer Anordnung und Leitung der Sache hängt es ab, ob es dem Lügengeist, der in Ihrer Person die ganze Kirche belauert, mit seinen Plänen gelingen soll oder nicht. Thun Sie daher was Ihre Pflicht ist; umgeben Sie sich mit Männern, welche die Wahrheit gegen Ihre neuen (katholischen) Religionslehrer zu vertreten im Stande sind, bestimmen Sie die Waffen, deren man sich im Kampfe zu bedienen habe. Diese Waffen sind längst geschmiedet und scharf genug, es kommt nur darauf an, daß man sie in die rechten Hände lege. Es sind die heiligen kanonischen Schriften der Propheten und Apostel, die einzig gültigen Schiedsrichter in Sachen der Religion. . . . Man wird Ihnen wohl schöne Worte vorsagen vom Alter der Kirche, den Concilien und den Vätern, aber lassen Sie sich dadurch nicht blenden; prüfen Sie alles an dem großen Prüfsteine der Wahrheit, halten Sie jeden Satz, der aus alter oder neuer Zeit Ihnen entgegengebracht wird, mit dem Schrifttext zusammen, dessen Inbegriff im apostolischen Symbol enthalten ist, und wo sich Lüge findet, da sprechen Sie kühn mit dem Apostel das Anathem.

Unter anderm erinnerte Beza den König an ein Wort, das er einst selbst gesprochen: „Wenn es Gottes Wille ist, daß ich König sei, so werde ich es sein, was auch die Menschen dawider thun mögen; ist es aber nicht sein Wille, so ist es auch nicht der meinige."

Noch erwähnen wir neben Beza eines andern damals hochgefeierten calvinistischen Predigers, des Gabriel d'Amour:

„Ew. Maj.," so schreibt er an Heinrich, „ich wage es, mir die Freiheit zu nehmen, wie Gott es mir auftrug und Sie es mir gestatten, Ihnen die Segnungen in Erinnerung zu bringen, die der Herr auf meinen Dienst bei Ihrer Person gelegt hat." Und nun erinnert er ihn an all die einzelnen Momente seines Lebens, an denen er entscheidend auf des Königs Gesinnung gewirkt hat, wie dort in der Schlacht von Coutras und bei andern Gelegenheiten; er ruft ihm die verschiedenen Stellen seiner Predigten in's Gedächtniß zurück, in denen er ihn, den König, mit Josua verglichen, der das Volk Gottes über den Jordan führen und ihm den Besitz von Canaan zuwenden soll. „Und nun — nachdem Gott so viele Wunder für Sie gethan, nun stehn Sie bereit, einem Salomo nachzufolgen, der, von Weibern verführt, zu den Götzen

abfiel. Man sagt: Sie hätten versprochen, zur Messe zu gehn; ich will es nicht glauben, und wenn man mich auch deßhalb zum Zweikampf herausforderte. Wie? der größte Kriegsmann der Welt sollte solch eine Memme geworden sein, um aus Menschenfurcht seine Ueberzeugung in's Angesicht zu schlagen. Wo wäre da der alte Edelmuth, wo jener seltene Glaube, den ich so oft wahrnehmen durfte, wenn die Menschen dafür hielten, Sie seien am Rande der Verzweiflung. . . . . Sie wollen sich durch Bischöfe der römischen Kirche unterrichten lassen? O, Ihre Maj., Sie sind kein König, der des Unterrichtes bedarf, Sie sind ein besserer Theolog als ich, der ich doch Ihr Geistlicher bin. Was Ihnen fehlt, Sire, ist nicht das **Wissen**, sondern ein höheres Maß von **Gewissen**." (Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen.) „Beten Sie," fuhr er fort, „beten Sie; wir wollen unaufhörlich für Sie auf den Knieen liegen . . . Ja nicht nur mit Gebeten vor Gott streite ich für Sie, sondern ich vertheidige auch Ihren Namen vor Allen, die übel von Ihnen reden. Zwar wenn ich zu Ihnen komme, werde ich Ihnen persönlich meine Meinung sagen, aber vor Andern soll man Sie nicht schmähen, nicht verächtlich machen durch Hohn und Anklage. Ja, selbst wenn Sie sich so weit herabwürdigten, vielleicht in die Messe zu gehn, was Gott verhüte (denn seine Strafe würde auf dem Fuße folgen), so würde ich doch nicht ablassen, Ihnen nachzufolgen und Ihnen zu dienen, wo nicht mehr als Ihr Geistlicher, so doch als Ihr Kriegsmann; ich bin ja auf dem Schlachtfelde nie von Ihrer Seite gewichen, wenn Sie das Schwert zogen, und es blutgeröthet wieder einsteckten. Ich werde meinem (geistlichen) Sohne nachgehen, wohin er sich wendet. Solange noch eine Seele in diesem Körper lebt, soll mein Gut und Blut und alles was an mir ist zu Ihrem Dienste sein; auch der Herr wird gewiß sein verirrtes Schaaf wieder suchen. Aber heute, heute, da Sie seine Stimme hören, verstocken Sie Ihr Herz nicht; denn schrecklich ist es in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, der ein verzehrendes Feuer und eine ewige Gluth ist. O stimmen Sie in das Gebet Davids ein: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.„ Ich aber will diese Ermahnung mit dem Gebetswunsche des Apostels Paulus an die Epheser schließen: Dem aber, der überschwenglich thun kann über alles, das wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirkt, dem sei Ehre in der Gemeine, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Aehnliche, auch anonyme Zuschriften gelangten noch von anderen Seiten an den König. So wurde ihm unter anderm das Wort vorgehalten, daß wer von Gott sich entfernt, von dem werde er sich auch entfernen. „Glauben Sie doch ja nicht," hieß es weiter, „daß Ihre Gleichgültigkeit gegen unsere Religion Ihnen die Achtung Ihrer Feinde erwerbe. Die Frömmigkeit, die Gottes- und Menschenliebe stehen überall in Ehren als die Zeichen eines edlen Herzens. An einem Türken und Heiden liebt man die Tugend und beurtheilt einen Menschen, besonders einen Fürsten darnach. So trachten denn auch Sie vor allem nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird Ihnen das Uebrige zufallen, Gott selbst wird dann Ihre Sache in die Hand nehmen, Ihren Staat befestigen und Sie mit Ruhm und Ehre krönen."

So die Stimmen der Consistorialen. Es herrscht in ihnen der ächte „Hugenottenstil", wie Ranke ihn nennt, der, wenn man will, „etwas eintönige", aber dennoch „gedankenvolle, markige, gedrungene, scharfseitige, (mitunter auch) bittere".

Aus einem andern Tone nun freilich ließ sich ein anderer damals noch jüngerer Mann vernehmen, dessen Name mit dem Heinrichs innig verbunden ist und den man als das Muster eines gewandten und einsichtsvollen Staatsmannes zu betrachten gewohnt ist, dessen Einsicht in die religiösen Dinge aber uns, bei aller scheinbaren Weitherzigkeit, doch oberflächlicher erscheinen muß, als die der genannten Kernmänner des evangelischen Glaubens. Es ist der weltkluge Marquis von Rosni, bekannter unter dem Namen Sully.

In seinen Memoiren*) sucht er den Schritt seines Monarchen nicht nur als einen durchaus nothwendigen, durch die Umstände gebotenen, sondern sogar als einen Schritt darzustellen, den Heinrich aus eigenster Ueberzeugung gethan habe, weil er die katholische Religion für die sichrere hielt; auch bezeugt er, daß eine große Zahl der reformirten Prediger selbst bekannt hätten, man könne in der katholischen Religion eben so selig werden, als in der protestantischen. Auf diesen Grundsatz gestützt hatte auch Sully, obwohl er für seine Person Protestant blieb, dem König zum Uebertritt gerathen. Weniger Theolog, als Mornay, glaubte er, es komme in jeder Religion nur auf die Hauptsachen an, und diese faßte er in Folgendes zusammen: daß man die zehn Gebote bis an seinen Tod beobachte, das apostolische Glaubensbekenntniß annehme,**)

*) T. II. p. 228 ss.

**) Auf das apostolische Bekenntniß hatte (s. S. 127) auch Beza hingewiesen, aber unter andern Voraussetzungen als Sully.

und der Schauplatz aller Jahrhunderte; mit einem Worte, es ist Gott selbst, wie er sich in der Schöpfung und Regierung des Weltalls offenbart. Die Welt ist ja ein Schatten vom Abglanze Gottes, und der Mensch ist Gottes Ebenbild; und wenn es wahr ist, was schon die Philosophen lehren, daß diese Welt für den Menschen geschaffen sei, was ist dann unsre Verpflichtung gegen den Schöpfer? worin besteht dann die Würde des Geschöpfes? was ist dann sein letzter Zweck, sein höchstes Gut anders, als ihm gänzlich anzugehören? Ja wahrlich der, für den die Welt gemacht ist, ist auch für mehr als für diese Welt gemacht. Der, für den eine so feste und dauerhafte Sache vorhanden ist, wie die Welt, der muß zu einem höhern als diesem vergänglichen und elenden Leben bestimmt sein, bestimmt zu einem ewigen Leben. Das, das ist die Grundlage aller Religion. Die Religion ist eigentlich nichts anderes als die Schule, in der wir die Verbindlichkeit des Menschen gegen Gott lernen, und das Mittel, mit ihm auf's innigste vereint zu werden. Noch mehr. Wir sehen in dieser Welt alle Geschöpfe eine feste und beständige Ordnung beobachten, jedes an seinem Ort und in seiner Stellung zum Ganzen. Der Mensch allein ist abtrünnig geworden seiner Pflicht, hat sich von Gott entfernt und sich in seinem eignen Ich verirrt. Er ist Schuldner geworden vor Gott und ein Knecht der nichtigsten aller Dinge. Die Jahrbücher aller Jahrhunderte sind eben so viele Proceßacten gegen das menschliche Geschlecht, und zeugen von seiner Undankbarkeit gegen Gott, von Mord des Nächsten, von Verletzung der Natur, von Feindschaft wider sich selbst. Wer schämt sich nicht billig dieser Schuld? wer kann bestehen vor dem allgerechten Richter? und was bleibt somit übrig sowohl für die Ehre Gottes als für des Menschen Heil, als daß der Gerechtigkeit genuggethan werde durch einen Act der Gnade? Und so ist es denn die Pflicht der wahren Religion, uns einerseits der Sünde zu überweisen durch das Gesetz, uns aber auch andrerseits zu rechtfertigen durch die Gnade; uns unsre Krankheit fühlen zu lassen, aber auch uns zugleich das rechte Heilmittel darzubieten. — Diese Gnade kommt uns allein durch Christum, den Sohn Gottes. — Aber darin liegt der Mißbrauch der Menschen, daß wir das unvergleichliche Werk unsers Schöpfers und Erlösers nur in Bruchstücken betrachten (sei es aus Unwissenheit oder aus Leichtsinn): und so urtheilen wir denn davon wie Einer, der aus der Nacht allein oder nur aus einer Jahreszeit, aus einem Elemente die Welt, wie Einer, der aus einem Eckstein ein Gebäude, aus einigen Silben eine ganze Rede beurtheilen wollte." (Und nun entfaltet er vor den Augen des Königs das große, reiche Gemälde der göttlichen Heils-

anstalt, wie es offen darliegt in den biblischen Schriften: — er zeigt, wie das, was von den Propheten des A. T. geweißagt, in Christo seinen Lichtpunkt gefunden, und wie es von da aus sich weiter verbreitet habe durch die Weltgeschichte, wie die Heilsboten es für ihren höchsten Triumph geachtet haben, zu sterben für einen Gestorbenen, sich kreuzigen zu lassen für einen Gekreuzigten.) „Und warum dieß alles (fährt er fort), als um es mehr und mehr inne zu werden, daß ihre Tugend komme von ihm, und daß sie nichts sind, als durch ihn und in ihm.“

„Das ist (so schließt er seine Zuschrift an den König) in wenigen Worten der Zweck meines Buches. Zwei Ursachen aber sind es, die mich bestimmt haben, es Ew. Maj. zu widmen: die eine, daß Gott Euch nicht nur hat als Christen, sondern als einen christlichen Fürsten geboren werden lassen, dem es vor Allen ziemt, für sich und Andere zu wissen was christliche Religion sei; denn dann erst werdet Ihr Euch beeifern, ihr nach Kräften Vorschub zu leisten, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß sie nicht auf menschlicher Eingebung beruht, sondern das Gesetz und die Wahrheit Gottes ist. Die andere Ursache ist die, daß, nachdem Gott mich an Eure Seite gerufen, um Euch beizustehen in dem erlauchten Werke, das er in diesen Tagen zu seiner Ehre bereitet, und für welches er Euch in's Herz gegeben hat Euer Leben einzusetzen, ich es billig erachte, daß die Früchte meiner Arbeit und meiner Muße die Euern seien, da ja auch das Feld (auf welchem diese Früchte gewachsen) das Eurige ist, ohne daß es in meiner Macht stünde, anders darüber zu verfügen. Ich bitte den Allmächtigen, Sire, daß er Euch von Tag zu Tag den Reichthum seiner Gnade mehre, daß er Euch seinen Geist verleihe, sein Werk zu fördern, und mir, so gering ich bin, Euch darin mein Leben lang zu dienen.“

Solche Hoffnungen hatte du Plessis auf seinen Herrn gesetzt. Und diese sollten ihm jetzt vereitelt werden. Mornay du Plessis verstand die Kunst des Schmeichelns nie und wollte sich auch jetzt nicht dazu verstehen. Schon bei andern Gelegenheiten war er dem König mit edlem Ernste unter das Angesicht getreten und hatte ihn das Gewicht der Verschuldungen fühlen lassen, von deren Befleckung sich der Wandel Heinrichs nicht immer frei erhielt. Wie er ihn vor der Schlacht bei Coutras zur Buße ermahnte, ist schon früher erzählt worden. Ein Aehnliches that er vor Paris. Als Heinrich einst über einen mißlungenen Angriff auf die Stadt sich niedergeschlagen zeigte und den tapfern Mornay fragte, ob denn Gott ihn ganz verlassen habe, erwiderte dieser: „Laßt uns, Sire, eher darüber nachdenken, ob nicht wir ihn verlassen haben.

Wie gering haben wir seinen Dienst geachtet! Welches ärgerliche, zügellose Leben haben wir geführt während dieser Belagerung!" — Der König ward nachdenkend und ging in sich. Beide Krieger ließen sich nun auf ihre Kniee nieder und sprachen mit einander den 91. Psalm, welcher beginnt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe." Mit Recht nennt der französische Gelehrte,*) welcher unserm Mornay ein würdiges Denkmal in dem Musée des Protestants célèbres gesetzt hat, diesen Zug einen der schönsten und rührendsten Züge in der Geschichte des Christenthums.

Es läßt sich nun schon zum Voraus denken, wie ein Mann, der diese sittliche Gewalt über das Herz eines gutmüthigen, in vielen Beziehungen trefflichen, aber oft schwachen Königs übte, den wichtigen Schritt beurtheilt haben werde, von dem so vieles abhing.

Mornay sah zwar auch ein, daß die Fortsetzung des blutigen Krieges zu nichts Gutem führen würde; auch er wünschte Frieden, ja auch der Gedanke einer gegenseitigen Annäherung der beiden Religionsparteien schien ihm nicht unmöglich. Aber offen sollte man dabei zu Werke gehn, keine Verstellung, keine Künste brauchen. Er versprach sich noch immer einigen Erfolg von einem Religionsgespräch, weil er die Ueberzeugung hatte, daß, wenn dieses in der Ordnung gehalten werde, die Wahrheit an den Tag kommen müsse. Er mag sich in dieser Hoffnung getäuscht haben; aber der Vorschlag zeugt für die Redlichkeit seiner Absichten. Als mehrere Hofleute dem Mornay Vorwürfe machten, daß er es sei, welcher den König an dem so nöthigen Schritte der Klugheit hindere, antwotete er: „Ihr wollt, daß ich ihm rathe in die Messe zu gehn? Mit welchem Gewissen könnte ich ihm diesen Rath ertheilen, wenn ich nicht der Erste bin, der auch hingeht? und was für eine Religion wäre dieß, die man wie ein Hemde an- und ausziehen könnte?" — Selbst Bestechungen blieben nicht unversucht bei dem unbestechlichen Manne. Der Herzog von Florenz**) bot ihm 20,000 Thaler jährlicher Einkünfte, wenn er dem König riethe katholisch zu werden. Aber Mornay antwortete: „Mein Gewissen ist mir so wenig feil, als das meines Königs." So hatte derselbe Mann schon früher Heinrich III., der ihm treffliche Stellen anbot, auf den Fall hin, daß er die Landesreligion bekenne, ge-

*) Matter a. a. O.

**) Wenig abweichend erzählt dieß auch Félice.

twortet: „Ich bin von Fleisch und Blut, wie jeder Andere, und nicht ne Ehrgeiz, und ich hätte wohl gewünscht, mein Gewissen beschwichti- n zu können, um auch der Güter und Ehren theilhaft zu werden, die)r ausspendet, und von denen mein Glaube mich ausschließt; aber nie t es mir an Mitteln gefehlt, meinen Glauben zu stärken, und so hat : Welt dem Gewissen weichen müssen."

Ein solcher Mann war unbeweglich und um so unbeweglicher, je ıreiner die Mittel waren, die man anwandte, ihn auf andere Gedanken bringen. Aber wohl sah er, daß seine Stimme nicht geachtet wurde. ergebens stellte er dem König die noch immer bedrängte Lage seiner laubensgenossen vor, die zum Lohne ihrer Treue noch nichts erhalten tten, als daß sie noch immer gleichsam „mit dem Strick am Halse" ihr lut für den König verspritzten. Als Mornay sah, daß er in der Nähe s Hofes nichts mehr ausrichten konnte, zog er sich nach Saumur zurück, it dessen Statthalterschaft der König ihn schon früher beehrt hatte. ort wirkte er auf seine Weise zur Erhaltung des Protestantismus itten in einer so schwankenden und gefährlichen Zeit; und durch was nnte er besser wirken, als durch die Gründung einer Pflanzschule für uge Geistliche, in welcher der Same des lebendigen Christenthums llte ausgestreut werden, damit er den künftigen Geschlechtern Frucht inge? Philipp Mornay ist der Stifter der Akademie von Saumur, die ngere Zeit hindurch eine treffliche theologische Schule für die reformirte rche Frankreichs war. Aber Heinrichen war Mornay unentbehrlich worden; er zog ihn wieder auf den Schauplatz des Krieges und der taatsgeschäfte, ja noch einmal zog er ihn zu Rathe wegen seines Ueber- tts. Als Mornay den König nicht mehr davon abwendig machen nnte, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, und als ch die Zusammenberufung der evangelischen Pfarrer zu einer Confe- ız (in Nantes) sich bald als eine bloße Förmlichkeit herausstellte, der) Heinrich aus Achtung für seine frühern Glaubensgenossen unterwarf, konnte sich freilich des treuen Dieners Thätigkeit hinfort nur darauf schränken, den König zu bitten, daß er wenigstens die Protestanten ıgekränkt bei ihren Rechten lasse und sie dabei schütze. Aber das alte erhältniß zwischen dem König und seinem väterlichen Freunde war auf ımer getrübt, und auch die Auszeichnungen, mit denen er ihn später dachte, waren nur ein schlechter Balsam für die einmal seinem Herzen schlagene Wunde.

Neben du Plessis Mornay war es Theodor Beza, der den Kö- ig vom Uebertritt abmahnte. Unter den neuern Geschichtschreibern

Strafe bestand darin, daß die geistlichen Abgeordneten des Königs während des feierlichen Gesangs des Miserere von der Hand des Papstes einige schwache Ruthenstreiche auf ihren Nacken zu Handen ihres Monarchen empfangen mußten, *) und dann folgte ein dreimaliges Gebet des Papstes. In der ersten Gebetsformel wurde Heinrich als vom Banne entbunden erklärt, in der zweiten als König von Frankreich, in der dritten als allerchristlichster König, welcher Titel den Königen von Frankreich bekanntlich seit dem ersten christlichen Frankenkönig Chlodwig her gebührte. Nun wurde unter Trompetenschall, unter Kanonendonner und dem Beifallsjauchzen der Menge das Schauspiel beendet, und durch diesen neuen Jubel die Erinnerung an die alten Freudenfeste hervorgerufen, welche Papst Gregor XIII. 23 Jahre zuvor bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht veranstaltet hatte. **)

Auch Heinrich von Condé wurde in demselben Jahre 1595 nach Paris gelockt. Er hatte in Straßburg sich wieder dem evangelischen Glauben zugewandt, den er in der Bartholomäusnacht hatte abschwören müssen. Nun aber trat auch er wieder in die römische Kirche zurück und warb sogar Proselyten für sie. So erhielt jeder aus seiner Dienerschaft 15 Sous, so oft er ihm einen Schein vorweisen konnte, daß er die Beichte besucht. — Bloß ein einziges Glied des Bourbon'schen Hauses, die Schwester Heinrichs IV., Katharina von Navarra, blieb der mütterlichen Religion getreu. Sie ward an den Herzog von Bar, einen Jesuitenfreund, verheirathet, und war höchst unglücklich in dieser Ehe. Seit ihrem Tode (1604) hat sich kein Bourbon mehr zum reformirten Glauben gehalten.

Von nun an war in den Herzen aller Katholiken, die es ehrlich meinten und keine politischen Absichten hinter dem Mantel des Religionseifers versteckten, jede fernere Bedenklichkeit gehoben. Nur die extremen Fanatiker fuhren mit ihren Verfolgungen fort. Der heilige Vater hatte aber dem katholischen Glauben des Königs sein apostolisches Siegel aufgedrückt, und alle weiteren Einwendungen der Ligue waren damit zu Boden geschlagen. Ja der Papst selbst warf sich zuletzt zum Vermittler zwischen Frankreich und Spanien auf, so daß endlich im Jahr 1598 der Friede von Vervins zu Stande kam, der den frühern Frieden von Chateau-

---

*) Die Figuranten des Königs, die im ganzen Handel eine traurig-komische Rolle spielten, spürten nach ihrer eigenen Aussage nicht mehr von den Streichen, als ob eine Fliege über ihre Kleider gezogen wäre" (que si une mousche nous eust passé par dessus nos vestements).

**) Félice p. 275 s.

Cambresis bestätigte und den langen und blutigen Wirren ein freilich nur sehr zweifelhaftes Ziel setzte.

Um dieselbe Zeit war es, kurz vor Abschluß dieses Friedens, daß Heinrich aus der Stadt Nantes jene Verordnung zu Gunsten der Protestanten erließ, welche unter dem Namen des Edicts von Nantes berühmt ist.

Während nämlich Heinrich von der einen Seite sich gleichsam körperlich an die Gemeinschaft der Katholiken anschloß, suchte er dagegen auf der andern seinem Herzen zu genügen und seine alten Glaubensbrüder, die den Uebertritt ihm verargten, dadurch zufrieden zu stellen, daß er ihnen jene Rechte wieder sicherte, die ihnen in verschiedenen Friedensschlüssen zugestanden, aber immer wieder auf's neue waren entrissen worden. Nach mehrern Vorarbeiten, welche der König durch gemäßigte Katholiken mit Zuziehung protestantischer Staatsmänner hatte veranstalten lassen, erschien das Edict unter'm 13. April 1598 mit folgenden Bestimmungen. *)

„Der König gestattet den Reformirten die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes in allen den Städten, welche das frühere Edict von Poitiers bezeichnet hatte, unter der Bedingung jedoch, den Gottesdienst der Katholiken nicht zu stören. In den Städten aber, wo sie früher noch keinen Gottesdienst hatten, bleibt derselbe untersagt. **) Auch dürfen sie an solchen Orten weder Bücher drucken noch verkaufen. Die Reformirten sind gehalten, sich im bürgerlichen Leben an die Einrichtungen der katholischen Kirche zu halten, z. B. in Beobachtung der Feiertage und in Ehesachen. Dagegen sind sie aber auch im Genuß aller bürgerlichen Rechte und werden zu allen, auch den höchsten Staatsämtern zugelassen. Den Eid dürfen sie auf ihre Weise leisten, ohne auf die Heiligen zu schwören.

*) Es findet sich abgedruckt in Bénoit, Histoire de l'édit de Nantes, T. I. p. 62 ss. Mehr oder weniger umfassende Auszüge geben alle die von uns genannten Schriftsteller über die französischen Religionskriege und über Heinrich IV. — Das Edict an sich ist auch verschieden beurtheilt. Nach den Einen hat es zu viel, nach den Andern zu wenig, wieder nach Andern zu viel und zu wenig zugleich gethan. Man darf aber nicht vergessen, daß hier nicht eine abstracte Theorie, sondern die Macht der Verhältnisse den Ausschlag gab und geben mußte. Es blieb im Ganzen doch ein unschätzbares Document der Toleranz.

**) So auch in Paris. Die dortigen Protestanten waren genöthigt, 5 Stunden weit nach dem Dorfe Ablon zum Gottesdienst zu gehen. Dieß war mit mancherlei Beschwerlichkeiten verbunden. Als sogar einige Kinder, die man zur Taufe brachte, auf dem weiten Kirchwege dahin starben, räumte der König aus Mitleiden darüber seinen ehemaligen Glaubensgenossen die Stadt Charenton ein, die ihnen bis zum Widerruf des Edicts verblieb. Félice p. 284.

Ihre Kranken werden in die öffentlichen Spitäler aufgenommen so gut als die der Katholiken, und die ihnen entzogenen Begräbnißplätze sollen ihnen zurückgegeben werden. Es ist verboten, Kinder ihren Eltern zu rauben und ihnen die katholische Taufe aufzunöthigen. Aber dieselbe Gewaltthat ist auch umgekehrt den Protestanten untersagt in Beziehung auf katholische Kinder. In den Parlamenten soll eine gleiche Anzahl von katholischen und protestantischen Richtern niedergesetzt werden, um über die Beschwerden der einen oder der andern Partei zu richten, und überdieß soll eine eigne Kammer des Edicts bestehen, um über der Aufrechterhaltung dieses Edicts zu wachen. Der König gestattet den reformirten Predigern allgemeine Zusammenkünfte (Synoden); er giebt einen Beitrag zu ihrer Besoldung, und gestattet überdieß den Protestanten, unter sich Abgaben zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu fixiren." Endlich räumt er ihnen auf acht Jahre mehrere Sicherheitsplätze ein, unter ihnen die wichtigsten Rochelle und Montauban.

Es läßt sich denken, daß dieses Edict, welches den Protestanten immer noch zu viele Beschränkungen zu enthalten schien, im Gegentheil von den eifrigen Katholiken, namentlich von den Anhängern der nun aufgelösten Ligue als ein neuer Beweis von den ketzerischen Gesinnungen des Königs betrachtet wurde. Auf den Kanzeln wurde dagegen geeifert und eine geistliche Deputation machte Vorstellungen gegen dasselbe. Einige Bischöfe ließen sogar öffentliche Gebete anstellen, um die Annahme des Edicts zu verhindern. Längere Zeit weigerte sich auch wirklich das Parlament, das Edict in das große Gesetzbuch einzutragen, und erst nach einigen Verständigungen zwischen dem König und dem Parlamente, wobei jedoch der erstere seine königliche Würde mit allem Nachdruck behauptete, *) fand die Einregistrirung des Edicts mit geringen Abänderungen statt, den 25. Februar 1599.

So hatten nun die Protestanten in Frankreich nach einem langen und blutigen Kampfe zuerst einen gesetzlich friedlichen Zustand erlangt, ähnlich dem, welchen die Deutschen durch den Religionsfrieden in Augsburg schon im Jahr 1555 erhalten hatten, nur mit dem Unterschiede, daß bei der monarchischen Verfassung Frankreichs alles abhing von dem festen Willen des Alleinherrschers, während in Deutschland die einzelnen Fürsten und Stände als die souveränen Vertreter der kirchlichen Rechte dieselben auf den Reichstagen geltend machen konnten. **) Heinrich IV. hielt das gegebene Wort und besiegelte es am Ende mit seinem Blute.

*) Sully, Mémoires III. 367.

**) Auch war die Anzahl der Reformirten in Frankreich im Vergleich zu den

Um die Zeit des Edicts *) von Nantes zählten die Reformirten n Frankreich über 760 Kirchen, nicht mit eingerechnet die kleinern Ge- einden, die keine besondern Kirchen hatten, sondern mit den größern usammenhielten. Sie hatten auch ihre eignen Universitäten, auf wel- jen ihre Theologen sich bildeten: im Jahr 1603 werden uns Mon- uban, das vorhin erwähnte Saumur, Montpellier und Sédan ge- annt. Sie hielten von nun an ihre regelmäßigen Synoden. **) In irer Kirchenverfassung schlossen sie sich an die calvinische Form der Presbyterien an, und in ihrer Kirchenzucht bewahrten sie eine große Strenge. Dieselbe Strenge machte sich bei vielen auch in der Glaubens- nsicht geltend, und mehrere unter ihnen konnten es, bei allen Vergün- tigungen, welche ihnen das Edict von Nantes gewährte, dem König nicht erzeihen, daß er der Sache des Protestantismus untreu geworden. Auch nachte wohl hie und da einer am unzeitigen Orte seinem Religionseifer Luft. So geschah es unter anderm auf einer Versammlung der Prote- stanten zu Gap in der Normandie im Jahr 1603, daß in das dort ver- faßte Glaubensbekenntniß der harte, aber damals sehr gewöhnliche Aus- druck mit aufgenommen wurde, der Papst sei der Antichrist, was unter den

---

Katholiken im Lande viel geringer, als die Zahl der Protestanten in Deutschland. Sie wurden deßhalb im Verhältniß zum Staat fortwährend als eine Secte betrachtet, „die aus Gnade und Rücksicht der Klugheit geduldet werde, die man aber verfolgen und kränken dürfe, sobald es ohne Nachtheil geschehen könne.“ Weber S. 214. Eine Ausnahme bildete freilich das eigene Geburtsland Heinrichs die Landschaft Bearn, in welcher der Protestantismus bis dahin, wenn auch möglicherweise nicht numerisch, och factisch die Oberhand hatte. Die reformirten Bearner fanden sich daher auch urch das Edict von Nantes keineswegs beglückt, und es kostete längere Zeit, bis sie h darein fügten. Um das Gleichgewicht herzustellen, wurde dann sagar im Jahr 599 das Edict von Fontainebleau erlassen, welches für die **Katholiken** des Bearn Kleinen sein sollte, was das Edict von Nantes für die Protestanten in Frankreich Großen. Die beiden katholischen Bischöfe wurden neu eingesetzt und auf einen heil der Landeseinkünfte angewiesen. An 12 Orten mußte die Messe wieder her- stellt werden u. a. m. Auch die Jesuiten erhielten, nachdem sie 1598 aus dem ande vertrieben worden, im Jahr 1608 wieder die Bewilligung, sich daselbst nieder- lassen. Beide Kirchen bestritten sich gegenseitig das Hausrecht, indem jede von ihnen ie rechtmäßige Sarah sein wollte, und die Gegnerin als die Hagar bezeichnete, welche on Rechtswegen müsse ausgestoßen werden. Daraus entstanden denn allerlei Ver- wicklungen, die (1617—20) mit der Annexion Bearns an die französische Krone noch keineswegs endeten. Das Weitere bei Polenz V. S. 133 ff.

*) Schröckh II. 344 (nach Bénoit).

) Vgl. **Ebrard, Das Synodalleben der reformirten Kirche in Frankreich von 1598—1685, in dessen reformirter Kirchenzeitung, Jahrgang 1853, Nr. 2 ff. und Félice p. 278 ss.

jetzigen Verhältnissen vielen Anstoß erregte und dem König ein nicht geringes Mißvergnügen verursachte. Auch hier suchte Mornay durch seine Klugheit, die er neben seiner Festigkeit bewahrte, das Aergerniß zu heben, ohne darum den Wahrheiten, die das Bekenntniß enthielt, etwas zu entziehen.

Weniger glücklich war Mornay etwas früher gewesen, als er bald nach dem Edict von Nantes eine Schrift über das Abendmahl herausgab, worin er die Messe der Katholiken angriff. In einer Disputation, die er deßhalb mit dem Bischof du Perron von Evreux zu Fontainebleau hielt, unterlag er der Gewandtheit seines Gegners und verwirrte sich in seinen Behauptungen, was der römischen Partei einen süßen Triumph, ihm aber den Spott des Hofes einbrachte. Heinrich IV., der diese Verlegenheit dem alten Freunde hätte ersparen können, *) überließ ihn derselben mit einiger Schadenfreude, und Mornay selbst machte ihm den Vorwurf, daß er hier seine bessere Natur verleugnet habe.

Die einzelnen Reibungen der beiden Religionsparteien abgerechnet, an denen es nicht fehlen konnte, war der Zustand der Protestanten unter dem Schutze des Edicts von Nantes immerhin ein erträglicher zu nennen.

Aber mit dem tödtlichen Messer, mit welchem Ravaillac den 14. Mai 1610 den Lebensfaden des Königs durchschnitt, wurden auch die Hoffnungen der Protestanten wie mit einemmal abgeschnitten.

Noch liegt ein Dunkel auf der gräßlichen That, welche die Reihe der zahlreichen Ermordungen in dem erbitterten Religionskampfe beschließt. Aber daß die That mit diesem unter der Asche fortglimmenden Kampfe in Verbindung und der Königsmörder in der Meinung stand, die Welt von einem ketzerischen König zu befreien, ist mehr als wahrscheinlich. Ravaillac, aus Angoulème gebürtig, früher ein Mitglied des Ordens der Feuillants, **) überfiel den Wagen des Königs, als dieser eben in der Straße St. Honoré mit einigen andern Wagen in's Gedränge gekommen war, und stieß dem König den Dolch in's Herz. Eine Nonne soll sein Schicksal prophezeit, er selbst es voraus geahnt und Gott um seine Gnade angefleht haben. Man brachte ihn von dem Wagen auf ein Bett. Da habe ihn, so heißt es, der königliche Wundarzt ermahnt: Sire, denken Sie an Gott und sagen Sie in Ihrem Herzen:

*) Alles war vielmehr darauf abgesehen, dem würdigen Manne diese Verlegenheit zu bereiten, ja ihm recht eigentlich eine Falle zu legen; vgl. Félice p. 280 ss.

**) Ueber die Feuillanten s. unten (in der katholischen Mönchsgeschichte).

„Jesus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner."*) Eine allgemeine Trauer verbreitete sich bei dieser Nachricht durch ganz Paris, ja durch ganz Frankreich, das in dem Gemordeten einen Vater beweinte. Panischer Schrecken ergriff die Protestanten: sie fürchteten nichts Geringeres, als die Wiederkehr einer Bartholomäusnacht. Mehrere verließen sofort Paris. In den Provinzen hatte man hie und da wieder die Hand am Schwert, auf das Aeußerste gefaßt; denn die Billigen unter den Protestanten sahen es wohl ein, wie vielen Schutz sie ihrem ehemaligen Glaubensgenossen auch dann noch zu verdanken hatten, als er sich von ihnen losgesagt. Bange Ahnungen der wiederkehrenden Religionskriege durchbebten die Gemüther, und nur die im Dunkeln lauernde Bosheit feierte einen stillen Triumph. Ungefähr neun Jahre vor seinem Tode, im Jahr 1601, hatte Heinrich die Freude erlebt, einen Thronfolger in der Geburt des Dauphins zu erhalten. Ueber diesen minderjährigen Sohn, nachmals Ludwig XIII., führte nun abermals eine Medicis, Maria, die zweite Gemahlin Heinrichs IV., die vormundschaftliche Regierung. **)

Immer schwankender wurden unter dieser Regierung die Verhältnisse der Protestanten. Sully verlor mehr und mehr seinen Einfluß und wurde endlich entfernt. Aber auch du Plessis Mornay suchte vergebens den Ausbruch eines neuen Bürgerkrieges abzuhalten, der jetzt durch die Ansprüche des mißvergnügten Prinzen von Condé herbeigeführt wurde. Jetzt wurde sogar Mornay's Weigerung am Kriege theilzunehmen als Verrath an der guten Sache bezeichnet. Aber Mornay zeigte sich auch hierin als ächten Protestanten, daß er die Forderungen des politischen Eigennutzes nicht zur Sache der Religion machen und beide Interessen nicht vermengen wollte, und wie er früher den Vorwurf zu großer Strenge hingenommen, so jetzt den der Nachgiebigkeit, der Feigheit und der falschen Friedensliebe. Durch sein redliches Betragen, das mit einem politischen Aufruhr nichts zu thun haben wollte, nöthigte Mornay der Regentin Achtung ab, ohne darum dem Hofe zu schmeicheln. Er, der von sich sagen konnte, er habe, solange er im Dienste Heinrichs gestanden, nicht so viel erworben, um sein Dach mit Schiefer zu decken, er suchte auch jetzt nichts für seine Person; und doch ward er der

*) Polenz IV. S. 839—40.

**) Heinrichs Ehe mit Margaretha von Valois war durch Sully's Vermittlung mit Zustimmung des Papstes getrennt worden. Maria war die Tochter Franz' II. von Medici, Großherzogs von Toscana. Die Ehe war keine glückliche und Heinrich dachte gar mehr als einmal auf abermalige Scheidung.

Achtung wegen, die er bei'm Hofe genoß, ein Gegenstand des Neides derer, für die er seine ganze Existenz geopfert hatte. Es ging ihm hierin wie Luthern, der sich auch mußte gefallen lassen, ein Fürstenknecht zu heißen, weil er die geistliche Freiheit nicht mißbrauchen wollte zur Geltendmachung weltlicher Ansprüche.

Auch als der streng katholische Ludwig XIII. zur Regierung gekommen war, fehlte es nicht an mannigfachen Bedrückungen *) der Protestanten, was besonders durch die Verschmelzung der kleinen Landschaft Bearn mit dem großen Königreich geschah (1617). In diesem kleinen Landstriche hatten die Protestanten **) seit den Zeiten der Johanne d'Albret eine Hauptzuflucht gefunden, und manches auf ihren Fuß eingerichtet. Diese Einrichtungen wurden jetzt größtentheils zerstört, die Kirchen mit ihren Gütern den Reformirten genommen und den Katholiken gegeben, und auch Mornay, der mit seinen Glaubensbrüdern sich diesen Gewaltthätigkeiten widersetzte, ward auf eine treulose Weise aus dem Besitze von Saumur verdrängt. Er wollte Frankreich selbst verlassen, um sich in fremdem Lande ein Grab zu suchen; doch wurde sein Vorsatz vereitelt. Er starb in den Armen der Seinigen auf dem Schlosse la Forêt sur Sevre in Poitou den 11. November 1623, in einem Alter von 74 Jahren. Bis auf den letzten Augenblick behielt er seine Geisteskräfte. Er segnete seine Verwandten und Freunde, die Kirche und Schule von Saumur, und tröstete sie mit Sprüchen der heiligen Schrift und der Philosophen des Alterthums. Auch seine Gegner mußten ihm das Zeugniß geben, ***) daß man ihm keinen andern Vorwurf machen könne als den, er sei Protestant gewesen. Je unerquicklicher von nun an die Geschichte des Protestantismus in Frankreich wird, besonders unter der Regierung Richelieu's, der die alte Politik Franz' I. wieder befolgte, die Protestanten auswärts zu beschützen, während er im Lande selber sie bedrückte und verfolgte: desto erhebender dürfte es sein, ehe wir diese Geschichte verlassen, um sie später wieder aufzunehmen, noch einen Augenblick bei dem Bilde Mornay's zu verweilen, das uns ein schönes Gegenbild giebt zu dem Bilde l'Hôpitals, an dem wir uns früherhin erbaut haben. Solche Männer sind ja die Säulen, auf denen die Kirche Gottes ruht, während alles auf sie einstürmt von außen

*) Ueber die politischen Zustände, auf die wir hier nicht näher eingehen können, Weber a. a. O. und Polenz im 5. Bd.

**) Sie bildeten wenigstens $3/4$ der Bevölkerung. Andere geben sogar das Verhältniß an wie 9:10.

***) So Péréfixe.

und auch von innen so manches geschieht, sie zu untergraben. Beide Männer haben in ihrem Schicksale manches Gemeinsame. Beide standen auf hohen Staatsstellen zu einer Zeit, wo diese Höhe gefährlich war, und beide beschlossen ihre Tage in der Verborgenheit, nachdem sie den Undank der Welt und des Glückes Wechsel in reichem Maße erfahren. Wenn wir aber in l'Hôpital mehr den humanen Katholiken kennen lernten, der übrigens das kostbare Gut der Gewissensfreiheit in protestantischem Sinne schützte, so stellt uns du Plessis Mornay das Bild eines Protestanten dar von jenem schärfern Gepräge eines Calvin und seiner Geistesverwandten. Der Spott der Gegner nannte Mornay den Papst der Protestanten. So wurde ja auch Calvin der Papst von Genf genannt. Was liegt aber in diesem Namen anderes, als die Anerkenntniß der Geistesüberlegenheit solcher Männer und der sittlichen Kraft, die von ihnen ausgeht? Ursprünglich hatte ja auch das Papstthum diese Bedeutung, und solange die Beherrschung der Gewissen in nichts anderm besteht, als in der Geltendmachung der ewigen Gesetze der Sittlichkeit gegenüber der Rohheit und Weichlichkeit der Welt und des Zeitalters, so lange hat diese Herrschaft (wir mögen sie nun eine päpstliche Gewalt nennen, oder eine bischöfliche, oder eine apostolische, oder eine prophetische) eine hohe Bedeutung in der Geschichte der Menschheit, und wo einmal dieses Geschlecht von Päpsten ausstürbe, da wäre es um das Salz der Erde geschehen. Nur die Herrschaft über die Gewissen, die us falscher Anmaßung entsteht und die leibliche Mittel gebraucht nd fleischliche Waffen statt geistiger, ist eine verwerfliche; und sie ist es, e das römische Papstthum verächtlich gemacht und gestürzt, aber auch iber den Protestantismus aus der Bahn geworfen hat. In diesem inne aber hatte Mornay nichts Päpstliches an sich.*) Wo die Macht r Rede und der Ueberzeugung nicht mehr ausreichte, da zog er sich zuick, und äußere Gewalt in Sachen der Religion lag ihm eben so fern, s dem edlen l'Hôpital.

Mornay's Glaube war ein rein evangelischer Glaube, und wenn ich hie und da gewisse schroffere Auffassungen desselben, wie sie die daalige Polemik gegen die Katholiken fast nothwendig machte, auch ihm gen waren, so ging doch der Kern des Christenthums ihm nicht verren über der Schale.

Mornay hat mehrere Schriften hinterlassen, die vielleicht jetzt nicht ehr für Alle genießbar sind; aber an ein kleines Büchlein von ihm

*) Weniger Päpstliches sogar als z. B. Calvin.

möchte ich noch erinnern, das immer seinen Werth behalten wird
lange der Gegenstand selbst, den es behandelt, der große Gegenstand
menschlichen Geschichte und alles menschlichen Denkens und Stre
bleibt: es ist sein Tractat über das Leben und den Tod (discour
la vie et de la mort), eine Schrift, die er bald nach seiner Verlol
schrieb und seiner Braut widmete, deren Inhalt er selbst in seinem ga
Leben als Wahrheit erprobte, und die auch uns als Resultat aller
schichte sich herausstellt, nämlich die Nichtigkeit aller irdischen Größe
die einzig sichere Glückseligkeit in Gott.

Wir brechen hier einstweilen die Reformationsgeschichte Frankr
und der damit verbundenen Religionskriege ab, um später noch ein
darauf zurückzukommen (in der Zeit des dreißigjährigen Krieges).
nächste Vorlesung führt uns nach Spanien und den Niederlanden.



Siebente Vorlesung.

und die Inquisition. Reformatorische Versuche daselbst. Protestantismus
Niederlanden. Zustand desselben unter der Statthalterin Margaretha. Gran-
Wilhelm von Oranien. Egmont und Horn. Verfolgungen der Protestanten
usenbund. Bildersturm in Antwerpen. Spaniens Vertilgungsplan. Un-
einigkeit der Gegenpartei. Vorspiel zu Alba's Verwüstungen.

›em Tode des edlen Mornay, jener festen Granitsäule des Pro-
smus in Frankreich haben wir unsre letzte Vorlesung geschlossen.
n wir nun unsere Blicke auf jene beiden Nachbarländer, welche,
›em gewaltsamen Scepter Philipps II. vereint, mit eben der Kraft
geisterung, wenn auch mit verschiedenem Glücke, ihre Glaubens-
durchfochten, so daß, während in dem einen Lande der Protestan-
dem schmählichsten Drucke unterlag, er in dem andern einen
hen Sieg davontrug. Spanien und die Niederlande sind
chauplatz unserer Geschichte geworden. Reden wir zuerst von
:n.
uch in dieses durch Natur und Geschichte gleich merkwürdige Land
: belebende Kunde gedrungen von dem großen Religionskampf in
›land. Hatte doch Karl V. selbst inmitten dieses Kampfes seinen
:oßentheils in Spanien und erließ nicht selten von hier aus seine
: in Betreff Luthers und seiner Anhänger. Ebenso fand späterhin
r Landschaft Bearn aus, die durch den Wall der Pyrenäen von
nachbarten Aragonien getrennt wird, neben dem Verkehr des Han-
ıch der Verkehr der Ideen statt, so daß diesen Ideen von beiden
, von der deutsch-lutherischen wie von der französisch-reformirten,
fluß offen stand, wenn nicht sofort dem Eindringen derselben ein
Damm entgegengesetzt wurde, als die Natur ihn durch die Ab-
ssenheit des Landes gesetzt zu haben schien. Mehrere der spanischen
ungen des Kaisers hatten Gelegenheit, mit der Lehre Luthers ge-

nauer bekannt zu werden. So der kaiserliche Geheimschreiber Alfons Valdez,*) der vertraute Zusammenkünfte mit Melanchthon hatte, und dem Kaiser eine bessere Meinung von den Protestanten beizubringen suchte. Auch ein andrer Spanier, Francisco de Angelis, Provincial des Angeli-Ordens in Spanien, kam nach Beendigung des Wormser Reichstages in einer der Reformation günstigen Stimmung nach Basel, wo er sich mit Conrad Pellican über Luthers Lehre unterhielt und ihr größtentheils seinen Beifall gab. Ja der spanische Gesandte in Rom selbst, Don Juan de Manuel, sprach sich in seinen Briefen an den Kaiser zu Gunsten Luthers aus. Aber bei alle dem sollte die Verbreitung der Schriften dieses Ketzers in Spanien auf alle Weise verhindert werden. Man vergegenwärtige sich nur die Anstalt der Inquisition, mit welcher das Land unter Ferdinands Regierung beschenkt worden, und die schon vor dem Auftreten Luthers in Deutschland an 13,000 Personen der Ketzerei wegen verbrannt hatte,**) nicht gerechnet die vielen Tausende, welche entweder in den Kerkern verschmachteten, oder ihres Vermögens, ihrer Ehre, ihrer Gesundheit auf Lebenslang beraubt worden waren: und man wird leicht begreifen, welcher Muth dazu gehörte, nur Luthers Namen auf die Zunge zu nehmen, geschweige denn seine Lehre zu bekennen. Dennoch fehlte es nicht an Einzelnen, welche mitten unter den Argusaugen dieses furchtbaren Gerichtshofes ihrer bessern Ueberzeugung Luft machten. Dahin gehörte Juan de Avila, der Apostel von Andalusien. Dieser ehrwürdige Mann hielt sich in seinen Predigten, welchen seine eigne musterhafte Frömmigkeit den besten Eingang in die Gemüther verschaffte, an das einfache Wort der Schrift, und schon dies war hinlänglich, ihn der lutherischen Ketzerei verdächtig zu machen. Er wurde 1525 der Inquisition angezeigt, und wenn es auch seinen Freunden gelang, ihn zu retten, so wurden doch seine Schriften verboten.

Auch andere, Pedro de Lerma, Professor der Theologie und Kanzler der Universität von Alcala, und sein Neffe Louis de Cadena fielen in denselben Verdacht, und retteten sich allein durch ihre Flucht nach Paris. Andere wurden in den Gefängnissen herumgeschleppt, bis sie endlich die Ketzerei abschworen und sich den ihnen auferlegten Büßungen unterzogen. Selbst der Hofcaplan Kaiser Karls V., Alfonso de Virves, unterlag diesem Schicksal. Hören wir, was dieser Mann selbst

*) Siehe über ihn und die ganze spanische Reformationsgeschichte M'Crie, Geschichte der Reformation in Spanien, übersetzt von Gustav Plieninger. Stuttgart 1835. S. 139 ff.

**) M'Crie S. 110.

über das Verfahren der Inquisition in jenen Zeiten uns meldet: *) „Manche," sagt er, „haben sich den Grundsatz angeeignet, daß es erlaubt sei, einen Ketzer durch Wort und Schrift zu beschimpfen, wenn man ihn nicht tödten oder foltern könne. Fällt ein armer Mann, den sie ungestraft mißhandeln können, in ihre Hände, so sprechen sie ein entehrendes Urtheil über ihn aus, so daß er, wenn er auch seine Unschuld beweist und seine Lossprechung erhält, dennoch auf Lebenszeit als Verbrecher gebrandmarkt ist. Ist aber der Unglückliche aus Unachtsamkeit oder durch den Umgang mit Andern wirklich in einen Irrthum verfallen, so suchen seine Richter nicht durch Auseinandersetzung der Schriftlehre, durch sanften Zuspruch und väterlichen Rath ihn von demselben zu befreien, sondern nehmen, im schneidendsten Gegensatze zu dem Charakter der Väter, auf welche sie sich berufen, zum Gefängnisse, zur Folter, zu Fesseln und zum Beil ihre Zuflucht. Und was ist die Wirkung dieser furchtbaren Mittel? Alle jene dem Leibe zugefügten Qualen vermögen nicht die geringste Aenderung in den Vorstellungen der Seele hervorzubringen, die nur durch das Wort Gottes zur Wahrheit zurückgeführt werden kann, welches lebendig und kräftig ist, und schärfer denn ein zweischneidig Schwert." —

Unter den Männern, welche der reinern evangelischen Gesinnung in Spanien Eingang zu verschaffen suchten, wird uns auch ein Laie, Rodrigo de Valer, genannt, der, nachdem er zuvor einer üppigen Lebensweise gefröhnt hatte, sich allmälig in das innere Gebiet der frommen Betrachtung zurückzog, und, nachdem er seinen Geist an den Wahrheiten der christlichen Offenbarung gesättigt, sich berufen fand, dieselben auch Andern mitzutheilen. Erst beraubte ihn die Inquisition seines Vermögens; als er aber auch durch diese Strafe sich nicht abhalten ließ, seine Grundsätze weiter zu verbreiten, wurde er zum zweiten Mal verklagt. Er ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft und zum Tragen des Sanbenito **) verurtheilt. Auch nach seinem Tode wurde dieses Schmachgewand in der Metropolitankirche zu Sevilla aufgehängt und mit einer Warnungstafel für Andere versehen. Die Aufschrift lautete: Rodrigo Valer, Bürger von Lebrixa und Sevilla, Apostat und falscher Apostel, der von Gott gesandt zu sein vorgab. ***) — Dennoch fehlte es dem

*) M'Crie S. 143.

**) Der Sanbenito oder Sacco benito war ein Bußgewand von feuergelber Farbe, mit einem Kreuz auf der Brust oder auf dem Rücken, und mit Teufelsfiguren versehen.

***) M'Crie S. 160.

Rodrigo de Valer nicht an Schülern und Anhängern. Unter diesen war der ausgezeichnete Juan Gil, gewöhnlich Doctor Egidius genannt, aus Aragonien. Dieser verband sich in der Folge mit einigen gleichgesinnten Freunden zur Verbreitung reinerer Religionsgrundsätze, richtete aber dadurch das Auge der Inquisition auf sich. Karl V. schützte ihn jedoch und übertrug ihm sogar 1550 das Bisthum Tortosa. Aber nur um so mehr wurde dadurch der Haß der Feinde angefacht. Es ward ein Proceß gegen den ketzerischen Bischof eingeleitet, der noch sehr gelinde damit endete, daß Doctor Egidius seines Amtes entsetzt, auf einige Jahre eingesperrt und ihm alles fernere Lehren und Schreiben untersagt wurde, bei Strafe des Scheiterhaufens. Die Gesundheit des Mannes unterlag den Anstrengungen seines Geistes und den Stürmen, die über ihn ergingen. Er starb bald nach der überstandenen Gefangenschaft. Als sich aber das Gerücht verbreitete, er sei im Bekenntniß des lutherischen Glaubens gestorben, so wurden auf den Spruch der Inquisition hin seine schon beerdigten Gebeine ausgegraben und den Flammen übergeben. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Name ehrlos erklärt.

Von den bisher Genannten war noch keiner unmittelbar mit dem Tode bestraft worden. Aber dieß Schicksal, das in Frankreich, den Niederlanden und anderwärts so manche muthige Bekenner betroffen, es konnte nun in Spanien nicht ausbleiben für die, welche sich durch die bisherigen Vorgänge nicht abschrecken ließen, in die Fußtapfen der verfolgten Glaubenslehre zu treten.

Francisco San-Roman,*) aus Burgos gebürtig, ist der erste spanische Blutzeuge in der Geschichte der dortigen Reformation. Er war aus einer ansehnlichen Familie. Handelsgeschäfte führten ihn nach den Niederlanden, wo er mit der Lehre der Reformation und mit Männern bekannt wurde, die an diese Lehre sich anschlossen. Nachdem er schon in Antwerpen war gefangen gehalten, dann auf dem Reichstage zu Regensburg, wo er die Verwendung des Kaisers vergebens nachsuchte, auf's neue war zur Haft gebracht und als Gefangener im Gefolge des Kaisers nach Italien und Afrika war geschleppt worden, wurde er endlich nach der unglücklichen Expedition des Kaisers gegen Algier in Spanien wieder an's Land gesetzt und der Inquisition zu Valladolid übergeben. Sein Proceß war kurz. Als er vor die Inquisitoren gebracht wurde, gestand er offen seinen Glauben an die Hauptlehre der Reformation, wonach die Rechtfertigung nicht aus den Werken, sondern aus der

*) Vgl. außer M'Crie noch die Histoire des Martyrs p. 146 b.

nade Gottes komme durch die Vermittlung Christi. Dabei unterließ nicht, die Messe, die Ohrenbeichte, das Fegfeuer und ähnliche Irrümer, als dem Worte Gottes zuwider, zu bestreiten. Er wurde gengen gesetzt und trug seine Strafe mit großer Geduld. Vergebens chten die Mönche, die ihn besuchten, ihn von seinem Glauben abzuingen, und auch als das Todesurtheil wider ihn gesprochen war und auf den Richtplatz geführt wurde, weigerte er sich, dem Priester zu ichten und sich vor dem Crucifix zu neigen, das man ihm vorhielt. s er an den Pfahl befestigt war und die Flammen ihn schon erreichten, ichte er eine unwillkürliche Bewegung mit dem Kopfe. Die Mönche aubten darin ein Zeichen seiner Reue zu erkennen. Er wurde aus dem uer gebracht; aber als er wieder Athem fand, blickte er seinen Peizern ruhig in's Gesicht und fragte sie: „Beneidet ihr mich um mein lück?“ worauf er in die Flammen zurückgestoßen und von diesen verrt ward. Allen Gläubigen ward verboten, für seine verdammte Seele beten. Aber Einige von der kaiserlichen Leibwache sammelten seine che, und der englische Gesandte, welcher sich damals in Valladolid bend, verschaffte sich einen Theil der Gebeine, um sie als Reliquie aufbewahren. Dieses Ereigniß fand im Jahr 1544 statt. In Valladolid iren damals ziemlich viele Bekenner der evangelischen Lehre, und weit tfernt, daß das Schicksal San-Romans sie abgeschreckt hätte, traten vielmehr nach seinem Tode zu einer Gemeinde zusammen, die sich ar insgeheim, aber regelmäßig zum Zwecke christlicher Erbauung vermmelte.

Auch außer Landes zeichneten sich einige Spanier durch ihr freies ekenntniß aus. Jayme Enzinas starb 1546 in Rom den Martyrtod, id Juan Diaz aus Cuença, ein Freund Bucers, wurde mit Hülfe ines eignen Bruders Alfonso zu Neuburg an der Donau meuchlerisch morbet.

Das große Mittel, wodurch die Reformation in allen Ländern (vor lem freilich in Deutschland) befördert ward, die Uebersetzung der Bibel die Landessprache, blieb auch in Spanien nicht unversucht. Francisco Enzinas, mit dem griechischen Namen Dryander, der Bruder s hingerichteten Jayme, unternahm, aufgemuntert von Melanchthon id andern Freunden, eine Uebersetzung des Neuen Testaments in den stilischen Dialekt. Aber auch dieß Unternehmen galt für Ketzerei. Schon der Titel des Buches: „Das Neue Testament, d. i. der neue Bund unsers alleinigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi,“ ab den Censoren vielen Anstoß; denn die Ausdrücke „neuer Bund“ und

„alleiniger Seligmacher“ rochen nach dem Lutherthum. Man begnügte sich nicht damit, die Worte auf dem Titel zu streichen, sondern der Uebersetzer selbst, da er auch noch eine Schrift Luthers übersetzt hatte, wurde eingekerkert, und seine Bibelübersetzung, so wie einige andere, welche um diese Zeit entstanden, durch eine Bulle Papst Julius' III. um's Jahr 1550 verboten.

Unterdessen hatten sich die Anhänger der Reformation in Spanien mit jedem Jahre gemehrt, und als endlich 1555 ein Schüler des vorhin genannten Egidius, Constantine Ponce de la Fuente, von seiner Reise in die Niederlande nach Sevilla zurückgekehrt war, fand er die Gemüther schon hinlänglich vorbereitet, um für die weitere Verbreitung der reinen Lehre in Spanien zu wirken.

Sonach waren es vor allen die beiden Städte Sevilla im südlichen, Valladolid im nördlichen Theile Spaniens, welche sich für die neue Lehre empfänglich zeigten und derselben einen Anhaltpunkt verschafften. Es waren besonders auch die Klöster in der Umgegend dieser Städte, welche in ihrem Innern heilsame Verbesserungen vornahmen; und auch unter dem höhern Adel fanden Luthers Lehren Eingang und eine ziemliche Verbreitung. So standen die Sachen in Spanien, als Philipp II. seine Regierung antrat. Man ist so sehr gewohnt, Philipp II. und die Inquisition als zusammengehörige Begriffe zu betrachten, daß es wohl hier der Ort sein dürfte, über dieses furchtbare Institut, das Philipp auch auf den Boden anderer Länder zu verpflanzen suchte, einige Nachricht zu geben. *)

Die Inquisition hat ihren Ursprung im Mittelalter und zwar im südlichen Frankreich. Hier war es, wo man zuerst nöthig fand, wegen der überhandnehmenden Secten der Albigenser und anderer den päpstlichen Stuhl bedrohender Religionsgesellschaften ein eigenes Tribunal niederzusetzen, das die Aufspürung und Bestrafung der Ketzer zu seiner eigensten Aufgabe machen sollte. Bis dahin hatten die Landesbischöfe selbst die Pflicht gehabt, den aufkommenden Irrlehren zu steuern; allein da man diese zu säumig fand, und da der römische Stuhl die Leitung der Kirche durch seine, ihm besonders ergebenen Werkzeuge auf Kosten der bischöflichen Rechte betreiben ließ, so waren es auch hier die Bettelmönche, in deren Hände das heilige Strafamt der Kirche gelegt wurde

*) Das Ausführlichere darüber in Llorente, Kritische Geschichte der spanischen Inquisition, übersetzt von Höck. 4 Bde. Gmünd 1819. Vgl. auch den 2. Bd. unserer Vorlesungen, S. 632.

)ie Päpste Innocenz III. und Gregor IX. betrieben die Inquisition mit esonderem Eifer, und Toulouse wurde zunächst der Sitz des höchsten)erichtshofes derselben für Frankreich. Aehnliche Gerichte wurden in talien und Sicilien niedergesetzt, und auch in Deutschland wurde die inführung derselben, doch nicht eben mit großem Glück, versucht. Vor llen aber war Spanien das Land, in welchem diese peinliche Justiz der 'irche eine so ausgebildete Gestalt erhielt, wie sonst nirgends, so daß die panische Inquisition die berüchtigtste geworden ist in den Jahrüchern der Geschichte. Schon im 13. Jahrhundert war in Aragonien ie Inquisition eingeführt worden. Bei der Vermählung aber Ferdinands on Aragonien mit Isabella von Castilien, welche die Vereinigung der eiden Königreiche zur Folge hatte, wurde im Jahr 1477 der erste Verich gemacht zur Einführung eines Inquisitionsgerichts für das ganze unmehr vereinigte Königreich. Der Papst Sixtus IV. bestätigte das Unternehmen durch eine Bulle, und der Erzbischof Petro Gonzalez de Mendoza, so wie der Cardinal Ximenes gaben dem Gerichtshofe seine Einrichtung. An die Spitze desselben trat im Jahr 1478 Thomas de Torquemada, Prior des Dominicanerklosters von Segovia, mit dem Titel eines Generalinquisitors, der durch seine blutigen Verheerungen ich einen der furchtbarsten Namen in der Geschichte bereitet hat. Auspürung und Bestrafung der Ketzer — das waren nächst der Vertilgung der Mauren und der Juden die beiden Hauptaufgaben der spanischen Inquition, und dazu bediente sie sich aller möglichen Mittel. Schon Innoenz III. hatte es jedem katholischen Christen zur heiligsten Gewissensache gemacht, jeden anzugeben, der der Irrlehre verdächtig sei. Vereimlichung der Ketzerei eines Andern galt für ein Verbrechen. Aber mit en zufälligen Angaben begnügte sich der Gerichtshof nicht. Er hatte ne Unzahl von Beamten und gedungenen Spähern, und häufig ward der)eichtstuhl die Gewissensfolter, welche die Geständnisse erpreßte, die man aben wollte. Unter der Anbietung einer gnadenreichen Verzeihung wuren von Zeit zu Zeit Tausende gelockt, sich als reuige Sünder vor dem Geichtshofe einzufinden; aber statt der gehofften Verzeihung warteten ihrer ie Qualen der Folter, Bande und Kerker, Einziehung des Vermögens, ffentliche Schande, Ausschließung von allen Aemtern und am Ende doch och der Feuertod, wenn sie nicht vollkommen sich zu reinigen im Stande)aren. Und wie war dieses möglich, da zu jeder Zeit der Proceß wieder eu konnte aufgenommen werden, und da die Mittel der Vertheidigung ach Willkür abgeschnitten wurden? Welcher verworfenen Mittel man ich bediente, Kinder gegen ihre Eltern, Verwandte gegen Verwandte,

Dienstboten gegen ihre Herrschaften zeugen zu lassen und die Angeklagt
selbst in ihren Verhören zu verwickeln; welchen willkommnen Anlaß i
Inquisition sowohl dem politischen Despotismus, als der Privatra
der Einzelnen darbot: das geht aus den nähern Beschreibungen der Pr
cesse hervor, bei denen wir uns jedoch nicht länger aufhalten können.

Es läßt sich denken, daß bei der Verbreitung der lutherischen Lehre in Spanien die Thätigkeit der Inquisition einen neuen Spielraum e hielt, und namentlich war es Philipp II., der im Einverständnisse m Papst Paul IV. und dem damaligen Generalinquisitor Valdez alles auf bot, die Ketzer in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren und sie dem heilige Officium (so nannte man auch die Inquisition) zu überantworten. Da Personal des Gerichtshofes wurde vermehrt, die Strafen geschärft, un nichts gespart, um das ganze Land in einem fortwährenden Schrecken zu erhalten. Die Gemeinden von Sevilla und Valladolid wurden aus-einandergesprengt und ihre Mitglieder zu Hunderten verhaftet. Der ausgezeichnete Prediger Constantine Ponce de la Fuente starb an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen, aber sein Bildniß und seine Ge-beine wurden im December 1560 bei einem in Sevilla gefeierten Auto da Fé öffentlich ausgestellt. Auch früher schon, den 21. Mai 1559, als am Sonntage Trinitatis, hatte das erste öffentliche Auto da Fé gegen die Protestanten stattgefunden. Zur Vervollständigung unsers Bildes der Inquisition muß ich noch die nähere Beschreibung eines Auto da F vorausschicken. Das Wort „Auto da Fé" ist spanisch und heißt ein Glaubenshandlung, ein Act der gläubigen Kirche gegen die ungläubige Ketzer. Es gab größere und kleinere Autos da Fé, wovon die letzter (Autillo genannt) nur in den Hallen der Inquisition selbst, die erster aber mit großer Oeffentlichkeit und unter feierlichen Formen abgehalte wurden. Sie sollten ein Abbild des jüngsten Gerichtes sein und sch durch ihre schreckenden Formen die Gemüther der Menge mit Absch gegen die Ketzerei erfüllen. Sie wurden daher gemeiniglich auf Son und Festtage verlegt und in der geräumigsten Kirche der Stadt, n häufiger aber auf freien Plätzen gehalten. In allen Kirchen und Klöste der Nachbarschaft wurde eine solche Glaubenshandlung zuvor angekü digt, und allen denen ein vierzigtägiger Ablaß versprochen, die an Ceremonie theilnehmen würden. Diese fand auf folgende Weise st Mit Anbruch des Tages, der zum Auto da Fé bestimmt war, verkü deten alle Glocken der Stadt die Feier desselben. Die Officialen der quisition begaben sich in die Gefängnisse, in welchen die auserseher Opfer schmachteten. Nicht allein die zum Tode Verurtheilten, sonde

auch die, welche Verzeihung erhielten, aber zu Büßungen verurtheilt waren, mußten erscheinen. Diese letztern trugen entweder ein weißes Kleid, wenn ihre Verschuldung leicht war, oder, wenn sie schwerer war, den schon erwähnten Sanbenito. Auf dem Sanbenito der zum Feuer Verurtheilten aber sah man aufwärts lodernde Flammen, von Teufeln umgaukelt; auch trugen sie noch eine papierene Mütze, Coroza genannt, auf der ähnliche Bilder angebracht waren. Bei denen, welche die Gnade genossen, vorher erdrosselt zu werden, waren die Flammen abwärts gekehrt. Nachdem die Gefangenen von den Officialen auf den Gefängnißhof herausgeführt worden, setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter einer Abtheilung Soldaten, welche Bahn machten, schritt ein Priesterchor in feierlichem Ornate, begleitet von der Schuljugend unter dem Gesange der Litaneien. Nun folgten die Gefangenen selbst, nach den Graden ihrer angeblichen Verschuldung in verschiedene Haufen getheilt: die Schuldigsten kamen zuletzt mit einem Strick um den Hals und einem Kreuz in den Händen. Jeder Gefangene wurde von zwei Gerichtsdienern der Inquisition (Familiaren) bewacht; außerdem waren den zum Tode Verurtheilten Mönche beigegeben, welche sie noch in der letzten Stunde bearbeiten und ihnen die Schrecken der Hölle vorhalten sollten. Nach den Gefangenen kamen die hohen Behörden, die Richter und Staatsbeamten, nebst einer Schaar Adlicher zu Pferde. Nun erst erschien der gesammte Klerus, sowohl die Ordens- als die Weltgeistlichen, und in einiger Entfernung bewegten sich die Mitglieder des heiligen Officiums selbst in langsam feierlichem Schritte vorwärts. Voran diesem Zuge wurde eine rothe seidene Fahne getragen, worauf die Insignien Papst Sixtus IV. und Ferdinand des Katholischen prangten zur Verherrlichung der Stifter oder wenigstens der Beförderer und Wiederhersteller der Inquisition; über denselben erhob sich ein vergoldetes Crucifix von gediegenem Silber, das von dem Volke mit der höchsten Verehrung betrachtet ward. Endlich kamen die Familiaren zu Pferde, welche die Leibwache bildeten, woran sich noch ein langer Zug von Personen aus den höhern Ständen anschloß, die den heiligen Glaubensact mit ihrer Gegenwart beehren und ihren Gehorsam gegen die Kirche dadurch an den Tag legen wollten. Eine unzählige Menge Volks bildete, durch keine weitere Ordnung zusammengehalten, den Schluß des düstern Aufzugs. Auf dem Platze angelangt bestiegen die Inquisitoren eine für sie errichtete Bühne. Dieser gegenüber erhob sich eine andere, auf welcher die Gefangenen standen, ihr Urtheil zu vernehmen. Jetzt hielt einer aus der hohen Geistlichkeit eine Rede zur Eröffnung der Feierlichkeit, und dann

las der Schreiber des Tribunals die Urtheile vor. Die Buß
d. h. die, welche bereit waren ihre Ketzerei abzuschwören, erlangt
nachdem sie auf den Knieen und die Hände auf das Meßbuch ge
Glaubensbekenntniß hergesagt hatten, die Absolution, die ihnen
Vorstande des Tribunals am Altar ertheilt wurde, immerhin je
die Bedingung, den über sie verhängten Kirchenstrafen sich u
unterwerfen. Diese bestanden gewöhnlich in Verbannung oder
perlichen Züchtigungen, in Kerker und harter Fronarbeit.
wurde der ganzen Versammlung ein Eid abgenommen, daß sie Z
im Glauben der römischen Kirche verharren und einst in diesem
sterben, ja daß sie die heilige Inquisition in allen ihren Handlun
terstützen und sie aufrecht erhalten wolle. Während dieser Eides
lag alles Volk auf den Knieen. Nun kam es an die zum To
urtheilten. Diejenigen unter ihnen, welche dem geistlichen Sta
gehörten, wurden Stück für Stück ihrer priesterlichen Auszeich
beraubt und der weltlichen Behörde zur Bestrafung überantwort
alte kirchliche Gemeinplatz, „daß die Kirche nicht nach Blut dür
auch kein Blut vergieße, wurde jetzt auf eine Weise in Anwend
bracht, daß er einer schamlosen Satire der Kirche auf sich selbst
sah. Scheinbar dem Grundsatz der Menschlichkeit getreu baten
Inquisitoren mit heuchlerischer Miene die weltlichen Richter,
urtheilten mit Milde zu behandeln, während sie doch von sich au
alle Anstalten zur Hinrichtung getroffen hatten und jeden w
Richter selbst vor ihr Tribunal gezogen haben würden, der es
von ferne gewagt hätte, ihrer Bitte zu willfahren. Diese Bi
also und sollte bleiben ein frevelhaftes Possenspiel, womit der
lichkeit Hohn gesprochen wurde im Angesicht der leichtgläubigen
War diese Heuchelscene vorüber, dann fand die grausame Hin
selbst statt, zwar gleichfalls öffentlich, doch nicht auf dem Pla
welchem das Auto da Fé gehalten wurde, sondern außerhalb der

Bei dem ersten öffentlichen Protestanten-Auto da Fé, wel
21. Mai 1559 zu Valladolid in Gegenwart des vierzehnjährig
Carlos, seiner Tante Johanna und vieler Großen und Bean
Reichs gehalten wurde, ließen sich 16 wieder mit der Kirche ve
14 aber wurden dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überl
Von den letztern wurden zwei lebendig verbrannt, die übri

*) Raumer, Geschichte Europa's III. S. 17. (nach Sapulveda, Philippi, und Llorente), vgl. M'Crie S. 290.

besonderer Gnade vorher erdrosselt. Aber auch hier wurden die vom Tode Freigesprochenen entweder verbannt oder zum Tragen des Sanbenito verurtheilt. Es waren unter ihnen viele vom höchsten Adel und Leute, welche Karl V. ausgezeichnet hatte. Unter den Hingerichteten verdient neben Augustin von Caçalla auch noch besonders Antonio Herezuelo genannt zu werden, ein Rechtsgelehrter aus der Stadt Toro. Muthig hatte er die Qualen der Folter ertragen und ging festen Schrittes seinem Tod entgegen. Das Einzige, was ihn betrübte, war der Anblick seiner Frau, die er am Tage des Auto da Fé im Kleid einer Bußfertigen, d. h. einer solchen erblickte, die auf ihr reuiges Bekenntniß hin freigesprochen worden war. Leonora war erst 22 Jahre alt, als sie in die Gefängnisse der Inquisition gebracht wurde. Ungewiß über das Schicksal ihres Gatten hatte sie endlich dem Zureden der Mönche nachgegeben und sich zu einem Widerruf ihrer Ketzerei bewegen lassen. Aber jetzt nach dem Anblick ihres Gatten, der zur Richtstätte geführt wurde, ließ ihr das Gewissen keine Ruhe mehr. Sein scheidender und schneidender Blick schwebte ihr stets vor Augen. Sie raffte sich endlich zusammen, verwarf die Büßungen, die man ihr zumuthete und gab sich offen als eine Bekennerin desselben Glaubens dar, für den ihr Mann gestorben war. Noch acht Jahre wurde sie in den Kerkern herumgeschleppt, bis sie endlich 1568 auf dieselbe Weise endete wie ihr Gemahl.

Ein zweites Auto da Fé fand bald darauf im October 1559 statt, welchem Philipp II. selbst beiwohnte, begleitet von seinem Sohne Don Carlos, seiner Schwester und einem reichen Gefolge.*) Er selbst schwor dem Großinquisitor Valdez einen feierlichen Eid auf sein Schwert, dasselbe stets zur Unterstützung des heiligen Officiums und zur Vertilgung der Ketzer zu gebrauchen. Unter den Opfern, die dieses Auto da Fé forderte, wird uns Don Carlos de Seso genannt, ein Edelmann aus Verona gebürtig, der wegen seiner großen Talente und seines trefflichen Charakters von Karl V. in großen Ehren war gehalten worden. Er starb nicht nur selbst muthig den Feuertod, sondern munterte auch seine Freunde durch sein standhaftes Benehmen auf. Bei diesem Anlaß war es, wo der unbewegliche Philipp das Wort soll gesprochen haben: „er selbst würde bereit sein, das Holz herbeizutragen, um seinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Ketzer wäre, wie diese.**) Ich schweige von den ähnlichen Auftritten bei den Autos da Fé in

*) M'Crie S. 301.
**) M'Crie S. 305.

Sevilla und Madrid und anderen Städten, und von den Märtyrern, die dort dem Tode geweiht wurden, und unter welchen Frauen und Jungfrauen, selbst Greise auf ihren Stab gebückt, den Scheiterhaufen bestiegen. Auch die übrigen zahlreichen Verfolgungen im Einzelnen durchzuführen halte ich für überflüssig, da das Bisherige hinreichen wird, uns ein anschauliches Bild zu geben von der Art, wie Philipp im eignen Mutterlande die Rechtgläubigkeit der Kirche handhabte.

Wir wenden uns jetzt jenem andern Lande zu, in welchem er und seine Schreckensmänner vorzüglich ihre Namen verewigt haben, einem Lande, das seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit so wie dem Charakter seiner Bewohner nach himmelweit von dem spanischen verschieden ist, und das eben deßhalb von der Vorsehung dazu berufen schien, früher zu einem freiern politischen und religiösen Dasein zu gelangen, als das unglückliche Spanien. Es sind das die hochgesegneten Niederlande, von denen berechnet worden ist, daß sie allein der spanischen Schatzkammer viermal so viel eintrugen, als die Gold- und Silbergruben von Mexico und Peru. *)

Die siebzehn Provinzen der Niederlande, welche die Völkerschaften der Belgen, der Friesen und der Bataven umfaßten, waren im Jahr 1477 durch Vermählung der Herzogin Maria von Burgund mit dem damaligen Erzherzog Maximilian von Oestreich unter die Botmäßigkeit des kaiserlichen Hauses gekommen, jedoch unter der Bedingung, daß ihre eigenthümlichen Rechte und Freiheiten ihnen aufrecht erhalten würden. Allein schon unter Maximilians Regierung hatte sich die Unzufriedenheit geregt, welche einst die Gefangennehmung desselben in der Stadt Brügge zur Folge hatte. Als nun aber Maximilians Enkel Karl V. durch die pragmatische Sanction 1548 die Niederlande zugleich als ein mit Spanien unzertrennlich verknüpftes Land bezeichnet hatte, mußte bei der völligen Verschiedenheit der Nationalität, und bei dem Einfluß, welchen die Spanier auf das wohlhabende und betriebsame Land zu üben begannen, sich ein Gefühl des Mißbehagens erzeugen, das durch Karls „geschickte und maßvolle Verwaltung" und seine persönliche Leutseligkeit zwar darniedergehalten, aber nicht völlig beseitigt werden konnte, und das nunmehr unter Philipps despotischer Regierung vollends in eine zur Empörung gereifte feindselige Stimmung des Volkes umschlug. Zu dieser politischen Bewegung gesellte sich nun die religiöse, die mit ihr Hand in Hand ging, weßhalb auch hier, wie anderwärts, die beiden Interessen häufig vermischt und mit einander verwechselt wurden.

*) Häusser, Zeitalter der Ref. S. 321.

Dieser Doppelkampf der Niederlande um ihre politische und religiöse Unabhängigkeit bietet in dem Gemälde der Zeit einen der interessantesten Punkte dar.*) Was nun vor allem die religiösen Bewegungen betrifft, so darf vorerst nicht vergessen werden, daß schon in den Zeiten vor der Reformation in den Niederlanden sich Männer hervorgethan hatten, welche der Glaubensverbesserung in mehrfacher Hinsicht den Weg bereiteten. Ich erinnere nur an Gerhard Groot, an Thomas von Kempis, an Johann Wessel von Gröningen, und an den berühmten Erasmus von Rotterdam. Als nun im 16. Jahrhundert Luthers Lehre von Deutschland aus sich weiter verbreitete, fand sie vorzüglich Anklang unter den Mitgliedern des Augustinerordens in Antwerpen. Zwei dieser Mönche, Heinrich Voes und Johann Esch, starben sogar als die ersten Blutzeugen der Reformation auf dem Scheiterhaufen. Sie wurden 1523 zu Brüssel verbrannt, und Luther besang ihren Tod in einem schönen Liede. Bald traten viele Einwohner von Holland, Seeland und Flandern zur neuen Lehre über; doch blieben auch die Verfolgungen nicht aus, und die an jenen Mönchen statuirten Beispiele wiederholten sich von Zeit zu Zeit. So wurde auch im Jahr 1525 der Reformator Johann de Backer (Pistorius) verbrannt, weil er sich verehelicht und der Lehre des Papstes widersprochen hatte. Ueberhaupt wurden unter Karl V. mehrere Tausend Menschen — Grotius redet in rhetorischer Uebertreibung von 100,000! — wegen ihres Abfalls von der römischen Kirche enthauptet, verbrannt oder auf andere Weise vom Leben zum Tode gebracht. Zu diesem grausamen Verfahren mochte freilich auch mitwirken, daß viele Wiedertäufer, seit ihrer Vertreibung aus den deutschen Landen, sich in Friesland niedergelassen und ihr tolles Wesen daselbst getrieben hatten. Aus Frankreich her fanden sich dann auch bald, namentlich in den südlichen Provinzen und Flandern, viele Calvinisten oder Reformirte ein, die neben den Anhängern Luthers und den Wiedertäufern als eine dritte Secte erscheinen mußten.**) Diese Verschiedenheit

*) Wir werden indessen auch hier das Politische nur so weit berücksichtigen, als es der Betrachtung der religiösen Kämpfe zur nothwendigen Unterlage dient. Allzubekannt ist Schillers schön geschriebene, aber unvollendete und in manchem Einzelnen nicht mehr haltbare Darstellung, als daß ich an sie zu erinnern brauchte. Als weitere Hülfsmittel können die Fortsetzung des Schiller'schen Werkes von Curth, und die Geschichte der Niederlande von van der Vynckt (3 Bde. Zürich 1793) genannt werden, so wie auch der 3. Band von Raumers Geschichte Europa's, S. 11—155 und Häussers Zeitalter der Reformation S. 327 ff. (Von ältern Schriftstellern sind Meteren und Grotius benutzt worden.)

**) Die Reformirten erhielten nach und nach die Oberhand über die Lutheraner,

der Bekenntnisse trug nicht wenig zu den Verwickelungen bei: d zige, worin sich Alle begegneten, war der Haß gegen das Pa und das spanische System; aber ein gemeinschaftlicher Haß geg Dritten ersetzt noch nicht die gemeinschaftliche Liebe, die Alle in Geiste verbindet.

Wodurch Philipp gleich bei seinem Regierungsantritte den ländern, und zwar den katholischen fast noch mehr als den pro schen, sich verhaßt machte, war die Einführung neuer Bisthüme die Art, wie er die Beschlüsse des Tridentinischen Concils der Kir zubringen suchte. Hatte der argwöhnische Herrscher gehofft, d Vermehrung der Bisthümer dem Umsichgreifen der Irrlehre zu thun, weil die Bischöfe nach den alten Einrichtungen der K Pflicht hatten, über die Reinheit des Glaubens zu wachen, so n sich bald überzeugen, daß dieß Mittel allein nicht ausreiche, und unmittelbares Eingreifen der Inquisition in die kirchlichen Angel ten noch gar viel erfolgreicher sein werde. Aber eben damit erbi die Gemüther nur noch mehr. Zwei Personen waren es, denen besonders die Bändigung der Ketzer in den Niederlanden übertru Schwester, die Statthalterin Margaretha von Oestreich (von P eine begeisterte und zugleich intrigante Katholikin, und der k reiche, geschäftsgewandte Bischof von Arras, Anton Perren unter dem Namen des Cardinals Granvella bekannter ist. der Sohn eines Emporkömmlings, der als kaiserlicher Kanzler di Karls V. besessen hatte, und der nun auch mit Leib und Se Nachfolger angehörte, dessen Natur er kannte, erregte durch se kürliches und gewaltthätiges Verfahren den allgemeinen Haß geg und die Zurücksetzungen, welche die Einheimischen bei Besetzung d lichen Stellen erleiden mußten, trugen bittere Früchte.**) Rück

welche mehr die östlichen Provinzen des Landes inne hatten, während in den Städten, z. B. in Antwerpen, sich die verschiedenen Parteien neben einande zu machen suchten.

*) Zu den vier bisherigen Bisthümern von Cambray, Arras, Tour Utrecht wurden zwölf neue hinzugethan: Antwerpen, Gent, Brügge, Ypern genbusch, Roermonde, St. Omer, Namür, Harlem, Deventer, Leuwarden u delburg. Ueber allen diesen stand das Erzbisthum Mecheln, das von Granv waltet wurde.

**) Es wurde unter anderm eine Zeichnung verfertigt, auf der Granv Eiern sitzend abgebildet war, aus welchen er Bischöfe brütete, und darüber die Gestalt eines Teufels mit der lästerlichen Inschrift: „Das ist mein liebe den sollt ihr hören." Neuere Forschungen, gegründet auf neu entdeckte Ac

der Ketzer hatte Granvella ächt spanische Grundsätze.*) „Man soll," schlug er vor, „von allen einen Eid über die Reinheit ihres Glaubens und ihre Unterwerfung unter die Ketzergesetze verlangen. Denen, welche diesen Eid verweigern, wird binnen vierundzwanzig Stunden jede Waffe weggenommen, und ihnen aufgegeben, vor Ablauf von vierzehn Tagen zwei Drittel ihrer Güter zu verkaufen und für ewige Zeiten ihr Vaterland zu meiden. Das übrige Drittel jener Güter soll zu frommen Zwecken verwendet werden."

Vergebens widersetzte sich der Staatsrath den strengen Maßregeln des Cardinals. Die mildere Stimme des Präsidenten Vigilius von Zuichem wurde überhört. Da erwachte der Muth in der Brust dreier Männer, welche es wagten, ihre Vorstellungen an den König zu bringen: Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, Lamoral, Graf von Egmont, und Philipp von Montmorency, Graf von Horn.

Wilhelm I.,**) welchem durch Erbschaft seines Oheims das Fürstenthum Orange in Frankreich zugefallen — daher Prinz von Oranien — war der Sohn Wilhelms von Nassau, Grafen von Dillenburg, und der Gräfin Juliane von Stolberg. Der Aelteste von zwölf Kindern, war er geboren im Jahre 1533 auf dem Schlosse Dillenburg im Nassauischen. Sein Vater war Protestant und hatte in seinem Lande die Reformation eingeführt; aber Kaiser Karl V. hatte den jungen Prinzen frühzeitig an seinen Hof gezogen und ihm die Lehrsätze der katholischen Kirche beibringen lassen. Wilhelm genoß schon als Knabe das Vertrauen des Kaisers, und im Jahr 1555 stand er als Oberbefehlshaber an der Spitze des kaiserlichen Heeres in den Niederlanden. Als Karl V. seine Kronen niederlegte, war Wilhelm ein Jüngling von 23 Jahren. Ihm wurde das Geschäft zu Theil, die deutsche Krone Ferdinand I. zu überbringen, und auf seine Schultern gestützt als auf seinen Vertrauten nahm Karl Abschied von seinen flandrischen Unterthanen.

Die Gunst, deren ihn sein Herrscher gewürdigt, vererbte sich aber

haben indessen dahin geführt, die Vermehrung der Bisthümer, so wie noch Anderes, das ihm bisher Schuld gegeben wurde, wie die Einführung der Inquisition und die Hinrichtung Egmonts, als Dinge darzustellen, an denen er keinen Theil hatte, ja die er sogar bekämpft hat. Dessenungeachtet hatte sich nun einmal auf ihn der Haß gewälzt, den er auch durch sein hoffährtiges und verletzendes Benehmen sich zugezogen; s. Häusser a. a. O. S. 339.

*) Siehe Raumers Briefe I. 164.

**) Vgl. dessen Biographie im Musée des Prot. célèbres T. III.

keineswegs auf Philipp. Dieser bestätigte ihm zwar die Statthalterschaft von Holland und Seeland, und fügte die von Utrecht hinzu; aber standhaft weigerte er sich, ihm die Oberstatthalterschaft über die gesammten Niederlande zu ertheilen. Der Argwohn Philipps gegen Wilhelm von Oranien mochte noch in einem besondern Umstande seinen Grund haben: Wilhelm war in Folge des Friedensschlusses von Chateau-Cambresis (3. April 1559) zwischen Frankreich und Spanien als Geisel nach Frankreich gekommen. Hier erfuhr er in einem Gespräch mit König Heinrich II., der mit einem Vertrauten Spaniens zu sprechen glaubte, den schändlichen Plan der beiden Könige, den Protestantismus ihrer Länder mit Hülfe der Inquisition zu ersticken. Diese Entdeckung theilte er seinen Freunden in Brüssel mit, aber die Briefe fielen in Philipps Hände. — Wilhelm von Oranien bewahrte indessen einen stillen und verschlossenen Charakter, daher sein Beiname: der Schweigsame; aber hinter dieser scheinbaren Ruhe verbarg er einen thätigen, feurigen Geist, und einen festen, kräftigen Willen. „Ruhig in stürmenden Wogen" (saevis tranquillus in undis) — das war sein Wahlspruch und das treue Bild seines Wesens.

Lamoral (Amurath), Graf von Egmont, stammte gleichfalls aus einem angesehenen Geschlechte. Er war ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, Ritter des goldnen Vließes und mit den Lorbeeren der glorreichen Siege bei St. Quentin und Gravelingen geschmückt. Er führte die Statthalterschaft über Flandern und Artois, und war durch seine große Leutseligkeit allgemein beliebt. Philipp von Montmorency, Graf von Horn, hatte sich neben Egmont in denselben Siegen ausgezeichnet. Er war Oberbefehlshaber über die Seemacht, und hatte eine Zeit lang die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen versehen, dann aber während eines Aufenthaltes in Spanien mancherlei kennen gelernt, was ihm die dortige Politik verhaßt machen mußte.

Diese drei Männer, Oranien, Egmont und Horn, entwarfen, da sie im Staatsrath mit ihren Anträgen nicht durchdringen konnten, am 11. Mai 1563 eine Vorstellung an den König, worin sie die gegenwärtige Lage der Dinge schilderten, ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion bezeugten, die Statthalterin Margaretha lobten, aber die Entfernung Granvella's für durchaus nothwendig erklärten, da seine Anmaßung ohne Grenzen sei, und da nur nach seiner Beseitigung das Land mit Erfolg könne regiert werden. Sie erhielten nur eine ausweichende Antwort. Die Folge war, daß die Drei aus dem Staatsrath austraten

und erst, als auf die Vorstellungen der Statthalterin Margaretha*) Granvella endlich im Jahr 1564 die Niederlande verließ und sich nach Burgund begab, traten sie wieder in die Behörde ein, in welcher sie ihr Ansehn trotz der noch immer zahlreichen Anhänger des Cardinals zu behaupten wußten. Egmont war es zugleich, der bei seinem persönlichen Erscheinen am spanischen Hofe im Jahr 1565 sich insoweit der Protestanten annahm, daß er um eine mildere Behandlung derselben nachsuchte. Aber Philipp II., der die Frage wegen der Ketzer seinen Theologen zur Begutachtung vorlegte, äußerte sich bei dem Anlaß, „er wolle lieber hunderttausend Leben verlieren, als die geringste Veränderung in Glaubenssachen dulden, oder die Bestrafung der Ketzer, mit Uebertretung seiner Pflichten gegen Gott, aufschieben oder mildern. Vielmehr solle man überlegen, wie diese Strafen zu schärfen wären, damit endlich die Ausgelassenheit gezähmt und das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde.“**) Der König hatte sich, um in diesen Gesinnungen sich zu stärken, vor dem Bilde des Erlösers niedergeworfen und ihn gebeten, daß er ihn bei solcher Gesinnung erhalten möge.***) Es folgten darauf noch mehrere Schreiben Philipps an Margaretha, in welchen auf unverzügliche Vollziehung der Strafen gedrungen wurde. Mit allen Gegenvorstellungen wurde nichts erreicht, als daß endlich der Blutbefehl dahin abgeändert wurde, daß die Hinrichtungen der Ketzer nicht öffentlich zu sein brauchten, sondern im Geheimen vollzogen werden konnten, was dadurch bewerkstelligt wurde, daß man den Kopf mit den Knieen zusammenband und die Verurtheilten in großen Wasserkufen ersäufte. Eine allgemeine Erbitterung bemächtigte sich der Gemüther, und wo die Befehle mit Gewalt wollten durchgesetzt werden, da fehlte es auch nicht an Gegenwehr. So widersetzten sich die Protestanten in Antwerpen der Hinrichtung eines ihrer Glaubensgenossen, des Predigers Fabricius, eines ehemaligen Karmelitermönches, und warfen den Scharfrichter mit Steinen, so daß dieser den Körper des Unglücklichen, zur Hälfte verbrannt, seinem Schicksal überließ; aber noch aufgebrachter wurden sie, als jetzt kund ward, man bringe die evangelischen Gläubigen heimlich in den Gefängnissen um, statt sie öffentlich hinzurichten. Endlich traten, durch solche Grausamkeiten ermüdet, die vier Hauptstädte Brabants, Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch, zusammen

*) Ueber die falsche Rolle, welche hier die schlaue Italienerin gespielt, s. Häusser a. a. O. S. 348.

**) Raumers Geschichte III. S. 34 (nach Hooft 51).

***) Schröckh II. S. 391.

und gaben eine kräftige Schrift ein, worin sie die Abstellung der Inquisition begehrten. Bald fand das feste Benehmen dieser Städte weitern Anklang. Ein Bündniß wurde geschlossen, an dessen Spitze zuerst Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, stand, im Jahr 1566 in der Stadt Breda. „Wir wollen," so hieß es in der Urkunde des Bundes (der den Namen Compromiß erhielt), „wir wollen nichts unternehmen gegen Gott, König, Staat, Freiheit und römische Kirche, wohl aber zusammenhalten wider die Inquisition: denn durch sie wird die schändlichste Sklaverei bezweckt und eingeführt, göttliches und menschliches Recht umgestoßen, Hab und Gut unsicher gemacht, Freiheit in Worten und Werken aufgehoben." Anfänglich war der Bund nur von 11 Edelleuten unterzeichnet; allmälig aber traten ihrer an 400 hinzu, unter ihnen auch Oraniens Bruder Ludwig, und sein Schwager, der Graf von Berg. Wohlhabende Kaufleute schlossen sich später dem Bunde an. An die Spitze desselben trat Heinrich von Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, ein kühner und geachteter Mann. — Die Namen Wilhelms von Oranien, Egmonts und Horns fehlten zwar unter den Unterschriften; aber daß auch sie mit einverstanden waren, wird von Vielen nicht ohne Grund vermuthet.

Wir müssen wohl beachten, daß das Bündniß keineswegs ein protestantisches Bündniß war. Seine Mitglieder gehörten sogar größtentheils zur katholischen Kirche. Aber gegen Spanien und die Inquisition gerichtet war der Compromiß auf jeden Fall, so verschieden auch die Elemente sein mochten, aus denen er zusammengesetzt war.*)

Es war zu Anfang Aprils 1566, als die Verbündeten in Brüssel anlangten. Den 5ten Mittags zogen sie unbewaffnet und wohlgeordnet, 3- bis 400 an der Zahl in schönster Tracht und stolzer Haltung zum Palaste der Statthalterin. Sie wurden anständig empfangen, die Adresse, die Brederode verlas, wenn auch mit Widerstreben, entgegengenommen; die Bittsteller erhielten aber keine genügenden Versicherungen, sondern höchstens nur die Aussicht, daß man die Befehle des Königs mit möglichster Schonung und Mäßigung handhaben werde. Weniger human, als der Empfang der Statthalterin, war das Benehmen des Staatsraths Barlaimont im Staatsrath, der sich, als Einige Besorgnisse äußerten, ver-

*) Häusser (S. 352) sieht darin „ein gemischtes Publicum von ehrlichen Eiferern, heimlichen Protestanten, mißvergnügten Adligen und eigennützigen Plänschmieden."

nehmen ließ, man solle sich von diesem Haufen Lumpen oder Bettlern (gueux) nicht einschüchtern lassen. Er rieth den Bittstellern, den Palast so schnell als möglich zu verlassen, wenn sie nicht mit Schlägen bedient und die Treppe hinunter geworfen sein wollten. Das rohe Scheltwort (gueux) wurde welthistorisch. Es gab Anlaß zur Benennung der Partei. Als die Verbündeten vor ihrer Trennung in Brüssel bei einem Abschiedsmahle sich letzten, fiel es einem unter ihnen ein, den Schimpfnamen der gueux in einen Ehrennamen zu verkehren. Ja, Bettler, das wollen wir sein, aber im edeln Sinne des Wortes: treu dem Könige bis zum Bettelsacke! — Brederode ließ alsobald sich einen ledernen Quersack reichen, wie ihn Bettler und Vagabunden zu tragen pflegen, leerte einen hölzernen Becher mit Wein auf einen Zug und setzte denselben mit den Worten nieder: es leben die Bettler! (Vivent les gueux!) Der Bettelsack sammt dem Bettelnapf wurde von nun an das Abzeichen aller, die zum Bunde der Geusen gehörten; man kleidete sich in die Tracht der Bettler, man prägte Münzen (Geusenpfennige) mit Insignien, die auf das Bettelhandwerk Bezug hatten, und trug dergleichen an Mützen und Gürteln zur Schau.

So war der Name der Geusen ein ähnlicher Parteiname geworden in den Niederlanden, wie der Name der Hugenotten in Frankreich, nur mit dem Unterschiede, daß das protestantische Bekenntniß nicht zum Charakteristischen eines Bundesmitgliedes gehörte. Aber nichts desto weniger wurden die Geusen als die Partei betrachtet, an welcher der Protestantismus einen Halt habe; und das wohl mit Recht. Traten doch wirklich und zum Theil im Vertrauen auf diesen Bund die Protestanten von diesem Augenblicke an offen hervor. — Predigten wurden unter freiem Himmel gehalten, wozu das Volk schaarenweise, ja zu Tausenden, nicht selten mit Büchsen und Pistolen und wohl auch mit Dreschflegeln und Heugabeln bewaffnet herbeiströmte. Manche Redner ließen sich in ihrem Eifer hinreißen, mehr zu sagen, als die reine Begeisterung für das Evangelium zuließ. Man suchte diese Versammlungen mit Gewalt auseinander zu treiben. Aehnliche Auftritte, wie wir zu Vassy in der Champagne gefunden haben, wiederholten sich hier zu verschiedenen Malen und in verschiednen Gegenden. Die Prediger, welche das Volk nicht immer auf besonnenem Wege für die neue Religion entflammten, waren zum Theil den Klöstern entronnene Mönche, die leicht von dem einen Extrem des Fanatismus in das andere überspringen konnten und so die Gluth eines stürmischen Eifers entzündeten. Hier ließ ein Calvinist, dort ein Wiedertäufer sich vernehmen. Das lief so durcheinander. Auch un-

gebildete Handwerker bestiegen den Rednerstuhl und predigten, so gut sie es verstanden, die evangelische Freiheit.*)

In Antwerpen besonders kam es zu ärgerlichen Auftritten, und nur mit vieler Mühe gelang es Wilhelm von Oranien, der dahin entsendet wurde, die Ruhe wieder herzustellen. — Abermalige Weisungen des Hofes von Madrid, die zwar einige Mäßigung empfahlen, im Ganzen aber doch auf der alten Forderung inquisitorischer Maßregeln beharrten, vermochten nicht dem Sturme Einhalt zu thun, der seine mächtigen Schwingen in immer weitern Kreisen entfaltete.

Hier war kein Luther, der den innern Kern des Reformationswerks mit klarem Bewußtsein festhaltend die wilden Ausbrüche der Gewalt abwehrte und dem austretenden Strom sein sicheres Bett anwies. Was er zu Wittenberg noch zur rechten Zeit wieder in's Geleise brachte, was in der schweizerischen Reformation bereits in zu grellen Formen hervortrat und manches Schöne ohne Noth zerstörte, das brach jetzt zuerst in Flandern mit aller Macht los und verbreitete sich von da in raschen Schritten über Artois, Brabant und die gesammten Niederlande, — der Bildersturm. Eine Menge liederlichen Gesindels, von denen es viele geradezu auf die Plünderung der reichen Kirchenschätze absahen,**) fiel mit Leitern und Stricken, mit Hämmern, Aexten und anderm Geräth bewaffnet in Kirchen und Klöster ein, und vernichtete alle Gemälde, Orgeln, Bildsäulen und Ornamente auf die pöbelhafteste Weise. Selbst die Ruhe der Todten wurde gestört und die Grabmäler entweiht. Kostbare Bücher und Handschriften wurden mit den Reliquien und heiligen Gefäßen ein Raub des Vandalismus. Binnen wenig Tagen wurden an 400 Klöster, Kirchen und Kapellen geplündert. Am schrecklichsten ging es in Antwerpen selbst her, nur zwei Tage nach der Entfernung Oraniens aus dieser Stadt. Es war um das Fest von Mariä Himmelfahrt, zwei Tage nach einer mit größtem Pomp abgehaltenen Procession.

Ein hochverehrtes Marienbild***) war aus Furcht vor Entweihung dießmal den Blicken der Menge entzogen und in einen Schrank verschlossen worden. Da riefen Etliche: Maria fürchte sich hervorzutreten; Andere

---

*) Die etwas grellen Schilderungen davon bei Schiller; vgl. auch Häusser S. 355.

**) Einer andern Nachricht zufolge wäre nichts gestohlen, sondern alles den Kirchenvorständen übergeben worden unter der eidlichen Verpflichtung, es zur Unterstützung der Armen in Geld umzusetzen. Raumers Briefe I. 170 (nach Morillon III. 250).

***) Siehe Raumers Geschichte III. S. 48.

verſpotteten die Prediger von der Kanzel herunter, deren ſie ſich bemächtigt hatten; noch Andere riefen mitten im Tumulte: Es leben die Geuſen! Es kam zu Schlägereien in der Kirche. Nun ging es über das Marienbild und über die ſämmtlichen Bilder her. Unter anderm ward ein ſchönes und ſehr werth gehaltenes Chriſtusbild am Kreuze mit Beilen zerſchlagen, während die beiden Schächer daneben verſchont blieben. Auch die Orgel, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wurde zertrümmert. Die Hoſtien wurden aus ihren geweihten Behältern herausgeriſſen, auf der Erde umhergeſtreut und mit Füßen getreten; mit dem Nachtmahlwein ward die Geſundheit der Geuſen getrunken, mit dem heiligen Oele die Schuhe geſchmiert. In wenig Stunden war die ganze große Kirche, die an 70 Altäre faßte, rein ausgeplündert und verwüſtet. Man glaubte kaum,*) daß menſchliche Kräfte allein im Stande geweſen, die Zerſtörung in ſo kurzer Zeit zu bewerkſtelligen. Böſe Geiſter, hieß es, hätten ſich mit den Wüthenden verbunden und ihnen den Raub vollenden helfen. Als im Dome nichts mehr zu plündern und zu ſchänden war, zog die Rotte in Proceſſion mit brennenden Wachskerzen zu andern Kirchen und Klöſtern, mißhandelte die Mönche und verfuhr auf ähnliche Weiſe mit den aufgeſtellten Heiligthümern. Endlich öffneten ſie noch die Gefängniſſe und führten ſowohl Schuldige als Unſchuldige heraus.**)

Es iſt keineswegs erwieſen, daß der Unfug von Proteſtanten verübt worden ſei. Der Pöbel iſt ſich überall gleich, heiße er Antwerper Gaſſenpöbel, oder Pariſer Gaſſenpöbel. Wo einmal alle Bande der Ordnung geriſſen ſind, da ſetzt ſich auch der Aberglaube über die gewohnte Scheu hinweg und vergreift ſich in wilder Raubluſt am Heiligen ſo gut wie der Unglaube. Aber ſo viel iſt gewiß, daß ein großer Theil der Proteſtanten, ja vor allen die verbündeten Adlichen und Prediger, ſich gegen den Unfug erklärten, und ihr Mißfallen laut zu erkennen gaben.***)

Wie indeſſen oft auch unſittliche Handlungen dazu dienen müſſen, einen rechtlichen und ſittlichen Zuſtand herbeizuführen (ohne daß deßhalb geſagt werden dürfte, die ſchlechten Mittel würden durch den guten

*) Schröckh (nach Strada) S. 401. **) Raumer, Geſchichte III. S. 48.

***) So ſchreibt unter'm 21. September 1566 Ludwig von Naſſau an ſeinen Bruder Johann: „Nachdem uns auch die Bilderſtürmerei bei vielen ein groß Geſchrei und böſen Namen machet, ſo bitte ich E. L.: die wollen uns andern Bundesverwandten in dieſem bei männiglichen entſchuldigen helfen, denn es in der Wahrheit durch ein gemein, nichtig, gering und bloß Volk, ſonder (ohne) unſer ander Vorwiſſen noch Verwilligung geſchehn iſt." Siehe die Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau von Groen v. Prinsterer II. p. 308. Vgl. Johann an Ludwig p. 346 ibid.

Erfolg geheiligt): so hatte auch hier diese wilde Bewegung eine augenblickliche Nachgiebigkeit von Seiten der Statthalterin zur Folge. Ihr erster Gedanke war, nach Brüssel zu entfliehn, allein durch die Vorstellungen Oraniens, Egmonts und Horns bewogen ließ sie sich den 23. August mit den Protestanten in einen Vergleich ein, laut welchem die Inquisition eingestellt und das Predigen unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen erlaubt wurde. Auf dieß hin versprachen die verbündeten Edeln Beistand wider alle fernern Unruhstifter und Bilderstürmer, und erklärten, nicht nur nichts gegen den König, den Staat und die Kirche unternehmen zu wollen, sondern auch den Aufruhr allerwärts zu unterdrücken. Und wirklich zeigten sie durch die Bestrafung und Hinrichtung derer, die bei'm Bildersturm sich besonders vergangen hatten, ihren Ernst. Vor Allen war Wilhelm von Oranien bemüht, die Ordnung wieder herzustellen, und sowohl Katholiken als Protestanten in ihrem Rechte zu schützen. Eine ähnliche Aufgabe hatte er unter diesen schwierigen Verhältnissen zu lösen, wie l'Hôpital fast um dieselbe Zeit in Frankreich. Aber freilich konnte er es keiner Partei zu Danke machen. Den Katholiken erschien er als ein Freund der Ketzer, den Eifrigen unter den Protestanten als ein zweideutiger Vermittler, weßhalb sie ihn auch abbildeten mit zwei Gesichtern und zwei offenen Händen.*) Einer aus dem Volke setzte ihm sogar das Geschoß auf die Brust und drohte, ihn als einen Papisten niederzustrecken.**) Als aber der König Philipp von den Plünderungen der Kirchen hörte, da griff er in seinen Bart und schwur bei der Seele seines Vaters strenge Bestrafung der Uebelthäter. Bald darauf fiel er in Krankheit.***) — Während übrigens Philipp durch ein eigenhändiges Schreiben das Benehmen Wilhelms von Oranien belobte, wurde schon insgeheim sein Untergang beschworen, so wie der seiner Freunde Egmont und Horn. Es wurden Briefe des spanischen Gesandten Alava in Paris an die Statthalterin aufgefangen, in welchen dieser Plan auf's deutlichste enthüllt war. Immer häufiger wurden die Verfolgungen und immer ernster verbreitete sich das Gerücht vom Herannahen der spanischen Kriegsmacht unter Alba's Befehlen. Die Umstände schienen zur Ausführung eines Gewaltstreiches günstig. Die vorgefallnen Excesse des Bildersturms hatten vielen Katholiken, die bisher an dem Bündniß der Edeln theilgenommen hatten, zum Vorwand gedient, sich von demselben zu trennen, und unter den Protestanten selbst

*) Raumer, Briefe I. S. 170. „Egmont dagegen wüthete in Flandern wie ein brutaler Soldat oder wie spanische Henker gegen die Ketzer." Häusser S. 356.

) Musée des Prott. a. a. O. p. 117. *) Raumer, Briefe I. S. 170.

dauerte die Spannung der Lutheraner und Reformirten fort. Dazu kam noch endlich die Uneinigkeit der Häupter in Betreff der zu leistenden Gegenwehr. Während die beiden Brüder Wilhelm und Ludwig von Oranien nebst Brederode Gewalt mit Gewalt abzutreiben sich anschickten, widerriethen Egmont und Horn jede Widersetzlichkeit. Den 3. April 1567 sahen sich die beiden Freunde (Egmont und Wilhelm von Oranien) zum letzten Mal in einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen. Es fand eine warme Unterredung statt. Egmont wollte des Königs Gnade vertrauen, oder lieber sterben, als das Land verlassen, während Wilhelm ihm begreiflich zu machen suchte, daß man entweder einen kräftigen Widerstand leisten oder durch Entfernung der Gefahr ausweichen und sich für bessere Zeiten aufsparen müsse. Er beschwor ihn, doch ja nicht dem treulosen Philipp zu trauen, der ihnen nur eine Schlinge lege. Als Egmont unbeweglich blieb, verabschiedete sich endlich Oranien mit den Worten:*) „Wohlan, halte dem Treue, der dich treulos betrügt! Ich habe das Meine gethan, aber Gottes verborgner Rathschluß oder deine Thorheit hält dich ab, mir zu folgen. Du stürzest aber nicht allein dich, sondern alle in's Verderben, und bauest den Spaniern eine Brücke, über deren Eingang sie deinen Kopf aufstecken werden."**) Noch einmal umarmten sich die Männer, um sich niemals wiederzusehn. Wilhelm begab sich nach Nassau. Sein Bruder Ludwig, so wie auch Brederode, Hoogstraten u. a. Edle verließen gleichfalls das Land. Ihnen folgten noch viele Tausende von Bürgern, die in Deutschland eine Zuflucht suchten. Amsterdam wurde fast von Einwohnern entblößt. Die Kirchen der Protestanten wurden jetzt mit eben der Wuth niedergerissen, mit welcher kurz vorher die katholischen Tempel und Altäre waren verwüstet worden. Aus dem Holze der zertrümmerten Gotteshäuser wurden Galgen für deren Erbauer errichtet. Neue geschärfte Edicte wurden gegen die Protestanten erlassen. Alle Geistliche derselben, die Verkäufer verbotner Bücher und überhaupt alle Abtrünnige sollten entweder hingerichtet oder verjagt werden. Kinder wurden mit Gewalt in die katholische Kirche zurückgeführt, und sogar, den Uebungen und Decreten dieser Kirche zuwider, noch einmal getauft. Dieß alles war jedoch nur erst ein Vorspiel zu Alba's blutigen Gerichten, mit denen er das schwer gedrückte Land im Namen des Königs heimzusuchen eilte.

*) Raumer, Geschichte III. S. 63.

**) Oder wie die Ueberlieferung es im kurzen Dialog bezeichnet: Egmont: Adieu, mon prince sans coeur. Oranien: Adieu, mon comte sans tête. Die historische Zuverlässigkeit auch dieser Tradition ist indessen beanstandet worden.

Achte Vorlesung.

Ueber den Charakter Philipps II. und das Wesen des Fanatismus. Alba. Seine Ankunft in den Niederlanden. Der Blutrath. Egmonts und Horns Hinrichtung. Wilhelms Unternehmungen. Die Meergeusen. Zütphen und Naarden. Alba's Abgang. Requesens. Schlacht auf der Mooker Haide. Der Prinzen Ludwig und Heinrich von Nassau Tod. (Mütterlicher Brief der Juliana von Stolberg an Ludwig von Nassau.) Die Stadt Leyden. Pacification von Gent. Uneinigkeit der Protestanten und protestantischer Fanatismus. Utrechter Union. Wilhelms von Oranien Tod. Rückblick auf Philipps II. Charakter; über seinen und Alba's Tod.

Philipp II. und Alba, zwei Namen, die in der Geschichte nur mit Schrecken genannt werden, sie sind es, deren Bilder wir nun in den Vordergrund zu führen haben, nachdem wir schon zum Theil die Wirkungen kennen gelernt, die von ihnen ausgegangen sind. Ueberall, wo von Ketzerverfolgungen die Rede ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, begegnet uns der Name Philipps als des Mannes, der das Feuer schürt, und Spanien als das Land, in dessen glühenden Boden der Giftbaum seine Wurzeln geschlagen hat; ein Baum, der seine Aeste als tausend verderbenbringende Arme über die Gefilde der Christenheit verbreitet, um die aufkeimende Saat des Protestantismus, ja um jeden freien, des Menschengeistes würdigen Gedanken zu ersticken. Der päpstliche Stuhl selbst tritt (dieser Macht gegenüber) in den Schatten, und seine Unternehmungen erscheinen nur als halbe Maßregeln, als schüchterne Versuche im Vergleich mit der von Philipp aufgebotenen Verfolgungskraft. Ja, wohl verengt sich unser Herz in dem Maße, als wir bei diesem Bilde verweilen, und eine schaurige Kälte überläuft uns bei dessen Anblick. Aber eine Gerechtigkeit dürfen wir Philipp nicht versagen: es war ihm Ernst mit seinem Glaubenseifer,*) und die Unter-

*) Auch Häusser (S. 318) giebt ihm das Zeugniß: „Kein europäischer Fürst hat sich der Sache (der Wiederherstellung des Katholicismus) mit solcher persönlicher

drückung der religiösen Freiheit war ihm *Gewissenssache*. Können wir ihn gleich nicht davon freisprechen, daß auch *er* die politische Herrschsucht gar trefflich mit dem religiösen Eifer zu verbinden wußte, so geschah es doch nur, weil er beides, politische Herrschsucht und religiöse Intoleranz, auch in seinem *Gewissen* vereinigen konnte; und wennschon die Reinerhaltung der Kirche ihm nicht der *einzige* Zweck war, so war sie ihm doch der *höchste* Zweck, und er würdigte sie nie geflissentlich zum *bloßen* Mittel herab, wenn sie ihm gleich auch gelegentlich als Mittel dienen mußte zur Erreichung weltlicher Zwecke. Es ist wahrlich nicht meine Absicht, eine Apologie Philipps und seines Despotismus zu geben; denn auch der Irrthum ist Sünde, wo er auf solche Weise genährt wird, wie Philipp ihn nährte in seinem finstern Gemüthe, und wer wollte sich zum Anwalt der Sünde aufwerfen? Aber einer *Katharina von Medicis* gegenüber, der es gleichgültig ist, ob sie Gott lateinisch oder französisch anbete, die bald den Guisen bald den Hugenotten Freundschaft heuchelt und am Ende doch dem Ketzermord das Wort redet, weil er ihr zu ihren selbstsüchtigen Zwecken bequem ist, einer solchen verabscheuenswerthen Gesinnung gegenüber muß uns sogar ein *Philipp* noch einen Grad von Achtung abnöthigen, er, der sich mit der Gluth einer gesteigerten Andacht im einsamen Kämmerlein vor dem Bilde des Gekreuzigten niederwirft, um sich von *ihm* in seinem heiligen Eifer inspiriren zu lassen, dieweil er Fanatiker aus Ueberzeugung ist. In dieser Beziehung möchte man fast dem Urtheil Schillers beistimmen, so paradox es auch klingt, wenn er sogar, Philipp mit seinem erlauchten Vater Karl V. vergleichend, also urtheilt: „Karl V. eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Der Kaiser war (wenigstens bisweilen) Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter."

Damit will gewiß Schiller nicht einen absoluten Vorzug Philipps vor dem unendlich größern und in anderer Beziehung edlern Karl V. aufstellen, sondern er will nur das andeuten, was wir schon bei einer andern Gelegenheit bemerkten, daß der Fanatismus der Selbstsucht, der aus kluger Ueberlegung der Vortheile handelt, noch strafbarer ist, als der blinde Fanatismus der Unwissenheit, der Barbarei und Verstockung.

Hingabe und so rückhaltlosem Kraftaufwande gewidmet, wie König Philipp." Vgl. auch die treffende Charakteristik Philipps ebenda S. 322 ff.

Wie eine blinde Naturkraft verheerend einhertritt und die schönsten Blüthen und Saaten zerschmettert, und die Wohnung des Gerechten wie die des Ungerechten dahinrafft: so schwingt der Fanatismus seine blutige Geißel über den Häuptern der Menschen und tritt das Heiligste mit Füßen, um über Schutt und Leichen seinem vermeinten Heiligthum einen Altar zu errichten.

Es ist freilich traurig, wenn der mit Freiheit begabte Mensch zu einer solchen blinden Naturkraft wird und gleich einem todten Werkzeuge nur dazu dienen muß, die höhern Gesetze der göttlichen Weltordnung dadurch befördern zu helfen, daß er den Kampf der Gegensätze hervorruft, aus dem am Ende doch — wider seinen Willen — das Gute siegreich hervorgeht. Aber eine solche Geistesdumpfheit, eine solche Gebundenheit aller höhern, edlern Menschenkräfte, eine solche Knechtschaft der Finsterniß erweckt wahrlich mehr unser Bedauern und unser Mitleiden als unsere Verachtung. Zurechnungsfähig bleibt der Mensch freilich auch in diesem Zustande, weil er eben Mensch, weil er ein freies Wesen ist und sein soll; und auch der Irrthum, den man zur Ehre Gottes in sich hegt und nährt, ist Irrthum und Sünde. — Aber schwerer wird es wenigstens dem menschlichen Urtheile, an solchen Verunglückten die Zurechnung zu vollziehen. Sie sind gleichsam durch den Nichtgebrauch ihrer Freiheit aus dem Kreise der gemeinen Menschlichkeit herausgetreten und einer dunkeln, fast möcht' ich sagen dämonischen Macht verfallen. Ein unheimliches Grauen befällt uns bei ihrem Anblick, und wir sind bei einigem Nachdenken über ihren Zustand geneigt, sie als Gemüthskranke, als traurige Opfer des gemeinsamen Bösen, das in der Menschheit ist, zu betrachten, die selbst am meisten unter der Last ihrer Verschuldung und den Verschuldungen ihrer Zeit zu leiden haben. Wir werden bei der Betrachtung solcher Charaktere, deren Gedächtniß wir nun einmal nicht vertilgen können aus der Weltgeschichte, hingeleitet zu jenen bedeutsamen Stellen der Schrift, wo von einem Verstocken der Herzen, von einem Dahingeben in's Verderben die Rede ist, und wir begreifen, wie solche Stellen gerade in einem Zeitalter, als in dem, das wir betrachten, eine so hohe Bedeutsamkeit erhielten in dem Lehrgebäude der Protestanten. Mußte doch ihnen, welchen der Aufgang des Lichts aus der Höhe mit Recht als ein Erguß der göttlichen Gnade erschien über die, deren sie sich erbarmet, ein Philipp und seines Gleichen erscheinen im Licht eines Pharao, der wider den Gott Israel sich sträubt, eines Herodes, der das neugeborene Kindlein verfolgt, und die Mordscenen, die unter ihren Augen vorgingen, mußten ihnen jene Mütter Bethlehems in's Gedächt-

niß rufen, die solche Greuel bejammerten. Und so wird manches was in der damaligen Denkweise uns erst seltsam berühren mag, uns erst verständlich werden, wenn wir es im Zusammenhange mit den Begebenheiten betrachten, die auf die allgemeine Stimmung der Zeit wirkten. Ehe wir nun die weitere Geschichte des Aufruhrs in den Niederlanden verfolgen, dürfte es hier der Ort sein, über Philipps Persönlichkeit einiges Weitere einzuschalten. *)

Philipp II., geboren den 21. Mai 1527, war mit Sorgfalt unterrichtet und erzogen worden. Eine Anweisung seines Vaters an ihn (welche Raumer in seinen Briefen mittheilt) machte ihm die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens und die Verfolgung der Ketzer zur Gewissenssache, doch befahl sie ihm auch wieder Mäßigung am rechten Orte; „denn mit Zorn und Unbesonnenheit richte man nichts aus." Philipp hatte ein gutes Gedächtniß und war nicht ohne Liebe für Wissenschaft. Er besaß schöne Kenntnisse in der Geschichte und Erdkunde, auch wußte er etwas von Malerei und Bildnerei, in welchen Künsten er sich selbst versuchte. Er sprach gut Latein, und verstand etwas Italienisch und Französisch. In allem, was er unternahm, zeigte er Fleiß und Ausdauer. Er hatte einen scharfen, zersetzenden, aber einseitig gebildeten Verstand, der ihn oft über dem Abwägen aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten zu keinem Entschlusse kommen ließ. Zur freien Herrschaft der Vernunft über die einzelnen Seelenkräfte, zu jener Harmonie des Geistes und dem damit verbundenen edlen Kraftgefühl, welches besonders den wahren Herrschernaturen geziemt, brachte er es nicht. **) Er nährte in einem zarten schwächlichen Körper von kleiner Statur ein phlegmatisch-melancholisches Temperament, und hegte dabei eine ängstliche Gewissenhaftigkeit im Kleinen, während jede großartige Tugend ihm fremd war. So gab er bisweilen reichliche Almosen; aber auch da zeigte er sich nicht als fröhlichen Geber, sondern ehe er eine Wohlthat ausübte, fragte er erst seinen Beichtvater ob er hierdurch sein Gewissen beschwere, ***) wahrscheinlich aus Angst, die Wohlthat an einem Ketzer zu verschwenden. Dabei beobachtete er mit der äußersten Genauigkeit das Ceremoniel des Gottesdienstes, und in den späteren Jahren betete er täglich vier Stun-

*) Großentheils nach Raumer, Geschichte III. S. 6 f. und Briefe I. S. 85, wo sich die Quellen angeführt finden.

**) „Unfähig große, lebendige Ideen zu ergreifen und zu verfolgen, beherrschten ihn überall todte, abstracte Begriffe; darin liegt die unselige Wurzel und die Erklärung aller Uebel seiner Regierung." Raumer, Geschichte III. S. 9.

***) Raumer, Briefe I. S. 86.

den. Auch an einzelnen Gnadenbezeigungen ließ er es nicht fehlen, doch waren auch diese nur abhängig von Laune und Willkür, und wie bei den asiatischen Despoten schlugen dieselben auch eben so oft in Acte der Gewalt um. Wie er selbst furchtsam war von Natur: so ging er auch darauf aus, mehr Furcht als Liebe zu erwecken bei seinen Unterthanen. In seiner Gegenwart durfte niemand sprechen ohne Befehl dazu, und nur knieend durfte man ihn anreden. Auch sah er gewöhnlich dem Sprechenden nicht in's Gesicht, sondern schlug die Augen nieder, oder sah anderswohin.*) — Er selbst sprach wenig. Er lachte, tanzte und spielte nie; doch bisweilen ließ er sich in scharfen Witzen aus, und liebte auch mitunter Scherz und Possen, eine Erscheinung, die gerade bei melancholischen Naturen uns nicht befremden darf. So ging er bisweilen Nachts verkleidet umher. Auch war er nicht frei von Wollust und Sinnlichkeit, die er später durch Uebungen der Andacht und eine strenge Zucht des Leibes abzubüßen suchte. Im Kriegswesen hatte er für seine Person wenig Erfahrung. Da war Alba, wie auch oft in seinem Staatsrathe, sein rechter Arm. Auch mit der Person dieses Mannes wollen wir jetzt uns näher bekannt machen.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, geb. 1508, stand in seinem 59. Jahre, als er den Feldzug nach den Niederlanden unternahm. Er hatte schon früher wider Frankreich, wider die Türken, wider den Papst und wider die verbündeten Protestanten in Deutschland mit verschiedenem Erfolge die Waffen getragen, und neben Egmont und Horn den Ruhm eines tapfern und geschickten Feldherrn sich erworben. An Gestalt war er schlank und hager,**) hatte ein langes bleiches Gesicht und tief liegende Augen. Er zeigte sich gern in prachtvollem Aufzuge, war stolz, barsch und übermüthig gegen seine Umgebungen, und darum allgemein verhaßt. Er hielt auf strenge Kriegszucht, aber ließ auch zu Zeiten wieder den frechen Soldaten den Zügel schießen. Alba war selbst mit Leib und Seele Soldat; in politischer Einsicht beschränkt, in der Religion ein Fanatiker. Seine Staatskunst wie seine Theologie kannte keinen schärfern Beweis als die Schärfe des Schwertes. In der Degenklinge lag seine ganze Philosophie, mit der er, als ein getreuer Sohn der Kirche, jede Abweichung vom Glauben von Grund aus auszufegen bereit war. Entschlossener als Philipp, war er

*) Dieses hatte er mit Karl IX. und vielen Despoten gemein. Auch die wilden Thiere ertragen nicht den freien Blick des Menschen.

**) Nach Meteren S. 154.

es, der selbst da, wo Priester, wie des Königs Beichtvater,*) zur Milde gegen Ketzer riethen, die Vertilgung derselben mit Feuer und Schwert als eine heilige Pflicht anrieth. „Das Unkraut mit der Wurzel auszurotten, ehe es von neuem und üppiger hervortreibe, die heilsame Arznei der bittern Tropfen anzuwenden und das Geschwür mit der Lanzette aufzuschneiden," das waren seine beliebten Grundsätze; „denn niemals nehme doch die Ketzerei Vernunft an, und Nachgiebigkeit führe stets größere Uebel herbei." Selber das Werkzeug dieser heilsamen Operation zu sein, dünkte seinem Herzen Wollust, galt ihm für Gottesdienst und heilige Bürgerpflicht. Mit einem gewissen Vergnügen sann er deßhalb auf Martern, den Hinzurichtenden ihren Schmerz zu vermehren; und kalt blieb er bei der Vollziehung seiner Befehle. „Wer, wie ich, Leute von Eisen gezähmt hat, wird wohl auch mit diesen Leuten von Butter fertig werden", war das Selbstvertrauen, das er in seine blutige Mission setzte. Vor seinem Namen ging der Schrecken her. Aber er wußte auch mit der Schlauheit eines Tigers zur rechten Zeit die Klauen zu verbergen und durch gleißende Verstellung seine Opfer sicher zu machen.

Als er in Brabant einrückte und er unter den Edeln, die ihm entgegenzogen, auch den Egmont erblickte, dem er ebensosehr seinen Feldherrnruhm neidete, als er ihn seiner freiern Glaubensansichten wegen haßte, da entfuhren ihm die Worte: „Sieh da den großen Ketzer!" Als aber Egmont nicht darauf zu achten schien, wandelte sich seine Miene sogleich in Freundlichkeit um, und heuchlerisch schloß er den ketzerischen Nebenbuhler in seine Arme, den er schon dem Blutgerüst bestimmt hatte. Den 28. August 1567 hielt der Herzog seinen Einzug in Brüssel. Margaretha, die durch sein Erscheinen nicht wenig betroffen war, nahm bald darauf ihre Entlassung, und Alba schaltete jetzt allein in Verbindung mit dem Rathe der Unruhen oder dem Blutrathe, den er aus zwölf Männern niedersetzte, und in welchem die beiden Spanier Rio und Vargas als würdige Genossen des Herzogs sich auszeichneten. Sein erstes Geschäft war, der Personen Egmonts und Horns sich zu bemächtigen,

---

*) „Gott ist nicht bloß ein Gott des Zornes, sondern auch der Barmherzigkeit; ihm soll die weltliche Regierung nachahmen, und bedenken, daß sie vor seinen Augen ebenfalls fehlt und der Gnade bedarf. Wo milde Mittel ausreichen und Reue und Buße sich bereits zeigt, kann Härte nicht reinigen und bessern, sondern allein das Uebel erneuen und vom rechten Weg abschrecken. Alles, so scheint es, hat man gewonnen, nur noch nicht das Herz der Menschen; daher bedarf es nicht des Krieges, sondern der Künste des Friedens." So rieth Fresnada, der Beichtvater des Königs, siehe Raumer, Geschichte III. S. 59.

was treuloserweise bei einem Gastmahl geschah, das der Großprior Ferdinand von Toledo, Alba's natürlicher Sohn, mehreren Großen des Landes gab. Die Verhaftung geschah am 9. September. Als Egmont auf die an ihn geschehene Aufforderung hin seinen Degen abgab, sprach er: „Dieser hat sich oft treu erwiesen in des Königs Dienst.“ — Noch andere Verhaftungen fanden um dieselbe Zeit statt. Egmont und Horn wurden nach Gent abgeführt.

Anfangs hieß es, nur die Bilderstürmer, nur die ketzerischen Lehrer und die, welche wider den König die Waffen getragen, sollten gestraft werden; aber bald wurde jede Grenze überschritten, und bis in das Innerste der verborgenen Gedanken erstreckte sich die Spähkraft der Raub- und Mordbegierde. Aller Orten wurden Galgen und Rad in großer Anzahl errichtet, und als diese nicht mehr hinreichten, die Bäume an den Landstraßen dazu verwendet. So waren in kurzer Zeit die blühendsten Gefilde zu Schädelstätten geworden, und die schauerlichen Töne der Todesglocke erfüllten beständig die Luft. Kein Tag fast ging ohne Hinrichtung vorüber, aber öfter fanden ihrer mehrere an einem Tage statt. Der alte Grundsatz, den Kaiser Sigismund auf der Synode von Constanz ausgesprochen, daß man Ketzern kein Wort zu halten brauche, rechtfertigte jede Gewaltthat; und wo der Arm der Inquisition den Schuldigen oder Unschuldigen nicht erreichte, da fiel wenigstens sein Vermögen in die Hände der Blutmänner. Auch der Wittwen und Waisen Gut ward verschlungen. Das ganze Land sollte eher zur Wüste werden (so schwur Alba), als daß ein Ketzer darin ferner geduldet würde. Ja lieber wollte man einige Unschuldige zu viel, als einen Schuldigen zu wenig bestrafen. Als einst einige Beisitzer des Blutrathes sich ein Gewissen daraus machen wollten, daß ein unschuldig Verurtheilter nur durch Zufall vom Tod errettet worden, beschwichtigte sie der gräßliche Vargas mit den Worten: „Was ängstigt ihr euch? desto besser für die Seele des Verurtheilten, wenn er unschuldig ist.“*) Ein anderer der Bluträthe, Namens Jacob Hessels, schlief gewöhnlich während der Sitzung. Aber seine Sentenz war ihm so geläufig geworden, daß, wenn man ihn weckte, seine Meinung zu sagen, er halb schlaftrunken antwortete: Ad patibulum, ad patibulum! (zum Galgen!) und dann getrost wieder einnickte. Wer nicht unmittelbar dem Blutrathe in die Hände fiel, der hatte von den Bedrückungen und Ausschweifungen der spanischen Söldner zu leiden. Es

*) In seinem merkwürdigen Latein soll er gesagt haben: Haeretici fraxerunt templa, boni nihil faxerunt contra, ergo debent omnes patibulare.

kam so weit, daß sich Viele gegen den jetzigen Zustand die Zeiten Granvella's zurückwünschten; und doch hatte man schon diese unerträglich gefunden.

Unter den Opfern, welche der Blutrath forderte, standen die Häupter Egmonts und Horns oben an. Der Proceß gegen sie ward mit der größten Willkür und mit Verletzung aller gesetzlichen Formen geführt. Das Todesurtheil ward den 4. Juni 1568 gefällt und schleunig vollzogen. Als Egmonts Gattin, Sabina, *) die Schwester des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz, den letzten Versuch wagte, ihren Gatten zu retten, indem sie Alba sich zu Füßen warf, gab ihr dieser die höhnische und zweideutige Antwort: „ihr Gemahl werde morgen aus dem Gefängnisse gehen." Dann ließ er den Bischof von Ypern herbeirufen, und befahl ihm, indem er ihm das Todesurtheil überreichte, die beiden Grafen Egmont und Horn zu ihrem Hintritte vorzubereiten. Auch dieser warf sich dem Herzog zu Füßen, und bat um Gnade, oder wenigstens um Aufschub der Hinrichtung. Aber Alba's Gesicht verfinsterte sich augenblicklich, der Bischof zitterte und gehorchte.

Die Grafen waren schon zu Anfang ihres Processes unter starker Bedeckung von Gent nach Brüssel gebracht worden, wo sie im Brothause auf dem großen Markte gefangen saßen. Der Bischof begab sich in nächtlicher Stunde zuerst zu Egmont in den Kerker. Dieser konnte sich von der Härte des Urtheils erst nicht überzeugen. Er fragte den Bischof, ob denn keine Gnade zu hoffen sei; und als dieser es verneinte, zeigte er sich zum Sterben bereit, und empfing das Abendmahl auf katholische Weise. Rührend gedachte er seiner Gattin und seiner Kinder (er hatte drei Söhne und acht Töchter), dann setzte er sich nieder und schrieb einen Brief an den König, **) worin er ihn nochmals seiner Anhänglichkeit versicherte, und wie er niemals etwas gegen den Staat und die katholische Religion habe unternehmen wollen. Wenn etwas von seinen Thaten den Schein der Empörung an sich gehabt, so sei es ohne seine Schuld geschehn. Er bat den König um Verzeihung, empfahl ihm seine Frau und Kinder, sich aber dem Schutze des Allmächtigen.

Vormittags um elf Uhr, am Tage vor dem heiligen Pfingstfeste, ward er (nachdem die Thore geschlossen und jedem befohlen worden, in seiner Wohnung zu bleiben) zum Blutgerüst gebracht, das auf dem

*) Siehe Raumer a. a. O. S. 78.

**) Der Brief findet sich bei Meteren S. 97. Raumer und Schiller geben ihn, jeder in einer etwas abweichenden Redaction, wieder.

Markte aufgeschlagen war. Noch einmal fragte er, indem er auf dem Gerüste unruhig hin und her ging, ob denn keine Gnade sei. Als dieß verneint ward, warf er sich zum Gebet auf die Kniee nieder. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung. Nach den Worten: Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist! fiel sein Haupt. *) Aehnlich starb Graf Horn. Ihre Häupter wurden auf Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie als schauerliches Warnungszeichen mehrere Stunden ausgestellt blieben. Auch wurden noch achtzehn Edle und mehrere Geistliche an demselben Tage hingerichtet. Der Tod Egmonts und Horns wurde von Vielen als Märtyrertod betrachtet. Tücher wurden in das Blut der Hingerichteten getaucht und als Reliquien aufbewahrt. Auch thaten manche das Gelübde, ihr Haupthaar eher nicht zu scheeren, als bis Rache genommen worden an dem Frevel. **) Beide, Egmont und Horn, waren im Bekenntniß des katholischen Glaubens gestorben. Aber dennoch darf auch die Geschichte des Protestantismus sie den Opfern beizählen, welche in den Verfolgungen desselben gefallen sind.

Näher jedoch gehört Wilhelm von Oranien dem Kreise dieser Geschichte an. Auch er war bisher im äußerlichen Verbande mit der katholischen Kirche geblieben. Aber nun trat er offen zum Protestantismus über. Wohl mit Recht hatte Granvella, als er in Rom die Gefangennehmung Egmonts und Horns vernommen, die Frage aufgeworfen: „Haben sie auch den Schweigenden?" und als man ihm dieß verneinte, gesagt: „An dem liegt mehr als an den Uebrigen; ist der nicht im Netze, so hat der Herzog (Alba) nichts gefangen."

Auch Wilhelm war gleich nach Eröffnung des Blutrathes vor denselben geladen worden. Er weigerte sich aber zu erscheinen, und legte seine Gründe in offener Schrift dar. Dafür bemächtigte man sich seines Sohnes, des Grafen von Büren, der in Löwen studierte, und führte ihn als Geisel nach Madrid, wo er acht Jahre lang in Haft blieb. — Wilhelm sah sich unterdessen nach Hülfe in Frankreich und Deutschland um. Er selbst verkaufte sein Silbergeschirr und Geschmeide und verwandte den ganzen Erlös zur Führung des Krieges. In einem Manifest legte er die Absichten des Krieges aller Welt vor Augen, und in dieser Schrift nannte er die Religion der Protestanten „das reine Wort und den Dienst

*) Raumer S. 79. Meteren dagegen a. a. O. legt diese Worte Horn in den Mund.

**) Siehe Grotii Annales (Amst. 1657) p. 29.

Gottes",*) obwohl er hinzusetzte, daß er gleichwohl gesonnen sei, „beiderlei Glaubensgenossen bei der Freiheit ihres Gottesdienstes zu erhalten." Wilhelm drang mit seinem in Deutschland gesammelten Heere in Brabant ein, während seine Brüder, die Grafen Ludwig und Adolf, in Westfriesland einfielen. Den 24. Mai 1568 erfochten letztere einen Sieg bei dem Kloster Heiligerlee unweit Winschoten in Gröningen; aber nicht nur kostete dieser Sieg dem Grafen Adolf das Leben, sondern er ward auch bald durch eine Niederlage vereitelt, welche Alba dem Grafen Ludwig bei Gemmingen beibrachte (den 22. Juli desselben Jahres). Auch das Heer unter Wilhelms Anführung war nicht glücklich. Alba, als ein geübter Feldherr, wußte es zu ermüden, und zu dem Geldmangel gesellten sich Krankheiten, Hungersnoth und andere Leiden. Mit Ende Novembers mußte Oranien das Land wieder verlassen, und Alba hielt den 22. Dec. einen triumphirenden Einzug in Brüssel, der durch Hinrichtungen der Gefangenen und Anderer gefeiert ward. Die Bedrückungen dauerten fort, und neue gesellten sich dazu, welche besonders in den vermehrten Auflagen und Gelderpressungen, namentlich in der Forderung des sogenannten zehnten Pfennigs den höchsten Grad erreichten. Eine Amnestie, welche der Herzog im Juni 1570 im Namen des Königs unter feierlichem Gepränge allen denen ankündigte, die wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren wollten, enthielt so viele Ausnahmen, daß sie gerade ein neuer Anlaß wurde, die noch nicht Verurtheilten zu neuer Strafe zu ziehen und die noch nicht Entdeckten in Processe zu verwickeln. Die Aufspürungen dauerten fort. Unter anderem wurden auch die Hebammen verpflichtet, anzuzeigen, wo protestantische Kinder getauft würden. Auf jedes Wort ward gelauert und der Schrecken in den Gemüthern durch neue Hinrichtungen genährt. Das Maß der Verhöhnung voll zu machen, ließ Alba von sich selbst eine Bildsäule errichten, wie er die Ungeheuer der Ketzerei und des Aufruhrs mit Füßen tritt, mit der Inschrift: „Alba, des besten Königs treuster Diener, hat den Aufruhr vernichtet, die Rebellen vertrieben, die Religion hergestellt, Gerechtigkeit geübt und den Frieden im Lande befestigt." Aber noch einmal wagte jetzt Oranien einen Einfall, und zwar auf den Rath Coligny's von der See her. Eine Schaar Freibeuter, die Meergeusen oder Wassergeusen genannt, bemächtigte sich am 1. April 1572 der Seestadt Briel, des Schlüssels von Holland. Bald waren Vließingen, Leyden, Dordrecht, Haarlem und andere Städte in Wilhelms Gewalt. Als Bauer

*) Schröckh II. S. 408.

verkleidet bahnte er sich mitten durch die Feinde hindurch den Weg nach Deutschland, um sich nach neuen Hülfskräften umzusehn. Inzwischen war es seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau gelungen, sich der wichtigen Stadt Mons im Hennegau zu bemächtigen. Von Frankreich holte er gleichfalls Unterstützungen; es war dieß wenige Monate vor dem Ausbruch der Bartholomäusnacht. Nach dieser war für ihn nichts mehr von Frankreich aus zu hoffen. Mons mußte preisgegeben, der Rückzug angetreten werden. Bald löste sich sein Heer, das manche Ausschweifungen beging und in Bedrückung der Einwohner nicht selten mit den Spaniern wetteiferte, wieder auf. Alba und sein ihm gleicher Sohn Friedrich nützten ihr Kriegsglück zu neuen Schandthaten. Die Städte Mecheln, Zütphen, Naarden und Haarlem wurden furchtbar heimgesucht. In Zütphen wurden am 16. Nov. 1572 mehrere Bürger niedergehauen oder in der Yssel ersäuft, die übrigen in's Elend geschickt und die Stadt den Flammen preisgegeben. Noch schrecklicher erging es den Einwohnern von Naarden. Diese Stadt ergab sich freiwillig an den spanischen Obersten Romero, welcher das feierliche Versprechen gegeben hatte, niemand an Leib oder Gut zu schädigen. Aber siehe! die Bürger, welche mit zuvorkommender Gastfreundschaft den Feldherrn und seine Leute bewirtheten, wurden nach der Mahlzeit unter dem Vorwand einer Eidesleistung in die Hospitalkirche beordert. Kaum war diese mit der arglosen, unbewaffneten Menschenmenge angefüllt, als ein katholischer Priester hineinstürzte und sie zur Bekehrung aufforderte, weil ihre Todesstunde gekommen sei. Alsobald drang eine Schaar spanischer Soldaten in die Kirche, steckte dieselbe in Brand und begann ein solches Blutbad unter Männern, Frauen und Kindern anzurichten, daß es unmöglich wäre, dessen einzelne Züge zu schildern, ohne die Achtung vor dem menschlichen Gefühl zu verletzen. Hatte Naarden die freiwillige Uebergabe nichts genützt, so half Haarlem ebensowenig der muthige siebenmonatliche Widerstand. Am 13. Juli 1573 mußte sich auch diese Stadt nach langen Drangsalen des Hungers und der äußersten Noth ergeben, und 1400 Bürger und Soldaten wurden erschossen, enthauptet, erhängt oder paarweise zusammengebunden ersäuft.

Nach allen diesen und ähnlichen Greuelthaten verließ endlich Alba die Niederlande am 18. December des Jahres 1573. Er rühmte sich bei seinem Abzug, daß er während seiner sechsjährigen Statthalterschaft an 18,000 Menschen habe hinrichten lassen; „eine Zahl," bemerkt Raumer, „zu groß, wenn von eigentlich Hingerichteten die Rede ist, zu klein, wenn alle Umgekommene und Vertriebene mitgezählt wer-

den."*) Aber diese Menschenopfer waren nicht die einzigen, welche Alba seinem Götzen und dem seines grausamen Königs geweiht hatte. Das ganze Land war zu Boden getreten, alle Regsamkeit, aller Betrieb, alle Fröhlichkeit war gelähmt. Handel und Gewerbe waren vernichtet, die Felder verheert, alle Kassen erschöpft, an 52 Millionen ausgegeben, viele Familien an den Bettelstab gebracht und das Volk durch Kriegselend verwildert. Die sonst so blühenden Städte waren der Sitz und die Beute roher Söldnerhorden. In diesem Zustande fand der neue spanische Statthalter Don Luis de Requesens y Zuniga die Provinzen, der jetzt an Alba's Stelle seinen Sitz in den Niederlanden aufschlug. Weniger grausam von Natur, als sein Vorgänger, dessen ärgerliche Bildsäule er wegnehmen ließ, besaß er doch weder den Willen noch die Kraft, den Zustand des Landes zu bessern und das Uebel zu heben. Auch sein Auftrag forderte Vertilgung der Ketzer. Der Krieg dauerte fort. Die Schlacht auf der Mooker Haide an der Maas (14. April 1574) fiel unglücklich genug für die oranische Partei aus, indem die beiden Brüder Wilhelms, die Prinzen Ludwig und Heinrich von Nassau, nebst Christoph von der Pfalz ihr Leben einbüßten. Man fand ihre Spur nicht mehr nach der Schlacht. Ob sie von Pferden zertreten? in Sümpfen versunken? blieb ungewiß. Ohne uns in Vermuthungen über die Todesart der Prinzen zu erschöpfen, sei es uns vielmehr vergönnt, noch einen Rückblick auf ihr Leben zu werfen, und bei Ludwigs von Nassau, der allgemein betrauert wurde, trefflicher Persönlichkeit einen Augenblick zu verweilen. Sie ist nächst der seines Bruders Wilhelm die ausgezeichnetste von den fünf Brüdern, die sich sämmtlich der Sache der Freiheit widmeten. Ist es auch nur wenig, was wir von ihm selbst sagen können, daß er nämlich von Freunden allgemein geliebt, und auch von den Feinden geachtet war, so dürfte dagegen ein Brief, den seine Mutter (die Gräfin Juliane von Stolberg) schon bei'm Ausbruch des Krieges (1566) an ihn schrieb, uns wenigstens ein Bild von der frommen Gesinnung geben, welche die treffliche Mutter in ihren Söhnen zu bewahren suchte und welche in Ludwigs Seele gesegnete Früchte trug.**)

„Mein theurer Sohn! Mit großer Bekümmerniß sehe ich die Gefahren, die Dich umringen. Berathe nichts, thue nichts, was gegen das Wort Gottes, gegen das Heil Deiner Seele, gegen das Wohl des Landes und seiner Bewohner gerichtet ist. Bitte den himmlischen Vater,

*) Geschichte von Europa III. S. 101.

**) Aus der Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau von Groen van Prinsterer. Tom. II. p. 259.

daß er Dich durch seinen heiligen Geist erleuchte, und daß er Dich vor allen Dingen das Ewige lieben lehre. Das ist aber unmöglich ohne den Beistand des heiligen Geistes, weßhalb es unumgänglich nothwendig ist, im Gebete zu verharren. O wie bin ich um Dich besorgt, welche Aengsten zerreißen mir das mütterliche Herz! Lebe denn, lebe in der Furcht Gottes, wende Dich an ihn, flehe **ihn** an, daß er Dich vor allem Uebel bewahre und daß er Dich führe nach seinem Wohlgefallen. Ich werde inständig für Dich bitten; bete Du auch für mich." *)

In diesen und ähnlichen Gesinnungen bestärkten sich auch die Brüder unter einander selbst mitten in den Drangsalen des Krieges. So schreibt der eine Bruder Johann an Ludwig: **) „Ohne Zweifel wirst Du die, welche Dich um Rath fragen, vor allem ermahnt haben zur Bußfertigkeit, zur Sinnesänderung, zum Gebet und zum Vertrauen auf Gott, nicht auf Menschen. Das sind Dinge, wozu ein emsiges Gebet und eine beständige Wachsamkeit unumgänglich nothwendig sind, damit man auf dem rechten Weg bleiben und verharren möge."

So war es denn wieder der Engel frommer christlicher Mutterliebe, welchen wir, wie dort in einer Jeanne d'Albret über Heinrich von Navarra, so hier in einer Julie von Stolberg über den Helden der niederländischen Freiheit wachen sehen. ***) Die gewöhnliche Geschichte, die oft **zu sehr nur Weltgeschichte** ist, weiß uns freilich mehr zu sagen von dem, was des Fleisches Arm ausgerichtet hat in den Schlachten, oder die weltliche Klugheit in den Cabinetten und Kanzleien der Großen; aber Dank sei es der Vorsehung und den Bemühungen feinerer Geschichtsforscher, daß uns auch **solche** Züge aufbewahrt sind, die uns hineinschauen lassen in den tiefern Rath der Herzen, in die stillern Bewegungen jenes Geistes, der zu allen Zeiten seine siegreiche Macht geübt hat in aller Einfalt und Demuth, — die uns durch das wilde Getümmel,

*) Der Brief verfehlte seine Wirkung auf das Gemüth des Sohnes nicht. Er schrieb bald darauf an seinen Bruder Johann (unter'm 21. Sept. 1566): „Ew. Liebden wollen unser freundlichen lieben Frauen Mutter meinen schuldigen Gehorsam, willigen Dienst vermelden, und Ihr Liebden vor derselben mütterliche, treuherzige Ermahnung und das zugeschickte Gebet freundlichen Dank sagen." Bei Groen van Prinsterer II. p. 309.

**) Bei Groen van Prinsterer II. p. 266. und im Semeur vom 2. März 1836.

***) Wie sehr sie sich um ihrer Kinder Heil bemühte, beweist auch der herzliche Brief an Wilhelm von Oranien, in welchem sie ihn als den Aeltesten, „bei dem sie allein Trost und Hülfe zu suchen wisse," um Rath fragt über die Erziehung ihres jüngsten Sohnes Heinrich (bei Groen van Prinsterer I. p. 76).

das unsre Sinne verwirrt, hindurchdringen lassen auf den unzerstörbaren Kern aller Menschengeschichte, den keine Flamme zu verzehren, keines Rosses Huf zu zertreten vermag, der weder die Beute der Krieger, noch ein Raub der Henker wird, der sich bewähret mitten unter den Verheerungen des Fanatismus und den wildesten Ausbrüchen der Tyrannei.

Zu einer ähnlichen Betrachtung von den Wirkungen der höhern geistigen Kraft in den harten Prüfungen einer unglücksvollen Zeit führt uns auch das Schicksal der Stadt Leyden in diesem Kriege. Auch diese Stadt hatte, wie früher Haarlem, eine langwierige Belagerung auszuhalten. Aber auch hier zeigte sich eine ähnliche, bis auf's Aeußerste ausdauernde Festigkeit des Widerstandes, wie wir sie fast um dieselbe Zeit in den französischen Religionskriegen in Rochelle und Sancerre gefunden haben. Vergebens hofften die Spanier, die Bewohner mit einer Amnestie zu locken. Sie wiesen das Anerbieten, das ihnen nur unter der Bedingung gemacht wurde, wieder katholisch zu werden, mit den Worten zurück: „Wir wollen uns des Wortes Gottes und unsrer Freiheit wehren bis auf den letzten Mann." Die Ernte stand vor der Thür. Aber ihr Segen ward durch den Krieg verwüstet, der alte Vorrath trotz aller Sparsamkeit bei Zeiten aufgezehrt. Die Hungersnoth erreichte den höchsten Grad im Herbst des Jahres 1574. Auch hier kam es so weit, daß Hunde, Katzen, Ratten als Leckerbissen verzehrt wurden. Dazu kam die Pest, welche die Leute zu Hunderten, zu Tausenden dahinraffte. Schon wollte der Muth den Meisten entsinken, und ein Theil der Einwohner begehrte mit Ungestüm die Uebergabe der Stadt an die Spanier, um endlich ihrer Leiden loszuwerden. Da trat der Bürgermeister van der Werff unter die Unzufriedenen und bot ihnen den eignen Leib dar: „Den mögen sie zerfleischen und ihren Hunger daran sättigen, aber kein Wort mehr hören lassen von Uebergabe." Dieses unerhörte Beispiel wirkte. „Wir haben zwei Arme," rief einer der Streiter den Feinden von den Wällen zu: „den linken können wir verspeisen, wenn der Hunger uns dazu treibt, und dennoch mit dem rechten das Schwert führen." Endlich nahte die Befreiungsstunde. Auf den Vorschlag Oraniens wurden die Dämme der Kanäle durchstochen, von welchen Leyden umgeben ist, und die Stadt unter Wasser gesetzt, so daß nun die Flotte der Seeländer auf den einbrechenden Wogen zum Entsatz der Stadt heraneilte, während eben diese Wogen einen Theil der Feinde verschlangen, die auf diesen Schlag sich nicht versehen hatten. — „Lieber türkisch, als päpstlich!" das war die Losung der barschen, aber tapfern Seeleute, die unter Boisots Befehl das Geschwader bildeten. Nach mehrfachen ver-

eitelten Versuchen und langen Widerwärtigkeiten erscholl endlich die Kunde: „Leyden ist gerettet! Leyden ist frei." Da strömte alles der Domkirche zu, und im bunten Gemische dankten die vom Elend abgezehrten Einwohner mit den triumphirenden Seeländern für die gnädige Befreiung. Der Choral konnte vor Rührung nicht zu Ende gesungen werden; er wurde von den Thränen der Betenden erstickt. Der Prinz von Oranien hörte eben zu Delft die Nachmittagspredigt, als sein Hellebardier Hans von Brügge ihm die Nachricht des Entsatzes brachte. Nach dem Gottesdienste ließ er die frohe Botschaft von der Kanzel verkünden und begab sich dann selbst nach Leyden, um Zeuge der allgemeinen Freude zu sein. Als darauf die Stände von Holland, Wilhelm an ihrer Spitze, der Stadt Leyden zur Belohnung für ihre Ausdauer die Wahl ließen zwischen einer mehrjährigen Zollfreiheit oder der Stiftung einer Universität, so wählten die hochherzigen Bürger das Letztere, und sicherten sich somit auf Jahrhunderte hinaus den geistigen Besitz eben der Freiheit, für welche sie mit den leiblichen Waffen so tapfer gestritten am Tage der Noth. Wie also die Akademie Saumur in Frankreich dem traurigen Religionskrieg ihr Dasein verdankte, so ging auch diese protestantische Schöpfung aus der Hitze des Kampfes hervor; ein neuer Beweis davon, daß nicht nur die sogenannten glücklichen und ruhigen Zeiten, sondern eben so oft die wilden Stürme des Kriegs und die Zeiten der Bedrängniß die Wiege der Wissenschaft werden können. Leyden ward somit für Holland, was Wittenberg für Deutschland, was Basel und Zürich für die deutsche Schweiz, was Genf und Saumur für das reformirte Frankreich — ein Sitz der geistigen Kraft, eine Pflanzschule christlicher Theologie. Aus seinen Buchdruckereien (namentlich aus der berühmten Werkstätte der Elzevire) gingen viele treffliche Ausgaben der Classiker hervor, in welchen die Weisheit des Alterthums neu aufblühte; und auch die christlich-protestantische Wissenschaft fand durch sie eine willkommene Verbreitung.

Vergebens wurden nach allen diesen Drangsalen des Krieges durch den deutschen Kaiser Maximilian II. Friedensunterhandlungen eingeleitet. Auch diese zerschlugen sich wieder an der Forderung der Protestanten, ihre Religion nach Gewissen üben zu dürfen, und an der Weigerung Philipps in diesem Punkte. Das Einzige, was er gestatten wollte, war die Auswanderung aller Nichtkatholiken. Als diese sich dazu nicht verstehen wollten, nahmen die Feindseligkeiten auf's neue überhand. Dazu kamen neue Uebel. —

Nach dem im März 1576 plötzlich erfolgten Tode des Statthalter-

Requesens brach eine furchtbare Meuterei unter den spanischen Truppen aus, bei welcher die niederländischen Städte gewaltige Leidensproben zu bestehen hatten. Besonders ward Antwerpen hart mitgenommen und büßte bei der allgemeinen Plünderung einen großen Theil seines Reichthums, durch die verübten Grausamkeiten aber das Leben vieler Bürger ein. Als nun die Noth auf's Höchste gestiegen, da schlossen die in Gent versammelten Abgeordneten der meisten Landschaften den 8. Nov. 1576 die sogenannte Pacification von Gent, in der sie sich die innigste Bundesfreundschaft und gegenseitigen Beistand gegen die spanischen Unterdrücker, ja, die völlige Entfernung der Spanier aus den Niederlanden gelobten. Einstweilen sollte Wilhelm von Oranien Statthalter in Holland und Seeland bleiben, bis die in Aussicht gestellte Versammlung der Generalstaaten das Nähere (auch in Betreff der Religion) würde angeordnet haben.

Der neue Statthalter Prinz Johann (Don Juan d'Austria), Halbbruder Philipps II., ein natürlicher Sohn Karls V., ein junger, vielversprechender Kriegsheld, bereits als Sieger bei Lepanto über die türkische Flotte (1571) berühmt, suchte den Frieden, und schloß im Januar 1577 zu Brüssel den ewigen Vertrag mit den Ständen (die Brüsseler Union), nachdem er sich durch die Gutachten seiner Theologen überzeugt hatte, daß der Vertrag ein rein politischer sei und keinerlei Vergünstigungen des Protestantismus in sich schließe. Aber eben dieser Umstand, daß in dem Genter Vertrage die Rechte der Protestanten als solcher nicht gewährleistet waren, machte, daß in dem Benehmen des neuen Statthalters gegen sie keine Veränderung eintrat. Auch Johann erließ an die Bischöfe und Ketzermeister des Landes strenge und gemessene Befehle, ein wachsames Auge auf die Wölfe zu haben, die den Schafen Christi nachstellten: und so kamen auch wieder neue Hinrichtungen wegen des Glaubens vor.*) Ja, weit entfernt, daß auch nur die politischen Verwirrungen durch den Genter Vertrag wären vollends beseitigt worden, nahmen diese von neuem zu; und als einige unzufriedene Stände, dem Johann gegenüber, den Erzherzog Matthias von Oestreich, den Bruder Kaiser Rudolfs II., in's Land riefen, konnte auch dieser schwache Fürst den Frieden nicht herstellen. Ebenso mißlang ein andrer Versuch mit dem Herzog von Anjou, dem Bruder König Heinrichs III. von Frankreich; und auch späterhin, als auf Don Juan der Sohn Margarethens, Alexander Farnese, Herzog von Parma, die Statthalter-

*) Raumer, Geschichte III. S. 137.

schaft übernahm, dauerten die Unruhen fort, deren weitere Verfolgung wir jedoch der politischen Geschichte überlassen müssen. Das Schlimmste war, daß während dieser Unruhen die Niederlande nicht allein von der spanischen Inquisition und den Verheerungen des Krieges zu leiden hatten, sondern daß auch die einheimischen Katholiken selbst, so unzufrieden sie mit Spanien waren, dennoch ihren Religionshaß gegen die Protestanten nicht unterdrücken konnten, sondern vielmehr denselben am spanischen Feuer sich entzünden ließen; wogegen denn auch wieder die Protestanten häufig zu unrechten Schritten verleitet wurden. So kam es denn, nachdem die spanischen Bedrückungen etwas nachgelassen hatten, zu um so heftigern Streitigkeiten zwischen den südlichen und nördlichen katholischen und protestantischen Niederländern selbst.*) Die Stadt Amsterdam war dem großen Theil nach eifrig dem katholischen Glauben ergeben. Sie hatte sich längere Zeit geweigert, der Verbindung der Stände beizutreten; und als sie es endlich that, geschah es nur unter der Bedingung, daß der reformirte Gottesdienst nur in einiger Entfernung von der Stadt, nicht aber innerhalb derselben geübt werden dürfe. Dieß verursachte aber große Unzufriedenheit von Seiten der Protestanten. Sie erregten einen Aufstand, setzten den bisherigen Rath von Amsterdam ab und errichteten einen neuen aus ihren Glaubensgenossen, wobei der Pöbel nicht unterließ, Bilder und Altäre in der Klosterkirche der Franciscaner zu zerstören. Dieß geschah im Jahr 1580. Noch ärger ging es in Haarlem und andern Städten. Am ärgsten aber waren die Unruhen, die etwas früher (1578) in Gent vorfielen. Der blinde Eifer eines falsch verstandenen Protestantismus verdarb auch hier dem besonnenen Wirken Wilhelms von Oranien das Spiel.**) Ein ehemaliger Mönch, Peter Dathen, der aus einem katholischen ein calvinischer Zelot geworden, donnerte von der Kanzel wider den Genter Vertrag, und dieselbe Gewissensfreiheit, nach der die Protestanten so lange vergebens geseufzt hatten, ward jetzt von dem ungestümen Polterer verdammt, weil sie auch den Katholiken gelten sollte; eine Vergeßlichkeit der Grundsätze, deren sich manche Protestanten des 16. — und leider auch späterer Jahrhunderte — schuldig machten. Er schalt den Prinzen von Oranien öffentlich einen Ruchlosen, der weder Gott noch Gottesdienst achte, und die von ihm entflammte Menge ließ auch hier ihre Wuth an den Bildern aus. Doch es blieb

*) Vgl. hiezu Meteren S. 256. Schiller, fortgesetzt von Curths II. S. 35[illegible] Schröckh II. S. 416 ff. Häusser S. 386. 87.

**) Ueber das Treiben der dortigen Faction und ihrer Anführer Imbiz und Ryhow vgl. besonders van der Vynckt II. S. 33 ff.

nicht bei den todten Bildern allein; auch Menschen, deren die Wüthenden habhaft wurden, büßten als Katholiken sowohl für fremde als für eigne Verschuldung. So ward unter andern jener Blutrath Hessels, der selbst im Schlafe „zum Galgen" gestimmt hatte, in seinem hohen Greisenalter ergriffen und das Urtheil, das ihm so geläufig war, an ihm selbst in wilder Rache vollzogen, und im barbarischen Siegestaumel schmückten sich seine Henker mit den ihm ausgerauften Barthaaren. *) Aehnliche Unmenschlichkeiten wurden an Klosterleuten verübt.

Gegen solche empörende Gewaltthaten von protestantischer Seite verbanden sich 1579 die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai zur Aufrechterhaltung der katholischen Lehre, während die Protestanten unter sich wieder in die alten Zänkereien der Lutheraner und Reformirten verfielen. Dieser Zersplitterung suchte aber Wilhelm von Oranien entgegenzuarbeiten durch Aufstellung der Utrechter Union, welche den 23. Januar 1579 zwischen Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland und den Ommelanden zu Stande kam, und wozu noch in der Folge alle die Landschaften traten, welche später den sogenannten Freistaat der Vereinigten Niederlande bildeten. In diesem Vertrage, dessen politische Bestimmungen wir hier übergehen, **) wurde rücksichtlich der Religion gegenseitige Duldung festgestellt, als das einzig Richtige und Heilsame. Aber eben dieser Punkt war am schwersten zu handhaben. Ja, so sehr zeigte sich fortwährend der Widerwille der streng Katholischen, sich mit den Protestanten zu vereinigen, daß es dem Herzog von Parma gelang, unter dem Vorwande der Religion, die genannten wallonischen Landschaften mit dem König Philipp vollends wieder auszusöhnen. Aber nicht so gelang es ihm mit den verbündeten Ständen, die an der Utrechter Union festhielten. Als die deßhalb gepflogenen Friedensunterhandlungen in Köln sich zerschlagen hatten, brach der Krieg auf's neue aus, und endlich schritten die Stände der Vereinigten Niederlande zum Aeußersten und erklärten den König Philipp II. den 26. Juli 1581 seiner Herrschaft entsetzt, ***) kündigten ihm den Gehorsam auf, und Oranien, der von Philipp kurz zuvor

---

*) Mit ihm wurde auch der Amtmann Bisch von Ingolmonster hingerichtet.

**) Im Auszug bei Raumer III. S. 144 f.

***) Sie stützten sich dabei merkwürdigerweise auf den von den Jesuiten auf dem Tridentiner Concil vertretenen völkerrechtlichen Grundsatz, daß, wenn ein von Gott eingesetzter Fürst seine Schuldigkeit nicht thue oder gar die Unterthanen unterdrücke, er als Tyrann zu betrachten sei, den das Land nach Recht und Vernunft abzusetzen und einen Andern an dessen Statt zu erwählen befugt sei. Häusser S. 395.

in die Acht erklärt worden war, erhielt die oberste Gewalt. Zur Befestigung der Religionsverhältnisse ward eine protestantische Kirchenordnung entworfen (1581). Doch als es Oranien bis dahin gebracht hatte, da ward ihm in dem entscheidenden Momente dasselbe Schicksal bereitet, das so Viele in diesen unglückseligen Zeiten betroffen hat, das tragische Schicksal, durch die Hand eines Meuchelmörders zu fallen. Im Juni 1580 war er von König Philipp als Rebell in die Acht erklärt und als „Feind des Menschengeschlechts" jedem Mörder preisgegeben worden. Nachdem schon früher ein Spanier, Jaureguy, einen Mordversuch auf die Person des Prinzen gemacht hatte, wiederholte denselben zwei Jahre darauf Balthasar Gerard von Delft. Er drängte sich den 10. Juli 1584 unter der Maske eines geflüchteten Hugenotten, Namens Guion, der einen Reisepaß verlangte, in den Palast des Prinzen, und verwundete ihn plötzlich mit drei auf ihn abgefeuerten Kugeln dergestalt, daß der Prinz alsobald niederstürzte und nur noch ausrufen konnte: „Gott erbarme sich meiner und dieses armen Volkes!" Wie späterhin der Mörder Heinrichs III. von Frankreich zum Heiligen gemacht wurde, so zählten die Jesuiten, mit deren Vorwissen die That geschehen war, auch diesen Mörder, der unter schrecklichen Qualen hingerichtet wurde, zu den heiligen Blutzeugen der Kirche, und Philipp II. erhob ihn nebst seinen Verwandten den 4. März 1589 in den Adelstand.*) Auch Granvella lobte die Ermordung und nannte sie eine heldenmüthige That.

So waren die Niederlande durch den Tod Wilhelms von Oranien verwaist in einem Augenblicke, wo die noch unbefestigte Republik mehr als je eines weisen Versorgers und Pflegers bedurft hätte.**) An seine Stelle trat der siebenzehnjährige Sohn Moritz, aus zweiter Ehe, als Statthalter von Holland und Seeland, während sowohl mit dem König Heinrich III. von Frankreich, als mit Elisabeth von England Unterhandlungen wegen der Oberherrschaft angeknüpft wurden.

Wir müssen die Geschichte der Niederlande, welche von nun an sich rein in's Politische verliert, mit dem Tode Wilhelms von Oranien abbrechen, um den Faden erst dann wieder aufzunehmen, wo die im Innern

*) Raumer, Geschichte III. S. 156 und Briefe I. S. 187.

**) Wilhelm von Oranien starb in einem Alter von 52 Jahren. Er war viermal verheirathet, zuerst an Anna von Egmont, dann an Anna von Sachsen, darauf an Charlotte von Bourbon, die bald nach dem ersten Angriff auf ihres Gatten Leben starb, und endlich verband er sich noch kurz vor seinem Tode mit Louise von Coligny. Er hinterließ 11 Kinder und — einen natürlichen Sohn. Ueber seine ehelichen Verhältnisse vgl. die oben angef. Relation von Schlosser.

des Landes ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten der Protestanten selbst zu neuen Verwicklungen führten.

Noch einmal aber richten wir unsern Blick auf den unglückseligen König, von dem die blutigen Verfolgungen ausgingen. Während des langwierigen Kampfes mit den Niederlanden drückten auch häusliche Leiden auf die Seele des finstern Tyrannen. Das Verhältniß zu seinem Sohne Don Carlos ist wohl mit Recht als ein tragisches Verhältniß gefaßt worden, obgleich die bekannte Dichtung Schillers diesen Prinzen in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, als die Geschichte ihn uns darstellt. Nach allem, was diese uns berichtet, war Don Carlos nicht jener edle, für die bessern Ideen empfängliche Charakter, wie er uns in den Gesprächen mit Marquis Posa erscheint, sondern die finstere, tyrannische Gemüthsart des Vaters zeigte sich früh in dem Infanten und ging endlich bei ihm in vollen Wahnsinn über. Nur der fortdauernde Haß zwischen dem unglücklichen Vater und dem unglücklichen Sohne hat historische Wahrheit. Auch daß Philipp an dem Tode Don Carlos' eine unmittelbare Schuld gehabt (obwohl ihm diese auch von Oranien vorgeworfen ward), ist nach den genauern Forschungen darüber eben so ungegründet, als die Sage von der verbotnen Liebe des Infanten zur Königin. Aber auch das historisch Ermittelte reicht hin, uns ein trauriges Bild von Philipps häuslichen Leiden zu geben. Dazu gesellten sich nun die körperlichen Schmerzen, die in den letzten zwei Jahren vor seinem Tode (13. Sept. 1598) auf eine schreckliche Weise zunahmen und endlich die ekelhaftesten Erscheinungen mit sich führten. Drei und funfzig Tage mußte der Kranke, da ihm jede Bewegung die höchsten Schmerzen verursachte, unbeweglich auf dem Rücken liegen. In dieser Zeit bewies er die höchste Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung, und ließ sich die Leidensgeschichte Jesu zum Troste vorlesen. „Alle diese Schmerzen," sprach er, „sind nicht so groß, als die ich über meine Sünden empfinde." Aber schwerlich verstand er unter diesen Sünden die Verfolgung der Protestanten: eher warf er sich vor, nicht genug darin gethan zu haben. Seinen Sohn Philipp III. warnte er auf dem Todesbette vor allen ehrgeizigen Unternehmungen, nicht aber vor dem Ketzerhaß. Es ist überhaupt auffallend, daß weder Philipp, noch Alba, der bereits im Jahr 1582 im 72. Jahre gestorben war, Gewissensbisse über die Verfolgung der Protestanten empfanden; denn auch Alba entschlief (wie versichert wird) ruhig auf seinem Lager in Lissabon, *) während Karl IX. von dem blu-

*) Siehe Carths II. S. 153.

tigen Andenken an die Opfer der Bartholomäusnacht auf eine entsetzliche Weise gefoltert ward. Aber sollte uns dieß nicht auch wieder ein Beweis sein zu dem, was wir zu Anfang bemerkt haben, daß der Fanatismus, der in der verkehrten Einsicht wurzelt, immer noch sittlich achtungswerther ist, als der, welcher durch fremdartige Leidenschaft erkünstelt und von der Selbstsucht geleitet wird? Sollten wir nicht berechtigt sein anzunehmen, daß bei Naturen, wie Philipp und Alba, unter dem dornigen Gestrüppe eines irregeleiteten Bigotismus zuletzt doch noch ein Same von Religion, wenn man es noch so nennen darf, irgend ein verwahrloster Keim zur Frömmigkeit verborgen war, dem es aber an allen günstigen Verhältnissen gefehlt hatte, zu einem edlen Dasein sich zu entwickeln, und der deßhalb in dem gräulichen Sumpfe barbarischer Fictionen zu einem giftigen Pilz aufschoß, statt zu einer schönen, fruchtbaren Blüthe? Wäre Philipp von Jugend auf in den Grundsätzen des Evangeliums erzogen worden, wer weiß, ob nicht in ihm jene Standhaftigkeit des Glaubens, jene im Tode noch sich bewährende Festigkeit der Ueberzeugung sich ausgebildet hätte, wie wir sie an den Märtyrern des Protestantismus oder an einem Mornay bewundert haben. Katharina von Medicis dagegen und ihre Söhne würden, auch im Protestantismus erzogen, mit demselben Leichtsinn die Religion gewechselt haben, den sie im Bekenntniß des Katholicismus bewiesen. Diesem gehaltlosen Leichtsinn gegenüber, dem jede Religion nur als Mittel dient, hat die traurige Gemüthsart Philipps noch immer einigen Gehalt, wenngleich einen sehr trüben und finstern Gehalt, der mit bösartigen Stoffen vermischt auch nur Böses erzeugen und dem Guten und Rechten, das er in seiner Verkehrtheit verkannte, nur einen um so heftigern Widerstand entgegensetzen konnte. Aber auch selbst dieser Widerstand zeigt sich uns in der Geschichte Spaniens und der Niederlande wenigstens als ein mit psychologischer Nothwendigkeit herbeigeführter und darum als ein consequenter, während er in Frankreich nur durch äußere Umstände bedingt, nur ein Werk der selbstsüchtigen Politik war: daher dort die fortwährende Reihe von Friedensschlüssen, die eben so oft wieder gebrochen werden, während hier in den Niederlanden bei jedem Versuche der Vermittlung sofort die Religion die undurchdringliche Scheidewand bildet. Jene ruchlose Politik, welche mit der einen Hand die Andersdenkenden im Innern des Landes verfolgt, während sie mit der andern dem Heerde der Unruhen in den Nachbarländern neuen Nahrungsstoff zuführt, kannte das eiserne Spanien nicht. Wohin seine Truppen den Fuß setzten, da galt es den Protestantismus zu zertreten, im Ausland wie

n Inland, während Frankreich den auswärtigen Protestanten Hülfs-
uppen schickte fast um dieselbe Zeit, in der es die Hugenotten im eig-
en Lande erwürgte. In diesem Stücke zeigte sich Philipp II. ehrlicher,
s Franz I., Heinrich II. und Karl IX., der beschränkte Alba ehrlicher,
s der staatskluge Richelieu.

Es ist freilich ein trauriges Geschäft, zu bestimmen, auf welcher
eite in solchen Dingen das größere Unrecht sei, und am Ende wird die
Zahl zwischen der Bartholomäusnacht und der Inquisition auf Eins
nauskommen rücksichtlich ihrer Wirkungen. Ueber die Absichten aber
eibt jedes menschliche Gericht ein unvollkommenes. Nur das stellt sich
ıs bei der Vergleichung der Verfolgungen in Frankreich mit denen in
panien und den Niederlanden als das Gemeinsame heraus, daß beides
eich böse Früchte trägt: höhere Einsicht ohne einen heiligen, lautern
ıd festen Willen, so wie eine dunkle Frömmigkeit der Angewohnheit
ıd eine unüberwindliche Zähigkeit des Willens ohne klare Einsicht, ohne
ıs milde Licht der Vernunft und der menschlichen Bildung. Und hin-
iederum zeigt sich uns darin die große Aufgabe des Protestantismus
n ihrer einflußreichsten Seite, daß diese Religion, die keine andere ist
ıd sein will, als die wohlverstandene Religion des Evangeliums, beides
uns zu pflanzen und zu nähren sucht, die feste Gläubigkeit des Ge-
üths und die wahre, gesunde Aufklärung des Geistes. Indem sie das
erz fest macht durch die Verheißungen des göttlichen Wortes, hellt sie
gleich den Verstand auf durch dasselbe Licht desselben Wortes. Indem
den Verstand anleitet zur klaren und ruhigen Prüfung der Glaubens-
ünde, verbreitet sie auch in dem Herzen jene wohlthätige Wärme, die
n dem wilden Feuer der Schwärmerei eben so verschieden ist, als von
r eisigen Kälte einer gottesläugnerischen Selbstsucht, und erweist sich
durch als ein Ausfluß des göttlichen Lichtes, das, wohin es sich
ımer verbreitet, die nöthige Kraft mit der nöthigen Milde und die heitere
uhe und Mäßigung mit jener aufregenden und befruchtenden Thätigkeit
rbindet, ohne welche alles in lebloser Erstarrung bliebe.

Wie weit freilich die damalige Zeit hinter diesem Ideal des Prote-
ıntismus zurückblieb, davon haben wir bisher uns zu überzeugen Ge-
jenheit gehabt und werden sie ferner haben. Nur in wenigen Auserkore-
n ist es mit Klarheit hervorgetreten, und zu diesen Wenigen rechnen
ir mit Recht auch Wilhelm von Oranien und seine Brüder. Wil-
lm ist in unsren so wenig als in des deutschen Geschichtschreibers
uge „der Halbgott, den die niederländischen Geschichtschreiber aus ihm
achen". Ja, mag man ihm auch Ehrgeiz und Herrschsucht vorwerfen,

so wird man ihm eben das Verdienst ungeschmälert lassen müssen, „d
er diese Leidenschaft zu bändigen verstand und während seiner gan
Verwaltung immer nur als Vertheidiger des Landes zu erscheinen wuß
ohne je dessen Herrscher sein zu wollen.“*) Und so mögen denn die Or
nier in der Geschichte des Protestantismus immer sich anreihen an
hehren Bilder, welche die französische Reformationsgeschichte uns vorg
führt hat, an die Coligny, l'Hôpital, du Plessis, und ihr Andenken mö
uns fortleuchten, wenn die Albas und Medicis nur noch einen dunkl
Eindruck, wie den eines fernen Donners, in uns zurücklassen. Das
ja der Segen des Guten, daß auch bei'm Wechsel der Jahre und der Jah
hunderte seine Spur nicht verwischt wird. Schon lange sind die Thrän
getrocknet, welche die Verfolgungen erpreßten, erloschen sind die Scheite
haufen, welche der Fanatismus errichtete, und vernarbt sind die Wund
der Religionskriege; aber ewig strahlt der Leuchter der Wahrheit, d
Leuchter des Evangeliums, und was damals dessen Herrlichkeit verkündet
wird Anklang finden in den Gemüthern, solange es Gemüther giebt d
für Höheres, für Göttliches empfänglich sind. Möge dieser Seg
auch uns durch Gottes Gnade bewahrt bleiben als die süßeste Frucht d
geschichtlichen Forschung und Betrachtung.

*) Häusser S. 396.



Neunte Vorlesung.

Die Reformation Englands. — Heinrich VIII. und der Cardinal Wolsey. — Der Ehescheidungsproceß. — Thomas Cranmer. — Der Bruch mit Rom und die Verfolgungen. — Eduard VI. und die Anfänge der Reformation. — Johanna Grey. — Die blutige Maria und Reginald Polus. — Die protestantischen Märtyrer (Latimer, Ridley, Cranmer).

Der Gang unserer Erzählung von den Schicksalen des Protestantismus während und nach der Zeit der Reformation führt uns nach der merkwürdigen Inselgruppe, deren nationale und kirchliche Physiognomie uns noch heutiges Tages in Gestalt des brittischen Königreiches so eigenthümlich anschaut und zu Vergleichung mit unsern Zuständen herausfordert. Diese Physiognomie ist so wenig als die irgend eines Culturvolkes eine naturwüchsige, sie ist eine geschichtlich gewordene, und den Ursprung der Züge aufzuweisen, die sich nach und nach zu einem Ganzen zusammengeschlossen und ihr eben dadurch das eigenthümliche Gepräge gegeben haben, ist die Aufgabe der Geschichte. Wir können diese Aufgabe hier nicht lösen nach ihrem ganzen Umfange. Selbst was das Kirchliche betrifft, so können wir nur schon früher Gesagtes in's Gedächtniß zurückrufen.

Wir haben gesehen, wie schon in den ersten Jahrhunderten das Christenthum von Kleinasien aus, wie nach Gallien, so auch nach Brittanien gekommen ist. Die Spuren dieser ersten Verkündigung hatten sich auch nach den Einfällen der Angeln und Sachsen noch nicht ganz verwischt, als zu Ende des sechsten und Anfangs des siebenten Jahrhunderts von Rom aus durch Vermittlung abendländischer Mönche eine Mission auftrat, die mit jenen alt-brittischen Traditionen und Gewohnheiten in starken Conflict kam. Rom siegte auch hier. In Schottland und Irland erhielt sich das alt-keltische Element der sogenannten „Culdeer“ noch länger in seiner apostolischen Einfachheit, bis es von der mittelalterlichen Hierarchie gleichfalls verschlungen wurde.

Wie viel Segen übrigens zunächst von den irischen Klöstern über die abendländische Christenheit sich ergossen, wie viel Lichtstrahlen der theologischen Erkenntniß von den englischen Sitzen der Wissenschaft aus über die Kirche anderer Länder sich verbreiteten, auch noch zu einer Zeit, da England ein Lehen des päpstlichen Stuhles geworden, wie aber endlich auch durch Männer, wie Wikliffe eben das vorbereitet wurde, was Hus in Böhmen, was Luther und Zwingli in Deutschland und der Schweiz, was Farel und Calvin in den Ländern französischer Zunge durchgeführt, das hat uns die mittelalterliche Kirchengeschichte (Vorl. Bd. II.) berichtet. Endlich sind wir denn auch bereits in unsrer allgemeinen Reformationsgeschichte (Vorl. Bd. III.) dem Manne begegnet, dessen Geschichte, wie die Geschichte der englischen Reformation überhaupt, wir hier wieder aufzunehmen haben.*)

Wir sind ihm zunächst in der Geschichte Luthers begegnet, mit dem er einen nicht eben freundlichen Zusammenstoß hatte und wobei er (wenigstens scheinbar) der Wucht der Keulenschläge unterlag, die der von ihm angegriffene Mönch mit wahrer Berserkerwuth auf ihn führte. Und doch ist es dieser antilutherische, papistische König, den Luther als einen Narren behandelte und als „Heinz" verhöhnte, auf welchen England den Anfang seiner Reformationsgeschichte zurückführt, wenn man das von ihm Begonnene noch eine Reform nennen darf, in dem die unbestochene Geschichte nur „ein freveles Experiment autokratischer Willkür" sieht.**)

Werfen wir jedoch erst einen Blick auf die kirchlichen Zustände des Landes bei Beginn des sechszehnten Jahrhunderts. Hervorgegangen aus dem langwierigen Kampfe des Bürgerkrieges hatte sich unter der Regierung Heinrichs VII. aus dem Hause der Tudor das englische Königthum zu neuem Ansehn erhoben, als Heinrich VIII., ein noch unerfahrener, achtzehnjähriger Jüngling, den väterlichen Thron bestieg (22. April 1509). Er war dem geistlichen Stand gewidmet, und hatte erst in Folge des Absterbens seines Bruders Arthur das Anrecht auf den väterlichen Thron erlangt. Nun wollte er aber auch als König den

---

*) Ueber die englische Reformation vgl. Burnet (1679). Carwithen, History of the church. II. London 1829. G. Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Großbrittannien. 1845—53. Ranke, Englische Geschichte 1859—68. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution (mit Erläuterungen und Berichtigungen von Gumpach). H. Weingarten, Die Reformationskirche Englands. Leipzig 1868. Schöll, Artikel „England" in Herzogs Realenc. IV. S. 33 ff.

**) Häusser, Zeitalter der Reformation S. 671.

Theologen nicht verleugnen, zu dem er sich durch seine Studien vorbe-
eitet hatte. Wir würden auch unrecht thun, seine geistige Begabung und
en Grad seines Wissens nach Luthers leidenschaftlicher Schätzung zu
eurtheilen. Heinrich war nach bewährten Zeugnissen ein Mann von
Talent und Geschick, in ritterlichen Kampfspielen geübt so gut als in der
Disputirkunst, dabei freilich auch launenhaft, verschwenderisch, eitel und
rachtliebend. Sein Vertrauen schenkte er dem Kanzler Wolsey. Dieser,
ngeblich der Sohn eines wohlhabenden Fleischers, hatte sich durch seine
istige Gewandtheit den Weg zu bedeutenden Kirchen- und Staatsämtern
bahnt und bald das Herz des Königs gewonnen. Vom römischen
Stuhl mit dem Purpur des Cardinals geschmückt, vereinigte er bereits
n Jahr 1516 in seiner Person die Aemter eines Erzbischofs von York
nd eines Großkanzlers. Unter der Formel: „Der König und ich" er-
eß er seine Befehle. Die geistliche Macht stand somit auf gleicher Linie
it der weltlichen, wo nicht gar über ihr. Nächst Wolsey waren es meist
eistliche ersten Ranges, Bischöfe und Aebte, die im Oberhaus regierten.
uf eine Bevölkerung von etwa 4 Millionen Einwohner kamen 16,000
Weltpriester. Diese Zahl wurde noch weit überragt durch die der Mönche
d Nonnen, die auf 50,000, auf 10,000 Klöster vertheilt, geschätzt
erden.*) Die Einkünfte dieser Klöster (300,000 Pf. Sterl. jährlich)
aren von der Art, daß sie den Neid der meist armen Ritterschaft er-
gten. Die Masse des Volkes zehrte von ihren Wohlthaten, dem Ab-
ll ihres Ueberflusses. Geistige Nahrung jedoch wurde ihm weniger zu
eil; denn die Mönche selbst waren großentheils unwissend. Indessen
tte der Humanismus auch in England seine Vertreter und seine Gönner
funden. Von dem Verhältniß, in welchem Erasmus mit Thomas More
nd, ist schon früher die Rede gewesen.**) Und auch die tieferen reli-
ösen Eindrücke, die Wikliffe hinterlassen, waren noch nicht ganz er-
schen. Die sogenannten Lollarden, die „guten Leute", wie sie hießen,
tten ihre geheimen Anhänger noch immer im Bauern- und Bürger-
nde. Hie und da kamen auch noch Verfolgungen vor, wenn man
rer habhaft werden konnte. Noch vor dem Auftreten Luthers in
eutschland hatten auch wohl einzelne Stimmen aus der höhern Geist-
chkeit an die Nothwendigkeit einer Reformation erinnert. So der Bi-
hof Fox schon am 2. Januar 1517 in einem Schreiben an Wolsey. Aber
iese Reformideen stimmten mehr mit dem Programm eines Erasmus,

---

*) Die Zahlenangaben nach Schöll a. a. O.

**) Vorl. Bd. III. S. 50 ff.

als mit dem des sächsischen Reformators. Gegen diesen trat nicht nur, wie schon bemerkt, der König als schriftstellerischer Gegner auf; sondern namentlich war es Wolsey, der ihn hiebei unterstützte. Er soll ihm ja auch die Feder geliehen haben bei seiner Schrift gegen Luther. Aber es blieb nicht bei'm bloßen Federkampfe. Nur zu bald traten gegen Alle die zu Luthers Lehre hielten eben so blutige Verfolgungen ein, wie früher gegen die Wikliffiten und Lollarden. Gleichwohl bahnte sich das einmal frei gewordene Evangelium durch Verbreitung der Bibel den Weg zum Herzen des Volkes. William Tindal hatte im Jahr 1526 das Neue Testament in's Englische übersetzt, und als der Bischof Tonstal von London sämmtliche Exemplare aufgekauft hatte, um sie zu vernichten, wurde gleich darauf in Antwerpen aus dem erlösten Geld eine neue Auflage besorgt. Auch andere reformatorische Schriften, zum Theil von Tindal verfaßt, kamen in Umlauf. Tindals Freund und Mitarbeiter, John Frith, den Wolsey als Professor nach Oxford berufen, wirkte in demselben Sinne. Bald bildete sich überhaupt auf den englischen Hochschulen, sowohl in Oxford als in Cambridge, ein Kreis von Männern, die in die Ideen der deutschen Reformation eingingen und darum auch, nicht ohne Spott, „die Deutschen" genannt wurden.

Frith und Tindal fielen bald als Opfer des papistischen Eifers. Es war der sonst so aufgeklärte Morus, der Freund des Erasmus, der Tindal verfolgte und einen Preis auf seinen Kopf setzte.*) Der Verfolgte hatte sich nach den Niederlanden geflüchtet, wurde aber zu Vilvorden in Brabant im Jahr 1535 dem Flammentod übergeben. Noch früher (1533) war es Morus gelungen, in Verbindung mit dem Bischof von London die Hinrichtung Friths zu bewirken und ihn dem Scheiterhaufen zu überantworten. Er starb mit bewundernswürdigem Heldenmuthe. Diesen beiden Märtyrern waren auch schon andere Zeugen der Wahrheit vorangegangen. So der volksthümliche Prediger Thomas Bilney, der gegen den Bilder- und Heiligendienst geeifert und seine Zuhörer von der Verdienstlichkeit der Werke hinweg auf die Gerechtigkeit in Christo hingewiesen hatte. Er wurde, nachdem er einen augenblicklichen Widerruf zurückgenommen hatte, den 10. Nov. 1530 verbrannt. Auch Andere, die verbotene Bücher eingeführt oder häretische Lehren verbreitet hatten, wurden zur Verantwortung gezogen und hingerichtet.**)

*) Histoire des Martyrs p. 101. Burnet 1. 2. Weber S. 200.
**) Weber S. 203.

Nun aber trat eine entscheidende Wendung der Dinge ein durch den
önig Heinrich VIII. selbst; freilich nicht in einer Weise, über die man
ch als Christ im Herzen freuen kann: Es war einerseits die Politik,
nderseits die Leidenschaft des Königs, die der Reformation, oder sagen
ir lieber der Lostrennung Englands vom Papste den Weg bahnte.

Heinrich VIII. war an Katharina von Aragonien vermählt. Diese,
üher an seinen Bruder Arthur verheirathet, aber nunmehr verwittwet,
ar die vierte Tochter Ferdinands des Katholischen, mithin die Tante
arls V. Ihrer Gesinnung nach war sie entschieden römisch-katholisch. Sie
rbrachte jeden Tag sechs Stunden mit der Ausübung ihrer Andachten,
ichtete wöchentlich zweimal und hielt streng die Fasten. Unter ihrem
idenen Kleide trug sie, nach Art der Büßerinnen, ein härenes Gewand.
ie las am liebsten die Geschichte der Heiligen und fand keinen Ge-
hmack an den weltlichen Vergnügungen und der ausgelassenen Prunk-
st ihres Gatten. Doch diese Verschiedenheit der Neigungen hätte zu
iner Trennung geführt. In Anerkennung des Dogma's von dem
leinseligmachenden Glauben der römisch-katholischen Kirche begegneten
h beide Gatten; ja Heinrich liebte Katharina gerade um ihrer Frömmig-
t und ihrer Sittenstrenge willen. Dieser Ehe waren drei Söhne und zwei
ichter entsprossen, aber die Söhne waren alle drei gestorben und von den
ichtern nur die eine, Maria, am Leben geblieben. Bei der andauernden
änklichkeit der Königin war keine weitere Nachkommenschaft mehr zu
ffen, und da bis dahin nie eine Königin mit eigenem Recht in Eng-
nd regiert hatte, so wäre der Thron ohne Erben geblieben. Heinrich
lickte nun aber in dem Tod seiner Söhne ein göttliches Strafgericht.
orüber denn? Darüber, daß er durch Verheirathung mit Katharina,
r Wittwe seines Bruders, sich gegen die heiligen Gebote des Herrn
rsündigte, sintemal nach 3 Mose 18, 16 die sogenannte Leviratsehe
den verbotenen Dingen gehörte. Die Bedenken gegen die Zuläßlich-
t dieser Ehe hatten sich schon seiner Zeit bei'm Abschluß der gesetzwidri-
n Verbindung geregt, waren aber durch eine von Papst Julius II. er-
eilte Dispens für einmal niedergeschlagen worden. Auffallend bleibt
immer, daß nach einer Verbindung von achtzehn Jahren das könig-
he Gewissen erst jetzt wieder aufwachte, und „man müßte," wie Ranke
chtig bemerkt,*) „die sehenden Augen verschließen," wenn man in Ab-
de stellen wollte, daß eine unterdessen erwachte Leidenschaft des Königs
en stärksten persönlichen Antrieb zu dem Wunsche gab, von der bis-

*) Engl. Geschichte I. S. 169.

herigen Gattin sich scheiden zu lassen. Es war dieß seine bekannte Liebe zu Anna Boleyn, einer reizenden Hofdame der Königin. Papst Clemens VII., an den das Scheidungsgesuch gelangte, befand sich in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Entweder mußte er die Bulle seines Vorgängers, Julius II., widerrufen und den Kaiser Karl dadurch erbittern, oder er mußte es mit Heinrich verderben, den er gerade in seinem damaligen Krieg gegen Frankreich nöthig hatte. Er verdarb es in der That mit ihm. Da der Papst mit seinem Entscheide zögerte, da auch die Meinungen der englischen Prälaten unter sich getheilt waren, suchte man Rath bei den Gelehrten des Auslandes. Aber auch die Gutachten dieser Gelehrten fielen verschieden aus. Während die schweizerischen Reformatoren Zwingli, Oekolampad, Grynäus u. A. für die Scheidung waren (indem sie das Alte Testament auch in Ehesachen für verbindlich hielten), waren Martin Bucer, Luther und Melanchthon gegen die Scheidung. Luther gab sein Urtheil dahin ab, daß, wenn der König auch durch seine frühere Ehe wider das göttliche Gebot gesündigt habe, er doch jetzt durch eine so willkürliche und grausame Scheidung eine noch weit größere Sünde auf sein Gewissen laden würde.*) Zudem zeigte er, wie die angeführte Bibelstelle nicht einmal auf den Fall des Königs passe, da sie von einer Verbindung mit der Frau des Bruders bei dessen Lebzeiten handle, während ja grade das göttliche Gesetz an einer andern Stelle (3 Mos. 25, 5) verlange, daß nach dem Absterben eines Bruders der Ueberlebende dessen Wittwe heirathe im Falle der Kinderlosigkeit. Uebrigens seien die bürgerlichen Gesetze der Juden für die Christen nicht mehr verbindlich, und höher stehe das von Christo gegebene Gebot, daß, was Gott zusammengefügt, der Mensch nicht scheiden soll. Wir wollen nicht untersuchen, wie viel Antheil die frühere Abneigung Luthers gegen Heinrich an diesem Bedenken hatte. Jedenfalls konnte ihm die durchaus unlautere Absicht des Königs und die Heuchelei, hinter welcher er diese Absicht versteckte, nicht entgehen, während hingegen der fromme Bischof Cranmer, der hierin das Gewissen des Königs leiten und erleichtern sollte, es eben so aufrichtig meinen mochte, wenn er von seinem Standpunkte aus zur Ehescheidung rieth. Genug, das Ergebniß des langen Streites war, daß Heinrich, ohne sich an Rom zu kehren, die Scheidung von Katharina vollziehn ließ und Anna Boleyn heirathete, die indessen bald

*) Siehe das Sendschreiben an Robert Barnes, bei de Wette Bd. IV. S. 29[illegible]. Ueber die Gutachten Zwingli's und Oekolampads s. Zwingli Opp. VIII. p. 631. 634.

darauf selbst ein Opfer seiner Eifersucht wurde. Katharina betrachtete sich gleichwohl bis an ihren Tod als rechtmäßige Königin und suchte einen Ersatz für die ihr angethane Schmach in der gewissenhaften Fortsetzung ihrer strengreligiösen Uebungen. Mit dem eigenmächtigen Schritt in der Ehesache hatte Heinrich die Verbindung mit dem römischen Stuhle thatsächlich abgebrochen. Damit wollte er sich keineswegs lossagen von der katholischen Kirche, ihrer Lehre, ihren Uebungen, ihren Ueberlieferungen.

Was Heinrich erstrebte war vielmehr die Aufrechterhaltung des ganzen katholischen Systems, mit Ausnahme der päpstlichen Suprematie. Vor allen Dingen suchte er die Landesgeistlichkeit in Abhängigkeit von der Krone zu bringen. Der Cardinal Wolsey war unterdessen in Ungnade gefallen, und damit war auch der Geistlichkeit eine ihrer Hauptstützen entzogen. In der Convocation vom 24. Januar 1531 ward sie genöthigt, den König auch in kirchlichen Dingen als ihr einziges rechtmäßiges Oberhaupt anzuerkennen. Der Bannbulle des Papstes (23. März 1534) wurde (im Nov. desselben Jahres) die Suprematsakte entgegengesetzt, und damit war der Bruch mit Rom vollendet. Somit sollte also die katholisch-anglicanische Kirche hinfort unabhängig von Rom, unmittelbar unter dem König stehen, der niemand über sich erkennen wollte als Gott. Dieses Auftreten des Königs erregte, wie sich erwarten läßt, unter den Anhängern des Papstes, deren es noch viele im Lande gab, einen gewaltigen Sturm, um so mehr als nun auch die Klöster nicht ohne Grund in ihrem Besitzthum sich gefährdet sahen. Die Bettelorden regten die Massen auf. Ein Observant, Peyto, weissagte dem König in's Gesicht, er werde ein Ende mit Schrecken nehmen, wie Ahab. Eine Seherin, Elisabeth Burton, „die heilige Magd von Kent“, ließ sich in ähnlichem Tone vernehmen. Sie büßte dafür auf dem Scheiterhaufen (1534). Bald darauf, im Sommer 1535, fielen zwei edle Männer dem neuen Regierungssystem zu Opfer, der greise Bischof Fisher von Rochester, der sich der Ehescheidung widersetzt hatte, und der einst so hochgestellte Kanzler Thomas More. Beide starben mit großer Ergebung. Nun ging es auch im Jahr 1536 erst an die Aufhebung der kleinern, später auch der größern Klöster, deren Einkünfte der Krone zufielen.

Papst- und Mönchthum waren somit gestürzt, und wer in dem Sturz dieser Mächte das Wesentliche der Reformation erblickt, wird auch von dieser Zeit an die Reformation Englands datiren. Aber wer nach dem Kern der Lehre fragt, der wird finden, daß es hierin zunächst bei'm Alten blieb. Zwar hatte eine Convocation vom 16. Juni 1536 ein

Glaubensbekenntniß entworfen, das sogenannte „Bischofsbuch“, worin einige, aber auch nur einige wenige Anklänge an das protestantische Bekenntniß sich fanden, insofern z. B. der Gebrauch des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (aber mit Beibehaltung der Brotverwandlungslehre) festgestellt war. Aber schon im Jahr 1539 wurde das Bischofsbuch durch das „Königsbuch“ verdrängt. Dieses umfaßte sechs königliche Glaubensgesetze, die man auch die sechs Blutartikel genannt hat, oder, wie der Volkswitz sie nannte, die königliche Peitsche mit den sechs Schlingen. In diesen Artikeln wurde, bei Strafe, entweder verbrannt oder gehenkt zu werden, eine jede Aeußerung verboten, die gegen die Brotverwandlung, gegen die Kelchentziehung, das Cälibat, die Mönchsgelübde, die Privatmesse und Ohrenbeichte gerichtet war. Mit unerhörter Grausamkeit wurden diese Artikel in Anwendung gebracht, und die Gefängnisse füllten sich mit Widerstrebenden.

Der Mann, dessen sich Heinrich VIII. zur Einführung seiner vielfach bedingten und beschränkten Reformation bediente, war der Erzbischof Thomas Cranmer. Dieser hatte, wie schon bemerkt, in der Ehestreitigkeit Heinrichs die Partei des Königs genommen und sich dadurch dessen Gunst erworben. Seine Willfährigkeit hatte ihm zu dem Erzbisthum von Canterbury und dem Primat von England verholfen. Nach Beseitigung des bisherigen Kanzlers Thomas Morus fiel die Leitung der Staatsangelegenheiten in die Hände des neuen Kanzlers Thomas Cromwell, während Cranmer mit der Anordnung des Kirchlichen betraut ward. Der blutige Weg, auf dem Cranmer zu seiner politischen Höhe gelangte, hat für unser Gefühl etwas Zurückstoßendes: es haftet damit der Geschichte dieses sonst so ausgezeichneten Reformators ein Flecken an, für den wir ihn zwar nicht verantwortlich machen können, der aber doch ein Flecken bleibt und uns die reine Freude an dem Gelingen des Reformationswerks in England trübt, weil es eben schon in seinem Beginn jene unreinen Elemente in sich trägt, die anderswo doch erst später sich einmischten. Die schöne Zeit einer reinen, jugendlichen Begeisterung, wie sie die deutsche Reformationsgeschichte uns zeigt, suchen wir in der englischen vergebens. Das Menschenwerk verdeckt uns weit mehr als anderswo das Walten Gottes, wenn wir auch dieses in so weit nicht in Abrede zu stellen geneigt sind, als sich die Vorsehung auch der Sünden der Menschen bedient, um ihren ewigen Rathschluß durchzuführen.

Thomas Cranmer, aus einer ansehnlichen Familie stammend, war geboren im Jahr 1498. Nachdem er sich auf dem Christcollegium in Cambridge in den Wissenschaften vorbereitet, hatte er in Deutschland

Lehre Luthers kennen gelernt. Er hatte selbst fleißig in der Bibel d in den Schriften der Kirchenlehrer geforscht, er hatte sich von der chtigkeit vieler Lehren der damaligen katholischen Kirche überzeugt, und lt es nun für seine Pflicht, das Ansehn und den Einfluß, den seine he Stellung ihm sicherte, zur Einführung eines reinern evangelischen ristenthums zu verwenden. Allein es bedurfte großer Behutsamkeit em König gegenüber, der trotz seiner Trennung vom Papste auch den ß gegen Luther noch nicht verwunden hatte. Statt aus einem Gusse reformiren, mußte sich auch Cranmer dazu bequemen, einstweilen nur kweise auszubessern und mehr die äußere Vorderseite des Kirchenge- ides sorgfältiger als dessen Grundlage zu bedenken. Ja, er wurde i den halben Maßregeln, zu denen er sich nothgedrungen herbeiließ, h zur Aufrechterhaltung der königlichen Bestimmungen fortgerissen, unmöglich seiner bessern Ueberzeugung entsprechen konnten. Er ließ zwar nicht fehlen an Anempfehlung eines mildern Verfahrens, aber 'and wenig Gehör.

Bekanntlich hatte Heinrich nach Anna Boleyns Hinrichtung deren nmerfräulein, die anmuthige Johanna Seymour geheirathet. : hatte in Religionssachen begütigend auf den König gewirkt, aber hdem sie den 28. October 1537 im Wochenbett gestorben, zeigte sich König bei seiner innern Verdüsterung mehr als je geneigt, den Ein- terungen einer verfolgungssüchtigen Partei nachzugeben. So kam es er anderm dahin, daß ein gewisser Lambert*) (nicht zu verwechseln Lambert von Avignon) wegen seiner Zwingli'schen Ansicht vom :ndmahl mit dem Feuertode bestraft wurde (Nov. 1538). Noch kurz seinem Sturz hatte Cromwell die Vermählung Heinrichs mit na von Cleve zu Stande gebracht. Aber sie entsprach nicht den vartungen, die er auf ihr von Holbein gemaltes Porträt hin von ihr egt hatte. Auch von ihr ließ der Treulose sich wieder scheiden, um die hte des Herzogs von Norfolk, Katharina Howard zu ehelichen Aug. 1540), deren Haupt gleichfalls unter dem Beil des Henkers .. Nach ihrem Tode schritt Heinrich zur sechsten Ehe. Diese seine letzte ttin, Katharina Parr, meinte es gut mit der protestantischen rtei im Lande, besonders mit den Reformirten. Sie war ihre weise 'schützerin und zugleich eine treue Pflegerin ihres Herrn und Gemahls an dessen Tod (den 28. Januar 1547).**)

*) Er hieß auch Nicholson; vgl. Schröckh II. S. 578 (nach Burnet und Strype).

**) Man darf übrigens, wenn man gerecht sein will, in Heinrich dem Achten nicht

„Mit roher sinnlicher Faust“ hatte Heinrich VIII. in die religiösen Fragen der Zeit eingegriffen, „die in Deutschland im innersten Gemüth getragen und bewegt“ wurden. *) Eine mildere, pflegende Hand sollte nun an sie gelegt werden unter seinem einzigen Sohn (aus der Ehe mit Johanna Seymour), Eduard VI.

Prinz Eduard war ganz in den Grundsätzen der Reformation erzogen worden, denen er auch mit Vorliebe Sinn und Herz öffnete. Er stand unter Cranmers Einfluß. Dieser, in Verbindung mit dem Oheim des Königs, Edward Seymour, Grafen von Herfort, Herzog von Somerset, der zum Protector des Reichs war erhoben worden, traf nun auch alle Einleitungen zur Durchführung der Reformation. Somerset stand in brieflichem Verkehr mit Calvin, der ihn mit allem Nachdruck ermunterte, dem reinen Evangelium, das ihm nicht fremd sei, durch zweckmäßige Einrichtungen, zumeist durch freie Verkündigung des Wortes, zum völligen Sieg zu verhelfen. **) Es zeigte sich aber noch viel Widerstand, sowohl von Seiten der Geistlichen, die Bischöfe Bonner, Tonstal und Gardiner an der Spitze, als der Universität. Das Volk blieb im Ganzen stumpf und unempfänglich. Cranmer mußte sehr vorsichtig verfahren und bei seinen Neuerungen möglichst an das Alte, schon Vorhandene anknüpfen. Vor allen Dingen suchte er durch eine Sammlung von guten Predigten, die er in Gemeinschaft mit seinen Genossen Ridley und Latimer veranstaltete, das sogenannte Homilienbuch (1547) dem Mangel an eigenen guten Predigern zu Hülfe zu kommen. Inzwischen wurden Visitationen angeordnet und die schreiendsten Mißbräuche

---

nur den blutigen, seinen Gelüsten fröhnenden Tyrannen sehen. Die unparteiische Geschichte hat auch bessere Seiten an ihm hervorgehoben. Hören wir den Meister der deutschen Geschichtschreibung Ranke (Engl. Gesch. S. 223. 24): „In Heinrich VIII. bemerkt man keine freie Hingebung, keinen Schwung der Seele, keine wirkliche Theilnahme an einem lebenden Menschen; sie sind ihm alle Werkzeuge, die er gebraucht und wieder zerbricht; aber eine praktische Intelligenz ohne gleichen, eine den allgemeinen Interessen zugewandte kraftvolle Thätigkeit; er verbindet Beweglichkeit der Absichten mit einem jeder Zeit festen Willen.“ Von Andern (Schöll a. a. O.) wird namentlich sein Rechtssinn hervorgehoben, aber freilich blieb dieser ein abstract-formaler. „War nur irgend eine Rechtsform gefunden, so war sein Gewissen befriedigt.“ Auch das noch wird ihm zum Lobe nachgeredet, daß er ein Feind aller Verstellung war. Die Sittlichkeit Anderer konnte auch bei abweichenden Ansichten ein Vertrauen in ihm wecken, das er ihnen bewahrte, wenn er andere Günstlinge fallen ließ. So war es namentlich mit Cranmer der Fall.

*) Dahlmann S. 50.

**) Letters of John Calvin by Jules Bonnet (Edinburgh 1857) Vol. II. p. 186. der Brief ist vom 22. Oct. 1548), vgl. Stähelin, Calvin II. S. 52 ff.

bgestellt. Im Cultus wurde so wenig als möglich verändert; das lbendmahl zwar wurde unter beiden Gestalten genossen, aber bei der Taufe ward der Exorcismus beibehalten, und auch Firmelung und letzte Oelung wagte man nicht zu entfernen. Ein weitrer Fortschritt war indessen der, daß das neue Parlament vom Jahr 1548 den Geistlichen die Ehe gestattete. Das Jahr darauf erschien das gemeinsame Gebetbuch common prayerbook), das die Mitte zu halten suchte zwischen der leberladenheit und Nüchternheit, dem Starren und Beweglichen des Cultus. Diese Liturgie erhielt durch die darauf erlassene Uniformitätsakte (1549) Gesetzeskraft. Eine bedeutende Förderung erhielt iber das englische Reformationswerk durch die Berufung von Lehr- und Arbeitskräften aus dem Auslande, eines Peter Martyr und Bernhard Ochino, eines Bucer und Fagius und eines Johannes a Lasco (Lasky). Einigen dieser Männer sind wir bereits schon begegnet, mit Andern werden wir noch bekannt werden.*) Dadurch erhielt zugleich der reformirte Typus in Absicht auf die Lehre das Uebergewicht. Peter Martyr und Bernhard Ochino lehrten in Oxford, Bucer und Paul Fagius (der jedoch schon am 15. November starb) in Cambridge. Von nicht geringem Einfluß war auch die im Jahr 1550 von dem Polen Lasky gestiftete niederdeutsche Gemeinde, der auch noch andere Gemeinden von Ausländern nachfolgten. Nun wurden auch die am Alten festhängenden Bischöfe beseitigt, Gardiner und Tonstal ihrer Stellen entsetzt. Der im Jahr 1552 erfolgte Sturz des Protectors Somerset (er endete den 22. Januar auf dem Schaffot) brachte in dem Reformationswerk keine Aenderung hervor. Dieses erhielt vielmehr einen relativen Abschluß durch die zweite Uniformitätsakte (1552) und durch das Glaubensbekenntniß, das Cranmer in Gemeinschaft mit Nicolaus Ridley im Mai 1552 dem Staatsrath zur Genehmigung vorlegte. Es umfaßte 42 Artikel, die auf Befehl des Königs von der Geistlichkeit beschworen wurden.

*) Diese Berufung von Ausländern war nicht die erste. Schon unter Heinrich VIII. (1538) war eine theologische Gesandtschaft aus Deutschland in England erschienen. Es war dieß zur Zeit, als der König mit dem Gedanken umging, in den Schmalkaldischen Bund einzutreten, wobei ihm der Anschluß an die Augsburgische Confession zur Bedingung gemacht wurde. Die damaligen Abgeordneten waren Franz Burkhardt, Vicekanzler des Kurfürsten von Sachsen, Georg von Boyneburg und Friedrich Myconius. Gar zu gerne hätte Heinrich auch Melanchthon gewonnen, dem er für die Abfassung der Loci ein königliches Geschenk von 200 Ducaten machte. Die Verhandlungen mit den deutschen (lutherischen) Protestanten führte jedoch zu keinem Ziel.

Die englische Reformation (soweit wir sie bis dahin verfolgt habe
war freilich, wie richtig bemerkt worden ist,*) „nicht, wie seiner Zeit
Deutschland und der Schweiz, aus dem Drang der Nation selber herau
gequollen"; sie war von oben her gemacht. Auch fehlte es unter d
sonst milden und gerechten Regierung Eduards leider nicht an Akten d
Intoleranz. So wurden im Mai 1550 eine Johanna Bocher und e
Holländer, van Paris, als Ketzer verbrannt:**) die Eine, weil sie d
wahre Menschheit, der Andere, weil er die wahre Gottheit Christi g
leugnet zu haben beschuldigt wurde. Uebrigens fehlte es auch nicht
Reactionsversuchen von Seiten der Priesterpartei. In Norfolk ha
sich ein Gerber, Kett, an die Spitze von 20,000 Aufwieglern gestell
und nur mit Waffengewalt konnte der Aufruhr (im August 1549) g
stillt werden.

Nun aber änderte sich bald alles wieder mit des jungen König
Eduard VI. frühzeitigem Tode, den 6. Juli 1553. Es kam wieder ei
neue schwere Zeit der Verfolgung.

Schon die Thronstreitigkeit machte den blutigen Anfang. Edua
hatte sich durch Johann Dudley, Herzog von Northumberland, bered
lassen, mit Uebergehung seiner strengkatholischen Stiefschwester Mari
so wie der jüngern Schwester Elisabeth, die Schwiegertochter Northum
berlands, die Gattin Guilford Dudley's, Johanna Grey, eine Enk
lin der Schwester Heinrichs VIII. mithin dessen Großnichte, zur Nach
folgerin zu bestimmen. Johanna Grey war Protestantin. Ihr einfache
jungfräulicher Sinn trachtete nach nichts weniger als nach einer Königs
krone. Sie war in Sprachen und Geschichte wohl unterrichtet und la
die Schriften des Plato, wie die des Neuen Testamentes in der Ursprach
Selbst das Studium des Hebräischen lag ihr nicht zu fern.***) Ei
stilles, zurückgezognes, den Wissenschaften und frommen Andachtsübunge
geweihtes Leben sagte ihrem anspruchslosen Sinne mehr zu, als d
Zerstreuungen des Hoflebens und die ihr kaum bekannten Sorgen d
Regierung. Ob ihr die Krone von Rechtswegen zustehe, darüber ge
traute sie sich nicht von sich aus zu urtheilen. Die arme Seele sucht

*) Häusser a. a. O. S. 676. Auch Hase (K.-G. S. 435) sagt: „Noch wa
die Reformation nur eine Parteisache."

**) Darnach ist die Angabe Dahlmanns (S. 76) zu berichtigen, daß unte
Eduard VI. niemand seiner Religion wegen hingerichtet wurde.

***) Den gelehrten Briefwechsel, den sie mit Bullinger führte, s. bei Kor
tüm, Geschichte der englischen Revolution unter den Stuarts des 17. Jahrhunderts
Zürich 1827. S. 376.

Rath bei Gott. Vor ihm warf sie sich nieder im Gebet und flehte ihn mit Inbrunst an, er möge, falls die Würde ihr zugehöre, dann auch Gnade geben, daß sie dieselbe zu seiner Ehre verwalte. So ließ sie sich in ihrer Arglosigkeit bewegen, die Krone anzunehmen, welche ihr ja nicht dämonische Mächte, sondern die ersten Staatsmänner im Namen des verstorbenen Königs antrugen. Aber nur neun Tage dauerte die Täuschung. — Maria ward vom Volke als die rechtmäßige Königin ausgerufen, und die Urheber des unrechtmäßigen Schrittes wurden gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt. Auch Johanna Grey hatte schwer zu büßen. Nachdem sie über ein halbes Jahr im Tower gefangen gehalten worden, ward das Bluturtheil über sie und ihren Gemahl gefällt und den 12. Februar 1554 an beiden vollzogen. Vergebens suchte der katholische Prälat Fecknam, der ihr zugeschickt wurde sie zum Tode zu bereiten, ihren evangelischen Glauben zu erschüttern.*) Sie bewies eine solche gründliche Belesenheit in der Schrift, eine solche Sicherheit des Urtheils und eine solche Standhaftigkeit der Ueberzeugung, daß Fecknam von jedem weitern Versuche abstehen mußte. Noch den Vorabend vor ihrer Hinrichtung schickte sie einer ihrer Schwestern ein Neues Testament, in das sie folgende Worte schrieb: „Ich schicke dir hier, meine liebe Schwester, ein Buch, das, wenn es auch nicht äußerlich geziert und in Gold gefaßt ist, doch an seinem innern Werthe alle Edelsteine übertrifft. Es ist das Buch der frohen Botschaft unsers Herrn, sein letzter Wille, sein Vermächtniß an uns arme Elende. Hier wirst du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude, und wenn du es mit wahrer Heilsbegierde liesest, den Weg zum ewigen Leben. Du wirst daraus lernen, wohl zu leben und wohl zu sterben. Es wird dir mehr Gewinn bringen, als alle Herrschaften und Besitzthümer deines Vaters. Wirst du allen deinen Eifer darauf richten, dieß Buch zu verstehen und seinen Vorschriften gemäß zu leben, so wirst du Erbin werden der Güter, welche keine Menschen dir rauben können, welchen die Diebe nicht nachgraben und die der Rost nicht zerfrißt. Bete, liebe Schwester, mit David um Erkenntniß des heiligen Gesetzes Gottes. Lebe immer, um zu sterben, damit du durch den Tod das ewige Leben erbest; verlasse dich nicht darauf, daß dein zartes Alter dir das Leben verlängere, denn Jung und Alt stirbt gleich bald. Darum lerne stets sterben, laß fahren die Welt, entsage dem Satan und opfere hin das Fleisch. Deine ganze Liebe schenke

*) Die Unterredung findet sich weitläufig mitgetheilt in der öfter angeführten Histoire des Martyrs p. 255 und bei Heckel, Märtyrer der evangelischen Kirche.

dem Herrn. Bereue deine Fehltritte; aber verzage, verzweifle nicht. Sei stark im Glauben, begehre hinfort nichts mehr als, mit **Paulus**, getrennt zu werden von diesem Leibe des Todes und aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft Christi, mit dem wir leben, wenn wir sterben. Mache es wie der treue Knecht, der sich immer wach erhält, damit nicht, wenn der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht, du als eine der unklugen Jungfrauen erfunden werdest. Freue dich in Christo, trage seinen Namen und nimm sein Kreuz auf dich. Und was meinen Hingang betrifft, freue du dich auch dessen, wie ich mich freue, meine gute Schwester; denn ich werde entledigt werden von dieser Verderbniß, und zum Unverweslichen übergehen. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, indem ich das sterbliche Leben verliere, ich das unsterbliche erlange, welches ich Gott bitte auch dir zu geben und dir die Gnade zu verleihen, in seiner Furcht zu leben und im wahren christlichen Glauben zu sterben. Von diesem Glauben — ich bitte dich in Gottes Namen — weiche nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode; denn wenn du seine Wahrheit verleugnen willst, um dein Leben zu fristen, so wird dich Gott auch verleugnen. Wenn du dich hingegen an ihn wendest, so wird er dir deine Tage verlängern zu deiner Stärkung und zu seiner Ehre. Zu dieser seiner Ehre und Herrlichkeit wolle er mich führen, und zu seiner Zeit, wenn es ihm gefällt, dich abrufen. Lebe wohl, meine Schwester. Hoffe auf Gott, er wird dir helfen. Deine vielgeliebte Schwester: Johanna Dudley." Auf der Richtstätte angelangt grüßte sie ehrerbietig Fecknam und die Umstehenden, hielt dann an das Volk eine kurze Anrede und forderte es auf, mit ihr zu beten. Mit lauter Stimme las sie den ganzen 51. Psalm vor: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!" u. s. w. Als dieß geschehen war, ordnete sie ihren Anzug zur Hinrichtung und bot ihren Nacken dem Beil des Henkers dar. Als sie die Worte gesprochen: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist — fiel ihr Haupt. Sie starb in der Blüthe ihrer Jugend, im 17. Jahre ihres Lebens (Februar 1554). Ihr Tod hatte freilich zunächst einen politischen Grund, aber doch war es auch mit der Religionshaß der Maria, der denselben beschleunigte; denn schon vor ihrer Hinrichtung hatten die Verfolgungen der Protestanten unter Maria's Regierung begonnen, und auch nachher dauerten sie fort. Es war zunächst der Bischof von Wincester und nachmalige Kanzler Gardiner, der sich schon früher der Reformation in England auf's nachdrücklichste widersetzt hatte und von welchem die Gegenwirkungen ausgehn sollten; doch waren Gardiners

Vorschläge der Königin noch zu mäßig, und sie berief daher von Rom
us den berühmten und gelehrten Cardinal Reginald Polus (Pole) als
äpstlichen Nuntius in's Reich, damit er alles wieder auf den alten Fuß
etze. Noch vor der Ankunft dieses Legaten vermählte sich überdieß Maria,
um allgemeinen Schrecken der Protestanten, im Jahr 1554 mit Phi-
ipp, dem Sohne Kaiser Karls V., dem nachmaligen Philipp II., Könige
on Spanien. Ihm und keinem Andern die Hand zu geben, dazu soll
ie sich, noch ehe sie den Mann gesehen, vor einem Crucifix in ihrer Bet-
ammer verpflichtet haben.*) Durch diese Verbindung wurde Spanien,
och vor dem Regierungsantritt Philipps, ein Feld geöffnet, die Schrecken
er Inquisition auch auf dem brittischen Insellande zu verbreiten; und
o waren es also auch hier, wie späterhin in Frankreich, die römische und
ie spanische Macht, welche in ihrem Bunde zusammenwirkten, das Auf-
ommen des Protestantismus zu hindern. Unter solchen Auspicien machte
ie Reformation in England einen Rückschritt noch hinter die Zeiten
Heinrichs VIII. zurück; denn auch die kirchliche Unabhängigkeit Englands
om päpstlichen Stuhle, welche Heinrich ertrotzt hatte, wurde vom Par-
amente wieder zurückgenommen und die frühern Ketzergesetze erneuert.
Schon früher waren die protestantischen Fremdlinge, welche die Zierde
er Universität Oxford gewesen, wieder entfernt worden; aber mit dem
Jahr 1555 begann eine planmäßige Verfolgung. Es muß jedoch dem
Cardinal Polus zur Ehre nachgesagt werden, daß er sich den gewalt-
amen Bekehrungen der Protestanten auf eine Weise widersetzte, wie
nan sie von einem päpstlichen Legaten nicht gewohnt war. Er setzte von
einem Standpunkte aus, der in wesentlichen Stücken sich sogar mit dem
rotestantischen Glaubenspunkt berührte (z. B. in der Lehre von der
Rechtfertigung), ein solches Vertrauen in die innere Wahrheit der ka-
holischen Lehre, daß er sich getraute, dieselbe auf dem Wege der Ueber-
eugung Allen einleuchtend zu machen, und seine eigene persönliche Fröm-
nigkeit, die er mit seiner Gelehrsamkeit verband, konnte allerdings einiges
Zutrauen in dieser Hinsicht erwecken. „Die Geistlichen,**) welche die
Irrenden in den Schooß der Kirche zurückführen wollen (so lehrte er),
müssen vor allem selbst von Mitleid gegen sie durchdrungen sein; sie
müssen als gute Hirten den verlorenen Schafen mit Liebe nachgehen,
als geistliche Väter ihre Kinder auf den Irrwegen aufsuchen, auf welche

*) Ranke I. S. 274.

**) Siehe Burnet, Histoire de la Réf. d'Angleterre Tom. III. p. 165. Weniger günstig beurtheilt Weber den Charakter des Polus.

sie sich verloren haben, als treue Aerzte die Kranken pflegen und tragen, und so das Uebel zu heben suchen, nicht aber sie tödten." Mit richtigem Scharfblick bemerkte er, wie Grausamkeit nur erbittere, statt den Schaden zu heilen. Auch, meinte er, müsse man auf die Verhältnisse des Landes Rücksicht nehmen. Das Uebel sei hier schon länger eingewurzelt, und so bedürfe es auch der Zeit, bis es sich allmälig heben lasse. Vor allem aber thue die eigene Besserung der katholischen Kirche noth. Ihre Priester sollen zuerst mit dem Beispiel der Frömmigkeit voranleuchten. Die Unwissenheit und Unsittlichkeit der katholischen Priesterschaft, sie sei eine Hauptschuld an den Irrungen der Kirche. Hier sei die Strenge am Platze, wie sie in den alten Zeiten sei geübt worden, wo eine bessere Zucht geherrscht; und dann erst, wenn die katholische Kirche wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgekehrt sei, werde es sich zeigen, ob nicht die Abtrünnigen von selbst wieder sich ihr zuwendeten.

Aber diese Stimme der Mäßigung fand keinen Eingang. Auch der Papst Paul IV. war damit nicht einverstanden; Polus wurde sogar 1557 vor den römischen Stuhl citirt, um sich dieser milden Grundsätze wegen zu verantworten. Desto mehr konnte Gardiner auf Beifall rechnen, derselbe Gardiner, der früher aus bloßer Klugheit, nicht aber aus weiser Menschlichkeit, wie Polus, zu milderm Verfahren gerathen hatte, und der jetzt der äußersten Strenge das Wort reden zu müssen glaubte. Die schwarze Seele der Ketzer könne nur durch Blut gereinigt werden,*) das war sein eines Alba würdiger Grundsatz. Und in diesem Sinne riethen auch Andere. Es erschien eine Schrift, in welcher das Recht, Ketzer mit dem Tode zu bestrafen, mit Gründen vertheidigt wurde, von denen leider auch die Protestanten ihrerseits bisweilen Gebrauch machten. „Gott habe," hieß es, „schon im Alten Testament die Vertilgung der Ungläubigen befohlen; und wenn die heidnischen Kaiser sich als Obrigkeiten berechtigt geglaubt hätten die Christen zu verfolgen, so stehe dieses Recht noch viel mehr den christlichen Obrigkeiten gegen die Ketzer zu." Die bekannte Stelle der Schrift: „Nöthige sie hereinzukommen" und das ernste Strafgericht, das Petrus einst an Ananias und Sapphira vollzogen (Apostelgesch. 5), wurden als Beweisstellen gebraucht, um gewaltsame Maßregeln gegen Widerspenstige zu rechtfertigen.

Ich will nicht die Einzelnen alle nennen, die auch bei diesen Verfolgungen die Lehre des Heils mit ihrem Blute besiegelten.**) Unter

*) Kortüm S. 119.

**) Ihre Namen findet man in der Histoire des Martyrs an verschiedenen Or-

ihnen heben sich hervor die ehrwürdigen Gestalten eines Johann Rogers, eines Rowland Taylor, der sich einer reich mit Kindern gesegneten Ehe freute, in welcher der schändliche Gardiner nur Bastarde erblicken wollte, eines Johann Hooper. Jeder von ihnen sollte an dem Orte, da er gelehrt und gewirkt hatte, auch den Zeugentod sterben. So Rogers in London, Hooper in seinem bischöflichen Sitz zu Glocester, Taylor in der Nähe seiner Pfarre. Als die Verurtheilten bei Nacht nach ihrem Gefängniß zurückgeführt wurden, traten viele Hausväter mit den Lichtern in den Händen aus den Thüren, um sie mit ihrem Gebet zu begrüßen und ihnen für ihre Standhaftigkeit zu danken.*)

Als die milderen Gesinnungen des päpstlichen Legaten keinen Anklang fanden, war es besonders der Bischof Bonner von London, der die zahlreichen Opfer zur Schlachtbank führte;**) und Philipp und Maria waren es, die seinen Eifer anschürten, wenn er zu erkalten schien.***)

Wie aber in den ersten Zeiten des Christenthums die verfolgenden Obrigkeiten besonders auf die Bischöfe der Christen ihr Augenmerk richteten, so war auch jetzt die Zeit gekommen, durch Hinrichtung der Angesehensten in der Gemeinde einen größern Schrecken zu verbreiten: und so wurden denn die beiden ehemaligen Bischöfe von London und Winchester, Ridley und der achtzigjährige Latimer, vor das Blutgericht gezogen. Von den Lebensumständen des letztern sei mir erlaubt hier noch einiges einzuschalten. —

Hugo (Hugh) Latimer,†) geb. 1540, war der Sohn eines Pächters. Er war in den strengen Grundsätzen der römischen Kirche erzogen worden und ereiferte sich anfänglich sehr gegen die Neuerer. Hielt er doch sogar auf der Schule zu Cambridge eine heftige Rede gegen Melanchthon. Aber durch seinen Freund Thomas Bilney wurde er für die Ideen der Reformation gewonnen, die er nun mit eben so großem

---

ten; bei Burnet a. a. O. S. 200. Kortüm S. 20. Weber II. S. 254 ff. (Das Evangelium unter dem Kreuz.)

*) Ranke I. S. 271.

**) Von der ausgesuchten Grausamkeit dieses geistlichen Henkers führt Kortüm Folgendes an: „Einem Leineweber Thomkins, der die Brotverwandlung geleugnet hatte, rupfte er Haar für Haar aus dem Barte und hielt dem Hartnäckigen endlich ein brennendes Licht so lange unter die flache Hand, bis aus den aufgetriebenen Adern das helle Blut hervorspritzte.

***) Burnet S. 196 ff.

†) Brittischer Plutarch Bd. I. S. 304 ff.

Eifer vertheidigte, als er zuvor die Partei der römischen Kirche genomm hatte. Er machte großes Aufsehn durch seine Predigten. Latimer be außer seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auch die Gabe jenes scha Witzes, durch die so viele große Männer der brittischen Nation sich jeher ausgezeichnet haben. Davon nur ein Beispiel. Ein Redner Gegenpartei, Dr. Buckingham, Prior der schwarzen Mönche, hatte u anderm das Bestreben der Reformatoren, die Bibel unter dem Vol verbreiten, dadurch als ein thöriges Bestreben zu verdächtigen gesu daß er auf den Mißverstand aufmerksam machte, dem die bildlichen A drücke der heiligen Schrift bei dem ungebildeten Manne ausgesetzt sei So, wenn der Bauer lese, daß, wenn er seine Hand an den Pflug l und etwa zufällig hinter sich sähe, er nicht in das Reich Gottes kom so werde er bald seine Arbeit bei Seite legen; wenn der Bäcker lese, wenig Sauerteig verderbe den ganzen Teig, so werde er uns sehr schmackhaftes Brot liefern; und ebenso, wenn der Einfältige die W „so dich dein Auge ärgert, so reiß es aus," buchstäblich fasse, so we in wenig Jahren ganz England voll blinder Bettler sein. — Lati hörte diese ungesalzene Declamation ruhig an. Als aber bald darauf ihn die Reihe zu predigen kam, zeigte er einfach, wie ein gesunder V stand die bildlichen Ausdrücke der Schrift unmöglich also mißverstel könne. So z. B. sagte er, indem er sich nach der Seite wandte, wo Prior saß: „Wenn wir einen Fuchs gemalt sehen, der in einer Mönc kutte predigt, so wird sich niemand einbilden, daß ein wirklicher Fu gemeint sei, sondern jedem leuchtet ein, daß der Maler nur die Fuc natur habe beschreiben wollen, die sich so oft hinter das Gewand Frömmigkeit versteckt."

Solche witzige Anspielungen lagen im Geiste der damaligen P digtweise und hatten allerdings noch selbst etwas Mönchsartiges an s Aber Latimer war deßhalb kein bloßer Possenreißer, sondern wußte a wieder mit dem gehörigen Ernst und mit Salbung, wenn auch mit größten Anbequemung an den Volksverstand, zu predigen, so daß Kapelle, in der er gewöhnlich auftrat, immer mit Zuhörern gefüllt w Er entging indessen seinen Widersachern nicht. Er wurde nebst sein Freunde Bilney vor ein geistliches Gericht gefordert. Der letztere wu sich durch Widerruf frei zu machen; aber sein Gewissen ließ ihm n keine Ruhe mehr. Er suchte Gelegenheit sich auszusprechen, und that Sofort wurde er gefangen gesetzt, und büßte endlich mit dem Märtyr tode, dessen wir bereits erwähnt haben. Dieser Tod Bilney's mac hinwiederum auf Latimer einen tiefen Eindruck, so daß auch er jet

Augenblick zu ähnlichem Opfer bereit gewesen wäre. Als jedoch bald darauf die schon erwähnte Ehestreitigkeit König Heinrichs ausbrach, hatte sich auch Latimer, ebenso wie Cranmer, des königlichen Schutzes zu erfreuen und ward zum Bischof von Worcester ernannt. Doch nicht lange vertrug sich sein Gewissen mit dieser Stellung. Als Heinrich immer deutlicher zeigte, wie wenig es ihm mit der Reformation Ernst sei, und Latimer in die von dem König vorgeschriebenen Glaubensartikel sich weder fügen konnte noch wollte, legte er sein Bisthum freiwillig nieder und zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück. Auch dahin verfolgten ihn seine Gegner. Noch unter Heinrichs Regierung ward er in den Tower gesetzt, wo er sechs Jahre in aller Geduld zubrachte, bis er unter Eduard VI. wieder in Freiheit gesetzt und ihm sein Bisthum wieder übertragen wurde. Während dieser Zeit entwickelte er eine heilsame Wirksamkeit, und seine Predigten waren (wie einst Zwingli's Predigten) ebensowohl gegen die bürgerlichen als gegen die kirchlichen Gebrechen gerichtet. Er bekämpfte den Geiz und die Trägheit der öffentlichen Beamten, und zog sich dadurch vielen Haß zu. Aber ihn schützte der König. Anders wurde es nun auch mit ihm unter Maria, und so finden wir ihn denn jetzt mit Ridley zusammen, um gemeinschaftlich mit ihm dem Flammentod entgegenzugehn. Auch von seinen letzten Augenblicken sei mir noch einiges zu erzählen vergönnt. Als man ihn gefangen nach London führte und er durch das Quartier von Smithfield ging, wo die Ketzer gemeiniglich verbrannt wurden, sprach er mit heitrer Miene: Dieser Ort hat längst nach mir geseufzt! Auch in dem Tower verließ ihn nächst dem christlichen Muthe, der ihn beseelte, sein guter Humor nicht. Das Gefängniß war schlecht geheizt. Latimer rief den Hauptmann der Kerkerwache zu sich und bemerkte ihm, wenn es die Absicht der Regierung sei, ihn verbrennen zu lassen, so möge sie doch dafür sorgen, daß er nicht zuvor erfriere. Von London wurde Latimer nebst Ridley nach Oxford gebracht, wo er sich vor dem Gericht der Bischöfe vertheidigen sollte. Hier saß er mit seinem Freunde zusammen im Gefängniß und unterhielt sich mit ihm in ernsten Gesprächen über den letzten unvermeidlichen Gang, der ihnen beiden bevorstand. Latimer, als der bedeutend Aeltere, ward von Ridley als Vater begrüßt, und er redete ihn hinwiederum als seinen Sohn an. Beide ermunterten sich gegenseitig zum Glauben und zur Geduld. „Laß uns standhaft und unbeweglich sein (das war ihr gemeinsamer Entschluß), damit wir solche Philipper sind, die nicht nur an Christum glauben, sondern auch für ihn zu leiden wissen.“ Mit seiner Mütze auf dem Haupte, die unter dem Kinn zugebunden war, die Brille

an der Brust herabhängend, ein Neues Testament unter dem Arm und auf einen Stab gestützt erschien der Greis nebst seinem Mitgefangenen vor seinen Richtern. Statt sich mit ihnen in weitläufige Erörterung einzulassen, wies er fortwährend auf seine Bibel hin. Da er alt und unvermögend sei, und die öden Kerkermauern ihm zu seiner Bibliothek seien angewiesen worden,*) so habe er sich keines andern Buches mehr bedient, als eben des alten Bibelbuches, das er unter seinem Arme trage; dieses habe er siebenmal mit Bedacht durchgelesen und nichts darin von der Messe gefunden. Auch Ridley vertheidigte sich standhaft. Als die Sitzung aufgehoben ward, ohne daß Latimer zu einem Widerruf wäre zu bewegen gewesen, schlug er seinen Mantel um sich, nahm sein Neues Testament und seinen Stab, und ging eben so gelassen wieder in den Kerker zurück, als er ihn verlassen hatte. Auch Ridley verlor noch am letzten Abende seine Heiterkeit nicht. Die Frau des Stadtammans, die ihn beweinte, tröstete er mit den Worten: er lade sie auf den nächsten Tag zu seiner Hochzeit ein; zwar müsse er ein bittres Frühstück einnehmen, aber um so herrlicher sei das Freudenmahl, das ihn am Mittag erwarte.**)

Der 16. October 1555 wurde zum Tage der Hinrichtung beider Bischöfe bestimmt. Auf der nördlichen Seite der Stadt Oxford waren die Pfähle aufgerichtet. Früh Morgens begaben sich der Vicekanzler von Oxford und andre hohe Beamte auf den Richtplatz. Der Bischof von London, Ridley, ward in seinem bischöflichen Ornate, Latimer dagegen im schlechten Anzug eines Gefangenen in den schauerlichen Kreis geführt. Dann bestieg ein katholischer Prediger, Dr. Smith, eine dazu aufgerichtete Rednerbühne und suchte den Eindruck, welchen die Standhaftigkeit der Märtyrer auf das Volk machen könnte, dadurch zu schwächen, daß er die Worte des Apostels: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze," auf den Tod solcher anwandte, die außer der wahren katholischen Kirche sterben.***) Endlich verglich der Redner den Tod der beiden Bischöfe dem schrecklichen Ende des Judas. — Nach beendigter Predigt wollte Ridley das Wort nehmen, aber der Vicekanzler eilte sogleich herbei und hielt ihm

---

*) Histoire des Martyrs p. 353.

**) Kortüm S. 22; vgl. Weber, Das Märtyrerthum der drei Bischöfe Cranmer, Ridley und Latimer, in Gelzers prot. Monatsblättern Heft 2. S. 123 ff.; und desselben Verfs. Geschichte der akatholischen Secten, Bd. II. S. 272 ff.

***) War es doch ein alter Grundsatz dieser Kirche, daß es kein Märtyrerthum gebe außer ihr, und daß alle Aufopferungen der Ketzer nur ihre Schuld vermehrten.

ie Hand vor den Mund, indem er sagte: wenn er widerrufen wolle, so i es ihm gestattet zu reden, sonst aber nicht; worauf Ridley gelassen ntwortete: „Wir übergeben also unsre Sache dem allmächtigen Gott!" Beide Bischöfe bestiegen nun den Scheiterhaufen. Als der greise Latimer inen alten Mantel von sich warf, erschien er in seinem Sterbekleide, nd der gebückte Mann richtete sich noch einmal auf und stand wie ein Verklärter da, gleich dem jugendlichen Stephanus. „Sei gutes Muths, Bruder!" rief er seinem jungen Freunde zu; „wir werden heute eine solche ackel anzünden in England, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals auslschen soll!" — Latimer fand einen schnellen, Ridley einen langsamen od in den Flammen. Gleichzeitig mit diesen beiden war auch der Bischof Cranmer gefangen genommen worden; auch seine Stunde kam erbei. Verschiedene Mittel wurden angewandt, ihm den Rücktritt in's Papstthum möglich zu machen. Nachdem man ihn in öffentlicher Versammlung bereits seiner bischöflichen Würde entkleidet hatte, brachte man m endlich nach einer dreijährigen Gefangenschaft dahin, daß er nach nd nach mehrere ihm dargereichte Protocolle *) und endlich eine Schrift nterzeichnete, worin er bekannte geirrt zu haben, und endlich versprach, nfüro alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben befehle. ber diese augenblickliche Schwäche half ihm nicht. Die Königin Maria atte ihm den Untergang geschworen; denn sie konnte es ihm nicht vereihen, daß er in der Ehestreitigkeit Heinrichs VIII. die Scheidung deslben von ihrer Mutter und die Vermählung mit Anna Boleyn bereieben hatte. Den 21. Mai des Jahres 1556 (also ein halbes Jahr nach r Hinrichtung Latimers und Ridley's) wurde Cranmer auf ein Geist gestellt, damit er hier vor allem Volke seine Abschwörung wiederole. Er werde dann, hieß es, wie der reuige Schächer, von Gott zu naden angenommen werden, nachdem er hier durch den Tod seine ergehen gegen die Kirche gesühnt hätte. Aber Cranmer, im Angesicht es Todes, ermannte sich, und als ob ein neuer Geist der Stärke über m gekommen, bat er erst Gott um Vergebung seiner Sünden, und bennte dann in seiner Anrede an das Volk, daß er nur aus Schwäche nd Todesfurcht jenes Bekenntniß unterschrieben habe. „Dieselbe Hand," rach er, „die es unterschrieben hat, soll auch zuerst Strafe leiden;" und strecte er die rechte Hand zuerst in's Feuer, ehe er den übrigen Leib en Flammen preisgab. Er endete in einem Alter von 67 Jahren.

*) Die verschiedenen Formeln, wovon die letzte erst genügte, finden sich bei Strype.

Es ist schwer, über diesen ausgezeichneten Mann ein vollgültiges Urtheil zu fällen.*) Seine hohe Frömmigkeit wird allgemein anerkannt. Außer der augenblicklichen Schwäche seines Widerrufes, die ihm niemand zu hoch anrechnen wird, dürfte vielleicht die frühere Geschmeidigkeit unter der Regierung Heinrichs VIII. und die mit dieser Geschmeidigkeit in Widerspruch tretende Härte gegen Andersgläubige einen Schatten auf das sonst so große und herrliche Bild des Mannes werfen. Was das Erste betrifft, so scheint Cranmer allerdings erst allmälig jenen Starkmuth erlangt zu haben, der ihn nach glücklich überwundenem Kampfe endlich zum Märtyrer machte, und dieß spricht ja nur für seine Fortschritte im Guten; den letztern Fehler aber, den der Unduldsamkeit, theilte Cranmer leider mit vielen Zeitgenossen, ja mit vielen Protestanten selbst. Calvin und Beza und noch viele Andere billigten die Todesstrafe der Ketzer, d. h. derer, die *sie* für Ketzer hielten, aus denselben Gründen, aus denen die römische Kirche die Protestanten verfolgte; und so erhoben sie sich, dem Princip nach, in dieser Beziehung nicht über einen gewaltigen Irrthum der Zeit. Ja, in diesem wichtigen Punkte standen ein l'Hôpital in Frankreich und der römische Cardinal *Polus* in England höher als manche Reformatoren, und huldigten darin, ohne es zu wissen und zu wollen, mehr dem protestantischen Princip, als die, welche zwar für ihren Glauben sich verbrennen ließen, aber auch Andere zu verbrennen sich kein Bedenken machten.

Doch vergessen wir nicht über diesen Schlacken den *wahren* Werth jener Glaubenshelden, die darin wenigstens gerecht waren, daß, wenn sie Andern um ihres Glaubens willen die Feuerstrafe zudachten, sie auch Muth genug hatten, ein Gleiches für *ihre* Ueberzeugung zu leiden; und wenn wir auch nicht sagen wollen, daß sie mit solch edelm Opfertode die ihnen anhaftenden Gebrechen der menschlichen Natur getilgt haben (denn eine äußere Sühne kann nie den sittlichen Mangel tilgen), so legen wir doch beschämt die Hand auf den Mund, und fragen uns erst, was *wir* zu thun vermöchten an ihrer Stelle? So streng übrigens Cranmer gegen die Ketzer war, so bereitwillig zeigte er sich, persönliche Beleidigungen zu verzeihen.**) Auch durch große Mildthätigkeit zeichnete

*) Ueber sein Leben vgl. *Strype*, Memorials of the most reverend father in God, Thom. Cranmer, London 1694 fol. *Goodwin*, de praesulibus Angliae. Brittisch. Plutarch Bd. II. Carwithen a. a. O. Die Biographie von *Coquerel* im Musée des Protestants célèbres Tom. III. Weber a. a. O. und *Schöll* in Herzogs Realenc. III. S. 174 ff.

**) Davon nur zwei Beispiele, ein scherzhaftes und ein ernstes. Ein dem Erz-

er sich aus. Alles was er besaß, wendete er zum Besten der Armen und zu frommen Zwecken an. In seinem bischöflichen Palast unterhielt er ein Hospital für arme Matrosen, und seine Tafel stand jedem Hungrigen offen. Die Flüchtlinge der Protestanten fanden bei ihm Herberge. In seinem Auftreten war er stets bescheiden und freundlich, und wohl mit Recht führte er (auf Heinrichs VIII. Geheiß) in seinem Wappen den Pelican, der sich die eigne Brust zerhackt, um mit seinem Blute die Jungen zu nähren. Sein Tod erwarb ihm einen hohen Rang unter den Bischöfen der protestantischen Kirche Englands. Man verglich ihn einem Polycarp von Smyrna, einem Cyprian von Karthago, einem Ignatius, die in ähnlichen Zeiten die bischöfliche Krone mit der Märtyrerkrone vertauschten. Und wie damals, so ermunterte auch hier des Bischofs

---

bischof feindlich gesinnter Priester hatte einst in einer Bierschenke über denselben gespottet, und gesagt, er habe nicht mehr Gelehrsamkeit als eine Gans. Der Priester wurde deßhalb eingesperrt und mußte sich darauf vor dem Erzbischof verantworten. Cranmer redete ihn freundlich an und fragte ihn, ob er ihn kenne. Als der Priester dieß verneinte, fragte er ihn, warum er denn so voreilig über ihn urtheile. Wenn er an seiner Gelehrsamkeit zweifle, so wolle er ihm gerne Rede stehn; er solle ihn über jede beliebige Wissenschaft prüfen. Da gerieth der Priester in nicht geringe Verlegenheit und gestand, daß er selber nichts als seine Muttersprache verstehe. „Wohl," antwortete Cranmer, „so werdet ihr denn in eurer englischen Bibel bewandert sein? Sagt mir also: Wer war Davids Vater?" Der Priester that, als ob er sich besinne, und entschuldigte sich, daß ihm der Name nicht einfallen wolle. „Nun," fragte Cranmer weiter, „so werdet ihr doch wissen, wer Salomo's Vater war?" Der arme Priester erwiderte, er sei in der Genealogie eben nicht bewandert und könne es darum nicht sagen. Der Erzbischof entließ ihn mit dem Rath, die Bierhäuser seltener und die Studierstube um so öfter zu besuchen, einstweilen aber sich jedes Urtheils über die Gelehrsamkeit Andrer zu enthalten; und schickte ihn auf seine Pfarre zurück.

Ernster ist folgender Vorfall. Zwei englische Doctoren hatten sich im Einverständniß mit Gardiner gegen sein Leben verschworen. Als Cranmer ihre Verrätherei entdeckte, führte er beide in sein Studierzimmer und sagte ihnen, wie sehr er von Einigen hintergangen würde, in die er bisher das größte Zutrauen gesetzt habe. Er bat sie, ihm zu sagen, wie er sich gegen solche Leute zu verhalten hätte. Beide, nicht ahnend, daß sie unter der Frage begriffen seien, antworteten, solche Menschen hätten ohne Barmherzigkeit den Tod verdient. Da hob der Erzbischof seine Hände gen Himmel und rief aus: „Gütiger Gott, auf wen kann sich wohl ein Mensch verlassen!" Darauf zog er die Briefe, durch welche er die Verrätherei entdeckt hatte, aus seinem Busen, und fragte die beiden, ob sie diese Papiere kennten? Die Doctoren erblaßten, fielen dem Erzbischof zu Füßen und baten um Vergebung. Cranmer versprach, ihnen zu vergeben und für sie zu beten; nur Eins sollten sie nicht von ihm erwarten, daß er künftig noch ein Vertrauen in sie setze. (Britt. Plutarch Bd. II. S. 195.)

glorreiches Beispiel Viele, die nach ihm freudig in den Tod gingen.*) Selbst Greise und Krüppel, Blinde und Gebrechliche wurden zu den Richtstätten geschleppt, und neugeborene Kinder**) ihren Müttern in's Feuer nachgeworfen. Das einzige Jahr 1556 kostete 85 Protestanten das Leben. Aber mitten unter diesen Drangsalen breitete sich die Reformation immer weiter aus, und durch alle Gefahren und Hindernisse hindurch bahnten sich treue Prediger den Weg zu ihren Gemeinden, die sich oft in kleinen Häuflein, doch auch bis zu Zweihunderten, in den Häusern der Glaubensgenossen versammelten. Freilich machte auch der römische Glaube bedeutende Fortschritte im Reich. — Cardinal Pols erhielt das durch Cranmers Tod erledigte Erzbisthum von Canterbury. Die Klöster wurden allmälig wieder hergestellt und das Andenken an die Reformatoren so weit vernichtet, daß die Gebeine von Bucer und Fagius ausgegraben und zu Asche verbrannt wurden. Jetzt sollte endlich, das Ganze zu vollenden, die Inquisition (jenes treffliche Geschenk, womit Philipp bald darauf die Niederlande bedachte) auch in England eingeführt werden, und die zahlreichen Hinrichtungen, die in den Jahren 1557 und 1558 fortgesetzt wurden, lieferten die geeignetsten Vorarbeiten dazu; doch der Krieg, der um eben diese Zeit zwischen Frankreich, England und Spanien geführt wurde, hatte einige Unterbrechung, und der bald darauf erfolgte Tod der Königin Maria die endliche Einstellung der Ketzergerichte zur Folge. Maria, die den Namen der „Blutigen" (bloody Mary) in der Geschichte führt, starb den 17. November 1558 nach einer fünfjährigen Regierung, und keine Thränen flossen ihrem Sarge nach, als die der römischen Priester, die sie auf Kosten ihrer Unterthanen und aus falscher Religiosität begünstigt hatte.***) Sie hatten sie als die Maria gepriesen, von der Christus gesagt, sie habe das gute Theil erwählt.†) Nur sechszehn Stunden nach ihrem Ableben

---

*) Burnet S. 259.

**) Eine hochschwangere Frau kam auf dem Scheiterhaufen nieder. Das zarte Knäblein wurde von mitleidigen Zuschauern gerettet, aber sofort von den Richtern wieder in die Flammen geschleudert. Burnet S. 262. Kortüm S. 28.

***) Burnet S. 346.

†) Es ist schwer zu sagen, ob Maria mehr zu verdammen oder zu bemitleiden ist. Auch sie hatte von Natur große Anlagen. Es fehlte ihr nichts, was zur feinen Bildung gehörte. Sie sprach fünf lebende Sprachen, verstand Latein, Griechisch und Musik, war mit den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft vertraut und zeichnete sich durch Geschick in feinen Arbeiten aus. Aber ihr ganzes Wesen hatte etwas Abstoßendes. Ihre Kleiderpracht war wie ein Hohn auf ihre kleine schwächliche Gestalt und ihr alterndes, kummergefurchtes Antlitz. Ihre dunkeln, rollenden Augen

segnete auch der Cardinal Polus das Zeitliche. Man zählte im Ganzen 13 Bischöfe, die alle kurz vor oder nach der Königin starben. Unter ihrer Regierung waren 273 Menschen in den Flammen als Ketzer gestorben, unter denen 5 Bischöfe, 21 niedere Geistliche, 8 Edelleute, 84 Kaufleute, 100 Bauern, Handwerker und Bediente, 55 Weiber und Kinder.*) Ihr folgte ihre jüngere Stiefschwester, Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn.

Der Papst Paul IV. protestirte zwar gegen ihre Wahl, weil der päpstliche Stuhl die Ehe Heinrichs mit Anna Boleyn als eine unrechtmäßige Ehe betrachtete; aber Elisabeth kehrte sich wenig daran, so sehr sie auch anfänglich mit dem Papst in gutem Vernehmen zu stehen wünschte, und verrieth nun auch in ihren Anordnungen bald den Geist, der, von ihrer Würde ausgehend, in England in Staat und Kirche herrschen sollte.

---

verbreiteten Schrecken. Sie war hochmüthig, ungemein reizbar und konnte Beleidigungen weder verzeihen noch vergessen. Dabei aber hatte sie manche gute Eigenschaften. Verstellung war ihr (wie ihrem Vater Heinrich VIII.) fremd. Was sie glaubte und wollte, das bekannte und that sie offen. Die Ueberzeugungstreue, mit der sie am Katholicismus auf dem Thron wie im Elend festhielt, sticht rühmlich ab gegen die Charakterlosigkeit so Vieler, die ihren Glauben wie ein Kleid wechselten. Sie opferte ihrem Glauben das Glück ihrer Jugend und war die erste, welche die Klostergüter herausgab, während der habsüchtige Adel den Raub behielt. Furcht kannte sie nicht und ihren Eifer in Ausführung dessen was sie für recht hielt, konnte nichts bannen. Ihre Thatkraft und ihr Eifer wäre einer bessern Sache werth gewesen. Sie liebte ihr Volk und wurde von niemand geliebt. Philipp wurde ihrer bald überdrüssig, der Papst kränkte sie in ihrem einzigen Freund Pole, den er abberief. Sie fühlte, daß ihr der Fluch des Volkes an den Fersen hing. Oft fand man sie in ihrem einsamen Zimmer in Thränen. Wohl glaubte sie Gott einen Dienst damit zu thun, daß sie die Ketzerei mit Feuer und Schwert ausrottete. Aber das Elend, das unter ihr in dem Lande zunahm und durch die Verheerungen der Pest noch vermehrt wurde, das Kriegsunglück und am Ende der Verlust von Calais (1558) brachen ihr das Herz. Sie starb unbetrauert, die unglücklichste Fürstin, die je auf einem Throne saß. Schöll a. a. O. S. 54—55. Auch Häusser (S. 678) nennt Maria Tudor „ein schwaches Weib, das eher verdient beklagt, als angeklagt zu werden.“ Vgl. auch Ranke I. S. 273 ff.

*) Kortüm (nach Neal. II. 102) S. 376.

Zehnte Vorlesung.

Elisabeths Regierung. Die 39 Artikel. Schottlands Reformation. Hamilton. Cardinal Beaton. Hinrichtungen. John Knox. Walter Mill. Unruhen in Edinburg. Congregation Christi. Vorfälle in Perth. Weitere Unruhen. Entsetzung und Tod der Regentin. Edinburger Vertrag. Charakter der schottischen Reformation. Presbyterianismus. Maria Stuart. Die vormundschaftliche Regierung. Knox stirbt.

Wenn die Regierung Heinrichs VIII. in Beziehung auf die Reformation einer grauen, noch halb in Nacht gehüllten Dämmerung, die darauf folgende Zeit Eduards VI. aber der Morgenröthe verglichen werden kann, hinter deren blutrothem Vorhange heimtückische Stürme lauschten, Stürme, die dann unter Maria auf's heftigste hereinbrachen, so ging in Elisabeth das siegreiche Gestirn des Tages auf, in dessen Glanze die edeln Pflanzungen sich erholten, welche unter jenen Stürmen ihr Haupt gesenkt hatten. Unter Elisabeth befestigte sich nicht nur die englische Reformation, unter ihr erhielt auch die bischöfliche Kirche ihr eigenthümliches Gepräge, der Gottesdienst seine feste Regel, der Glaube seinen gesetzlichen Ausdruck. Wenn nun auch die neuen Pflanzungen unter Elisabeth den Samen zu neuen Zwistigkeiten in sich schlossen, so kann die Schuld davon doch weniger auf sie selbst zurückfallen, als auf die andern mitwirkenden Umstände, die wir noch werden zu erwägen haben. Einstweilen wird es nöthig sein, uns mit der Person Elisabeths und ihren Leistungen für die englische Kirche etwas genauer bekannt zu machen.

Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, wurde, nachdem sie schon im dritten Jahre ihrer Mutter gewaltsam beraubt worden war, besonders durch des verstorbenen Cranmer Fürsorge,

der bei ihrer Taufe Pathenstelle vertreten hatte,*) in den Grundsätzen des Protestantismus erzogen. Sie hatte eine harte Jugend zu bestehen, die wohl auch mit als ein Märtyrerthum für den Protestantismus betrachtet werden darf. Besonders hatte sie während der Verfolgungen, die unter Maria einbrachen, viel zu leiden gehabt, so daß in der Schule des Unglücks ihr Glaube sich stärkte und ihr fester, männlicher Charakter in großartigen Zügen sich ausbildete. Man hatte sie beschuldigt, an einer Verschwörung gegen Maria theilgenommen zu haben, und auf Gardiners Anrathen ward sie in den Tower geworfen. Nach der Vermählung Philipps mit Maria aber verwandte sich der erstere aus Politik für die Freiheit seiner Schwägerin und half so unbewußt mit, eine ketzerische Königin auf den Thron Englands zu befördern. Uebrigens wurde Elisabeth noch einmal in Woodstock gefangen gehalten; und als sie auch aus dieser Gefangenschaft wieder war befreit worden, brachte sie während der Stürme, die über ihre Glaubensgenossen ergingen, ihre Tage in stiller Einsamkeit auf dem Landgute Hatfield zu. Hier übte sie ihren starken und umfassenden Geist in den Wissenschaften, die damals auch dem Frauenleben nicht so fern standen, als jetzt. Wie wir es bei einer Jeanne d'Albret und Johanna Grey gefunden haben: so war auch bei Elisabeth das Studium lateinischer und griechischer Schriftsteller die Grundlage ihrer Bildung. Es wurde ihr nachgerühmt, daß sie in einem Tag mehr Griechisch lese, als ein Kanonikus in einem ganzen Monat Latein. Noch befand sie sich in Hatfield, als Eilboten ihr die Erwählung zur Königin von England ankündeten. Elisabeth fiel auf ihre Kniee, dankte Gott und sprach:**) „Das ist des Herrn Werk und wundervoll in unsern Augen." Im Triumphzug ward sie nach London geführt und hielt (den 28. Nov. 1558) in demselben Tower ihren Einzug, in dem sie zuvor als Gefangene gesessen hatte. Die Krönungsfeier wurde nach römisch-katholischem Gebrauch vollzogen: sie mußte es geschehen lassen; aber den Krönungseid legte sie gut protestantisch auf die Bibel ab. Auch die Eröffnung des Parlaments geschah mit der Feier des Hochamtes. In dasselbe aber wurden mehrentheils entschiedene Freunde der Reformation gewählt. Elisabeth trat ihr Königthum gleich mit edeln Akten der Großmuth an. Keine persönliche Rache befleckte ihren Eingang; nur den Bischof Bonner, der so viele Schlachtopfer zum Tode geführt hatte, empfing sie mit einem finstern Blick. Die Kerker, in denen noch manche um des Glaubens willen Verfolgte schmach-

*) Siehe Leben Cranmers im Brittischen Plutarch.

**) Kortüm S. 31.

teten, wurden geöffnet, im Uebrigen aber nur allmälig und behutsam die neue Ordnung der Dinge vorbereitet, so daß die strengen Protestanten ihr sogar den Vorwurf machten, sie habe zwar nun alle um des Glaubens willen Gefangene losgelassen, nur nicht die vier Evangelisten, die lange genug gefangen gewesen. Aber die gewandte Königin antwortete, sie wolle eben darum erst die Evangelisten selbst befragen und berathen.*)

Elisabeth war bei ihrem Regierungsantritt 25 Jahre alt, von mittelmäßiger Schönheit, aber eines kühnen, männlichen Geistes, nicht frei von Herrschsucht, doch auch wieder milden und freundlichen Gemüthes. Alles lag ihr daran, Staat und Kirche auf eine dem Glanz des englischen Namens und ihrer persönlichen Größe entsprechende Höhe zu heben. Zwei Männer waren es besonders, die in der weltlichen Regierung ihr beistanden: der staatskluge Minister Wilhelm Cecil (Lord Burleigh) und der gelehrte Nicolaus Bacon. In kirchlichen Dingen schenkte sie ihr Zutrauen dem Manne, der als ehemaliger Hofcaplan ihrer Mutter auch fortwährend bei ihr in Gunst geblieben war und auf ihren religiösen Charakter einen bestimmenden Einfluß geübt hatte, dem anspruchslosen, gesinnungstüchtigen Matthäus Parker. Aus bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen (er war der Sohn eines Bäckers aus Norwich, geboren daselbst am 6. August 1504), hatte derselbe sich schon als Jüngling auf dem Christuscollegium in Cambridge einen schönen Schatz theologischen Wissens erworben. Er hatte sich auch jenem Kreise junger Männer angeschlossen, die, wie wir gesehn, wegen ihrer Anhänglichkeit an die deutsche Theologie „die Deutschen" genannt wurden. Seine Predigergabe verschaffte ihm die Gunst Cranmers und des Königs Heinrich, der ihn zu seinem Hofcaplan erwählte. Als Vorsteher des Christuscollegs hatte er manche heilsame Reformen durchzuführen gesucht. Unter der blutigen Maria hatte auch er sich flüchten müssen; aber mit fröhlichem Gottvertrauen hatte er sich in das Unvermeidliche geschickt, wohl wissend, daß wir hienieden keine bleibende Statt haben. Er hatte sich mit der Resignation eines Weisen in seine Studien vertieft, als ihn nun Elisabeth aus seiner Verborgenheit herauszog, um ihn als Cranmers würdigen Nachfolger auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury zu heben. Erst nach langem Widerstreben ließ der würdige Mann zur Annahme der Stelle sich bewegen.**) Es war allerdings eine schwierige

*) Siehe Carwithen a. a. O.

**) Nach dem von Elisabeth aufrecht erhaltenen Episcopalsystem mußte er die Bischofsweihe auch durch bischöfliche Ordination erhalten. Glücklicherweise waren

Aufgabe, in einer noch immer schwankenden Zeit den Leuchter des Evangeliums auf den Altar des vielfach erschütterten Heiligthums zu stellen. Hier waren noch die zahlreichen Priester aus der Zeit Maria's, die im Einklang mit dem Papste fortwährend die Rechtmäßigkeit der ketzerischen und aus einer vom apostolischen Stuhl nicht gebilligten Ehe entsprossenen Königin bestritten; dort war es eine durch die Verfolgungen aufgeregte, im Kampfe verwilderte Partei von Protestanten, welche durch Bildersturm so wie durch thätliche Mißhandlung jener Priester sich schadlos halten zu müssen glaubte für das früher Erlittene. Weislich suchte Elisabeth die Klippen zu vermeiden, die sich ihr von beiden Seiten entgegenstellten. Nur die nöthigsten Aenderungen wurden vorgenommen, wozu die Vorlesung der Evangelien und Episteln so wie des Unservaters und des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Landessprache gehörte; das minder Wesentliche ward einstweilen in der alten Form beibehalten. Elisabeth schien sogar aus eigner Neigung dem Cultus gern eine Wirksamkeit auf die Sinne zu lassen, welche der strengere Protestantismus verbannte; und so erwuchs allmälig auf der frühern Grundlage von Eduards VI. Buch jene Liturgie der bischöflichen Kirche, wie sie sich bis auf den heutigen Tag in einer Form erhalten hat, die zwischen dem überladenen Dienst der Messe und dem allzusehr auf den Vortrag der Lehre beschränkten reformirten Cultus die Mitte zu halten strebt.*) Ob damit die richtige Mitte getroffen worden? ist hier nicht zu beurtheilen. Aber das war schon damals ein gefährliches Unternehmen, daß das Streben nach Gleichförmigkeit im äußern Gottesdienst als ein Rest des Katholicismus mit allzuvieler Schärfe durchgeführt und das Halten an ihr durch die sogenannte Uniformitätsakte späterhin allen zur Pflicht gemacht wurde. Auch rücksichtlich der Kirchenverfassung schloß sich die englische Kirche fortwährend an das aus der alten Kirche ererbte, bloß von dem Papstthum abgelöste bischöfliche System an. An die Stelle der päpstlichen trat dafür, keineswegs im Einklang mit dem wahren Protestantismus, die königliche Gewalt. Zwar verzichtete Elisabeth freiwillig auf den Titel des obersten Bischofs, welchen

---

noch aus der frühern Zeit drei Bischöfe und ein Suffraganbischof vorhanden, welche unter Maria sich geflüchtet hatten. Von ihnen wurde Parker den 17. Dec. 1559 nach dem neuen Ordinationsformular geweiht in aller Ordnung. Die Jesuiten freilich streuten aus, die Weihe sei ein bloßer Schwank gewesen, den ein abtrünniger Pfaffe in einer Kneipe (zum Pferdskopf) aufgeführt habe.

*) The book of common prayer and administration of the sacraments and other rites and ceremonies of the church.

Heinrich VIII. an sich gerissen hatte. Sie begnügte sich mit dem weltlichen Aufsichtsrechte, wie es mehr oder weniger auch andere protestantische Regierungen übten, aber die Aenderung betraf mehr den Namen als die Sache. Die Königin ließ sich im Jahr 1559 von sämmtlichen Geistlichen den Eid der Supremaţie leisten. In demselben Jahr erschien die Uniformitätsakte für alle Kirchen des Reichs. Die, welche sich weigerten, sich derselben zu unterziehen, wurden von ihren Stellen entlassen, aber mit anständigen Ruhegehalten versorgt. Von 9400 Geistlichen verloren 14 Bischöfe, 15 Vorsteher von geistlichen Stiftungen, 50 Chorherren und etwa 80 Priester ihre Pfründen. Man sieht daraus, daß weitaus die Mehrheit namentlich der niedern Geistlichkeit dem Drang der Umstände sich fügte. Endlich ward auch der kirchliche Glaube in eine buchstäbliche Fassung gebracht. Schon unter Eduard VI. hatten, wie wir gesehen, Cranmer und Ridley ein Glaubensbekenntniß für die englische Kirche verfaßt, welches nun aufs neue durchgesehen und besonders dahin verändert wurde, daß in Beziehung auf die Abendmahlslehre solche Ausdrücke gewählt wurden, von denen man glaubte, daß sie sowohl die Lutheraner als die Reformirten befriedigen könnten. Dieses Glaubensbekenntniß der 42 Artikel wurde nun mit Uebergehung einiger darin enthaltenen Bestimmungen auf 39 gebracht, und so blieb der Name der 39 Artikel von dieser Zeit an die übliche Bezeichnung des anglicanischen Bekenntnisses. Dazu kam noch ein Landeskatechismus in englischer Sprache (1570), ein von Parker und einem andern Geistlichen (Jewel) verfaßtes Homilienbuch und eine autorisirte Bibelübersetzung (1572). Gegen die im Lande wohnenden Katholiken wurde indessen mit der größten Milde und Schonung verfahren, so daß in den ersten Jahren von Elisabeths Regierung diese häufig ohne alle Störung an einem Gottesdienst theilnahmen, der ihnen so manche Erinnerungen an den frühern Zustand gestattete. Aufs strengste wurden die gegenseitigen Schmähungen „Papisten, Ketzer, Schismatiker, Sacramentirer" u. s. w. verboten, dagegen durch Verbreitung einer neuen Bibelübersetzung*) dem evangelischen Christenthum am sichersten der Weg gebahnt.

Allein für eine ruhige Entwickelung schien weder die Zeit im Allgemeinen, noch besonders die damalige Lage des brittischen Reiches reif zu sein; und wie hinter der milden Frühlingssonne nicht selten rauhe

*) Ueber die frühere Genfer- und die nachmalige Bischofsbibel siehe das Weitere bei Carwithen a. a. O. Vgl. Burnet III. p. 517 und Weber II. S. 696.

Stürme sich verbergen: so brachen auch diese Stürme von einer dem Katholicismus entgegengesetzten Seite los, und ein neuer Fanatismus drohte Zwietracht in die englische Kirche zu bringen.

Um diese Erscheinungen zu begreifen, müssen wir jedoch erst sehen, unter welchen Umständen sich in dem angrenzenden Schottland die Reformation verbreitete.

Fast so alt, als die Dynastie der Valesier in Frankreich, ist die der Stuarts in Schottland. Mit dem Jahr 1371 gelangte nach dem Tode Robert Bruce's, welcher Schottland der Herrschaft Englands entrissen hatte, dieses in der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts so merkwürdige, durch tragische Schicksale verfolgte Königshaus auf den Thron. Wir begegnen auf demselben zu Anfang unsrer Geschichte dem Vater der Maria Stuart, Jacob V., welcher mit dem Jahre 1524 (also zu derselben Zeit, wo Heinrich VIII. in England regierte) seine Herrschaft antrat. Durch die Vermählung dieses Königs mit Maria von Guise erhielt diese in Frankreich so mächtige Partei auch einen Einfluß auf die schottischen Angelegenheiten und auf die Geschichte der um dieselbe Zeit in Schottland aufgehenden Reformation. Von Anfang an hatte sich dieses Land in größerer Unabhängigkeit von dem römischen Stuhl erhalten, als England; aber nichts desto weniger übte die hohe Geistlichkeit eine aristokratische Gewalt in der Kirche. An der Spitze derselben stand der Erzbischof von St. Andrews. Die niedere Geistlichkeit war roh und ungebildet, und das Licht der Wissenschaften, das von der Universität Glasgow ausgehn sollte, war höchstens ein trübes Dämmerlicht.*) Von außen herein brach indessen auch hier der Strahl der reinen evangelischen Lehre. Schon Wikliffs Schriften hatten sich aus dem benachbarten England auch nach Schottland verbreitet, und schon im 15. Jahrhundert versammelten sich die geheimen Anhänger desselben zum Lesen der Bibel in mitternächtlicher Stunde. Der Erste aber, der Luthers Lehre in Schottland verbreitete, war ein junger, dem königlichen Hause verwandter**) Edelmann, Patrik Hamilton. Dieser hatte in Deutschland, sowohl in Wittenberg selbst in persönlichem Umgange mit Luther und Melanchthon, als auf der damals neugestifteten Uni-

*) Die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. Jahrhundert übte nur geringen Einfluß auf Schottland. Die griechische Sprache z. B. war bis zum Jahr 1534 nicht bekannt, siehe M'Crie, life of John Knox (5. Ed.) p. 7.

**) Sein Großvater hatte eine Schwester Jacobs III. zur Ehe; vgl. Weber I. S. 632 Anm.

versität Marburg,*) die Grundsätze der Reformation kennen gelernt, die er nun den Versuch machte in seinem Vaterlande auszubreiten. Er wurde vor ein geistliches Gericht gestellt, als Ketzer erfunden, darauf der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben, und im Jahr 1527 in einem Alter von noch nicht 24 Jahren auf dem Thorplatze vom St. Salvatorcollegium verbrannt. Bei seiner Hinrichtung befand sich ein Dominikanermönch, Namens Campbell, der ihn in seinen letzten Stunden mißhandelte. Diesem rief Hamilton die gewaltigen Worte zu: „Elender, der du bist; in deinem Gewissen bist du von der Wahrheit der Lehre überzeugt, für die ich sterbe, du hast dich selbst noch unlängst in meiner Gegenwart dazu bekannt. Siehe, ich fordere dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes.“ Der Mönch fiel bald darauf in Wahnsinn, und starb. Noch Weiteres sprach Hamilton unter den entsetzlichsten Qualen, als er endlich mit den Worten: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ verschied. In seinem Tode ehrten Viele nicht nur den Tod eines frommen Blutzeugen, sondern eines Propheten und Heiligen Gottes.

Der Erzbischof Beaton von St. Andrews war einer der heftigsten Verfolger der Protestanten. Mehrere Hinrichtungen angesehener Männer hatten sich bereits wiederholt, und unter der Regentschaft des Grafen Arran, die auf Jacobs V. Tod eintrat, wußte dieser Prälat, nachdem sich schon einige hellere Aussichten für die Protestanten geöffnet hatten, allmälig die Gewalt an sich zu ziehen, und den Verfolgungen neuen Nachdruck zu geben. Zu den verschiedenen Hinrichtungen, die er schon betrieben hatte, gesellte sich auch die eines Adlichen, Georg Wishard (Sophocardus), der von Cambridge kommend die Lehre der Reformation in Schottland ausgebreitet und, als man ihm die Kirchen verweigert, auf freiem Felde unter großem Zulauf sie verkündet hatte. Auch Wishard wurde zum Feuertode verurtheilt. Mit ruhiger Fassung bereitete er sich zum Tode. Da er das Abendmahl nicht von einem katholischen Priester nehmen wollte, segnete er es nach seinem letzten Frühstück selbst ein und genoß es mit einigen seiner Freunde unter beiderlei Gestalt. Der Cardinal Beaton sah der Hinrichtung aus dem Fenster seines Schlosses zu. Aber der Sterbende weissagte ihm noch aus den Flammen, daß sein Ende gekommen sei; und in wenigen Wochen ging die Weissagung in Erfüllung. Wishards Hinrichtung hatte den 1. März 1546 stattgefunden, Beaton aber wurde den 29. Mai desselben Jahres

*) Sein Lehrer daselbst war der früher erwähnte Lambert von Avignon.

von sechszehn Verschworenen in eben dem Schlosse ermordet, aus dessen Fenstern er am Tode Wishards sich geweidet hatte. An der Spitze der Verschworenen stand Jacob Melville, der, im Glauben ein Gottesgericht an dem Nichtswürdigen zu vollziehn, ihn mit dem Schwert durchbohrte.

Solche merkwürdige Ereignisse mußten einen tiefen Eindruck in dem Gemüth eines Volkes hinterlassen, das für das Wunderbare in den Verkettungen der menschlichen Schicksale und für die geheimnißvollen Einwirkungen der Geisterwelt von Natur einen erregbaren Sinn zeigt. Mag auch der Aberglaube in solche Stimmen und Zeichen ein größeres Gewicht gelegt haben, als die besonnenere Vernunft unsrer heutigen Bildung ihnen zugesteht, immerhin waren es wirksame Zeichen der Zeit, und wie überall in solchen Zeiten ward auch hier das Blut der Märtyrer ein Same der Kirche, und das Wunderbare, von dem ihr Tod begleitet schien, ein Hebel der Begeisterung.

In die aufgeregten Gemüther ward nun ein neuer Zunder geworfen durch einen Mann, den die Vorsehung gerade zum Reformator dieses Volkes bestimmt zu haben schien, damit, was in andern Ländern entweder auf ruhigere Weise sich gestaltete oder im Kampfe unterging, hier, dem über Felsen hinrollenden Waldstrom gleich, mit Gewalt sich Bahn breche.

John Knox ist der merkwürdige Charakter, der der schottischen Reformation ihr eigenthümliches, ihr ernstes und schweres Gepräge aufdrückte, der die calvinische Lehre, die in ihrem Stifter durch die feinere französische Natur und durch eine höhere Geistesbildung gemildert war, in einer oft abstoßenden Schroffheit hinstellte und sie in's praktische Leben des Volkes einführte. Wir müssen uns mit dem Leben dieses Mannes etwas genauer bekannt machen.*)

Johann Knox, stammend aus einer alten achtbaren Familie, wurde geboren im Jahr 1505 zu Gifford, nach andern zu Haddington in der Grafschaft Ost-Lothian.**) Schon als Knabe zeigte er, was ihn

*) Siehe M'Crie, life of John Knox. Edinb. 1811. (5. Aufl. 1831.) in's Deutsche übersetzt von Planck. Göttingen 1817. — Andere Hülfsmittel sind die nach M'Crie bearbeitete franz. Lebensbeschreibung im Musée des Prott. célèbres, und Niemeyer (Ch.), Leben Johann Knox's und der beiden Marien, Mutter und Tochter. Leipzig 1824. Köstlin in Herzogs Realenc. VII. S. 767 ff. Ueber die schottische Reformation: Rudloff, Berlin 1847. 49. II. Merle d'Aubigné, Trois siècles de luttes en Ecosse. Genève et Paris 1850. Weber I. S. 607 ff. II. S. 462 ff.

**) Ueber die Verschiedenheit dieser Annahmen siehe M'Crie von Anfang und Note A. Der Verf. entscheidet sich für Gifford.

als Mann auszeichnete, einen hellen, durchdringenden Verstand, und einen festen, ausdauernden Willen. Diese beiden Seelenkräfte überwogen auch bei ihm (wie bei Calvin) die sanftere und weichere Gemüthlichkeit. Als ein sechszehnjähriger Jüngling bezog Knox im Jahr 1524 die Universität Glasgow.*) Theils die freisinnigen Winke seines Lehrers Johann Mair (Major), der sich jedoch nur behutsam äußerte, weit mehr aber noch das selbstständige Studium der Bibel und der Kirchenväter, besonders des Augustin und Hieronymus, vorzüglich endlich die Verfolgungen selbst, welche um jene Zeit begannen und als deren Opfer Hamilton fiel, weckten in dem feurigen, thatendurstigen Jünglinge den Drang, als Glaubensverbesserer aufzutreten, worin ihn auch die Freundschaft seines Altersgenossen Georg Buchanan bestärkte. Sein Streben entging dem wachsamen Auge Beatons nicht. Knox zog sich nach Hochschottland zurück, wo er unter dem Schutze des Hugh Douglas öffentlich das Evangelium predigte, trat aber nach dem Tode des Erzbischofs eine Predigerstelle in St. Andrews an, die ihm von der Gemeinde übertragen wurde. Hier predigte er die erneuerte Lehre des Heils ohne Scheu, und vertheidigte sie in offener Disputation gegen die Widersacher mitten unter den Stürmen, die ihn umlagerten. Täglich wurden ihrer hinzugethan zu der Gemeinde; und als in Folge der Ermordung des Erzbischofs die wackre Bürgerschaft im Sommer 1547 als eine rebellische Partei behandelt und mit Hülfe einer französischen Flotte zu Wasser und zu Lande belagert wurde, da war es wieder sein Wort, das die Bedrängten aufrichtete und den sinkenden Muth begeisterte. Vergebens hofften die Belagerten auf nahende Hülfe aus England. Sie mußten sich ergeben, und Knox gerieth mit einem Theil der Besatzung — wider das gegebene Wort des Vertrags — auf die Galeeren. Hier mußte er nun selbst der Flotte dienen, welche die nahende Hülfe der Engländer von Schottlands Küste zu vertreiben den Befehl hatte.**) Die Anstrengungen,

*) Nicht St. Andrews, wie in den frühern Ausgaben von M'Crie steht; siehe dessen Anmerkung zur 5. Ausgabe.

**) Als sie im Winter vor Nantes lagen, wurde alles angewandt, die Gefangenen wieder zum Katholicismus zurückzuführen. Mit Gewalt wollte man sie nöthigen, am Schiffsgottesdienst theilzunehmen; aber mit einer Standhaftigkeit, die an Schroffheit grenzte, machten sie ihren Protestantismus geltend. Wenn der Gottesdienst begann, bedeckten sie absichtlich ihr Haupt, und als man einem unter ihnen (Knox selbst?) befahl, ein Marienbild zu küssen, warf er es in die Loire mit den Worten: „Die Jungfrau ist leicht genug, laßt sie schwimmen lernen.“ Nur mit Mühe gelang es, die Heilige aus den Wellen zu retten. M'Crie a. a. O. S. 68. 69.

die er mit den rohesten Sklaven theilte, zogen ihm eine Fieberkrankheit zu; aber in allen Nöthen tröstete ihn sein Glaube und das Gebet. Beide wurden auch der Gegenstand seines tiefern Nachdenkens, und so verfaßte er in den schmerzensfreien Stunden sowohl sein Glaubensbekenntniß, als eine Abhandlung über das Gebet. Wie einst der gefangene Paulus die Erquickungen der Religion auch den fernen Gemeinden in seinen Sendschreiben mittheilte, so wußte auch Knox von den Galeeren aus einen Brief an seine Glaubensbrüder in Schottland zu befördern, der mit den Worten beginnt: „Johann Knox, der gebundene Knecht Jesu Christi: Gnade, Erbarmen und Friede von Gott dem Vater mit dem beständigen Troste des heiligen Geistes.“*)

Nach zwei Jahren unsäglicher Leiden öffnete sich den Gefangenen wieder eine freiere Aussicht. Die Vermählung der Thronerbin Maria Stuart mit dem König von Frankreich Franz II. brachte ihnen 1549 die Freiheit, indem Franz, der die Protestanten im eignen Lande verfolgte, erst den Versuch machen wollte, die Schotten durch Milde zu gewinnen. Knox, der zwar seiner Ketten entledigt wurde, aber nicht nach Schottland zurückkehren durfte, begab sich nach England. Cranmer suchte ihn als einen willkommenen Gehülfen für die nördlichen Landschaften des Reichs zu verwenden. Aber Knox fand hier großen Widerstand an der Weichlichkeit und Trägheit der Geistlichen. Eine bleibende Stelle in London, die ihm angetragen wurde, schlug er eben so standhaft aus, als ein ihm angetragenes Bisthum in Nordengland, weil er die halben Maßregeln der Reformation, wie sie unter Eduard VI. geübt wurden, nicht mit seinen strengen und durchgreifenden Grundsätzen vereinigen konnte. Besonders nahm er Anstoß an der bischöflichen Verfassung und der weltlichen Pracht der Bischöfe, die schon damals ein Aergerniß für einfache christliche Gemüther sein mußte, so wie an der noch immer mit zu vielen äußern Ceremonien überladenen Liturgie. Es stellte sich schon hier der Gegensatz heraus, welchen die schottische und englische Kirche, oder die Presbyterial- und Episcopalform, gegeneinander in der Folge bildeten. Knox war Presbyterianer, d. h. er wollte, daß die Kirche, nach dem Muster der apostolischen Zeit, nicht geleitet würde von

*) Auch geistlichen Rath ertheilte Knox den Glaubensbrüdern, die sich in ähnlicher Lage befanden. Ein Theil derselben saß nämlich zu Mont St. Michel gefangen. Es bot sich ihnen eine Gelegenheit dar, aus ihrer Haft zu entfliehen. Ungewiß, ob sie mit gutem Gewissen die Flucht ergreifen dürften, wandten sie sich an Knox. Dieser gab ihnen den gesunden evangelischen Rath, sich allerdings frei zu machen, doch unter der Bedingung, daß es ohne Blutvergießen geschehe.

hohen, vornehmen Beamten, die sich zum Unterschiede von den niedern Geistlichen Bischöfe nennen, sondern daß an der Spitze des Gemeinwesens ein frommer gelehrter Mann stehe, der im Vereine mit andern ihm gleichgestellten Aeltesten (Presbytern) die Angelegenheiten der Kirche leite. In der That waren ja in der alten apostolischen Zeit die Bischöfe nichts anderes als solche Aelteste oder Presbyter, sie waren Aufseher über die Gemeinde, Seelsorger oder Pfarrer, und der hohe, vornehme Nimbus hatte sich erst später um ihre Häupter gewoben, als das Christenthum in großen Städten und später an den Höfen der Kaiser Eingang gefunden. — Es kann nun streitig sein, ob es mit zum Wesen des Protestantismus gehöre, auch in der äußern Form wieder zur apostolischen Einfachheit zurückzukehren, oder ob nicht die veränderten Verhältnisse, wonach das Christenthum eine Staatsreligion geworden, auch Abänderungen in den äußern Formen nöthig machten; und in der That glauben wir, daß die Forderungen der damaligen Presbyterianer in manchen Dingen überspannt waren. Aber gegenüber jener Verweltlichung des Christenthums, wie sie in den damaligen Zeiten durchgängig war, ehe das Licht der Reformation hereinbrach, und wie sie sich leider in der englischen Kirche nur zu sehr und auf eine zu schreiende Weise erhielt, mußte immerhin diese Weigerung des schottischen Reformators, an der Sünde des Zeitalters theilzunehmen, als eine großartige erscheinen, die seinem Charakter Ehre macht.

Ob nun gleich Knox kein bleibendes Kirchenamt in England annehmen wollte, so trug er doch auch hier durch seine starken und rücksichtslosen Predigten manches zur Reformation bei. Unter der Regierung der katholischen Maria in England flüchtete Knox, nachdem er sich erst den Verfolgungen ausgesetzt hatte, auf den Rath seiner Freunde nach Genf, wo ihn Calvin mit offenen Armen aufnahm. Bald darauf that sich ihm ein Wirkungskreis in Deutschland auf, indem sich in Frankfurt eine reformirte Gemeinde von französischen und englischen Flüchtlingen gebildet hatte, an welche Knox berufen ward. Leider waren es auch hier die Streitigkeiten über die Liturgie und das Ungestüm, womit einige Engländer das Beibehalten derselben in der anglicanischen Form verlangten, welche Knox, nachdem er vergebens die Gegensätze zu vermitteln versucht hatte, wieder aus Frankfurt vertrieben.*) Er begab

*) Auch Calvin war um sein Gutachten in den Streitigkeiten ersucht worden. Es fiel gegen die bischöfliche Liturgie aus, in welcher er noch eine starke Hefe des Papstthums erkannte. Calv. Opp. T. IX. (Amst. 1667.) p. 28. M'Crie S. 146. Weber II. S. 480.

sich abermals nach Genf; bald aber kehrte er unter den seither veränderten politischen Verhältnissen nach seinem Vaterlande zurück. Hier ließ nämlich die Regentin Maria von Guise, welche seit 1554 die Vormundschaft führte, die Protestanten anfänglich gewähren, schon darum, weil ihre politische Gegnerin, Maria von England, sie dort verfolgte. In Edinburg sammelte Knox in dem Hause eines Privatmanns (James Syme) eine evangelische Gemeinde um sich, und streute auch in den südlichen Landschaften den Samen der Reformation aus; doch wußten es die ihm feindlichen Geistlichen dahin zu bringen, daß er den 15. Mai 1556 vor ein Gericht gestellt wurde. Knox erschien in zahlreicher Begleitung seiner Freunde, worunter einige der angesehensten Männer des Landes waren. Die versammelten Prälaten wagten es nicht, ihn zu verurtheilen. Vielmehr predigte er zehn Tage nacheinander in einer offenen Halle Vor- und Nachmittags vor einer großen Menge von Zuhörern. Aber auch die friedliche Gesinnung der Regentin dauerte nicht lange, und Knox, der ohne den Ausbruch eines Bürgerkrieges (welchen er jedoch vermeiden wollte) keinen Weg sah, dem Protestantismus in Schottland Ansehn zu verschaffen, hielt es für einen Ruf Gottes, als ihn die Kirche von Genf als ihren Prediger zu sich berief. Knox trennte sich mit schwerem Herzen von seinen Glaubensbrüdern und Schottland, und trat seine Stelle in Genf an.*) Der abermalige Aufenthalt in dieser so wichtigen Pflanzstadt der Reformation verschaffte ihm Gelegenheit, sich in seinen theologischen Kenntnissen und Ansichten noch weiter zu befestigen; aber zugleich versäumte er nicht, die Verbindung mit dem schottischen Mutterlande aufrecht zu erhalten. Die Verdammung seiner Lehre und seiner Person war ihm indessen auf dem Fuße gefolgt; denn als man seiner nicht mehr habhaft werden konnte, ward statt seiner sein Bildniß öffentlich in Edinburg verbrannt und über ihn selbst das Todesurtheil gesprochen. Kürzere Zeit hielt er sich auch in Dieppe auf; doch kehrte er bald wieder nach Genf zurück, wo er im Verein mit einigen Freunden eine neue englische Bibelübersetzung besorgte. Zugleich erließ er ein „Schreiben an die Königin-Regentin", worin er die Sache der Reformation mit Kraft vertheidigte, und in Verbindung damit sandte er einen Zuruf an den Adel und die Reichsstände von Schottland, worin er dieselben auf der einen Seite zum Gehorsam gegen die Regierung auf-

*) Er hatte sich unter der Zeit verehelicht; auch seine Gattin und Schwiegermutter folgten ihm an den Ort seiner neuen Bestimmung. Auch wurden ihm hier zwei Söhne geboren. M'Crie S. 194.

forderte und vor jedem gewaltsamen Auftritte warnte, auf der andern aber auch ihnen zur Pflicht machte, ihre Brüder im Nothfall mit eigner Lebensgefahr zu vertheidigen, wenn diese um ihres Glaubens willen angegriffen würden. — Knox billigte es so wenig als Luther, daß man mit äußerer Gewalt dem Evangelium Bahn breche; wohl aber schien ihm auch die bewaffnete Vertheidigung gegen unbefugten Angriff erlaubt. Hierin zeigte er weniger Bedenklichkeit als Luther, und näherte sich darin mehr Zwingli. Wenn es schwer ist, den richtigen Punkt zu bezeichnen, wo die äußere Selbstvertheidigung in Sachen des Glaubens beginnen darf, so müssen wir uns begnügen, wenn wenigstens der Grundsatz im Allgemeinen festgehalten wird, daß vor allem die Macht des Wortes gelten soll; und dieß finden wir hier selbst bei dem stürmischen Knox. Indessen soll auch das Wort bei aller Schärfe und Entschiedenheit nie die Schranken des Anstands und der Mäßigung überschreiten, welche ihm gerade die rechte Würde in den Augen der Gegner sichern müssen und auf die Dauer sichern werden. Dieß vergaßen in jenen Zeiten mitunter auch die edlern und bessern Kämpfer, und wie Luther in seiner Schrift an Heinrich VIII., so setzte nun auch Knox die Gesetze der Mäßigung und des Anstands zu weit aus den Augen in einer Schrift, deren Titel schon allein die ernste und heilige Wirkung verfehlen mußte, welche sie beabsichtigte. „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment"*) — so hieß die Schrift, welche Knox im Jahr 1558 gegen die beiden Königinnen Maria von England und die Königin-Mutter in Schottland als eine Art von Kriegsmanifest erließ. Unglücklicherweise war aber um eben diese Zeit die englische Maria gestorben und ihre Schwester Elisabeth ihr in der Regierung gefolgt, und diese bezog nun die starken Aeußerungen des Reformators gegen eine jede Frauenregierung natürlicherweise auch auf sich. So zog sich Knox durch diesen unbesonnenen Schritt die persönliche Feindschaft einer Frau zu, welche der Sache des Protestantismus so wesentliche Dienste leistete. Auch seine heiligsten Versicherungen, daß zu Gunsten einer so großen Persönlichkeit, wie die Elisabeths, Ausnahmen von der Regel stattfinden, vermochten nicht die Gunst der Königin ihm zuzuwenden. Es blieb indessen bei'm ersten Trompetenstoß, und es folgte kein zweiter und dritter mehr, wie er es beabsichtigt hatte.**)

---

*) The first Blast of the Trumpet against the monstrous regiment (government) of women.

**) M'Crie S. 220. Erst bei'm dritten wollte er seinen Namen nennen.

Aber auf einen ernstern Gegenstand richten wir nun den Blick. Die Verfolgungen in Schottland hatten in der That mächtig überhand genommen, und ein Opfer hatte sich der Erzbischof von St. Andrews*) ausersehen, das wohl geeignet war in den Herzen aller Redlichen den gerechtesten Abscheu gegen die Bedrücker des evangelischen Glaubens zu erwecken. Ein alter ehrwürdiger Priester war dieses Opfer. Walter Mill, 83 Jahre alt, hatte sich noch in diesem hohen Greisenalter der neuen Lehre zugewandt. Er war als Evangelist in Schottland umhergewandert und hatte das Wort Gottes denen verkündet, die es hören wollten. Da ließ ihn der Erzbischof greifen und nach St. Andrews schleppen; das geistliche Gericht verurtheilte ihn zum Feuertod. So allgemein war aber die Ehrfurcht vor dem Greise oder wenigstens die Scheu vor seinen grauen Haaren, daß kein Weltlicher über ihn zu Gericht sitzen wollte. Um aber die Formen zu erfüllen, bestellte der Erzbischof einen nichtswürdigen Menschen seines Hofgesindes zum Richter über ihn, der die Sentenz des geistlichen Tribunals bestätigte. Nun aber wollte auch niemand von ferne zu dessen Hinrichtung die Hand bieten. Die Läden, in welchen man die Stricke und das nöthige Brennmaterial kaufte, waren geschlossen; kein Henker fand sich, das Urtheil zu vollziehn. Dieß verschaffte dem Verurtheilten einen Tag Aufschub. Der Erzbischof und sein Helfershelfer wußten sich jedoch Mittel zu verschaffen, das Werk der Bosheit auszuführen, und Mill starb den Feuertod im April 1558. Das Volk errichtete ihm eine Ehrensäule von aufeinander gehäuften Steinen, und als der Erzbischof die Steine zerstreuen ließ, wurden sie über Nacht mehreremal wieder zusammengetragen, bis endlich die Anhänger des Bischofs die sämmtlichen Steine fortschafften und sie zu Gebäuden in der Stadt verwendeten.**) Wie einst Hus, so hatte auch der alte Mill bei seinem Tode geweissagt, „daß aus seiner Asche hundert bessere Männer als er zu Zeugen aufstehen würden; er hoffe aber, daß er der Letzte sei, den man in Schottland um dieser Sache willen tödte."

Es fehlte auf solche Gewaltthat hin auch nicht an heftiger Gegenwirkung von Seiten der Protestanten. An dem Feste des heiligen Egidius, des Schutzpatrons von Edinburg, wurde das Bild desselben, das man in Procession herumzutragen pflegte, erst entwendet, und als man

*) Johann Hamilton, der Bruder des frühern Regenten Arran.

**) Vgl. hierüber, so wie über die schottischen Angelegenheiten überhaupt, Buchanan, Rerum Scoticarum historia p. 568 ff.

ein anderes an dessen Stelle verfertigt hatte, das man wirklic
ßem Gepränge umhertrug, wurde dasselbe von einer Scha
Bursche mit Gewalt den Händen der Priester entrissen und
herumgeschleppt. In einer solchen Zeit der Aufregung trat K
der in Schottland auf. Schon seit 1557 hatten sich die mächti
Freunde in einen Bund mit einander eingelassen, den sie die
gation Christi nannten. Knox sollte die Seele dieses Bu
den, der mehr als je einer leitenden Kraft bedurfte. Noch
Ankunft hatte die Congregation ihre Wünsche bei der Regei
geben, in welcher sie dieselbe um das Recht freier Religions
flehten. Dieses Recht wurde ihnen mit einigen Einschränk
willigt, aber bald wieder genommen. Der Grund davon l
sächlich in den politischen Verhältnissen des Tages. Wir habe
der Geschichte von England bemerkt, daß Elisabeth von der
Partei nicht anerkannt wurde. Diese Partei ging nun dam
Tochter der Regentin, Maria Stuart, auf den Thron En
heben, während die Protestanten in Schottland, die vielmel
Schutz Elisabeths hofften, diesem Plan im Wege standen. Si
drücken gebot also jetzt die Politik. Nachdem die Regentin ihr
brochen, glaubten sich auch die Protestanten nicht mehr gebu
die Schritte der Congregation wurden um so kühner, je dro
der Regierung wurden. Ohne sich an das Verbot derselben
führten sie in Perth, einer der angesehensten Städte Schottl
reformirten Gottesdienst ein, und Knox bestieg die Kanzel. Hi
eine Predigt, worin er heftig das Meßopfer und den Bilder
stritt. Als aber der Meßpriester, ohne sich an die eifernde
kehren, dennoch Anstalten zum Opfer traf,*) erregte dieß ei
lichen Tumult. Ein junger Mensch, der in der Nähe des mes
Priesters stand, ließ erst seinen Unwillen in Worten über die
Handlung aus. Der Priester gab ihm eine Ohrfeige. Nun
Beleidigte mit einem Stein nach dem Priester, traf aber den
zertrümmerte ein Bild, das darauf stand. Jetzt fiel die Meng
schauer wüthend über den Priester und den Altar her. De
wandte sich plötzlich gegen die sämmtlichen Heiligthümer der
auch nach außenhin gegen die übrigen Kirchen der Stadt und

*) Ein merkwürdiges Gegenstück zu jenem Meßpriester in Bern, de
ähnlichen Predigt Zwingli's den Ornat auf dem Altar niederlegte u
Messe abstand.

der, gegen die Klöster und ihre Schätze; eine ähnliche Scene, wie wir sie einige Jahre später) in Antwerpen gefunden haben. — Knox darf keineswegs der Vorwurf gemacht werden, zu diesem Scandal ermuntert zu haben. Ob er besser gethan hätte, seine Rede zu mäßigen, ist schwer zu entscheiden. Jetzt wenigstens mahnte er die Wüthenden ab,*) aber freilich zu spät, und die Vergehungen einer aufgeregten Pöbelmasse wurden auch jetzt wieder den besonnenern Freunden der Wahrheit beigemessen. Die Regentin benutzte den Anlaß, um mit aller Strenge gegen die Protestanten einzuschreiten. Die Stadt Perth wurde belagert und dem gegebenen Versprechen zuwider mit französischer Besatzung belegt, der evangelische Gottesdienst auf's neue verboten. Die Congregation rüstete sich zu standhafter Gegenwehr, und die rohern Anhänger der Reformation fuhren fort, auch an andern Orten des Königreichs ihren Ingrimm an den Bildern auszulassen. Knox selbst begab sich mit den beiden Häuptern der Congregation, dem Grafen Argyle und dem Lord Jacob Stuart, unter einer Bedeckung von Bewaffneten nach St. Andrews, im Juni 1559. Der Erzbischof drohte ihn von der Kanzel herunterschießen zu lassen, wenn er sich gelüsten ließe, dieselbe zu besteigen. Argyle und Stuart riethen selbst zu schneller Abreise; aber Knox sprach: „Mein Leben steht in der Hand desjenigen, dessen Ehre ich suche," und bestieg die Kanzel. Ein Wort der Belehrung über die richtige Ansicht von den Bildern, über Form und Wesen der Religion (in der Art, wie einst Luther zu Wittenberg predigte), wäre hier vielleicht besser am Platz gewesen, als die Hinweisung auf die Reinigung des Tempels von den Käufern und Verkäufern, und die Aufforderung, ein Aehnliches zu thun. Aber Knox, der in diesem Stücke einem Karlstadt ähnlicher war als Luther, ließ von seinem Feuereifer sich hinreißen, das Volk selbst zu einem Schritte zu ermuntern, von dem er es früher noch abgehalten hatte. So wurden denn auch hier die Bilder zertrümmert, die Kirchen beraubt, zwei Klöster der Erde gleich gemacht.**) — Abermalige Rüstung zum Kriege von beiden Seiten. — Ein der Regentin abgedrungener Waffenstillstand dauerte nicht lange. Das Heer der Congregation überrumpelte Perth und drang in Edinburg ein. Die evangelische Kirchenordnung ward wieder eingesetzt mitten unter den Waffen, und Knox den 7. Juli 1559 zum Prediger der Hauptstadt erwählt. Aber nicht lange

*) Er nannte sie selbst „the rascal multitude". M'Crie S. 258.

**) Das Beispiel von St. Andrews fand Nachahmung an mehrern andern Orten. Eine Ballade, in welcher dieser Sieg gefeiert wurde, theilt M'Crie S. 268 f. mit.

dauerte der Besitzstand der Protestanten. Edinburg ward von den Truppen der Regentin angegriffen, und das Einzige, was die Congregation in dem nachmaligen Vertrage mit ihr retten konnte, war die Aufrechterhaltung des protestantischen Gottesdienstes. Wer aber war den Protestanten Bürge, daß auch dieser Vertrag ihnen gehalten werde? Ohnedieß sollte er nur bis zu Anfang des nächsten Jahres in Kraft bleiben. Sie sahen sich daher nach fremder Hülfe um. Knox knüpfte Unterhandlungen mit England an. Die Regentin setzte einen Preis auf seinen Kopf. Alles war wieder unter den Waffen. Die Congregation verstärkte sich, und selbst der ehemalige Regent, Jacob Hamilton, der jetzt den Titel eines französischen Herzogs von Chatellerault führte, trat mit seinem ältesten Sohne, dem Grafen von Arran, dem Bündniß bei. Knox suchte, soviel an ihm war, den Ausbruch einer bürgerlichen Revolution zu verhüten, und nur auf die Bedingung hin, daß Maria Stuart als die rechtmäßige Königin anerkannt werde, konnte er mit den übrigen Versammelten zur Absetzung der Regentin seine Stimme geben. Vermittelst einer öffentlichen Schrift (im October 1559) wurde somit die Regentin durch die Congregation ihrer Würde entsetzt. Sie starb bald darauf im Juni 1560. Unterdessen war der Kampf der Waffen mit wechselndem Glücke geführt worden. Die Franzosen, welche Maria in's Land gerufen, wurden durch die herannahende englische Hülfe bedrängt und zum Abzuge bewogen. Endlich kam den 6. Juli 1560 unter englischer Vermittelung zu Edinburg ein Vertrag zu Stande, nach welchem das Reich während der Abwesenheit der jungen Königin durch einen Staatsrath verwaltet und nächstens ein Parlament zu Herstellung der guten Ordnung und zu Erledigung der Religionsbeschwerden versammelt werden sollte. Dieses Parlament fand denn auch bald darauf statt. Die Mitglieder der Congregation reichten eine Bittschrift ein, die auf sofortige Abschaffung des Papstthums drang, und da die katholischen Prälaten im Parlament die Minderheit bildeten, so fügten sie sich schweigend in die Nothwendigkeit. Der Sieg, welchen der Protestantismus in diesem Parlamente davontrug, hing ebensosehr von politischen als religiösen Momenten ab, und die Art, wie dieser Sieg behauptet wurde, war keineswegs den evangelischen Grundsätzen gemäß; denn kaum hatten sich die Protestanten von dem Druck erholt, der während der Zeit der Regentschaft auf ihnen gelastet hatte, als sie nun selbst verfolgend gegen Andere auftraten. Bei Leibes- und Lebensstrafe ward jetzt das Halten der Messe oder auch nur derselben beizuwohnen verboten, und als es zu den Bestimmungen über die Kirchengüter kam, da zeigte sich die Lust zuzugreifen

bei manchen hochgestellten Parlamentsmitgliedern gar zu unverhohlen; ein Flecken, der leider der Reformationsgeschichte auch andrer Länder anhaftet, der aber nicht die Reformation selbst betrifft, sondern die menschliche Selbstsucht, die, wie schon manche Beispiele uns gezeigt haben, unter jeder Religionsform sich Eingang zu verschaffen sucht. Wenn Knox auch nicht frei erscheint von dem Vorwurf der Härte gegen Andersdenkende, so hielt er sich doch rein in Absicht auf den letztern Punkt, und setzte der Habgier der Großen standhaft den apostolischen Sinn entgegen, womit er die Strenge der Kirchenzucht durchzuführen, die Kirchengüter aber den Armen und dem Unterrichte zuzuwenden suchte. Aber eben dieß erregte den Widerspruch der Weltlichen gegen ihn, und nur mit Mühe konnte er den Sturm beschwichtigen, der sich wider ihn erhob.

Der Charakter der schottischen Reformation stellt sich nun, im Vergleich mit der englischen, als ein von dieser scharf geschiedener heraus. Zwar ruht die Lehre beider Confessionen wesentlich auf den Bestimmungen Calvins, doch gingen diese Bestimmungen noch mehr in das schottische, als in das anglicanische Bekenntniß über, nur mit der Ausnahme, daß die Lehre von der Gnadenwahl auch in dem schottischen Bekenntniß einige Milderungen erhielt. Auffallender zeigte sich aber der Unterschied in dem Cultus und der Verfassung. Während die englische Liturgie noch manche Aeußerlichkeiten beibehielt, suchte der kräftige Oppositionsgeist der Schotten jede Erinnerung an das Papstthum auszutilgen, und erfreute sich an jenen einfachsten Formen der Gottesverehrung, aus welcher nicht nur Bilder und Musik, sondern auch alles entfernt wurde, was im Geringsten die Sinne fesselt. Auch das unschuldigste Symbol, wie z. B. der Ring bei Trauungen, ward verbannt. Wie entschieden Knox gegen die bischöfliche Verfassung war, wurde schon früher bemerkt. An die Stelle derselben trat die Einrichtung, welche Knox unter der Zeit in Genf näher kennen gelernt hatte. Zwölf Superintendenten wurden zur Beaufsichtigung des Kirchenwesens niedergesetzt, welche keinen wesentlichen Vorrang vor den übrigen Pfarrern, keinen Sitz im Parlament und keine so reichen Einkünfte erhielten, wie die Bischöfe der englischen Nachbarkirche.*)

*) Letzteres konnte schon darum nicht geschehen, weil der raubsüchtige Adel die Kirchengüter an sich gerissen hatte. Die Superintendenten sollten übrigens jährlich zwei Provinzialsynoden zusammenberufen, an welchen nicht nur die Geistlichen, sondern auch die dazu erwählten Aeltesten aus dem weltlichen Stande theilnehmen sollten; und überdieß sollte jährlich einmal eine allgemeine Kirchenversammlung stattfinden. Die Bestimmungen der Kirchenzucht waren in dem Book of discipline,

Mit einer nie zu entschuldigenden Rohheit wurden nun alle Denkmäler des Katholicismus zerstört, Kirchen und Klöster geplündert, manche herrliche Kunstschätze und Bibliotheken verbrannt, und selbst die Gräber durchwühlt.

Es läßt sich leicht erwarten, daß weder Franz II. von Frankreich, noch seine Gemahlin Maria diesen Neuerungen ihre Zustimmung geben konnten. Sie erblickten in denselben einen Eingriff in ihre Hoheitsrechte, und schon wurden Zurüstungen zu einem neuen Kriege gemacht, als der Tod den König Franz II. dahinraffte. Maria Stuart, die neunzehnjährige Wittwe, von ihrer Schwiegermutter, der Katharina von Medicis, übel behandelt, verließ den französischen Boden und langte im August 1561 in Schottland an. Mit ihrem ersten Fußtritt, den sie auf's Land setzte, betrat sie auch die Bahn ihres Unglücks. Schön und jung, aber unerfahren, auferzogen in den weichlichen Genüssen des fränkischen Hoflebens, im höchsten Grade leichtsinnig, umgeben von parteisüchtigen Rathgebern und Schmeichlern, wurde sie ganz ein Werkzeug der Guisen und ihrer verderblichen Absichten. Anfangs schien sie zwar die Protestanten sich geneigt machen zu wollen, was sie schon dadurch beurkundete, daß sie ihren Stiefbruder Jacob Stuart, welcher eins der thätigsten Mitglieder der Congregation gewesen war und den sie zum Grafen von Murray ernannte, nebst Wilhelm Maitland an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellte. Aber als sie damit begann, in ihrer Kapelle zum Behuf ihres Hausgottesdienstes die Messe einzurichten, erblickten darin Knox und die übrigen Protestanten einen gefährlichen Anfang zu weitern Schritten.*) Der Versuch, ihr dieses niederzulegen, ist häufig als die äußerste Intoleranz betrachtet und namentlich dem schottischen Reformator verargt worden; und in der That muß die Härte uns verletzen, womit die Religion der Gewissensfreiheit hier ein fremdes Gewissen beengen wollte. Aber wenn man die zeitherigen Erfahrungen bedenkt, welche die Protestanten gemacht hatten, die Schlauheit, womit die Gegenpartei das geringste Zugeständniß zu ihrem Vortheil zu wenden bereit war; wenn man erwägt, wie wenig noch die Reformation in Schottland befestigt war, und wie das Beispiel der Königin so leicht zu einer Rückwirkung benutzt werden konnte, die

---

die über den Cultus in dem Book of common order niedergelegt, vgl. M'Crie II. — von Anf.

*) „Eine einzige Messe," sagte Knox in einer Predigt, „sei ihm schrecklicher, a[illegible] wenn zehntausend bewaffneter Feinde in's Land kämen, mit Gewalt die Religion [illegible] unterdrücken." M'Crie II. S. 25.

am Ende wieder das Errichten der Scheiterhaufen für die Ketzer zur Folge gehabt hätte: so wird man diese Härte weniger auffallend finden, als unter andern Verhältnissen. Man war zu sehr gewohnt, die Religion der Fürsten in Uebereinstimmung zu denken mit der der Völker, als daß der Gedanke an eine abgöttische Königin (denn als solche mußte Maria den strengen Protestanten erscheinen) nicht die größten Besorgnisse hätte erregen sollen; und wenn es zu allen Zeiten ein unnatürliches Verhältniß ist, wenn die Religion des Hofes von der des Staates und des Volkes verschieden ist, so mußte besonders damals dieses unnatürliche Verhältniß die unerträglichsten Störungen hervorrufen. — Auch das weltliche Leben und Treiben der Maria, ihre Lust zur Jagd, zum Tanze und zu Maskeraden, und die Leichtfertigkeit ihres Hofes erregte großen Anstoß bei den strengen Puritanern.*)

Noch hatte Maria jenen ersten Trompetenstoß nicht vergessen, womit Knox das Weiberregiment etwas unsanft angeblasen hatte. Sie stellte ihn sowohl darüber, als über seine Heftigkeit zur Rede, womit er sich ihren Anordnungen widersetzte. Die Schönheit und die äußere Pracht, womit sie sich umgab, machten auf den stolzen Puritaner wenig Eindruck. Er beantwortete ihre Vorwürfe mit gemessenem Ernste und ohne Rückhalt. Er versicherte die Königin seiner Unterthänigkeit, solange sie im Dienst der Wahrheit bleibe; aber laut bekannte er sich zu dem Grundsatze, daß es den Fürsten nicht zukomme, das Evangelium zu hindern, und daß in diesem Falle es den Christen erlaubt sei, gegen die Obrigkeit ihre Rechte zu schützen.**) „Oder hätten," fragte er, „die Israeliten dem Pharao und Nebucadnezar, die ersten Christen den heidnischen Kaisern nachhinken sollen?" „Das nicht," erwiderte Maria, „aber sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Obrigkeit." „Aber allen gottlosen Befehlen widersetzten sie sich allerdings," fuhr Knox fort. „Doch nicht mit dem Schwert," erinnerte die Königin nochmals und mit gesteigertem Nachdruck. „Gott hatte ihnen dazu die Gewalt und Mittel nicht gegeben," entgegnete Knox. „Also meint ihr," fragte Maria, „daß Unterthanen ihren Fürsten widerstehen dürfen, wenn sie können?" „Gnädigste Frau," erwiderte Knox, „man würde es ungeachtet

*) Siehe Raumers Beiträge zur neuern Geschichte (Elis. und Maria) I. S. 30 (nach dem Zeugniß des franz. Gesandten Foy) und S. 58: „Die Königin verkleidet sich und geht so durch die Stadt und nimmt von jedem Manne ein Pfand."

**) Vgl. über diese Unterredung M'Crie II. S. 31 ff. Niemeyer S. 165 ff. und Weber a. a. O.

des göttlichen Gebotes: Ehre Vater und Mutter — Kindern nicht zur Sünde rechnen, wenn sie, im Fall ihr Vater in einem Anfall von Wahnsinn sie umbringen wollte, ihm das Schwert entrissen, die Hände ihm bänden und ihn so lange in Verwahrung behielten, bis der Anfall vorüber wäre. Ebenso verhält es sich mit den Fürsten, welche die Kinder Gottes, die ihnen unterworfen sind, ermorden wollen. Ihr blinder Eifer ist Wahnsinn: deßhalb kann es nicht Ungehorsam heißen, wenn man ihnen das Schwert aus der Hand windet, ihnen die Hände bindet und sie so lange ihrer Freiheit beraubt, bis sie wieder zur Vernunft kommen; vielmehr ist grade dieß der rechte Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt." — Die Königin erstarrte fast ob dieser Antwort, wechselte mehrmals die Farbe, nahm sich dann aber endlich zusammen und sprach: „Gut denn, ich sehe wohl, meine Unterthanen sollen nicht mir, sondern euch gehorchen, sollen thun, was sie wollen, nicht was ich befehle." — „Das verhüte Gott," fiel Knox ein, „aber dahin möchte ich es bringen, daß beide, Fürst und Unterthan, Gott gehorchen." Maria gab zu, daß die Fürsten Gott und seinem Worte gehorchen sollen; aber eben deßhalb sollen sie der Kirche gehorchen, die allein im Besitz der wahren Religion ist. Und so lenkte sich nun das Gespräch auf die Lehre von der Kirche. Aber auch über diesen Punkt war keine Verständigung möglich. Beide trennten sich unbefriedigt. Knox hinterließ ihr den Wunsch, daß Gott sie für das schottische Volk das möge werden lassen, was Deborah für das israelitische gewesen. Aber an den englischen Minister Cecil schrieb er,*) die Lehren des Cardinals von Guise, ihres Oheims, hätten sich so tief in's Herz der Königin eingedrückt, daß sie nicht mehr ohne das Herz selbst herausgerissen werden könnten. „Möchte ich hierin irren; aber ich fürchte, daß dieß nicht der Fall sein werde, denn bei meiner Unterredung mit ihr habe ich so viel künstliche List wahrgenommen, wie mir in diesem Alter noch nie vorgekommen. Von jetzt an ist der Hof für mich todt, wie ich für den Hof todt bin."

Immer höher stieg jetzt der Eifer des ernsten Sittenpredigers, um so mehr, da er sich in seinem Streben von den Großen verlassen sah, welche, wie Jacob Stuart und Maitland, mehr auf Bereicherung aus dem Kirchengute, als auf Herstellung der guten Zucht bedacht waren. So kam es, daß er in seinem Strafeifer die Königin von der Kanzel herab einer Isebel verglich und ihre lockern Sitten mit unerbittlicher Strenge öffentlich rügte. Auch darüber stellte Maria den unerschrocknen

*) Bei M'Crie II. S. 40. Niemeyer S. 171.

Reformator zur Rede. Sie beschwor ihn sogar mit Thränen, daß, wenn er ihr Vorwürfe zu machen habe über ihren Wandel, er dieß unter vier Augen thun möge, aber nicht vor der Welt. — Knox berief sich auf seine öffentliche Stellung, und auf sein Recht und seine Pflicht. Aber Maria vergaß ihm nicht, daß er sie in Thränen gesehen; sie fand bald eine Gelegenheit, für diese Demüthigung sich zu entschädigen, indem sie ihm selbst eine zu bereiten hoffte.

Während einer Abwesenheit der Königin von Edinburg (sie befand sich in Stirling) feierte die Dienerschaft derselben die Messe in der königlichen Kapelle (in Holyroodhouse), und zwar mit noch größerm Gepränge, als es in Gegenwart ihrer Herrin zu geschehen pflegte. Die eifrigen Protestanten glaubten dieß um so weniger dulden zu sollen, als die Abhaltung des katholischen Gottesdienstes der Königin nur für ihre Person gestattet war. Eine Anzahl derselben drang in die Kapelle ein und wollte den Priester nöthigen, seine Verrichtung einzustellen. Dieser sah sich nach Schutz um. Zwei der Thäter wurden verhaftet; Knox aber erließ ein Umlaufschreiben an die Protestanten der benachbarten Gegenden, worin er sich über Gewalt beschwerte und zur Gegenwehr aufforderte, indem er zu einer Volksversammlung einlud. Das Umlaufschreiben fiel der Königin in die Hände; und diese ließ Knox vor ein Gericht stellen, dem sie in eigner Person beiwohnte. Als Knox in den Gerichtssaal trat, lachte Maria laut auf und sprach: „Der Mann da hat mir oft bittre Thränen ausgepreßt, ohne daß ihm selbst die Augen übergegangen wären. Heute will ich doch sehen, ob ich ihn nicht zum Weinen bringen kann.“ Sie beschuldigte ihn des Hochverraths und berief sich auf den Inhalt des Schreibens. Knox wußte aber seine Sache so geschickt zu führen, daß die Klage als unstatthaft verworfen und der Angeschuldigte freigesprochen wurde.*)

Von nun an entwickelt sich die tragische Geschichte Maria Stuarts im Zusammenhange mit den politischen Unruhen, von denen das Reich bewegt wurde, zu einer Kette von Begebenheiten, an die wir nur kurz erinnern können, ohne uns in weitere Schilderungen derselben einzulassen. Ihre Vermählung mit Darnley, die um dieselbe Zeit ausgebrochene Empörung ihres Bruders, das ärgerliche Verhältniß zu dem Günstling Rizio, die Ermordung ihres Gemahls und die Heirath mit dessen Mörder Bothwel, ihre Gefangenschaft und ihre Flucht nach England, so wie endlich die traurige Katastrophe ihres Processes, der mit

*) Siehe die Verhandlungen darüber bei M'Crie II. S. 99 ff.

ihrer Gefangenschaft in Fortheringay und ihrer Enthauptung endete, dieses alles, das sich in den Zeitraum von 1565—1587 zusammendrängt, gehört mehr in die Darstellung der politischen Geschichte, als daß wir uns dabei aufhalten könnten. Daß die unglückliche Königin von dem Augenblick ihres Falles an bis an ihr blutiges Ende die Theilnahme des Mitgefühls erregt, liegt tief in der menschlichen Natur gegründet, und es sträubt sich das Herz dagegen, Elisabeths Verfahren als ein gerechtes zu preisen oder gar ihre That zu bewundern. Wenn aber dieses Mitleiden, durch die poetische Behandlung des Stoffes verleitet, sich häufig so darstellt, als ob in Maria Stuart die leidende Unschuld, in Elisabeth aber nur die grausame Härte der Eifersucht sich erkennen lasse, so muß dieses Mitleiden als ein verkehrtes erscheinen. In dieser Beziehung verweise ich auf die aus den Quellen geschöpften Untersuchungen Raumers in dessen schon früher angeführten Beiträgen zur neuern Geschichte, aus welchen wohl mit ziemlicher Gewißheit hervorgeht, daß Maria an dem Plane, der ihr Schuld gegeben wurde, Elisabeth vom Throne zu stoßen, nicht so unschuldig war, als die herkömmliche Ansicht annimmt; und so litt sie (nach den damaligen Rechtsbegriffen), was ihre Thaten werth war. Das Mitleiden aber, das sie verdient, kann nur das sein, das wir mit dem Verbrechen überhaupt haben, besonders wenn dieses unter solchen trüben Umständen und Verhältnissen gereift ist, wie die, in welchen sich die junge mißleitete Maria befand. „Es war ein Unglück für den Katholicismus," sagt Raumer,*) „daß fast nur zweideutige und beschränkte, fanatische und sittenlose Häupter in jener Zeit seine Vertheidigung übernahmen, wie Maria Stuart und Franz II., Philipp und Alba, Katharina von Medicis und Carl IX. Diese alle haben die Welt nicht gefördert; und soviel auch kirchliche Unduldsamkeit, falsche Sentimentalität und überkünstelte Kritik dagegen vorbringen — Maximilian II., Wilhelm von Oranien, Heinrich IV. und Elisabeth sind die edlern, größern, schaffenden und in ächtem Sinne herrschenden Naturen."

Fragen wir jetzt nur noch zum Schlusse nach den weitern Schicksalen des schottischen Protestantismus in dieser Zeit, so schien mit der Entfernung Maria's vom Throne Schottlands eine günstigere Wendung der Dinge einzutreten. Ueber ihren unmündigen Sohn Jacob VI. hatte ihr Bruder Murray die Vormundschaft geführt, nach seinem Tode andere Große des Reichs. Aber auch hier zeigte sich wieder die alte Habsucht

*) Beiträge I. S. 387 f.

in Betreff der Bisthümer und Kirchengüter. Der katholische Erzbischof von St. Andrews, der es gewagt hatte, die Partei der Königin mit den Waffen zu unterstützen, wurde 1571 gehangen, und Graf Morton, dem bald darauf die Regentschaft zufiel, eignete sich dessen Güter zu. Ueberhaupt suchten jetzt die Großen die bischöfliche Verfassung Englands auch in Schottland einzuführen, was aber nur auf kurze Zeit Bestand hatte. Späterhin wurde das Presbyterialsystem auf eine dauernde Weise begründet. Knox starb mitten unter den Kämpfen, die sich in dieser Hinsicht entwickelten. Des Lebens müde, hatte er sich schon lange nach dem Tode gesehnt.*) Noch drang kurz vor seinem Absterben die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit zu seinen Ohren. Er bestieg die Kanzel, und rief die Strafen des Himmels über „den grausamen Mörder und falschen Verräther“ herab, der sich König von Frankreich nenne. Oeffentlich forderte er den französischen Gesandten auf, seinem Meister zu sagen, daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei, und daß sein Name von der Nachwelt nie anders als mit Fluch würde genannt werden.**)

Den 9. Nov. 1572 ließ sich der vom Schlage gelähmte Greis zum letzten Mal in die Kirche führen, um seinen Nachfolger der Gemeinde vorzustellen, und von ihr Abschied zu nehmen. Er bezeugte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, und wie er bei der Verkündigung des göttlichen Wortes nicht das Seine gesucht, sondern was Christi ist. Er ermahnte sie, der guten Sache treu zu bleiben, und ertheilte ihr zum letzten Mal den Segen. Auf seinen Stab gestützt, wankte er, begleitet von der ihm nachweinenden Menge, nach Hause zurück. Zwei Tage darauf legte er sich auf sein Sterbebette und ließ sich aus der heiligen Schrift die Stellen vorlesen, welche vom Heimgange zum Vater und vom Troste der Unsterblichkeit handeln. So sehr ward er von diesen Stellen ergriffen, daß, als er einst eine ganze Nacht hindurch mit dem Gedanken der Auferstehung sich beschäftigt hatte, er einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, noch einmal die Kanzel zu besteigen und die Tröstungen, die er selbst erfahren, auf die versammelte Gemeinde auszugießen. Doch dazu reichten seine Kräfte nicht mehr hin.***) Wie einst der sterbende Oekolampad, wie der scheidende Calvin, so versammelte auch Knox wenige Tage nachher die Prediger und Aeltesten um sein Lager und bezeugte ihnen feierlich, daß seine Strenge niemals aus Haß gegen die Personen, sondern allein

*) „Wheary of the world“ and „thirsting to depart“ are expressions frequently used by him. M'Crie II. S. 208.

**) M'Crie II. S. 217.

***) Adami Vitae Theologorum p. 70. M'Crie II. S. 220.

aus dem feurigen Eifer für die Sache Gottes hervorgegangen sei. Noch einmal ließ er die Großen ermahnen, die das Reich und die Kirche verwirrten, von ihrem sündlichen Wesen abzustehen; aber vergebens. Die meisten von ihnen nahmen ein böses Ende, und erinnerten sich später an seine wohlgemeinten Worte. — Nachdem er noch für das Heil Andrer gesorgt, war er jetzt ganz auf sein eignes Heil bedacht. Noch hatte er in seinen letzten Stunden mit Anfechtungen zu kämpfen. „Der Teufel," sagte er, „wolle ihm vorspiegeln, er habe durch seine Treue den Himmel verdient, während er doch wohl wisse, daß es nur Gottes Gnade sei, die in ihm sich mächtig gezeigt." Seine Gattin und sein vertrauter Hausgenosse richteten ihn in trüber Stunde durch das Vorhalten der Verheißungen Jesu auf. Das 17. Kap. des Johannes war „der Anker, an dem er sich festhielt."*) Endlich hatte er ausgekämpft. Er starb den 24. Nov. 1572 in einem Alter von 67 Jahren. Seine Leiche ward auf dem Gottesacker der St. Egidienkirche bestattet. Eine zahlreiche Volksmenge, der Regent Morton an der Spitze des Adels, gaben ihm das Geleit, und als man den Sarg einsenkte, rief Morton aus: „Hier liegt der Mann, der nie vor eines Menschen Angesicht sich fürchtete!"**)

*) Nach seinem eigenen Ausdruck. Eine ausführliche Beschreibung seines Endes findet man bei M'Crie.

**) There lies he, who never feared the face of man. M'Crie II. S. 234.

Eilfte Vorlesung.

: Spaltung der Conformisten und Nonconformisten (Puritaner) zu Elisabeths ten. Parker. Die Zeiten Jacobs I. Die Pulververschwörung. Karl I. Erzbischof d. Unruhen in Edinburg. Der Covenant. Das lange Parlament. Hinrichtung afforbs. Aufruhr in Irland. Hinrichtung Lauds. Independenten und Gleichmacher. Prozeß und Tod Karls I. Rückblick auf das Bisherige.

s liegt im Geiste des Protestantismus, daß er in Beziehung auf die iern Verhältnisse der Kirche, in Beziehung auf Verfassung und Cul, an keine Form sich ausschließlich bindet. Ordnung, sagte Luther, ein trefflich Ding; aber wo man sie mit Gewalt aufzubringen und chförmig zu machen suche, da sei sie nicht mehr Ordnung, sondern rdnung und die Quelle der Verwirrung. Dieß zeigt sich uns in Geschichte der beiden brittischen Nachbarländer, in der Reformationshichte Englands und Schottlands.

Hätte jedes dieser Länder seine Ordnung für sich behalten, wie sie ı seinen Verhältnissen angemessen war, so würde sich das Wesentliche Christenthums, der christliche Glaube und die christliche Sitte hier er dem Hirtenstab der Bischöfe und unter einer glänzenden Außen:, dort unter der Leitung der Aeltesten und mit einfachern Mitteln alten und fortgebildet haben; es würde sich das Ungenügende der n oder der andern Form in der Folge von selbst herausgestellt und s gegen das andere in's Gleichgewicht gesetzt haben, ohne daß dabei Friede wäre getrübt, noch die Wahrheit verletzt worden. Der Geist Protestantismus hätte dann von innen heraus die heilsamen Umungen vorgenommen, er hätte sich die zeitgemäßen Formen von selbst haffen, und die wahre Religion hätte dabei nur gewinnen, die Gebheit der Kirche nur um so kräftiger gedeihen können. Aber es schien nal diesem an blutigen Verfolgungen reichen Zeitalter vorbehalten,

erst nach vielem äußern Kampf zu einem ruhigern Besitze der evangelischen Freiheit und zur Einsicht in ihre heiligen Gesetze zu gelangen. Nicht allein nach außenhin hatte der anglicanische Protestantismus sein Dasein zu fristen, sondern in seinem Innern hatte er eine Gährung zu bestehen, in welcher die feindlichen Elemente sich mit gleicher Wuth bekämpften, bis diese Elemente endlich zu gesonderten Parteien sich ausschieden und zu einem ruhigern Nebeneiander-Fortbestehen gelangten. Nicht in Schottland allein machte sich nämlich die Form geltend, welche wir von nun als die presbyterianische oder in ihrem Extrem als die puritanische zu bezeichnen haben; sondern es lag in ihrem radicalen Reformgeiste, sich mit Gewalt auch andern aufzudringen, sich Bahn zu brechen durch alle Schranken der Gesetze und der geselligen Verhältnisse, und sich als die allein gültige, als die allein protestantische und apostolische auch in der Nachbarkirche Ansehn zu verschaffen.

Wenn es eine durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit ist, daß, wie der Stahl im Feuer sich härtet, so auch der Geist einer Partei in der Gluth der Verfolgungen zu einer zähen Masse sich stählt, so zeigt sich dieß auch hier. Die unter der Regentschaft der Maria aus Schottland geflüchteten Protestanten glaubten ihr Märtyrerthum nicht zu hoch anzuschlagen, wenn sie ihren Widerspruch gegen alles, was an das Papstthum und dessen Einrichtungen erinnerte, auch da geltend zu machen suchten, wo man — wie sie vorgaben und wie es zum Theil wirklich war — in süßer Bequemlichkeit und lauer Halbheit die Formen desselben stehen gelassen und ein unseliges Mittelding zwischen Papstthum und Evangelium zuwegegebracht hatte. Sie glaubten fordern zu dürfen, daß, wer sich Protestant nennen wolle, auch bereit sein müsse gegen alles zu protestiren, was noch irgend eine Beziehung zum alten Cultus, zur herkömmlichen Verfassung habe, was noch irgend an die Messe auf der einen, an die Hierarchie auf der andern Seite erinnere. Grade im Exil sollte sich das auserlesene Volk Gottes als ein solches bewähren, indem es den Götzendienst derer bestritte, die auf beiden Seiten hinken, die weder kalt, noch warm sind. Von solchen Gesinnungen ausgehend hatten schon die Strengern unter den Flüchtlingen in Frankfurt sich geweigert, der englischen Liturgie sich zu bequemen; und selbst Knox war ihnen hierin zu nachgiebig. Als diese Flüchtlinge nun unter Elisabeth nach England zurückgekehrt waren, wo auch noch andere der verfolgten Glaubensbrüder und Landsleute Schutz fanden, so kehrten sie sich auch hier nicht an die in England herrschende Form, sondern setzten ihr schroff die ihrige entgegen. Nur mit Mühe brachte Elisabeth Einige

dahin, sich der englischen Liturgie zu fügen; diese hießen die Conformisten und galten bei ihrer Partei als Abtrünnige. Um so strenger wurde nun aber auch von englischer Seite gegen die Nonconformisten, Dissenters oder Puritaner, verfahren. Elisabeth konnte nicht zugeben, daß die noch kaum befestigte Reformation in ihrem Lande durch den Geist der Unruhe gestört und in ein Extrem hineingerissen wurde, das leicht das Entgegengesetzte von dem wieder hervorrufen konnte, von dem man sich so eben befreit hatte. Aber auch sie nahm jetzt mit Hülfe des Parlaments zu strengen Maßregeln ihre Zuflucht, welche die Gegner eher erbittern, als auf bessere Wege bringen mußten. Durch die Uniformitätsakte, welche im Jahr 1562 erlassen wurde, war das Recht gegeben, alle die mit Geldstrafen, mit Gefängniß, mit Entsetzung und Landesverweisung zu verfolgen, welche sich der englischen Liturgie widersetzten oder am Sonntage bei'm Gottesdienst der bischöflichen Kirche zu erscheinen sich weigerten. Solche unprotestantische Zwangsmaßregeln durchzuführen war von nun an die angelegentliche Sorge des sonst so frommen und anfänglich milden Erzbischofs Parker von Canterbury. Er verfuhr nun mit der äußersten Strenge und Härte, die uns doppelt leid thun muß, wenn wir sie von einem Manne ausgehn sehen, in dem wir bis dahin einen Jünger Christi erblickten, der eher dazu angethan schien, Unbill von Andern zu dulden, als ihnen solche zuzufügen. Hier begegnet uns wieder eine von den verhängnißvollen Schranken, die oft den Edelsten und Besten gesetzt sind. Parker war nun einmal befangen in seinem Anglicanismus. Er schien oft das Harte seines Verfahrens selbst zu fühlen; aber er tröstete sich mit den Worten: „Was die Welt auch urtheilen mag, ich will Gott, meinem Fürsten und den Gesetzen in reinem Gewissen dienen.“*) Nun kam es so weit, daß manche Gemeinden lieber ohne Prediger gelassen wurden, als daß man ihnen einen puritanischen Geistlichen zugestanden hätte. Als die Puritaner dessen ungeachtet ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielten und ihre Gemeindeverfassung durchzusetzen suchten, so mußten die gedrohten Strafen in Anwendung gebracht werden. Die heftigen Reden der Eiferer, und die ungeschliffenen Satiren, welche gegen die bischöfliche Kirche und die Königin gedruckt oder in Bildern ausgeboten wurden, reizten noch mehr.

---

*) Parker starb den 17. Mai 1575. Sein christlicher Haushalt war ein musterhafter. Auch hat er sich als Gelehrter besonders um die englische Geschichtschreibung und Alterthumskunde verdient gemacht; vgl. Strype, Life of A. B. Parker und Schölls Artikel in Herzogs Realenc. XI. S. 110 ff.

Aber auch von katholischer Seite kam es zu neuen Gewaltversuchen, die protestantische Regierung zu sprengen. Schon im Jahr 1561 war eine Verschwörung entdeckt worden, die des Cardinals Polus Neffe angezettelt hatte. Der Hauptsturm aber erhob sich im Jahr 1570 von Rom aus. Papst Pius V. schleuderte den 27. April eine Bannbulle gegen die ketzerische Königin und erklärte sie des Reiches verlustig. Nicht nur die Unterthanen wurden ihres Eides entbunden, sondern auch allen Baronen und Beamten war bei Strafe des Bannes verboten, die Befehle der Königin zu vollziehn. Dagegen erließ das Parlament (1571) die strengsten Gesetze unter Androhung eben so strenger Strafen. So kam es dahin, daß binnen der nächsten zwanzig Jahre zweiundsechzig Priester als Aufrührer (mithin nicht der Religion wegen) hingerichtet wurden. Wie dann in Folge der Hinrichtung Maria Stuarts Philipp II. England den Krieg erklärte; wie dieser (1588) die „unüberwindliche Flotte" (Armada) ausrüsten ließ, in deren tragischem Untergang die protestantische Welt ein Gottesgericht erblickte; wie durch diesen Sieg Elisabeths Ruhm verherrlicht und Englands Seemacht erst recht begründet wurde, ist hier nicht weiter zu erzählen.

Elisabeth starb unter den Gebeten ihres Beichtvaters, des Erzbischofs von Canterbury, den 3. April (24. März a. St.) 1603 nach einem Leben von siebzig, einer Regierungszeit von vierundvierzig Jahren. Wie verschieden auch über den Charakter dieser „jungfräulichen Königin" (maiden Queen) geurtheilt worden ist, so wird sie doch immer in der Geschichte der Reformation als die „Vorkämpferin des westeuropäischen Protestantismus" erscheinen und aller der politischen Bildungen, die sich an das neue Bekenntniß geknüpft haben."*)

Mit ihr war das Haus der Tudor erloschen. Es beginnt nun der langwierige blutige Streit unter den Stuarts. Jacob VI. König von Schottland, Sohn der hingerichteten Maria Stuart, gelangte in seinem 37. Lebensjahr auf den Thron von England und vereinigte unter dem Namen Jacobs I. beide Kronen auf seinem Haupte. Mit seiner Regierung schien erst den Puritanern ein neuer Stern aufzugehn. Jacob war von dem gelehrten Georg Buchanan, dem Freunde Knox', in den strengen Grundsätzen der reformirten Kirche und unter den presbyteria-

*) Ranke I. S. 437. „Nie hat es," sagt Ranke weiterhin (S. 470), „eine Fürstin gegeben, die einen welthistorischen Kampf unter größern Gefahren und mit glücklicherem Erfolg bestanden hätte, als Königin Elisabeth. Mit der Selbstständigkeit und Macht von England ist ihr Andenken untrennbar verbunden."

ischen Formen erzogen worden, wie sie in Schottland herrschten. Was nders sollte man also hoffen als daß Jacob, dieser „weise Salomo", ie ihn die Schmeichler nannten, nun auch die schottische Kirchenform er englischen Landeskirche aufdringen, die Gottesverehrung seiner Naion zu der des Vereinigten Königreichs machen werde? Aber in dieser offnung täuschten sich die Puritaner. Jacob hatte sich schon früher urch die Strenge der Puritaner abgestoßen gefühlt, und ihren Sinn ir kirchliche Unabhängigkeit als einen auch politisch gefährlichen Geist efürchtet. Nur gezwungen hatte er im eignen Lande die Einführung der resbyterianischen Kirchenverfassung zugelassen. Sein Grundsatz: „Kein Bischof, kein König" begleitete ihn auf den Thron von England.*) Im sich jedoch das Ansehn der Unparteilichkeit zu geben und zugleich seine heologischen Kenntnisse zu zeigen, auf die er sich nicht weniger einildete als weiland Heinrich VIII., veranstaltete der König im Decemer 1604 in Hamptoncourt ein öffentliches Gespräch zwischen den Epicopalen und Presbyterianern, worin er, wie sich erwarten ließ, den rstern den Sieg zugestand. Von nun an wurden die Presbyterianer ls eine unkirchliche Secte verfolgt. Es kam so weit, daß sich ein großer Theil zur Auswanderung entschloß. Im September 1620 verließen eine Anzahl Puritaner, an ihrer Spitze der independentistische Pfarrer John Robinson das Mutterland, nachdem sie sich ernstlich durch Gebet zu em wichtigen Schritte vorbereitet hatten. Unter dem Gesange von Psalnen bestiegen sie zwei kleine Schiffe, die bestimmt waren, sie nach Neungland zu bringen. Ueber 20,000 folgten ihnen in den nächsten 15 Jahren nach. Sie landeten in Massachusetts und Connecticut und gründeten Salem, den Mittelpunkt der sogenannten „Congregationalisten" Independenten). Das sind die „Pilgerväter", die ersten Colonisten, enen das heutige Nordamerika seine eigenthümliche Stellung in der Welt- und Kirchengeschichte verdankt. Sie hatten auch dort mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber sie waren es, welche mit ihrer strengen

---

*) Zu welchen absolutistischen Grundsätzen er sich bekannte, geht aus seiner Thronrede vom Jahr 1609 hervor: „Gott hat Gewalt zu erschaffen und zu zerstören, eben und Tod zu geben, ihm gehorchen Seele und Leib. Dieselbe Macht besitzen die Könige. Sie schaffen und vernichten ihre Unterthanen, gebieten über Leben und Tod, ichten in allen Sachen, selber niemand verantwortlich denn allein Gott. Sie können nit ihren Unterthanen handeln wie mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen und herabsetzen." S. Weingarten, Revolutionskirchen Englands S. 287 nach Treitschke, Historische und politische Aufsätze S. 86). Ueber Jacobs Verhältniß zu seiner innern Regierung s. Ranke IV. S. 5 ff.

Sabatfeier und was damit zusammenhängt, den bürgerlichen Einrichtungen der neuen Welt das entschieden religiöse Gepräge aufdrückten.*)

So streng Jacob I. gegen die Puritaner verfuhr, so gemäßigt benahm er sich gegen die noch immer im Lande wohnenden Katholiken. Aber eben durch diese Mäßigung gab er den strengen Puritanern nur noch mehr Anstoß, und wurde von ihnen einer geheimen Anhänglichkeit an das Papstthum beschuldigt. So verglich ihn ein puritanischer Priester dem Jerobeam,**) während die Katholiken von der andern Seite ihn nicht minder als einen Ketzer haßten, und die Erbittertsten von ihnen ihm schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung einen fürchterlichen Untergang bereiteten. Die Jesuiten sind es, die man gemeiniglich als die Urheber der Pulververschwörung bezeichnet. Der Plan war der, sowohl den König als die Mitglieder des Parlaments durch eine in den unterirdischen Gewölben des Sitzungsgebäudes angebrachte Mine in die Luft zu sprengen und in dem dadurch herbeigeführten Zustande von Anarchie die katholische Religion für die herrschende zu erklären. Die Verschwörung, in die Thomas Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland und der in seinem Dienste stehende, mit der technischen Ausführung des höllischen Planes betraute Officier Guy Fawkes verwickelt waren, wurde jedoch noch zu rechter Zeit entdeckt und hatte mehrere Hinrichtungen, so wie die Vertreibung der Jesuiten zur Folge. Aber im Ganzen änderte diese Entdeckung nichts in den Gesinnungen des Königs. Er selbst nahm in seiner Anrede an das Parlament, die er bald nach der Entdeckung hielt, die Katholiken gegen die Vorwürfe der Puritaner und der Mehrzahl des Volkes in Schutz, indem er nicht zugeben wollte, daß die schlechten Plane Einzelner der ganzen Religionsgesellschaft aufgebürdet würden. Er begnügte sich, den Eid der Treue sich auf's neue von den katholischen Unterthanen leisten zu lassen, wonach jeder, der ein Amt bekleiden wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Papstes entsagen mußte; im Uebrigen ließ er die Katholiken nach wie vor gewähren. Wäre es der wahre Geist christlicher Duldung gewesen, der den König vor gewaltsamen Maßregeln gegen die Katholiken bewahrt hätte, so könnten wir uns dieser königlichen Gesinnung nur freuen. Allein bei Jacob, dessen sonstiger Charakter eben nicht der vortheilhafteste war,***) läßt sich dieß schwerlich vermuthen, und sein

*) H. F. Uhden, Geschichte der Congregationalisten in Neu-England. Leipzig 1842.

**) Raumers Briefe I. 261.

***) Raumers Briefe II. S. 317 ff. 335 ff.

Betragen gegen die Puritaner zeugte deutlich genug vom Gegentheil. Auch unter seinem Sohne Karl I., der mit dem Jahr 1625 die Regierung von England und Schottland antrat, dauerte der Druck der Puritaner neben der den Katholiken bewiesenen Milde fort. Nicht nur war an die frühern blutigen Executionen nicht mehr zu denken; sondern auch die Geldstrafen, die auf den Nichtbesuch des protestantischen Gottesdienstes gelegt waren, wurden erlassen oder gemildert. Die Häscher, welche sonst in die Häuser drangen, um nach versteckten katholischen Priestern zu spüren, ließen sich nicht mehr blicken. Kurz, die englischen Katholiken konnten es rühmen, daß sie noch nie so viel Ruhe und Sicherheit genossen hätten wie unter König Karl.*) Nur zu bald ging nun aber diese lobenswerthe Milde in eine solche Parteinahme des Königs für den römischen Katholicismus über, daß man nicht mehr wußte, ob der König katholisch oder protestantisch gesinnt sei. Auf diese zweideutige Denkart hatten seine Vermählung mit einer katholischen Prinzessin und der Erzbischof von Canterbury Wilhelm Laud den bedeutendsten Einfluß. Nachdem nämlich eine Verbindung mit der spanischen Infantin sich zerschlagen hatte, und dieß die Ursache eines kostspieligen und für England wenig vortheilhaften Krieges geworden war, heirathete Karl die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, Henriette, die, eine Enkelin der Johanna d'Albret, aus protestantischem Blute entsprossen, aber ganz in den katholischen Grundsätzen erzogen war. Schon in dem Heirathsvertrage, über dessen Beobachtung Ludwig XIII. und Richelieu wachten, lauteten die öffentlichen wie die geheimen Bedingungen zu Gunsten der Katholiken;**) und als eine Zeit lang die Verwirklichung dieser Bedingungen sich zu verzögern schien, gab Frankreich seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen. Vor allen aber waren die Jesuiten bemüht, die Königin in ihren Gesinnungen aufrecht zu erhalten, indem sie die Meinung in ihr nährten, sie sei als eine neue Esther berufen, den wahren Glauben wieder herzustellen. Neben dem König und der Königin war es Wilhelm Laud, seit 1633 Erzbischof von Canterbury, der durch seine Nachgiebigkeit gegen die Katholiken und seine Härte gegen die Presbyterianer sich den Haß des Volkes zuzog. — Laud genießt von den Geschichtschreibern das Lob eines frommen und rechtschaffenen Mannes; aber seine übertriebenen, noch ganz aus dem Katholicismus stammenden Ideen von der Würde der Bischöfe führten ihn weit über die Grenzen der

---

*) Ranke II. S. 204.

**) Raumers Briefe II. S. 347 f. und 353. 355.

Mäßigung hinaus, oft bis zur Grausamkeit. Daß er es jedoch nicht auf eine förmliche Verbindung mit Rom absah, wie ihn Viele beschuldigten, beweist die würdevolle und uneigennützige Art, mit der er zweimal den Cardinalshut ablehnte, den der Papst ihm antragen ließ. „Ehe Rom nicht anders würde, als es wirklich sei (war seine Antwort), werde er sich hierin nie gefällig zeigen." Dagegen betrachtete er sich als den anglicanischen Papst und führte sich als solcher auf. Ließ er sich doch nicht nur „obersten Priester" (pontifex maximus), sondern sogar „Deine Heiligkeit" (sanctitas tua) schelten, ganz wie der römische Bischof: nur machte er sein Hohenpriesterthum nicht von der Kirche, sondern von der Krone Englands abhängig. Dieß allein schied ihn von Rom. In allem Uebrigen, wenigstens in dem was dem Volk am meisten in die Augen fällt, dem Liturgischen und Rituellen kehrte er die auffälligsten katholischen Sympathien hervor. Das äußerliche Gepränge des Gottesdienstes, die Bilder und die Heiligenfeste, die Chorkappen und Chorröcke, die Kniebeugungen und Processionen, selbst die Firmelung und andre katholische Gebräuche hatten an ihm eine mächtige Stütze, während die entgegenstehenden Anhänger Calvins von ihm als eine gefährliche Secte behandelt wurden. Ein strenger Preßzwang ward unter ihm eingeführt und jede Schrift unterdrückt, welche der Einförmigkeit des Glaubens und der Gebräuche gefährlich werden konnte. Gegen die Puritaner übte der geistliche Herr eine türkische Justiz, indem er die ihm Widerstrebenden theils mit hohen Geldstrafen, theils aber auch mit Schlägen, mit Einsperrung und Pranger bestrafte. Unter anderm waren die Puritaner erklärte Gegner des Schauspiels und der theatralischen Vorstellungen, welche gerade um diese Zeit durch französische Schauspielerinnen in England Eingang fanden. Ein Puritaner, W. Prynne in Lincolns-inn schrieb dagegen seine „Comödiantengeißel" (Histriomastyx). Es war ein Quartband von nicht weniger als tausend Seiten! Und dafür wurden ihm die Ohren abgeschnitten, nachdem man ihn am Pranger ausgestellt.*) Auch ein Arzt, Bastrick, setzte sich ähnlichen Mißhandlungen aus, weil er übel von den Bischöfen geredet hatte. Das Volk aber ehrte die Mißhandelten als Märtyrer, trocknete ihr Blut auf und streute Blumen auf ihren Weg.**) Oeffentliche Anschläge in London drohten dem Erzbischof mit Gewalt. Eine Truppe Volks brach in sein Haus ein,

---

*) Er ließ sich, wird erzählt, die Ohren wieder annähen, die ihm dann im Kerker, in den er gesperrt wurde, wieder nachwuchsen! s. Dahlmann S. 182.

**) Raumer a. a. O.

um sich seiner zu bemächtigen; er mußte sich durch die Flucht retten.*) Unterdessen suchte der König, dem es nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen an Kraft zum Guten wie zum Bösen fehlte,**) mit Gewalt das Ansehn der Bischöfe durchzusetzen und dasselbe auch in Schottland wieder herzustellen. Dieß und die Einführung der englischen Liturgie in Schottland erregte aber allgemeinen Unwillen. Der 23. Juli 1637 war als der Tag bezeichnet, an dem der neue Gottesdienst eingeführt werden sollte. Kaum aber erschien in der Hauptkirche Edinburgs der Decan in dem Chorhemde vor dem Altar, als er mit lauten Aeußerungen des Unwillens, mit Pochen und Zischen empfangen wurde. „Ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!“ so hallte es im wilden Geschrei durch das Schiff der Kirche. Als der Bischof von Edinburg die Gemüther zu besänftigen die Kanzel bestieg, flog ihm ein Betschemel an den Kopf, den ein altes Weib auf ihn schleuderte. Auch auf seinem Weg nach Haus wurde der Bischof angefallen, den ein weltlicher Herr vor weitern Mißhandlungen rettete. Nur mit Mühe konnte durch Dazwischenkunft der Wache die Ruhe in der Kirche wieder hergestellt werden; und nachdem die Unruhstifter zum Tempel hinausgeschafft worden, wurde der Gottesdienst bei verschlossenen Thüren fortgesetzt. Aber damit war für das Ganze nichts gewonnen. Die Widersetzlichkeit blieb, und zur Erhaltung derselben wurde der im Jahr 1580 geschlossene Glaubensbund, der Covenant, wieder erneuert (October 1637) und mit etlichen Zusätzen vermehrt. Die Verbündeten gaben sich durch einen theuern Eid das Wort, die protestantische, wahre Religion (d. h. in ihrem Sinne die presbyterianische, puritanische Form derselben) aus allen Kräften zu schirmen, der Einführung aller gottesdienstlichen Neuerungen sich zu widersetzen; das Ansehn und die Person des Königs zu vertheidigen, jedoch so, daß die Rechte und Freiheiten des Parlaments ungeschmälert blieben. — Dieß letztere, das Ansehn des Parlaments dem königlichen Ansehn und dessen hochgespannten Forderungen***) gegenüber zu behaupten, gab dem religiösen Streite zugleich eine politische Bedeutung.

---

*) Er floh nach Whitehal. Siehe Raumer a. a. O. S. 369—71.

**) Herzog von Olivares in einem Briefe vom Jahr 1637, s. Raumers Briefe II. 366.

***) Diese traten in den 17 Canones in empörender Weise auf. Der Eid, der darauf sollte von den Geistlichen geleistet werden, und der die Aufrechterhaltung der hierarchischen Einrichtungen durch „Erzbischöfe, Bischöfe, Decane, Archidiaconen et cetera“ forderte, hieß der Et-cetera-Eid. Die „hohe Commission“ und die Sternkammer wachten „über die Handhabung dieser Dinge“.

Das Schicksal der Bischöfe, auf die es zunächst abgesehen war, war zu enge mit dem des Königs verbunden, als daß nicht die Auflehnung gegen die geistliche Gewalt auch die gegen die weltliche nach sich gezogen hätte. Vermittlungsversuche wurden wohl gemacht, aber sie schlugen fehl. Der Haß war von beiden Seiten auf's höchste gestiegen, und der König ließ sich von seinen Leuten bereden, mit Gewalt der Waffen einzuschreiten. Nächst Laud war es besonders der Graf von Strafford, der zum Kriege gegen Schottland reizte. Aber der Krieg fiel nicht zum Vortheil Englands aus. Das Parlament, in welchem der religiöse Puritanismus sowohl als der politische Republicanismus viele und heftige Vertreter hatte, unter welchen sich bereits ein Oliver Cromwell auszeichnete, bildete von nun an eine entschiedene Opposition gegen den König und seine Rathgeber. Von seiner ununterbrochenen Dauer hieß es das lange Parlament.*) — Das Erste, womit dasselbe seine Verhandlungen begann, war die Verurtheilung Straffords.

Thomas Wentworth, Graf von Strafford, hatte erst selbst auf der Seite der Opposition gestanden, aber in der Folge der bischöflich-königlichen Partei sich zugewendet. Als Oberstatthalter von Irland hatte er Kriegsvölker zur Bändigung der Schotten geworben, und im Lande selbst die Klöster wieder hergestellt und den Katholicismus begünstigt. „Mit Peitschenhieben," das war sein Grundsatz, „müsse man die Leute zur Vernunft bringen." Zu den Beschwerden über die Vergewaltigung des Glaubens gesellten sich Vorwürfe seiner politischen Verwaltung wegen. Er wurde durch das Organ von John Pym, seines ehemaligen Freundes in offner Sitzung des Hochverraths angeklagt und durch das Parlament zum Tode verurtheilt. Er starb in gehobener Stimmung und mit der Mahnung: „Verlasset euch nicht auf Fürsten und Menschenkinder" auf dem Blutgerüste im Mai 1641. Auch der Erzbischof Laud saß als Gefangener im Tower. Er war vom Gebet in seiner Hauskapelle auf einer Barke dahin abgeholt worden. Als Strafford bei dessen Gefängniß vorbeigeführt wurde, trat dieser an's Fenster und ertheilte ihm auf seine Bitte den bischöflichen Segen zum letzten, schweren Gange. Einige Jahre darauf traf den Erzbischof dasselbe Schicksal seines Freundes. — Wir müssen jedoch erst einer andern blutigen Begebenheit ge-

*) Ihm war das s. g. kurze Parlament (13. April bis 5. Mai 1640) vorangegangen. Vgl. darüber Ranke II. S. 384 ff. Das lange Parlament war den 3. November 1640 zusammengetreten. Ueber dessen Verlauf s. Ranke S. 428 ff. Nicht mit dem kurzen Parlament ist das kleine zu verwechseln, auf das wir erst später kommen werden.

denken, welche mit diesen Schreckensmaßregeln im genauen Zusammenhang steht, und dieß ist der Aufstand der Irländer.

Irland war seit dem 12. Jahrhundert den Engländern unterworfen, und diese ermangelten nicht, im Geiste der damals so verbreiteten theologischen Politik, aus dem A. T. zu beweisen, daß das Land ihnen mit eben dem Recht gebühre, wie das eroberte Kanaan den Israeliten; daher sie denn auch in der Zeit der Glaubensverbesserung keinen Anstand nahmen, auch dorthin das neue Kirchenthum von Obrigkeitswegen zu verpflanzen. Aber die Irländer fühlten so wenig ein Bedürfniß nach Reformation, als einst die Urkantone in der Schweiz; sie hingen mit Vorliebe an ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten, und wiesen daher die ihnen aufgedrungene Freiheit standhaft zurück. Schon Heinrich VIII. hatte*) die Mönche mit Gewalt aus Irland verjagt, die Klöster zerstört, die Bilder und Reliquien aus den Kirchen entfernt, und sich den Eid der Suprematie schwören lassen. Als Beförderer der Reformation zeichnete sich der Engländer Georg Brown aus. Eduard VI. hatte (1551) die englische Liturgie in Irland eingeführt. Aber unter der katholischen Maria hatten die katholischen Irländer wieder ihr Haupt erhoben, und den dort angesiedelten Protestanten standen ähnliche Verfolgungen wie in England bevor, die jedoch vereitelt wurden. Unter Elisabeth traten neue und scharfe Gesetze gegen die Katholiken ein. Selbst die irische Sprache suchte man durch die englische zu verdrängen; oder, wo dieß nicht möglich war, ließ man den Gottesdienst lieber lateinisch halten, damit ja die Muttersprache nicht emporkomme. Der protestantische Kirchenbesuch wurde durch Geldstrafen erzwungen, eine Maßregel, die sogar von dem aufgeklärten und humanen Erzbischof James Usher gebilligt wurde. Dieß führte zu Unruhen und kriegerischen Bewegungen, die erst nach dem Tode Elisabeths ihr Ende erreichten. Auch unter Jacob I. konnte der Protestantismus in Irland keine rechte Wurzel fassen, obgleich die Convocation von 1615 die reformatorischen Artikel festgestellt hatte, die hinfort in der Kirche gelten sollten.

Die im Lande wohnenden Protestanten waren dem größten Theil nach eingewanderte Engländer und Schottländer, und nur sehr wenige Irländer schlossen sich allmälig an die Religion der Colonisten an, während die große Mehrzahl der Einheimischen dem Papste treu ergeben

*) Vgl. über diese Verhältnisse: Stäudlin, Kirchliche Geographie und Statistik. S. 196. W. Collier, Staats- und Kirchengeschichte Irlands. Berlin 1845. Weber I. S. 593. II. S. 380 ff. (mit Benutzung der Schriften von Toland, Mant u. A.). Ranke II. S. 505.

blieb. Es bedurfte daher nur einer günstigen äußern Gelegenheit, das fremde Joch abzuschütteln.*) Diese schien unter Karls I. schwankender Regierung für die katholischen Iren gekommen zu sein. Wie einst in der sicilianischen Vesper der Haß der Eingebornen gegen die aufgedrungene Herrschaft der Franzosen, wie in der Bartholomäusnacht die Feindschaft der Guisen wider die Hugenotten: so machte sich auch jetzt der lange verhaltene Groll der Irländer durch einen ähnlichen Gesammtmord Luft.

Eine Verschwörung, an deren Spitze Roger O'Moore, Phelim O'Neil, Mac Guire und Andre standen,**) brach im October des Jahres 1641 aus. Nachdem die Veranstaltungen im Geheimen getroffen worden waren (im Franciscanerconvent zu Mullifarvan in Westmeath), nahm die Verfolgung zuerst in der nördlichen Landschaft Ulster einen schrecklichen Anfang. Die protestantischen Einwohner wurden entweder ergriffen und umgebracht, oder nackt aus ihren Wohnungen getrieben, wo man sie auf freiem Felde dem Ungestüm der Witterung preisgab. Viele kamen jämmerlich auf offner Landstraße um, indem sie vor Hunger und Kälte hinsanken. Andre verkrochen sich in Wäldern und Morästen. Ihr Vermögen ward eine Beute der Plünderer. Die Stadt Lurgan, welche sich auf die bestimmte Bedingung hin ergab, daß den Einwohnern kein Leid geschehen solle, erfuhr dasselbe Schicksal, welches Naarden im niederländischen Krieg erfahren hatte. Alle Bewohner wurden treulos niedergemetzelt. Ein Aehnliches geschah in drei umliegenden Pfarrgemeinden.***) Mit ausgesuchter Schadenfreude wurden die Gefangenen auf alle mögliche Weise zu Tode gequält. Oefter sperrte man einige zusammen in ein Haus oder Schloß ein, das man anzündete, oder man trieb sie heerdenweise an Flüsse und gab sie den Wogen preis. So wurden einst 190 Personen auf einmal von einer Brücke herabgestürzt. Irische Priester ermunterten die Menge zu jeglicher Grausamkeit, und Frauen vergaßen die zarteren Regungen der Natur und ihres Geschlechtes. Selbst Kinder zückten den Dolch auf wehrlose Gefangene. Von Ulster aus verbreitete sich die Empörung auch in die angrenzenden Landschaften Leinster und Connaught, wo dieselben Auftritte sich wie-

*) „Das noch niemals vollkommen gebändigte Roß fühlte plötzlich den straffen Zügel nicht mehr, dem es bis dahin wider Willen gefolgt war." Ranke.

**) Diese Andern waren: Hugh Byrne, James Dillon, Turlaugh O'Neale (Bruder Phelims), Philipp Reily, Hugh Mac-Mahre u. a.; vgl. Gordon, History of Ireland Tom I. p. 373 ff. Collier S. 120 ff.

***) Das Einzelne bei Gordon a. a. O.

erhalten. Das sogenannte katholische Heer, welches Roger O'Moore befehligte und das sich auf 20,000 Mann verstärkt hatte, rückte auf Dublin los und übte viele Greuel und Verwüstungen in der Umgegend. Die Stadt ward muthig vertheidigt und endlich durch englische Hülfe von der See her befreit. An 40,000 Protestanten kamen in dem Aufstande um, nach der geringsten Berechnung.*)

Das fürchterliche Ereigniß des irischen Blutbades war von wichtigen Folgen für die weitere Geschichte des Protestantismus in England und die Regierungsgeschichte Karls I. Die mißtrauischen Puritaner, welche den König schon längst einer Hinneigung zum katholischen Glauben beschuldigt hatten, griffen diese neue Thatsache mit leidenschaftlicher Begierde auf, um den König selbst als den geheimen Anstifter des Blutbades zu bezeichnen, und dieß wurde später mit ein Grund zu seiner Verdammung.**) Der Papst dagegen, Urban VIII., sah auch in diesem Ereigniß, wie einst seine Vorfahren in der Bluthochzeit, eine heroische That zur Ehre Gottes, und gab den Irländern zur Belohnung dafür und zur Aufmunterung ihres fernern Widerstandes einen Ablaßbrief, in dem er sie nicht nur von allen bisher begangenen Sünden freisprach, sondern auch von allen denen, die sie noch in Zukunft, während des Ketzerkrieges, begehen würden.***) Uebrigens ist die Ermordung der Protestanten in Irland die letzte Gewaltthat, die von katholischer Seite in dem Kampfe der Religionen während unsers Zeitraumes ausging.

Dagegen sehen wir nunmehr im Jahr 1642 den Bürgerkrieg entbrennen. Das erste Jahr desselben war günstig für die königlichen Waffen; nicht so das folgende. Die Schlacht bei Newbury (20. Sept. 1643) ging verloren. Nun nahmen auch die kirchlichen Dinge eine neue Wendung. Ein Kirchentag zu Westminster, schon im Juli desselben Jahres versammelt, hatte in calvinischem Sinne ein Glaubensbekenntniß abgefaßt (die Westminsterconfession), dem auch die beiden Katechismen entsprachen, und nunmehr wurde den 15. September eine Bundesakte aufgestellt, zu welcher sich die Versammelten (288 an der Zahl) durch einen feierlichen Eid verpflichteten. Ihr Inhalt war gegen die hochkirchlichen Tendenzen gerichtet. Die presbyterianische Kirchenform sollte

---

*) Milton giebt die Zahl auf 200,000 an, siehe Kortüm S. 383 Anm. 81 und vgl. Gordon S. 412. Collier S. 125.

**) „So falsch es ist," sagt Ranke (II. S. 512), „wenn man Karl I. Schuld gab, daß er selbst an der Bewegung von Irland insgeheim Antheil genommen, so ist es doch unleugbar, daß sie ihm nicht geradezu entgegengesetzt war."

***) Kortüm S. 190 ff. Das Breve ist vom Mai 1643.

demgemäß nicht nur in Schottland, sondern auch in England durchgeführt werden. Mit vereinten Waffen kämpften Schotten und englische Puritaner gegen die königlichen Truppen. Die Schlacht von Marston Moor (2. Juli 1644) schien erst zu Gunsten der Royalisten ausfallen zu wollen, als eine herangesprengte Reiterschaar, angeführt von Oliver Cromwell, ihnen die entschiedenste Niederlage beibrachte. Von nun an war dieser Kriegsheld mit seinen todesmuthigen „Eisenseiten" (wie sie sich nannten) die Seele der weitern Kämpfe. Er selbst betrachtete sich als den „Schiloh" des Herrn, seine Schaaren als die auserlesenen Streiter Gottes. Wie wir es in den Heeren der Hugenotten gefunden, so wurde es auch hier gehalten. Auch hier herrschte die strengste Mannszucht im Dienst der Religion. Alles Fluchen und Führen unzüchtiger Reden war aus dem Lager der Heiligen verbannt. Dagegen vernahm man den Gesang der Psalmen, fromme Gespräche, erweckliche Predigten, brünstige Gebete. Das alles bildete einen auffallenden Contrast zu der Zuchtlosigkeit im königlichen Heer. Die fromme Stimmung beschränkte sich nicht allein auf die Krieger, die nie in die Schlacht zogen, bevor sie im Gebete sich gestärkt. Ueber das ganze Land hin wurden Buß- und Bettage angeordnet. Die Theater und Wirthshäuser waren geschlossen, Volksbelustigungen unterblieben. Puritanische Geistliche, die früher waren vertrieben worden, traten an die Stelle der königlich gesinnten. Man drängte sich zu ihren Predigten. Die Schlacht bei Naseby (14. Juni 1645) unter Fairfax war entscheidend. Cromwell erkannte in dem errungenen Sieg die Hand Gottes. Der König suchte sich durch die Flucht zu retten; die Schotten wollten ihn aufnehmen, wenn er den Covenant beschwöre, aber dazu war er nicht zu bringen; endlich lieferten ihn die Schotten an die Engländer aus (Januar 1647). Er ward als Staatsgefangener nach dem festen Schlosse Holmby gebracht. Ehe wir sein letztes Schicksal betrachten, wenden wir uns nun dem des Erzbischofs von Canterbury zu.

Laud*) war, wie wir uns erinnern, gemeinschaftlich mit dem Grafen von Strafford gefangen genommen worden. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war seine Hinneigung zum Katholicismus. Selbst das ward ihm zum Verbrechen angerechnet, daß er den Papst nicht für den Antichrist halten oder ihn nicht ausdrücklich als solchen bezeichnen wollte. Laud verantwortete sich gegen alle ihm gemachten

*) Vgl. über ihn Carwithen, History of the Church of England p. 439ss. und den brittischen Plutarch Bd. 3.

Vorwürfe auf würdige Weise, indem er die ungerechten Beschuldigungen eben so bestimmt ablehnte, als er von der andern Seite seine gemäßigten Grundsätze in Beziehung auf die katholische Kirche bekannte. Er leugnete nicht, daß die Wiedervereinigung mit ihr ihm ein angenehmer und tröstlicher Gedanke wäre, doch nur im Fall, daß diese Wiedervereinigung ohne Beeinträchtigung der Wahrheit geschehen könne. Die presbyterianischen Geistlichen ermangelten dagegen nicht, am heiligen Weihnachtsfeste 1644 durch Aufbieten ihrer Redekunst das Parlament gegen Laud zu stimmen, welches endlich auch das Todesurtheil über ihn aussprach. Die Begierde, sein Blut fließen zu sehen, war bei einigen Bürgern Londons so groß, daß sie ihre Läden schlossen und nichts mehr verkaufen wollten, bis die Gerechtigkeit erfüllt, d. h. bis des Erzbischofs Haupt gefallen sei.*) Laud benutzte die kurze Frist, die ihm noch vergönnt war, zur Vorbereitung auf seinen Tod und zur Abfassung seiner eignen Lebensbeschreibung. Der einzige Geistliche, der ihn besuchen durfte, stand unter puritanischer Aufsicht. Heiter und gestärkt ging Laud zum Blutgerüste, von dem herab er noch Folgendes sprach:**) „Der gegenwärtige Augenblick eignet sich zwar nicht zu einer Predigt; doch will ich mit einer Stelle der heiligen Schrift beginnen (mit der Stelle Hebr. 12, 1. 2.): „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz, und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhle Gottes."" Auch mein Kampf ist ein langer Kampf gewesen, und wie ich in diesem Kampfe aufgesehen habe auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, das weiß er selbst am besten. Aber nun bin ich am Ende des Kampfes und hier finde ich das Kreuz, den Tod der Schande, aber ich will die Schande nicht achten; auch Jesus achtete ihrer nicht um meinetwillen. Ich gehe schnell durch das rothe Meer, und schon setze ich den Fuß an dessen Ufer, in der Hoffnung, daß mich Gott in's Land der Verheißung bringe; denn das war der Weg, auf dem er sein Volk führte. Vorher setzte er das Passah ein, ein Lamm, das mit bittern Kräutern gegessen wurde; auch ich will die bittern Kräuter essen und der Hand nicht zürnen, die sie gesammelt hat; ich will nur aufsehen auf Den, der dieß alles geordnet und unter dessen Leitung alles steht; Menschen können ja keine andere Macht über mich

*) Carwithen a. a. O. S. 440 nach J. Walton.

**) Nach dem brittischen Plutarch III. S. 201 ff.

haben, als die ihnen von oben gegeben worden. Zwar ist mir diese Durchgang nicht angenehm und ich habe Gott gebeten, daß er den Kelch möge von mir nehmen; aber ich weiß, daß der Gott, dem ich diene, mich auch aus diesem blutigen Meere befreien kann, wie er die drei Männer im Ofen rettete. Sie wollten das Bild nicht anbeten, das der König hatte setzen lassen, und ich will die Meinungen nicht anbeten, die das Volk festsetzen will. Ich will den Tempel und die Wahrheit Gottes nicht verleugnen, noch dem Geblöke der Kälber, die Jerobeam gemacht hat, nach Dan und Bethel folgen. Und da dieses Volk jetzt auf das elendeste verführt wird, so möge Gott ihm seine Augen öffnen nach seiner Barmherzigkeit, damit es den Weg finde; denn in diesen Tagen leitet ein Blinder den andern, und beide werden, wenn sie so fortfahren, in die Grube fallen. Was mich betrifft, so bin ich — und ich bekenne es in aller Demuth — ein höchst strafbarer Sünder vor Gott, und ich hoffe auf seine Barmherzigkeit gleich allen übrigen Sündern. Aber unter meinen vielen Uebertretungen habe ich, ob ich gleich alle Winkel meines Herzens durchsucht habe, nicht eine gefunden, die nach den Gesetzen dieses Königreichs den Tod verdient hätte. Allein ich zürne deßhalb meinen Richtern nicht. Verschiedene Männer sind diesen Weg gegangen, Johannes der Täufer, der heil. Stephanus und der heil. Cyprian, Bischof von Karthago. Nicht, daß ich mich mit der Heiligkeit solcher Männer vergleichen möchte, aber ihr Beispiel sei mein Trost. Ich hätte — so beschuldigt man mich — das Papstthum wieder einführen wollen. Ihr wißt, was die Pharisäer wider Christum sagten, daß, wenn man ihn gewähren lasse, die Römer kämen, Land und Leute zu nehmen. Nun seht das gerechte Gericht Gottes: Jesus wurde gekreuzigt aus Furcht, daß die Römer kämen; aber Gott strafte nun die Juden mit eben dem, was sie fürchteten. Die Römer kamen wirklich und brachten Unheil über ihr Land. Ich bitte Gott, daß nichts Aehnliches diesem Reiche begegne wegen des Papstthums; denn der Papst hat seit der Reformation nie eine so gute Ernte gehabt als eben jetzt, wegen der vielen Secten und Trennungen, die unter uns herrschen. Auch unser König, den ihr beschuldigt das Papstthum einführen zu wollen, ist, soweit ich seine Gesinnung kenne, ein eben so guter Protestant, als irgend ein Mensch in diesem Königreich.*) Einst blühte die Kirche Englands und

*) Hier folgt noch eine Ermahnung rücksichtlich des Mißbrauchs der Parlamente, die wir übergehen, so wie wir die Rede überhaupt in etwas abgekürzter Gestalt geben. Wie weit sie buchstäblich so gehalten oder ihm vom brittischen Plutar-

var für andere benachbarte Kirchen, wenn Ungewitter sich über sie erhoben, eine Zuflucht. Aber jetzt stürmt über sie selbst ein Ungewitter daher, und Gott allein weiß, ob und wie es vorübergehen wird. Und was noch schlimmer ist als der Sturm von außen, sie ist einer Eiche gleich, die mit Keilen von ihrem eignen Stamme in Stücken zerspaltet wird, und bei jeder neuen Spaltung dringt auch neuer Unglaube und neue Unheiligkeit in's Mark des Baumes ein. Wir haben das Wesen der Religion verloren und halten uns zu sehr bei den Meinungen auf, und die Kirche, welche durch alle heimliche Künste der Jesuiten nicht umgestürzt werden konnte, ist nun durch uns selbst in die größte Gefahr gekommen. Was mich betrifft, so ward ich in dem Schooße der Kirche von England geboren und getauft. Ich habe mich zu dieser Kirche bekannt während meines ganzen Lebens, und thue es auch jetzt, da ich zum Tode gehe.*) Jetzt ist wahrlich nicht der Zeitpunkt, sich zu verstellen oder vor Gott zu heucheln. Aber ich behaupte im Angesicht Gottes und seiner heiligen Engel, daß ich mich niemals bemüht habe, weder die Gesetze des Landes, noch die Religion umzustoßen .... Doch genug! Ich vergebe der ganzen Welt, allen und jedem bittern Feinde, die mich verfolgt haben. Ich bitte demüthig, daß mir erst Gott und dann jeder Mensch vergeben möge, den ich entweder beleidigt habe oder der von mir beleidigt zu sein glaubt. Herr, vergieb du mir, und ich bitte um Vergebung von ihm. Dieß ist noch mein herzlicher Wunsch; vereinigt euer Gebet mit dem meinigen."

Nach vollendetem Gebete näherte er sich dem Blocke, legte selbst sein Kleid ab, und sprach: Des Herrn Wille geschehe! Er selbst gab mit den Worten: Heiliger Jesu, nimm meinen Geist auf! dem Scharfrichter das Zeichen, wann sein Haupt fallen solle. — Laud wird uns geschildert**) äußerlich als ein Mann von kleiner Statur, aber einem gesunden und festen Körper; er behielt seine muntere Lebhaftigkeit noch auf dem Blutgerüste. Von seinen geistigen Eigenschaften wird sein schneller Verstand und seine achtungswerthe Sittlichkeit gerühmt. Seine grausame Strenge gegen die Puritaner haben wir erwähnt, und wir haben auch jetzt keinen Grund sie zu entschuldigen. Die Kunst dem

---

in den Mund gelegt worden, mag dahinstehen. Es liegt aber in ihr die Gesinnungsweise des Mannes jedenfalls so geschichtsgetreu ausgesprochen, daß wir keinen Anstand genommen haben, sie hier mitzutheilen.

*) In seiner Theologie war Laud „ein Arminianer schon vor Arminius". Ranke II. S. 214.

**) Nach Dr. Heylin im brittischen Plutarch S. 201.

haben, als die ihnen von oben gegeben worden. Zwar ist mir dieser Durchgang nicht angenehm und ich habe Gott gebeten, daß er den Kelch möge von mir nehmen; aber ich weiß, daß der Gott, dem ich diene, mich auch aus diesem blutigen Meere befreien kann, wie er die drei Männer im Ofen rettete. Sie wollten das Bild nicht anbeten, das der König hatte setzen lassen, und ich will die Meinungen nicht anbeten, die das Volk festsetzen will. Ich will den Tempel und die Wahrheit Gottes nicht verleugnen, noch dem Geblöke der Kälber, die Jerobeam gemacht hat, nach Dan und Bethel folgen. Und da dieses Volk jetzt auf das elendeste verführt wird, so möge Gott ihm seine Augen öffnen nach seiner Barmherzigkeit, damit es den Weg finde; denn in diesen Tagen leitet ein Blinder den andern, und beide werden, wenn sie so fortfahren, in die Grube fallen. Was mich betrifft, so bin ich — und ich bekenne es in aller Demuth — ein höchst strafbarer Sünder vor Gott, und ich hoffe auf seine Barmherzigkeit gleich allen übrigen Sündern. Aber unter meinen vielen Uebertretungen habe ich, ob ich gleich alle Winkel meines Herzens durchsucht habe, nicht eine gefunden, die nach den Gesetzen dieses Königreichs den Tod verdient hätte. Allein ich zürne deßhalb meinen Richtern nicht. Verschiedene Männer sind diesen Weg gegangen, Johannes der Täufer, der heil. Stephanus und der heil. Cyprian, Bischof von Karthago. Nicht, daß ich mich mit der Heiligkeit solcher Männer vergleichen möchte, aber ihr Beispiel sei mein Trost. Ich hätte — so beschuldigt man mich — das Papstthum wieder einführen wollen. Ihr wißt, was die Pharisäer wider Christum sagten, daß, wenn man ihn gewähren lasse, die Römer kämen, Land und Leute zu nehmen. Nun seht das gerechte Gericht Gottes: Jesus wurde gekreuzigt aus Furcht, daß die Römer kämen; aber Gott strafte nun die Juden mit eben dem, was sie fürchteten. Die Römer kamen wirklich und brachten Unheil über ihr Land. Ich bitte Gott, daß nichts Aehnliches diesem Reiche begegne wegen des Papstthums; denn der Papst hat seit der Reformation nie eine so gute Ernte gehabt als eben jetzt, wegen der vielen Secten und Trennungen, die unter uns herrschen. Auch unser König, den ihr beschuldigt das Papstthum einführen zu wollen, ist, soweit ich seine Gesinnung kenne, ein eben so guter Protestant, als irgend ein Mensch in diesem Königreich.*) Einst blühte die Kirche Englands und

*) Hier folgt noch eine Ermahnung rücksichtlich des Mißbrauchs der Parlamente, die wir übergehen, so wie wir die Rede überhaupt in etwas abgekürzter Gestalt geben. Wie weit sie buchstäblich so gehalten oder ihm vom brittischen Plutarch

r für andere benachbarte Kirchen, wenn Ungewitter sich über sie er- ben, eine Zuflucht. Aber jetzt stürmt über sie selbst ein Ungewitter her, und Gott allein weiß, ob und wie es vorübergehen wird. Und s noch schlimmer ist als der Sturm von außen, sie ist einer Eiche ich, die mit Keilen von ihrem eignen Stamme in Stücken zerspaltet rd, und bei jeder neuen Spaltung dringt auch neuer Unglaube und ne Unheiligkeit in's Mark des Baumes ein. Wir haben das Wesen r Religion verloren und halten uns zu sehr bei den Meinungen auf, d die Kirche, welche durch alle heimliche Künste der Jesuiten nicht um- stürzt werden konnte, ist nun durch uns selbst in die größte Gefahr ge- mmen. Was mich betrifft, so ward ich in dem Schooße der Kirche von nglaud geboren und getauft. Ich habe mich zu dieser Kirche bekannt ihrend meines ganzen Lebens, und thue es auch jetzt, da ich zum Tode he.*) Jetzt ist wahrlich nicht der Zeitpunkt, sich zu verstellen oder vor ott zu heucheln. Aber ich behaupte im Angesicht Gottes und seiner iligen Engel, daß ich mich niemals bemüht habe, weder die Gesetze des ndes, noch die Religion umzustoßen .... Doch genug! Ich vergebe r ganzen Welt, allen und jedem bittern Feinde, die mich verfolgt haben. h bitte demüthig, daß mir erst Gott und dann jeder Mensch vergeben ige, den ich entweder beleidigt habe oder der von mir beleidigt zu sein ubt. Herr, vergieb du mir, und ich bitte um Vergebung von ihm. ieß ist noch mein herzlicher Wunsch; vereinigt euer Gebet mit dem einigen."

Nach vollendetem Gebete näherte er sich dem Blocke, legte selbst n Kleid ab, und sprach: Des Herrn Wille geschehe! Er selbst gab t den Worten: Heiliger Jesu, nimm meinen Geist auf! dem Scharf- hter das Zeichen, wann sein Haupt fallen solle. — Laud wird uns schildert**) äußerlich als ein Mann von kleiner Statur, aber einem sunden und festen Körper; er behielt seine muntere Lebhaftigkeit noch f dem Blutgerüste. Von seinen geistigen Eigenschaften wird sein neller Verstand und seine achtungswerthe Sittlichkeit gerühmt. Seine ausame Strenge gegen die Puritaner haben wir erwähnt, und wir den auch jetzt keinen Grund sie zu entschuldigen. Die Kunst dem

den Mund gelegt worden, mag dahinstehen. Es liegt aber in ihr die Gesinnungs- ise des Mannes jedenfalls so geschichtsgetreu ausgesprochen, daß wir keinen An- nd genommen haben, sie hier mitzutheilen.

*) In seiner Theologie war Laud „ein Arminianer schon vor Arminius". nke II. S. 214.

**) Nach Dr. Heylin im brittischen Plutarch S. 201.

Volke sich beliebt zu machen verstand er gleichfalls nicht: und so fiel er denn recht eigentlich als ein Märtyrer des bischöflich aristokratischen Systems, das er den republikanischen Bewegungen gegenüber mit aller Kraft der Ueberzeugung vertheidigt hatte, ein Opfer seiner eignen Einseitigkeit und der blinden Wuth einer fremden. Es liegt allerdings etwas Demüthigendes für den Protestantismus darin (inwiefern auch er eine menschliche Form ist), daß er in seiner damaligen Erscheinung nicht frei war von den Brandflecken eines den Gegner bis zum Tode verfolgenden Religionshasses. Und in diesen war gerade Laud tief eingetaucht. „Er gehörte," nach Ranke's Ausdruck, „zu den Menschen, denen der Charakter verfolgender Orthodoxie gleichsam angeboren ist."*) Wie sehr wird dadurch das Märtyrerthum der protestantischen Kirche und einzelner ihrer Blutzeugen getrübt! Welche bittere und traurige Erfahrungen waren nöthig, bis der Glaube der Protestanten in diesem so wichtigen Stücke der Gewissensfreiheit aus den Stricken eines gefährlichen Traumes sich losgewunden hatte und, von dem drückenden Alp des Fanatismus befreit, neu aufathmete zu einem eignen klaren Bewußtsein seiner selbst! Welche harte Schule, welche herbe Kreuzprobe mußte er noch zu seiner eigenen Demüthigung in dieser Beziehung durchmachen, von welchen Schlacken sich noch reinigen, wenn er wirklich in seinen Lehren und Grundsätzen, in seinen Einrichtungen und Sitten der reine Ausdruck der Christusreligion sein wollte!

Das letzte Opfer, das wir in dieser Periode noch zu betrachten haben, ist Karl I. selbst. Noch einmal war es ihm gelungen zu entfliehn, nach der Insel Wight, allein der Gouverneur lieferte ihn aus, und im Gefühl, daß „Gott allenthalben" sei, folgte er seinen Begleitern nach London, um vor den hohen Gerichtshof gestellt zu werden. Den 20. Januar 1649 ward er des Hochverraths angeklagt. Nach drei Sitzungen sprachen dreizehn Richter das Todesurtheil über ihn aus, als über einen Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind des Gemeinwesens von England. Es waren besonders die Independenten, die das Bluturtheil herbeiführten. Während der langen Zeit der sich bekämpfenden religiösen Gegensätze hatten sich nämlich unter den Gegnern der bischöflichen Verfassung, die wir bis dahin als Presbyterianer oder Puritaner kennen gelernt, selbst wieder verschiedene Parteien gebildet, von denen einige zuletzt in einen entschiedenen Radicalismus sich verliefen.

*) II. S. 214.

Die Independenten, zu welchen der früher genannte John Robinson und auch Cromwell gehörten, sind zurückzuführen auf Robert Browne (geb. 1550 zu Nordhampton, gestorben 1630). Seine Anhänger hießen die Brownisten. Sie verwarfen nicht nur das Episcopalsystem, sondern erklärten sich auch gegen die von den Presbyterianern so hoch gehaltene Synodalverfassung. Sie verwarfen im Grunde jeden Begriff einer Kirche. Sie bildeten einzelne Brüderschaften und Genossenschaften, von denen jede gewissermaßen ein selbstständiges Gemeinwesen, eine Republik war. Jede Heerde hatte ihren eignen Hirten. Keiner durfte in die Gemeinde des Andern sich mischen oder ihr die Sacramente reichen. Die Independenten verwarfen alle vorgeschriebenen Gebetsformen und gaben (wie späterhin die Quäker) jedem das Recht als Redner in der Versammlung aufzutreten. Mit den Presbyterianern selbst lagen sie nicht selten in heftigem Streit. Die Independenten wurden jedoch wieder überboten von den Levellern (Gleichmachern), die zugleich eine politische Gleichheit anstrebten und in Absicht auf das Religiöse einem völligen Subjectivismus huldigten, so daß das Gewissen jedes Einzelnen für ihn die höchste Autorität war. Man kann sie auch die radicalen Independenten nennen. Sie begegneten sich zum Theil mit den Wiedertäufern, mit denen sie die communistischen und chiliastischen Ideen theilten. Da sie (im Anschluß an die danielischen Weissagungen) das Herannahen einer fünften Monarchie, d. h. der tausendjährigen Herrschaft der Heiligen auf Erden erwarteten, so nannte man sie auch die Männer der fünften Monarchie. Auf diese werden wir erst später noch zurückkommen.*)

Für jetzt lassen Sie uns noch bei den letzten Momenten Karls I. verweilen. So viele Fehler sich Karl auch während seiner Regierung hatte zu Schulden kommen lassen, so würdig zeigte er sich in seinem Ende. Als er vergebens gegen die Gültigkeit eines Parlaments protestirt hatte, das nicht, wie es die Verfassung erfordert, von allen Ständen vertreten, sondern nur das Gebilde einer Faction war, vernahm er sein Todesurtheil mit ruhiger Fassung. Die letzten Stunden, die ihm vergönnt waren, brachte er im Gebet zu. Auch nahm er Abschied von seinen Kindern den 30. Januar 1649,**) an seinem Todestage, empfing von dem Bischof Juxon das heilige Abendmahl und trat dann, begleitet

*) Neal, History of the Puritans. London 1731. IV. Kortüm S. 198 ff. u. 230. Schöll, Artikel „Puritaner“ in Herzogs Realenc. XII. S. 361 ff. Weingarten, Revolutionskirchen Englands, und Ranke (passim).

**) Vgl. Kortüm S. 257 ff. (nach Whitlock und Rushworth). Ranke III. S. 297.

von eben diesem Bischof und einem Obersten, den Weg zum Schaffot an, indem er selbst seine Begleiter ermunterte die Schritte zu beschleunigen, „damit er bald die irdische Krone gegen die himmlische vertauschen könne". Auf dem Gerüste vor Whitehall angelangt redete er zum Volk, und bezeugte, wie es auch früher Laud gethan, seine Anhänglichkeit an das reine Christenthum, das er auch darin beweise, daß er seinen Gegnern zu verzeihen wisse. Auch über den ihm Schuld gegebenen Hochverrath vertheidigte er sich kurz und bündig. „Ich sterbe," so schloß er, „als Christ, im Glauben der englischen Kirche, wie er uns von den Vätern überliefert wurde; ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott, mehr will ich nicht sagen." Mit Hülfe des Bischofs und des als Bootsknecht vermummten Scharfrichters rüstete er sich zum Empfange des tödtlichen Streiches, untersuchte selbst den Block, ob er feststehe, und legte sein Haupt darauf. „Es gilt nur noch einen kurzen, aber schmerzlichen Gang," rief der Bischof, „er wird Euch von der Erde zum Himmel tragen; Ihr eilet einer herrlichen Krone entgegen." Ein Hieb trennte das Haupt vom Rumpfe. In dumpfem Schweigen stand das Volk da. Viele eilten, ihre Tücher in das Blut zu tauchen, wie es auch bei dem Tode Egmonts geschehen. Die königliche Leiche ward in den Palast zurückgetragen, einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg gelegt und den 9. Februar zu Windsor in einem Gewölbe der Kirche von einigen Edelleuten in der Stille beigesetzt. Die Inschrift des Sarges lautete einfach: König Karl 1649.

Der König hatte bis an's Ende auf seinem Rechte, als einem göttlichen Rechte beharrt. Er betrachtete seinen Tod als ein Opfer, das er dem Volke bringe und zugleich als einen Tod des Märtyrers. Hatten seine Gegner in den Heldengestalten des Alten Testamentes ihre Vorbilder erblickt, als Streiter Gottes gegen das Götzenthum, so kamen ihm die Stellen zu gut, wo von der Unantastbarkeit des Königs, als des Gesalbten des Herrn, die Rede ist. Jede Partei glaubte die Bibel für sich zu haben und glaubte es in allem Ernste. Auch die Geschichtschreibung unsrer Zeit hat in Karl I. in so fern einen Märtyrer anerkannt, „wenn ein solcher so genannt werden kann, der sein persönliches Dasein geringer anschlägt, als die Sache, die er verficht, und, indem er untergeht, diese für die Zukunft rettet."*)

Wir schließen hiermit die Geschichte der äußern Schicksale des Protestantismus,**) um uns in den folgenden Vorlesungen der innern Ent-

*) Ranke III. S. 304.

**) Zwar haben wir noch nicht alle einzelnen Länder betrachtet, in welchen die

:esselben, zunächst der Lehre und den Lehrstreitigkeiten, aber eligiösen Lebens nach seinen hervorragenden Erscheinungen zu-

---

ı sich weiter verbreitete und in welchen sie mit Gewalt gehemmt wurde. Schicksalen im höhern Norden, so wie in Polen, Ungarn und Sieben-·en wir noch nicht geredet, auch nicht von den Versuchen, in Italien ihre einzuführen. Auch der Schweiz ist noch nicht gedacht worden. Allein wir s hier Uebergangene besser im Zusammenhang mit andern Begebenheiten . So die Geschichte des Protestantismus in Italien und in Polen im ɔang mit der Geschichte der Unitarier und das Schweizerische bei der Be-:r katholischen Kirche, namentlich bei'm Leben des Carlo Borromeo.
:deres werden wir im folgenden Bande (bei der Geschichte des dreißig-:eges, zurückkommen.



Zwölfte Vorlesung.

Innerer Zustand der protestantischen Kirche in Deutschland. Das Lutherthum. Das alte und neue Kurhaus, Jena und Wittenberg. Agricola. Amsdorf und Major. Strigel und Flacius. Osiandrischer Streit. Hartes Verfahren der Obrigkeiten. D. Albert Hardenberg und sein Abendmahlsstreit in Bremen. Die Kryptocalvinisten in Sachsen. Peucers Schicksale. Concordienformel.

Wir beginnen nunmehr den zweiten Abschnitt unserer Aufgabe, welcher die innere Geschichte des Protestantismus zu betrachten hat, die Entwicklung des Glaubens und der Lehre; und damit finden wir uns zunächst wieder auf den Boden von Deutschland und zwar vor allem in das engere Vaterland Luthers versetzt, in welchem bald nach dem Tode, ja zum Theil schon während der Lebzeit des großen Reformators die Streitigkeiten ausbrachen, die sich dann weiter über die Kirche verbreiteten.

Wir müssen auch hier mit wenigen Zügen erst die politischen Verhältnisse berühren, weil diese auch auf den innern Streit der Parteien nicht ohne Einfluß geblieben sind. Wir wissen, daß die Lehre Luthers sich von Wittenberg aus über Deutschland verbreitet hatte, und daß die Kurfürsten von Sachsen aus der ernestinischen Linie die mächtigen Beförderer der Reformation wurden, während Herzog Georg von der albertinischen Linie als Gegner derselben aufgetreten war. Allein Herzog Moritz von Sachsen, der Brudersohn Georgs, hatte sich gleich seinem Vater Heinrich dem protestantischen Glauben ergeben, so daß nunmehr beide Fürstenhäuser sich zur augsburgischen Confession bekannten. Gleichwohl hatte Moritz an dem schmalkaldischen Bunde der protestantischen Fürsten keinen Theil genommen, er hatte vielmehr im Heere des Kaisers wider dieselben gekämpft, und es dahin gebracht, daß ihm auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kurwürde übertragen wurde.

lche der unglückliche Kurfürst Johann Friedrich, sein Vetter, in Folge
s übelgeführten Krieges verlor. Der alte Kurfürst wurde von seinen
uen Anhängern als Märtyrer betrachtet, während sie Moritz dem
das Ischarioth verglichen, der den Herrn um dreißig Silberlinge ver-
then, und ihn als Renegaten und Mameluken bezeichneten. Man be-
chtete es von dieser Seite als einen Raub, wenn nun der neue Kur-
st den größten Theil der Erbländer seines arm gewordnen Verwand-
sich aneignete. In Folge dieser Wechselfälle ging denn auch Wit-
nberg, der stolze Sitz des Lutherthums, an die albertinische Linie
r. Die Universität blühte in gleichem Glanze fort, ja sie hob sich
gestalt, daß sie im Jahr 1561 gegen dritthalbtausend Studierende
lte.*) Zur Entschädigung für das Verlorene richtete Johann Friedrich
den reizenden Thälern der Saale eine neue Universität auf, die Univer-
it Jena (1547), welche bald mit tüchtigen Lehrern ausgestattet als
e bedenkliche Nebenbuhlerin neben Wittenberg sich erhob, wenn sie auch
einer geringern Anzahl von Studierenden sich begnügen mußte.**) Die
ersucht zwischen dem alten und neuen Kurhaus auf der einen, so wie
schen den Universitäten Wittenberg und Jena auf der andern Seite
g manches zu den theologischen Irrungen bei, die wir zu betrachten
en. Die Lutheraner hatten sich nun einmal gewöhnt, den Geist Lu-
es fast ebenso an den Lehrstuhl Wittenbergs gefesselt zu sehen, als die
pste den Geist der Apostel an den Stuhl Petri zu Rom. Welche Schmach
r es aber für diese hochberühmte Stadt, wenn es sich zeigen ließ, daß
dem strengen Lutherthume abtrünnig geworden sei, und welcher will-
mene Anlaß für die neue Universität Jena, sich als die unüberwind-
e Burg des Lutherthums darzustellen! Nicht mehr an den Ort schien
der Geist Luthers gebunden, sondern vielmehr an das alte Kur-
us der ernestinischen Linie. Mit diesem wanderte gleichsam der
hatten Luthers in die Verbannung nach Jena, und schleuderte von da

*) Nach Vogt, Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner
, in Raumers hist. Taschenbuch. Jahrgang 2. 1831. Seite 266. Nach Tholucks
gaben (Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs, S. 3) überstieg im 17. Jahr-
dert die Frequenz die der reformatorischen Periode um ein Gutes. In einem Se-
er 1613 wurden 561 Studierende inscribirt, eine bis dahin nicht erreichte Zahl,
im folgenden Semester kamen noch 226 hinzu, also in einem Jahr 786, welches
der für jene Zeit geltenden Durchschnittsberechnung eine Gesammtzahl von 3000
ebt.

**) Die Zahl der dortigen Studierenden belief sich im Jahr 1564 nur auf 500.
an waren eben auch die Streitigkeiten schuld; vgl. Vogt a. a. O.

die Bannstrahlen seines Zornes auf das abtrünnige Wittenberg. In der That warfen sich sowohl der Kurfürst Johann Friedrich der Aeltere, als sein Sohn Johann Friedrich der Jüngere (Mittlere) zu den eifrigsten Vertheidigern der alten Lutherischen Rechtgläubigkeit auf und bemühten sich, da es ihnen an äußern Mitteln gebrach sich Ansehn zu verschaffen, um so mehr durch ihre theologische Richtung eine eigene Staatspartei zu bilden,*) worin sie besonders an dem Kanzler Christian Brück**) einen eifrigen Rathgeber und an mehrern ihrer Jenenser Theologen nur allzu willfährige Werkzeuge hatten. Noch lehrte und lebte in Wittenberg der alte Philipp Melanchthon, der schon längere Zeit durch seine bis zur Schwäche getriebene Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit sich den Tadel der strengen Lutheraner zugezogen hatte und auf den nun ihr Haß in immer reicherem Maße sich entleerte. Es war um so kränkender für den altersmüden, tiefgebeugten Mann, daß mehrere seiner ehemaligen Schüler die ersten Steine gegen ihn erhoben. Sie bedachten nicht, wie sie damit ihrem hochverehrten Luther selbst in's Angesicht schlugen. Hatte doch dieser stets seinen geliebten Philipp gegen jede Bemängelung der Uebelwollenden auf's trefflichste in Schutz genommen, selbst da wo er ihn im Stillen tadelte, und nach seiner Weise alle diejenigen „grobe Esel und Bacchanten" gescholten, die dem großen Lehrer Deutschlands ihre Anerkennung versagten. An der Spitze dieser Bacchanten stand Matthias Flacius Illyricus in Magdeburg,***) welche Stadt vor allen sich durch ihren Eifer für das reine Lutherthum und durch ihre Anhänglichkeit an das alte Kurhaus auszeichnete.

Ehe wir nun den streitigen Lehrpunkten selbst näher treten, müssen wir uns noch einmal die Hauptlehren des Protestantismus vergegenwärtigen, deren verschiedenartige Auffassung, deren Mißverstand und Uebertreibung zu den Streitigkeiten geführt hat. Wir müssen diese Lehren aus der Lage des damaligen Kampfes selbst begreifen und uns daher nicht

*) Siehe Menzel IV. S. 67.

**) Er war der Sohn des trefflichen Kanzlers (Gregorius von Brück, Pontanus) zur Zeit Friedrichs des Weisen. Er war aber seinem Vater unähnlich. „Wehe dem Fürsten, dessen Rath er wird!" soll der Kurfürst Johann Friedrich von ihm gesagt haben. Er wurde von seinen Zeitgenossen der Bestechlichkeit beschuldigt, in der Weise, daß er etwa einem Bauernsohn eine Pfarre gab, um von dem Bauern die Erlaubniß zu erhalten, eine Brunnleitung durch dessen Grundstück zu führen.

***) Vgl. über ihn Twesten, Matthias Flacius Illyricus, Berlin 1844; eine Schrift, in welcher auch die bessern Seiten des Mannes hervorgehoben werden, und Vorl. Bd. III. S. 552. 53.

wundern, wenn gewisse Lehrbestimmungen mit einer Schärfe und Entschiedenheit aufgestellt wurden, die uns vom Standpunkte der heutigen Bildung aus leicht als einseitige Fassung der allseitigen Wahrheit des Christenthums erscheinen mögen. Dieß war besonders der Fall mit der Lehre vom Menschen, von der Sünde und Gnade, von der Rechtfertigung und Heiligung, von der Freiheit und Vorherbestimmung. Da in die katholische Kirche allmälig eine grobe Werkheiligkeit eingedrungen war, also daß die bethörte Menge sich einbildete, durch äußere Leistungen, durch Fasten, Wallfahrten und dergleichen den Himmel zu versöhnen, ja da es endlich so weit gekommen war, daß man die Sünden um Geld abkaufte: was war da natürlicher, als daß die Reformatoren ihren Zeitgenossen die Augen darüber öffneten, welche morsche Stütze diese sogenannten guten Werke dem von der Sündenschuld gepeinigten Gewissen darböten? was war zweckmäßiger und redlicher zugleich, als daß sie, die falsche Spur einer verderblichen Tradition verlassend, wieder auf die Bibel, besonders auf das N. T. zurückgingen und aus den Worten Jesu und den Schriften des Apostels Paulus vor allem den Ungrund aller äußern Werkheiligkeit darstellten? Nicht aber nur die gröbere Werkheiligkeit des Aberglaubens, auch die feinere des religiösen Unglaubens, die mit ihrer kalten philosophischen Tugend, mit ihrer eingebildeten Selbstgerechtigkeit den Himmel zu verdienen wähnte, straften sie Lügen, mit dem klaren Worte Gottes in der Hand, welches alle Menschen, und auch die besten, unter die Sünde beschlossen erklärt, damit Gott sich aller erbarme.

Das Gefühl des menschlichen Elends, welches durch das überhandnehmende Verderben der Kirche auch in den Einzelnen zu seiner Reife gekommen war, rief zugleich wieder das Gefühl der erbarmenden Gnade Gottes in Christo hervor: und dieß waren die beiden Grundgefühle des religiösen Lebens der Reformatoren. Es waren dieß gleichsam die beiden Angeln, auf denen sich die protestantische Theologie hinfort bewegte: die Lehre von der Sünde auf der einen, die Lehre von der Gnade auf der andern Seite. Die Reformatoren hatten hierin einen andern Standpunkt ihrer Zeit gegenüber, als die ersten Vertheidiger des Christenthums im heidnischen Zeitalter, so viel Aehnliches sie auch sonst wieder mit ihnen haben. Es handelte sich nicht darum wie damals, aus den Werken der Schöpfung das Dasein eines einigen und lebendigen Gottes nachzuweisen, auch nicht die Thatsache zu erhärten, daß der Messias erschienen sei im Fleisch, daß Christus der Gottmensch sei; denn daran glaubte ja auch die katholische Kirche, und so blieb denn auch der altkatholische Glaube, der Glaube der ersten Jahrhunderte, wie er sich auf den Con-

cilien ausgesprochen hatte, die gemeinsame Grundlage beider Lehrsysteme, des katholischen wie des protestantischen. Hingegen wiederholte sich jene große Streitfrage, die zu Anfang des 5. Jahrhunderts die abendländische Kirche bewegt hatte, als Pelagius auf der Seite der menschlichen Willensfreiheit, Augustin ausschließlich auf der Seite der Gnade stand. Wie damals, so drängten sich jetzt wieder die schwierigen Räthsel hervor, in deren Lösung man so leicht auf der einen oder andern Seite das Maß überschreitet, entweder daß man den Menschen durch Uebertreibung seiner freien Willenskraft von seinem Zusammenhang mit der göttlichen Heilsordnung loslöst, oder daß man ihn durch Uebertreibung des ihm anhaftenden Verderbens zu einer durch die Sünde so verhärteten todten Masse herabwürdigt, daß er von sich aus für keine bessere Regung mehr empfänglich ist. Ein unbefangener Bibelforscher wird gestehen müssen, daß beide Uebertreibungen dem klaren Buchstaben sowohl als dem Geiste des Evangeliums widersprechen, da dieses in seinen sittlichen Anforderungen an uns überall einen freien Willen voraussetzt, aber auch auf jeder Seite die Schwäche und Ohnmacht dieses Willens uns zu Gemüthe führt, wenn nicht Gott mit seinem lebendigmachenden Geiste die Herzen reinigt, wenn er nicht durch die sündenvergebende Gnade das Gewissen beruhigt und durch seinen höhern Beistand das Streben des Menschen unterstützt. Wie nun freilich beides sich durchdringe, das Menschliche und das Göttliche, in welchem Grade und Maße sich die eigne Kraft thätig oder leidend verhalte, darüber giebt uns weder die Vernunft noch die Offenbarung einen der menschlichen Wißbegierde genügenden Aufschluß. Aber das konnte auch nicht in den Absichten einer Offenbarung liegen, deren Zweck schon erreicht war, wenn dem Menschen nur die Mittel an die Hand gegeben wurden, durch deren redliche Anwendung er gewiß sein kann, seine Seligkeit für Zeit und Ewigkeit zu schaffen. Treue Benützung aller natürlichen Kräfte, womit der Schöpfer uns ausgerüstet hat, und demüthige Anerkennung, daß alles, was wir Gutes haben und erstreben, nicht unser eigenes Werk, nicht unser Verdienst sei, sondern ein Werk Gottes in uns, wofür wir ihm unaufhörlich danken sollen — das ist für jedes gesunde Auge und für jedes gesunde Herz die Heilslehre, die ihm aus der Bibel entgegenspringt, wenn jenes Auge nicht absichtlich nur für die eine Seite dieser Lehre geschärft, für die andere geschlossen ist.

Betrachten wir nun mit derselben Unbefangenheit, mit der wir die Schriftlehre betrachten sollen, auch die Lehre unsrer Reformatoren, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß sie durch den damals herrschenden Kampf gar leicht nach der Seite hingetrieben werden konnten, welche

us Eifer, die Nothwendigkeit der Gnade festzuhalten, dem Menschen die natürliche Willensfreiheit zum Guten in dürren Worten abspricht. Gleichwohl konnten die Reformatoren bei ihrem praktischen Sinne nicht umhin, uch wieder ein Geringes von Empfänglichkeit im Menschen zuzugeben, an velches die Gnade ihre heilsamen Wirkungen anknüpft; und besonders var es Zwingli, der in Beziehung auf die Lehre von der Erbsünde, ls einer angeerbten Schuld, weniger streng als Luther und Calvin auf er Seite Augustins stand. Auch darf man nicht übersehen, daß, wo die rotestantische Lehre dem Menschen die Fähigkeit zum Guten abspricht, ie eben dieses Gute selbst in seiner höchsten Bedeutung faßt, d. h. in einer Vollendung, so daß, an diesem Maßstabe der ungetrübten Heiligeit Gottes gemessen, die Tugenden des natürlichen Menschen allerdings ur als gleißende Laster erscheinen mußten. Auch Melanchthon hatte sich n der ersten Begeisterung für die neue Lehre des Heils auf Behauptunen hinführen lassen,*) deren tiefere Wahrheit sich zwar unter gewissen Voraussetzungen und Verständigungen rechtfertigen läßt, die aber doch uch zu leicht mißverstanden werden können, wenn man die geläufigen Begriffe dazu mitbringt, wie sie zu allen Zeiten unter der Mehrzahl der Menschen geherrscht haben; weßhalb auch die Reformatoren selbst sich genöthigt sahen, die Folgerungen abzuweisen, die ein roher Verstand oder in rohes Gemüth aus solchen Behauptungen ziehen konnte. Ja, Meanchthon fand sogar in seinen reifern männlichen Jahren nöthig, durch nildernde Erklärungen diesem Mißverstand zuvorzukommen; aber eben amit verdarb er es bei denen, welche den Buchstaben der Lehre höher tellten als deren Geist, und denen an der äußern Orthodoxie mehr geleen war als am wahren Heile der Kirche. — Doch nicht Melanchthon llein, auch der strenge Luther sah sich bisweilen genöthigt, dem Mißverstande vorzubeugen, der mit einer einseitig gefaßten Gnadenlehre getrieen werden konnte. „Sehr Viele," sagt er an einem Orte,**) „mißrauchen heutzutage die christliche Freiheit und rufen Gnade! Gnade! ls sei es nicht mehr nöthig, Gutes zu thun und Uebles zu leiden. Diese machen aus der Gnade einen Uebermuth, das heißt eine Willkür, das zu thun, was ihnen behagt, und aus der Vergebung der Sünden eine Erlaubniß zu sündigen." Wenn daher etwas, scheint mir, zum Beweis des menschlichen Verderbens dienen kann, so ist es grade das, daß auch die Erkenntniß dieses Verderbens, daß auch die Heilslehre selbst, welche aus

*) In der ersten Ausgabe der Loci s. Vorl. Bd. III. S. 128 ff.

**) Siehe Raumers Gesch. III. S. 221. (nach Seckendorf III. 187.)

diesem Verderben erretten sollte, mißbraucht werden konnte, wie alles Heilige. Und so finden wir es denn schon in den Zeiten der Reformation. Kaum war die Werkheiligkeit der Katholiken zurückgedrängt, so that sich eine neue Werkheiligkeit auf, die Werkheiligkeit des Glaubens, oder vielmehr des äußern Bekenntnisses, der Orthodoxie. Oder war es nicht auch eine todte Werkheiligkeit eben so gut, als die, welche man mit der Messe, dem Fasten und den Wallfahrten trieb, wenn sich nun Viele überredeten, schon die bloße verständige, äußerliche Aneignung des Lehrbegriffes und die Vertheidigung desselben mit dem Munde und der Feder mache das wahre Christenthum aus? Konnte nicht an die Stelle des pharisäischen Tugendstolzes eben so gut ein pharisäischer Glaubens- und Wissensstolz treten, der mit der Intoleranz gegen Andersgläubige den Himmel zu verdienen glaubte? Und wirklich brüsteten sich Viele ordentlich mit ihrer Rechtgläubigkeit und glaubten dadurch sich ein nicht geringes Verdienst zu erwerben, daß sie die heilsamen Wahrheiten, die nur so lange Wahrheiten bleiben, als sie mit dem frommen Gemüth gefaßt werden, auf die Spitze trieben und zur Caricatur verzerrten, und am Ende die vernunftwidrigsten Behauptungen an die Stelle der reinen Schriftlehre zu setzen sich erkühnten.

Lutherischer als Luther selbst zu sein, das schmeichelte der Eitelkeit der Nachbeter, die seine Größe nicht erreichen konnten; oder es war auch wieder eine wirkliche Aengstlichkeit und ein pedantischer Kleinigkeitsgeist, welche bei den Bessergesinnten den Mangel der Genialität zu ergänzen suchten. So hatte schon zu Luthers Zeiten Johann Agricola von Eisleben behauptet, daß das Gesetz überhaupt keine Bedeutung mehr für den Christen habe, und auch die Sittengebote desselben ihn nichts mehr angingen, denn das Gesetz „gehöre auf's Rathhaus, nicht in die Kirche". Nicolaus Amsdorf, Prediger zu Magdeburg, trieb den evangelischen Satz von der Unverdienstlichkeit der guten Werke so auf die Spitze, daß er behauptete, die guten Werke seien schädlich zur Seligkeit. In einem gewissen Sinne ließ sich das ja wohl auch sagen, insofern der Verlaß auf die guten Werke Einem hinderlich werden kann in der rechten Demuth, die auch bei den besten Werken sich ihrer Unwürdigkeit vor Gott bewußt ist. Aber so nackt und unvermittelt hingestellt, blieb diese Behauptung ein Paradoxon, an dem der gesunde Wahrheitssinn sich stoßen, wogegen das sittliche Gefühl sich geradezu empören mußte. Darum behauptete denn, Amsdorf gegenüber, Georg Major, Professor in Wittenberg, mit Recht, daß die guten Werke, wenn auch nicht an sich verdienstlich, doch immerhin nützlich seien zur Seligkeit, indem doch gewiß niemand

rch böse Werke selig werde. Mit diesem majoristischen Streite stand r synergistische in Verbindung.*)

In Leipzig hatte Johann Pfeffinger im J. 1555 eine Schrift rausgegeben, worin er behauptete, daß der Mensch auch das Seinige itwirken müsse zu seiner Bekehrung. Da war sogleich Feuer im)ache. Flacius, Amsdorf und die ihnen gleich Gesinnten fielen über die chrift her. Johann Friedrich der Mittlere ließ eine Confutations-hrift gegen diese Lehre von der Mitwirkung (Synergismus) verfas-n. Er wählte aber zu dieser Arbeit keinen der orthodoxen Heiß-orne, sondern etwas gemäßigtere Männer, Erhard Schnepff und ictorin Strigel in Weimar nebst dem Pfarrer Hugel in Jena. llein was diese brachten genügte den Eiferern nicht. Im Gegentheil! Sei , daß Flacius es übel genommen, daß die Widerlegung Pfeffingers einem ndern aufgetragen war, als ihm (also beleidigter Ehrgeiz!), oder sei es irklich der Eifer um das Haus des Herrn, der ihm keine Ruhe ließ, er wurde m mit Strigel selbst in Kampf verwickelt. In Gemeinschaft mit Max Jörlin, Superintendent in Coburg und den Professoren Johann Stö-el und Simon Musäus in Jena verfaßte er eine Widerlegung, die cht nur gegen Pfeffinger, sondern auch gegen Strigel gerichtet war. Die iferer wußten auch den Herzog auf ihre Seite zu ziehen. Es kam so eit, daß ein Verhaftbefehl gegen Strigel und Hugel im März 1559 er-ssen wurde. Sie wurden Nachts überfallen, aus ihren Betten geholt, d unter Bedeckung von hundert Hakenschützen und sechzig Reitern erst ch Leuchtenburg, dann nach dem Grimmenstein geführt. Die Frau des ictorin Strigel, die sich der Gefangennehmung ihres Mannes widersetzen ollte, ward auf's roheste von den Kriegsknechten mißhandelt, Spieße d Flintenläufe wurden ihr auf die Brust gesetzt und die gröbsten Flüche d Verwünschungen gegen sie ausgestoßen. Bewaffnete hielten die tadt besetzt, um die Studenten im Zaum zu halten. Die Wittenberger er nahmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal der Gefangenen d stellten Gebete für sie an. Die Arrestanten wurden wieder freige-ssen, damit die Sache mit ihnen auf einem Gespräche könnte verhandelt d möglichst erledigt werden. Das Gespräch fand (1560) in Weimar

*) Man wird von uns nicht eine Darstellung dieser Streitigkeiten erwarten, wie den Theologen von Fach zu bieten ist. Diese kennen auch die Litteratur von lancks Geschichte der protestantischen Lehrbegriffe an bis auf die Werke von Dor-er, Heppe, Frank, Gaß, Schenkel u. a. Wir heben mehr das heraus, was ich den Nichttheologen vom allgemein christlichen und menschlichen Standpunkt aus teressiren kann, das die Zeit Charakterisirende.

statt zwischen Strigel und Flacius, in Gegenwart des Kanzlers Christian von Brück. Man würde sich irren, wenn man glaubte, Strigel habe der orthodoxen Lehre vom menschlichen Verderben in pelagianisch-rationalistischem Sinne entsagt, er habe die natürlichen Kräfte des Menschen zum Guten in irgend einer Weise überschätzt. Durchaus nicht! Der Angefeindete betonte so stark als nur immer möglich das große Elend, in das der Mensch durch die Sünde gestürzt sei und das nie genug könne beweint werden. Nur daß der Mensch sich der Gnade gegenüber rein passiv, gleich einem bloßen Klotz verhalte, nur diese haarsträubende These wollte der besonnene Mann nicht zugeben. Aber gerade das wollte Flacius, der ein sonderliches Wohlgefallen nicht nur an dem hatte, was orthodox, sondern was paradox lautete. Und so behauptete er, aller Vermittlungstheologie zum Trotz, daß die Erbsünde recht eigentlich die Substanz des Menschen sei,*) und gar nicht nur ein zufälliges Uebel (accidens), wie Strigel ihm die Sache zu fassen schien. Die Flacianer, zu denen die Theologen Musäus, Wigand, Judex gehörten, verfuhren gegen die Strigelianer mit aller Leidenschaft. Sie schlossen sie vom Abendmahl, vom Taufstein aus. Das wurde denn doch zuletzt dem Herzog zu arg. Er suchte auswärts Hülfe. Er wandte sich nach Württemberg, an Jakob Andreä, Kanzler von Tübingen, einen Mann, den wir von da an nicht mehr aus dem Auge verlieren werden, und an Christoph Binder, Abt von Adelberg. Diese stellten mit Strigel ein strenges theologisches Verhör an, mußten sich aber zu ihrem Erstaunen überzeugen, daß der Mann nicht so schwarz sei, als man ihn ihnen gemalt hatte. Im Gegentheil, sie fanden ihn in der Lehre ganz correct und stellten ihm darüber ein öffentliches Zeugniß aus. Das war für die Flacianer eine Demüthigung, die sie nicht gut verwinden konnten. Es blieb ihnen jetzt nur noch die unedle Waffen, ihren Gegner sittlich zu verdächtigen und ihn der Zweizüngigkeit und des Haltens hinter dem Berge mit seiner wirklichen Meinung zu beschuldigen. Strigel, obgleich in allen Ehren wieder in seine frühere Stelle eingesetzt, verließ den Schauplatz des Haders und begab sich nach Leipzig. Auch von dort wurde er (in der kryptocalvinistischen Streitigkeit) vertrieben. Er ging dann nach Heidelberg, wo er freier lehren durfte. Unter den Schlägen eines herben Geschicks hatte sich in ihm der Grundsatz ausgebildet: es sei nicht gut, auf Menschen Wort zu

*) Die blinden Anhänger des Flacius suchten den Meister noch zu überbieten durch die Behauptung, daß die Erbsünde (auch der gläubigen Christen) als ein unaustilgbarer Krankheitsstoff in ihren Leichnamen sitzen bleibe bis zu ihrer Auferstehung. Man nannte sie die Cadaveristen s. Menzel V. S. 81. 82.

schwören, da die Menschen entweder sich selbst betrügen oder sich betrügen lassen. Auch sein Gegner und Verfolger Flacius mußte zuletzt, da er es immer ärger trieb, das Land meiden. Nach mehrfachem Wechseln seines Aufenthaltes beschloß er sein unstätes Leben im Jahr 1575 zu Frankfurt a. M., ohne daß mit seinem Namen die Streitsucht ausgestorben wäre. Man darf indessen über seiner Streitsucht die übrigen Verdienste des Mannes nicht vergessen. War er doch Einer der Ersten mit, der kräftig Hand anlegte zur Bearbeitung der Kirchengeschichte vom protestantischen Standpunkt aus, und der sich weder Mühe noch Kosten reuen ließ, das große Werk der s. g. Magdeburgischen Centurien an's Licht zu fördern.*) Nach seiner und seiner Gesinnungsgenossen Vertreibung aus Sachsen besetzte der Kanzler Brück alle Stellen mit Philippisten (Anhängern Melanchthons). Einer der vertriebenen Flacianer, der Pfarrer Ziebeler zu Sulzbach sagte dem Kanzler in's Gesicht, wenn er nicht ernstlich Buße thue, so werde ihm Gott gewiß noch auf die Finger klopfen. Brück antwortete: „Packet euch, ihr losen Pfaffen, daß einmal unser Land der Clamanten (Schreier) los werde. Gott wird euch wohl noch auf die Finger klopfen.“ Die ausgesprochene Weissagung über Brück ging traurig genug in Erfüllung. Es kamen die Grumbach'schen Händel,**) in deren Folge der Kanzler gestürzt und in Gotha zum schimpflichsten Tode verurtheilt,***) Herzog Friedrich aber seines Herzogthums entsetzt wurde. Das Land kam im Jahr 1567 an seinen Bruder Johann Wilhelm. Unter ihm wurde den 21. October 1568 zwischen den noch immer sich bestreitenden Parteien ein Colloquium in Altenburg veranstaltet, auf dem aber nicht viel herauskam; doch wurde eine neue Bekenntnißschrift für die Thüringischen Lande erlassen,†) auf welche die Geistlichen verpflichtet wurden.

---

*) Das bedeutende und umfassende Werk erschien gedruckt nicht in Magdeburg (wo die meisten seiner Verfasser lebten), sondern in Basel 1560 ff. in dreizehn Folianten. Eine gute Vorarbeit dazu gab Flacius in seinem „Verzeichniß der Zeugen der Wahrheit“ (catalogus testium veritatis), wozu er sich das Material sogar mit Lebensgefahr gesammelt hatte.

**) Vgl. darüber den Artikel von Neudecker in Herzogs Realenc. V. S. 399. und den über Thüringen von Koch ebend. XVI. S. 110 ff.

***) Er wurde verviertheilt. Da erinnerte er sich jener Worte und sagte, Gott habe ihm nun auf die Finger geklopft; wenn er die Todesstrafe verdient habe, so habe er sie nicht jetzt, sondern durch seine Verfolgungen verdient. — Herzog Friedrich starb 1595 in der Gefangenschaft.

†) Corpus doctrinae Thuringicum 1571, vgl. den Artikel „Synergismus“ von Frank in Herzogs R. E. XV. S. 326 ff.

Bezogen sich die synergistischen Streitigkeiten mehr auf die persönliche Aneignung des Heils, so wurde auch der von dem Protestantismus aufgestellte Heilsgrund, die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben durch eine Doctrin bedroht, welche, ähnlich der römisch-katholischen, oder auch der Schwenkfeld'schen Lehre die Rechtfertigung mit der Heiligung in einen Akt zusammenfallen ließ.

Durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg war auf den Lehrstuhl der Theologie in Königsberg Andreas Osiander berufen worden, ein grundgelehrter Mann und der Stammvater eines bis in unsere Zeit weit verzweigten Gelehrtengeschlechtes. Er stammte (geb. 1498) aus Gunzenhausen in der fränkischen Markgrafschaft Anspach. Er war der Sohn eines Schneiders, Namens Hosemann. Der plebeje Name sollte durch Umwandlung in das elegantere Osiander einen antiken Klang erhalten. So wollte es die Sitte der damaligen Gelehrten. Der Mann war überhaupt nicht ohne gelehrte Eitelkeit. Luther war mit ihm auf dem Gespräch zu Marburg (1529) zusammengetroffen und hatte ihn predigen hören. Da soll er sich gegen Melanchthon geäußert haben: „Osiander hat einen hochtrabenden Geist, nach meinem Tode wird er in der Kirche große Unruhe erregen, das merke wohl, du wirst es sehen." Osiander war damals Prediger an der St. Lorenzkirche in Nürnberg. Als er aber im Jahr 1548 dem Interim sich nicht fügen wollte, mußte er die Stadt verlassen und ging nach Breslau. Dort traf ihn die Berufung nach Königsberg (1549).

Was nun seine Lehre betrifft, so war auch ihm die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Christum ein unantastbares Heilsgut. Nur aber war ihm diese Rechtfertigung nicht ein bloßes Lossprechen des Sünders von der Strafe, d. h. nicht nur eine Gerechterklärung von Seiten Gottes, sondern zugleich eine Gerechtmachung. Er sah in ihr nicht nur einen gerichtlichen Vorgang, sondern eine heilende That Gottes, am Sünder vollzogen. Damit aber widersprach er der Lehre Luthers, welcher die Rechtfertigung des Sünders als einen gerichtlichen Akt vorangehen und die Heiligung erst nachfolgen ließ als ein Zweites. Gegen Osiander trat nun Andreas Mörlin auf, der sich unter anderem in einer Predigt also vernehmen ließ:*) „Osianders Gerechtigkeit ist ein Traum, und möchte ich wohl wissen, ob man sie von hinten oder von oben durch einen Filzhut eingießen oder eintrichtern solle. Eine solche Gerechtigkeit ist weder im Himmel noch auf Erden. Pfui dich, du

*) Menzel IV. S. 319. (nach Salig.)

›warzer Teufel mit deiner Gerechtigkeit, Gott stürze dich in den Abgrund r Höllen. Hole der Teufel diese Gerechtigkeit, ich will sie nicht holen." ı diesem Tone ging die Predigt fort, wie denn überhaupt die gemein:n Schimpfwörter nicht zu gering waren, den Gegner damit zu bezeichn. So nannte hinwiederum Osiander, der um nichts feiner war, den ıen seiner Gegner einen groben Tölpel und den andern einen unver›ämten Esel, der statt Seelenhirte ein Sauhirte sei.*) Man kann h denken, wie diese Predigtweise auf die Stimmung des Volkes wirkte. ieses war so erbittert auf Osiander, daß sich das Gerücht verbreitete, stehe mit dem Teufel in Bunde. Wer zu Osiander in die Predigt ging, zte sich der Gefahr aus, daß man auf der Straße mit Fingern auf ihn igte, ihm nachschrie, oder gröbere Zeichen des Mißfallens durch Ausucken von sich gab. Endlich kam es so weit, daß man den Kirchgängern sianders nichts mehr abkaufen oder verkaufen wollte. Der lutherische apst Mörlin aber schloß eigenmächtig alle Die vom Abendmahl und vom aufstein aus, die er für Anhänger Osianders hielt, und als ihm der erzog Albrecht solches verwies, so wiegelte er das Volk auf, indem er in einer Predigt also anredete:**) „Thut dazu, liebe Kindlein! und ıdet diesen Greuel nicht länger im Lande. Thut dazu, nicht um eurer, ndern um der kleinen Kinder willen, die noch in der Wiege liegen, und n derer willen, die ihr noch in den Lenden traget, daß sie nicht von eser teuflischen Ketzerei vergiftet werden. Es wäre euch tausendmal itzer, daß ihr im Blute watetet bis über die Kniee, daß der Türke vor e Stadt käme und euch alle ermordete, ja es wäre euch selbst nützer, ıß ihr Juden und Heiden wäret, als daß ihr solches leidet; denn ihr ›d ebensowohl mit dieser Lehre verdammt, als die Heiden. Ich will euch warnt haben, wer sich noch will warnen lassen. Welcher aber nicht ill, der fahre hin zum Teufel. Ich darf sie nicht erst dem Teufel überben; denn sie sind schon zuvor sein, alle, welche diese Lehre annehmen. ıd ich will es wieder öffentlich anzeigen, daß ich derselben keinen, der e Lehre annimmt oder in seine Predigten geht, zu dem Sacrament gehen ssen will, sie mögen hinlaufen, wo sie hin wollen. Ihr sollt sie auch cht grüßen, keine Gemeinschaft mit ihnen haben, sondern sie fliehen, als ären sie der Teufel selbst." In diesem Eifer wurde Mörlin durch die erzogin bestärkt, die ihn ermahnte, immerhin dem Teufel mit dem reuz in's Angesicht zu schlagen und ihm den Fuß auf den Hals zu setzen

*) Raumer a. a. O. S. 272.

**) Nach Menzel a. a. O. S. 322.

bis ihm das Zappeln vergehe. Uns mag dieser theologische Eifer seltsam berühren. Es möchten ja wohl Manche unter uns sein, die kaum den dogmatischen Unterschied, um den es sich handelte, zu fassen vermöchten. Damals aber war Alles Theologe, wie heutzutage Alles Politiker ist. Es schienen sich jene Zeiten des 4. und 5. Jahrhunderts zu wiederholen, wo man, nach dem Zeugnisse der Kirchenlehrer, in Constantinopel nicht über die Straße gehn, sich kein Bad bestellen, keine Semmel kaufen oder Münze wechseln konnte, ohne in die Streitigkeiten über das Gezeugtsein des Sohnes und über das Verhältniß der göttlichen Natur zur menschlichen in Christo hineingezogen zu werden. So jetzt in dem Streit über Rechtfertigung und Heiligung.

Doch das bloße Streiten und Schimpfen war alles noch nichts gegen den blutigen Ausgang des Osiandristischen Streites. Nach Osianders Tod wurde dessen Schwiegersohn, der Hofprediger Johann Funck zu einem Widerruf genöthigt (1556), den er zwar leistete, aber vor der Gemeinde zu wiederholen sich weigerte. Unglücklicherweise mischte sich der Mann auch in politische Dinge. Dieß benützten die Gegner, um ihn als Ruhestörer und Landesverräther zu behandeln. Genug, er wurde mit noch zweien seiner Freunde und Anhänger vom Gerichte der Schöppenmeister zum Tode verurtheilt und auf offnem Markt enthauptet, wozu das von den Predigern fanatisirte Volk das Lied sang: „Nun bitten wir den heilgen Geist" mit der Strophe: „Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein."*)

Am meisten Aufsehn erregte neben den erwähnten Streitigkeiten der noch immer fortdauernde Streit über das Abendmahl. Nicht genug, daß die Verschiedenheit der Auffassung dieser Lehre eine Trennung zwischen den sogenannten Lutheranern und Reformirten veranlaßt hatte — auch mitten in der lutherischen Kirche selbst wurde jetzt ein heftiger, ja blutiger Streit geführt. Wir wissen, wie wenig Nachgiebigkeit Luther in diesem Punkte gezeigt hatte.**) Noch bei Luthers Lebzeiten war Melanchthon etwas versöhnlicher, und als Calvin endlich eine Ausdrucksweise gefunden hatte, welche dem Glauben an die geistige Gegenwart Christi im Abendmahl sein Recht ließ, ohne darum diesen Glauben in's Leibliche und Materielle herabzuziehn, so zeigten sich allmälig auch andere lutherische Theologen geneigt, an diese vermittelnde Form sich anzuschließen. Aber

*) Menzel S. 333.

**) Von seinem Verhalten gegen die Schweizer noch kurz vor seinem Tode s. Bd. III. S. 537.

eben dieß erregte einen gewaltigen Lärm unter den Eiferern für das reine Lutherthum, da Luther selbst noch kurz vor seinem Tode die Lehre der Reformirten als eine lügnerische und teuflische Lehre bezeichnet hatte.*) Nun galt bei den Ur-Lutheranern (Gnesiolutherani) auch durchweg die Parole: „lieber päpstlich, als calvinisch" und wer nur einige Sympathien mit dem Calvinismus zeigte, galt als ein Abtrünniger vom Christenthum; denn Lutherthum und Christenthum („Gottes Wort und Luthers Lehr")**) waren nach dieser Anschauung identisch.

Ein sonst trefflicher und eher zur Milde geneigter Theologe der lutherischen Kirche, Dr. Polycarp Leyser, Hofprediger in Dresden, entwickelte mit allem Ernste die Gründe, „ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen soll, denn mit und zu den Calvinisten"; ***) denn erstens stimmen die Lutheraner mit den Papisten in so viel wichtigen Dingen überein, wovon die Calvinisten das Widerspiel lehren; und zweitens: wenn Rom der occidentalische Antichrist ist, so ist Muhammed der orientalische. Nun aber hat der Calvinismus durch seine Anfechtung der Einigkeit der Personen in Christo sehr viel zur Erhebung des Türken beigetragen.

Wie hartherzig und unchristlich sogar Regierungen gegen ihre protestantischen Glaubensbrüder aus der calvinischen Schule verfuhren, davon nur Ein Beispiel.†) Eine Anzahl französischer und niederländischer Familien (175 Seelen stark), die wegen des protestantischen Glaubens aus ihrem Vaterland nach England geflüchtet waren, wo sie unter Eduards VI. Regierung Schutz fanden, wurden unter der katholischen Maria auch von dort vertrieben und flüchteten nach dem Continent, in Begleitung ihres Predigers Johann a Lasco. Sie landeten in Däne-

*) Besonders war es der Prediger Westphal in Hamburg, der mit Ungestüm über Calvin herfiel. Vgl. Vorl. Bd. III. S. 605.

**) Lutheranismus est ipsissimus Christianismus.

***) In der Vorrede zu seiner dreifachen Erklärung des Katechismus Lutheri. 1602 (bei Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Kirche S. 258 und Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs S. 115. 116).

†) Siehe die interessante Darstellung von Utenhoven: Simplex et fidelis narratio etc. Bas. 1560, im Auszuge bei Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs Buch VI. Cap. 2 S. 36 ff. und bei Menzel a. a. O. S. 119 ff. Wenn auch, wie Planck andeutet, der Bericht einseitig lautet, so wäre doch schon an der Hälfte des Erzählten genug, um ein Bild von der Stimmung zu geben, die damals herrschte.

mark mitten im härtesten Winter. Kaum aber hatten sie den Fuß an's Land gesetzt und von dem König Audienz erhalten, als sie bald auch den unwiderruflichen Befehl erhielten, sich wieder einzuschiffen und sich an der Küste von Deutschland aussetzen zu lassen. Dringend flehten die Vertriebenen mit ihren Weibern und Kindern, doch wenigstens den Winter über im Lande bleiben zu dürfen. Umsonst! Sie wurden mit Gewalt fortgeschafft, ja bei Lebensstrafe ihnen gedroht, sich wieder an der dänischen Küste blicken zu lassen, selbst wenn sie durch einen Sturm dahin verschlagen werden sollten. Aber in Deutschland angelangt erfuhren sie dieselbe Behandlung. In Wismar und Rostock, in Lübeck und Hamburg ward ihnen verdeutet, daß sie ihre Wanderung sogleich fortsetzen müßten, ja in Hamburg wurde allen Bürgern bei schwerer Strafe verboten, einen der Exulanten in ihr Haus aufzunehmen. Und fragen wir nach dem Grunde? — so schallt es von den Küsten Dänemarks und Deutschlands wieder: „Sacramentirer! Ketzer!" Und wer war es wohl, der Regierung und Volk gegen sie aufhetzte? Niemand anders als die Prediger, welche das Wort der Liebe verkünden sollten. Sie waren es, welche die Ansteckung, die diese Leute mit sich brächten, ärger als die Pest fürchteten; sie waren es, welche alles anwandten, die noch menschlicher gestimmten Magistrate dahin zu bewegen, daß sie die bewilligte Frist des Aufenthalts noch abkürzten, und ihnen am Ende als Geächteten Land, Luft und Wasser verweigerten. *)

Nach solchen Vorgängen kann man sich wohl denken, wie die ihrer Amtsbrüder angesehen wurden, die selbst zu der calvinischen Lehre hinneigten. Davon giebt uns die Geschichte Bremens einen denkwürdigen Beweis.

Nach Bremen war die Lehre der Reformatoren durch den aus den Niederlanden vertriebenen Augustiner Heinrich Moller, auch Heinrich von Zütphen genannt, gekommen. Ihm hatten sich Jacob Spreng, mit dem üblichern Namen Probst und Johann Timann aus Amsterdam beigesellt.**) Beide finden wir auch jetzt noch in dieser Stadt, den Einen an der Liebfrauen-, den Andern an der Martinikirche. Jacob Probst, zugleich Superintendent, war ein treuer Anhänger Luthers. An ihn

*) Auch dazu liefert uns die ältere Kirchengeschichte eine lehrreiche Parallele. So wurde während des monophysitischen Streites im fünften Jahrhundert den ägyptischen Holzhändlern die Landung in Tyrus verweigert, aus Furcht, daß sie die Ketzerei einschleppen möchten. Siehe Neanders Kirchengeschichte II. 3. S. 1133 und Vorl. Bd. I. S. 596.

**) S. Vorl. Bd. III. S. 166. 67.

hatte der Wittenberger Reformator noch kurz vor seinem Tode die verhängnißvollen Worte geschrieben: „Selig, der nicht wandelt im Rathe der Sectirer, noch stehet auf dem Wege der Zwinglianer, noch sitzet auf dem Lehrstuhl der Zürcher.“ *) Diese Worte waren auf kein unfruchtbares Erdreich gefallen. Wie oft pflegte Probst das Wort zu wiederholen: Zwinglianer sind die Lüge selbst! — Diese Gesinnung theilte mit ihm auch Johann Timann, ein sonst wohl gelehrter Theologe, ausgezeichneter Prediger und treuer Seelsorger. Beide wurden nun allzu bald in Streit verwickelt mit dem als Prediger an den Dom berufenen Dr. Albert Rizäus Hardenberg. Dieser war eine Zeit lang recht eigentlich der Günstling der Einwohnerschaft. Es begegnete ihm ja wohl, wie einst dem Chrysostomus, daß seine Kanzelvorträge in der Kirche beklatscht wurden. Der jugendkräftige Mann stand damals in der Blüthe seiner Jahre. Es lag etwas Imposantes in seiner ganzen Erscheinung. Was seine theologische Richtung betrifft, so konnte man schon aus seinem freundschaftlichen Verhältniß zu dem edeln Polen Johann a Lasco abnehmen, daß er, ein ehemaliger Schüler Melanchthons, sich der mildern Ansicht in theologischen Dingen zuneigen und einer friedfertigen Gesinnung gegen die Calvinisten zuneigen werde. So war es in der That. Aber eben dieses Liebäugeln mit den verhaßten Calvinisten machte ihn von vorneherein seinen Collegen verdächtig. Es kam mitunter zwischen ihnen zu allerlei Reibungen und endlich zu heftigen Auftritten, so daß einst bei einem Gastmahle der in Hitze gerathene Timann seinem Gegner die Kanne an den Kopf zu werfen drohte. Schon eine beifällige Aeußerung Hardenbergs über Socrates hatte ihm den Vorwurf des Zwinglianismus zugezogen, weil Zwingli nicht angestanden, auch diesem heidnischen Weisen einen Platz im Himmel zu gönnen. **) Allermeist aber bot die Abendmahlslehre einen breiten Boden zum Kampf dar. Hardenberg war ein abgesagter Feind theologischer Spitzfindigkeiten, besonders auf diesem heiligen Gebiete, weil er überzeugt war, daß gerade dadurch aller Segen des Herrnmahles verloren gehe. Er verglich diese Zänkereien den Träbern des verlorenen Sohnes, bei denen die Seele ver-

*) Ebend. S. 527 Anm. Ueber die Streitigkeiten in Bremen vgl. außer dem Artikel von Klippel in Herzogs Realenc. V. S. 540 ff. C. A. Wilkens, Zur Bremischen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts in dem Bremischen Jahrbuch Bd. III. S. 42 ff. und ganz besonders: Dr. Bernhard Spiegel: Dr. Albert Rizäus Hardenberg, ein Theologenleben aus der Reformationszeit (ebend. Bd. IV. S. 3 ff.); die Schrift ist auch als besondres Werk erschienen.

**) S. Vorl. Bd. III. S. 462 und Spiegel a. a. O.

hungere. Ihm genügte die gläubige Stimmung, die, ohne weiter über das Wie? zu grübeln, im Abendmahle den ganzen Christus mit allen seinen Heilsgütern in sich aufzunehmen bereit ist. Aber das genügte den strengen Lutheranern nicht. Ihnen lag weit mehr an der correcten lutherischen Lehre vom Abendmahl, als an dem würdigen Genuß desselben. Timann verfaßte eine weitläufige Schrift, worin er die Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Christi, welche die Lutheraner von den Calvinisten trennte, bis auf's äußerste vertheidigte und mit Autoritäten unterstützte.*) Die gegnerische Lehre wird als Teufelslehre bezeichnet und die ganze Kirche aufgefordert zu beten gegen die „Gotteslästerungen und Mördereien des Satan". Dieses Buch sollte nun von den Predigern Bremens unterschrieben werden. Hardenberg verweigerte die Unterschrift. Auf dieß hin wurde er erst recht verketzert als Nestorianer, Zwinglianer, Schwärmer, Sacramentirer. Der Streit bemächtigte sich auch der Gemüther der schlichten Bürger und Handwerker. In Kneipen und Barbierstuben wurde, und zwar nicht immer auf die ziemlichste Weise über die Gegenwart Christi im Abendmahl gestritten.**) Anständiger, wenn auch nicht gerade verständiger, ward auch in Frauencirkeln (gynaeceis) der dogmatische Streit verhandelt. Nun mischte sich auch der Rath in die Sache. Der eine seit Jahren um die Stadt hochverdiente Bürgermeister, Daniel von Büren, ein mehr als gewöhnlich gebildeter Mann, der selbst in Wittenberg studiert und Melanchthon gehört hatte, stand auf Seiten Hardenbergs, während sein College Kenkel, ein gleichfalls bei der Bürgerschaft geachteter Mann, am Buchstaben des lutherischen Bekenntnisses mit aller Zähigkeit festhielt. Alle Bemühungen den Frieden herzustellen waren umsonst. Timann starb über dem Streithandel. Aber mit seinem Tode wurde nichts gebessert. Im Gegentheil nahm der Streit einen neuen Aufschwung durch die Berufung des Dr. Tilemann Heßhus (Heßhusius) ***) zum Superintendenten. Dieser war bereits wegen des Abendmahlstreites aus der Pfalz vertrieben worden. Wir werden darauf später (bei der Geschichte der reformirten Kirche) zurückkommen. Auch er war einst, wie Hardenberg, ein Schüler Melanchthons gewesen, aber nun hatte er sich vorge-

*) Farrago etc. per Joannem Timannum pastorem Bremensem in ecclesia Martiniana. 1555.

**) So fragten unter anderm die Anhänger Hardenbergs die Lutherischen: Ob sie denn „ihren brötenen Gott in Stiefeln und Hosen" zu essen meinten?

***) Vgl. über ihn: C. A. Wilkens, Tilemann Heßhusius, ein Streittheolog der Lutherkirche, vornehmlich nach handschriftlichen Quellen. Leipzig 1860.

jetzt, dem „Wolf", der in die Schafheerde Christi eingebrochen, „mit seinem Hirtenstab den Kopf zu dreschen". Er forderte Hardenberg zur Disputation heraus. Wenige Tage vor seinem Tode hatte der friedliche Melanchthon vor einer solchen Disputation gewarnt, die am Ende doch nur „auf eine Komödie hinauslaufe". Hardenberg folgte der Warnung und erschien nicht. Die Disputation fand gleichwohl statt, den 10. Mai in der großen Rathhaushalle an einer langen Tafel. Da vertheidigte denn der Bürgermeister v. Büren die Sache Hardenbergs, zu der er sich ohne Scheu bekannte, gegen Heßhusius und dessen Mitkämpfer Mörlin, den wir bereits aus der Osiandristischen Streitigkeit kennen. Von diesem mußte sich der Bürgermeister alle Insulten sagen, mußte sich in's Angesicht Sacramentirer und Zwinglianer schelten, ja, als Verräther bezeichnen lassen. Die Disputation endete aber keineswegs zu Gunsten der Eiferer. Heßhus verließ die Stadt, in die er berufen worden und ging, wie er selbst gesteht, mit dem Hasse der Bürger beladen nach Magdeburg, dem Zion der Orthodoxen. Die öffentliche Meinung erklärte sich entschieden für den Bürgermeister v. Büren. Anderseits aber wurde der Eifer der Hansestädte zum Kampfe wider das ketzerische Bremen wachgerufen. Von Hamburg, Braunschweig, Lübeck, Lüneburg liefen Mahnungen an den Bremer Rath ein, sich nicht in des Reiches Unfrieden zu setzen. Als sie kein Gehör fanden, wandten sich die Städte an den König von Dänemark, Christian III. Auch dieser forderte den Bremer Rath auf, „des Wolfes sich zu entledigen" oder ihn wenigstens zu einem Widerruf zu bewegen. Der Rath ging darauf nicht ein; dagegen gestattete der (katholische) Erzbischof, unter dessen Oberherrlichkeit Hardenberg als Domprediger stand, daß auf einer Zusammenkunft der Stände des niedersächsischen Kreises in Braunschweig die Sache zum Entscheid komme. Von da aus erhielt das Domkapitel den Befehl, den gefährlichen Prediger binnen vierzehn Tagen zu entfernen, jedoch unbeschadet seiner Ehre (citra infamiam et condemnationem). Nicht nur ward ihm alles heimliche und öffentliche Predigen, sondern auch der fernere Aufenthalt in der Stadt und deren Gebiet, ja im ganzen niedersächsischen Kreise untersagt. War nun „der Baum gefällt", so sollten auch „die Wurzeln noch ausgerottet werden". Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als den edeln Bürgermeister v. Büren aus dem Rathe zu verdrängen. Um das Feuer zu schüren, war inzwischen ein neuer Prediger des Unfriedens aus Jena verschrieben worden, der dortige Professor Musäus. Er sollte als Superintendent an die Stelle des altersschwachen Jacob Probst treten. Dieser schleuderte seine Bann-

strahlen auf alle noch vorhandenen Anhänger Hardenbergs. Aber dabei blieb es nicht. Es gelang ihm, ein Religionsedict zu erwirken, nach welchem jeder der Irrlehre im Abendmahl Verdächtige als Sacramentirer die Stadt und deren Gebiet meiden sollte. Dieß Schicksal traf auch einen Prediger Grevenberg, der, ohne Hardenbergs Ansichten zu theilen, bloß sich nicht entschließen konnte, dessen Verdammung gutzuheißen. Durch alle diese Vorgänge ließ der charakterfeste v. Büren sich nicht einschüchtern. Er protestirte laut und öffentlich gegen das Edict. Als die Gegner darauf dachten, einen andern Bürgermeister an seine Stelle zu setzen, erschien er den 19. Januar 1562 im Begleit von mehr als viertausend ihm ergebenen Bürgern auf dem Rathhause vor dem versammelten Obergerichte. In edler Fassung trat er dem Sturm entgegen, der sich von Seite der Gegner her wider ihn erhob. Man wollte die Worte vernommen haben: „Schlagt ihn todt, werft ihn zum Fenster hinaus." Gerade die leidenschaftlose Ruhe, die er auch hier bewies, verschaffte ihm den Sieg. Büren wurde auf's neue in sein Amt eingesetzt, das Religionsedict aufgehoben, Musäus mit seinem Anhang aus der Stadt verwiesen. An die durch den Weggang der Zeloten erledigten Stellen, sowohl im Rath als auf der Kanzel, traten gemäßigte Männer, und so war nach langem, und wie es schien endlosem Streite der Friede wieder hergestellt. Wir meinen den innern Frieden der Stadt; denn was den Frieden nach außen betrifft, so wurde Bremen durch die Umtriebe der Ausgetretenen gewissermaßen in Kriegszustand versetzt. Die Stürmer ruhten nicht, bis Bremen aus der Hanse ausgestoßen würde. Lübeck und Hamburg hoben jede Verbindung mit der ketzerischen Stadt auf. Danzig belegte Bremer Schiffe und Waaren mit Beschlag. Bremer Bürgern, die sich in den verbündeten Städten aufhielten, wurde das Gastrecht gekündigt: „sie sollten bei Sonnenschein die Stadt verlassen." Dessen ungeachtet hielt die Bürgerschaft treu zu ihrem Haupte, v. Büren. Endlich kam es im März 1568 in Verden zu einem Vergleich, wonach die Vertriebenen wieder zurückkehren durften, unter der Bedingung, daß sie der neuen Obrigkeit den Eid der Treue leisteten und in die neue Ordnung der Dinge sich fügten. Im Kirchlichen ward es nun so gehalten, daß der seit Hardenbergs Vertreibung geschlossene Dom wieder geöffnet und ausschließlich der lutherische Gottesdienst (unter dem Schutz des Erzbischofs) darin gehalten wurde. Auch die übrigen Kirchen sagten sich nicht förmlich vom Lutherthum los. Ihre Prediger huldigten jedoch der gemäßigten, von Hardenberg eingehaltenen Richtung, die man immerhin die melanchthonianische oder philippistische nennen mag, wenn man

sie nicht mit der calvinischen identificiren will. Neben, ja vermittelst dieser konnte dann auch das eigentlich reformirte Element ungehindert aufkommen, so daß es zuletzt die Oberhand erhielt.*)

Man sollte erwarten, daß in Folge dieser Veränderungen auch Hardenberg wieder an seine Stelle gelangt wäre, von der ihn der maßlose Eifer der lutherischen Partei vertrieben hatte. Dem ist aber nicht so. Er verlebte seine letzten Tage in Emden, wo er sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Er starb am 18. Mai 1574.

Auch in Sachsen, dem Vaterlande des eigentlichen Lutherthums, trat der Streit über das Abendmahl zu den bisherigen Streitigkeiten über Gesetz und gute Werke, über Gnade und freien Willen. Die Anhänger Melanchthons wurden als geheime Calvinisten (Krypto-Calvinisten) beschuldigt, und dieser krypto-calvinistische Streit gab zu den grausamsten Verfolgungen Anlaß. Das Haupt der gemäßigten Partei in Wittenberg war der Schwiegersohn Melanchthons, Caspar Peucer, ein Mediciner, der aber eben so eifrig die Theologie betrieb, als die eigentlichen Theologen von Beruf. Von dem Kurfürsten August von Sachsen, dessen Leibarzt er war, wurde er mit großer Auszeichnung behandelt, obgleich er ihm die Warnung zugehen ließ, „er möge seiner Arznei warten, das Harnglas besehen und in theologischen Sachen müßig gehen". Im Vertrauen auf des Kurfürsten Gunst wurde Peucer immer kühner, und trat erst verdeckt und dann immer offener mit seinen, dem calvinischen Lehrbegriff zugewandten Meinungen hervor.**) Es gelang ihm und seinem Anhang in der That, die strengen lutherischen Zeloten zu vertreiben, wobei sie jedoch immer den Kurfürsten in der Meinung zu erhalten wußten, daß sie das wahre Lutherthum verkündeten.***) Als nun aber endlich bei der wachsenden Kühnheit dieser Partei dem getäuschten Kurfürsten die Augen darüber aufgingen, daß Peucer und sein Anhang nichts anderes im Sinn hätten, als wirklich die calvinische Lehre vom Abendmahl an die Stelle des reinen Lutherthums zu setzen,†) da trat auch an die Stelle der bisherigen Gunst die empfindlichste Rache.

*) Seit dem Jahr 1689, da der letzte lutherische Rathsherr, Wolpmann, gestorben war, bis 1802 wurden keine Lutheraner in den Bremer Rath gewählt. Seitdem wird bei den Rathswahlen weiter keine Rücksicht auf den Unterschied der Confessionen genommen. Spiegel S. 345.

**) Corpus doctrinae Saxonicum (Misnicum) 1564 und ein Katechismus.

***) Consensus Dresdensis 1571.

†) Sie verriethen sich durch die anonyme Schrift eines ihrer Genossen (muthmaßlich eines schlesischen Arztes Curäus): Exegesis perspicua controversiae de coena Domini.

Wenn nämlich der Kurfürst August bisher Peucer begünstigt hatte, so geschah es immer in der Meinung, daß dieser für das wahre Lutherthum kämpfe und bloß dem Irrthum der Unverständigen entgegenarbeite; denn also äußerte sich der Kurfürst, „daß, wenn er auch nur eine calvinische Ader im Leib hätte, er wünsche, daß der Teufel sie ihm ausreißen möge".*) Wie groß war nun sein Schrecken, als er erfuhr, daß der schlaue Peucer ihn selbst an den Abgrund der greulichen Irrlehre geführt habe. Der Zorn des Fürsten traf außer Peucern auch den Kanzler Cracov, den Kirchenrath Stößel und den Hofprediger Schütz. Sämmtliche wurden verhaftet, ihre Papiere in Beschlag genommen und ein förmlicher Criminalproceß gegen sie eingeleitet. Auch den übrigen Lehrern zu Wittenberg wurde eine Erklärung abgefordert. Wer keine genügende gab, ward abgesetzt oder gleichfalls verfolgt. Vier Mitglieder der theologischen Facultät in Wittenberg**) wurden, weil sie mit ihrer Antwort zögerten, verhaftet und als Staatsverbrecher mit einer Wache von fünfzig Soldaten nach der Pleißenburg abgeführt, später aber aus dem Lande getrieben. Am härtesten verfuhr man mit dem Kanzler Cracov, der so lange gefoltert wurde, bis er endlich an den Folgen des peinlichen Verhörs im Kerker starb. Der Commandant der Festung, der ihm Schreibmaterialien geliefert hatte, wurde mit Staupenschlag aus der Stadt gejagt. Der Prediger Stößel ward gleichfalls auf der Festung Senftenberg so lange gemartert und ihm so sehr zugesetzt, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, welches mit Wahnsinn und einem verzweifelten Tode endete.

Am längsten aber wurde Peucer umhergezogen. Erst ward er nach dem Schlosse Rochlitz gebracht, und schmachtete daselbst, nachdem man ihm gleichfalls mit der Folter gedroht hatte, im Kerker. Als Kaiser Maximilian II.***) im Jahr 1575 den Kurfürsten in Dresden besuchte, bat er um Loslassung des Gefangenen, den er zu seinem Leibarzt machen wollte. August erwiderte: „Ich selbst kann seiner Hülfe nicht entbehren." Und auf des Kaisers weitere Frage, warum er denn denselben gefangen halte, da er ihm auf diese Weise nicht helfen könne, antwortete der Kurfürst: „Weil ich nur solche Diener gebrauchen will, die in der Religion nur das glauben und bekennen, was ich glaube und bekenne, und die unter sich alle einträchtig im Geiste und im Glauben sind." Maximilian

*) Raumer a. a. O. S. 276.

**) Widebram, Cruziger, Pezel und Moller. Siehe Menzel S. 455.

***) Nach Menzel S. 461 ff.

ntgegnete mit mildem Ernste: „Das maße ich mir nicht an, und will 1och darf ich solches mir vornehmen, da ich keine Macht über die Geoissen habe, und niemanden zum Glauben zwingen darf.“ So antwortete der katholische Kaiser einem lutherischen Fürsten, und war n diesem Stück protestantischer gesinnt, als dieser. (Und wirklich gebrauchten auch sowohl Ferdinand I. als Maximilian II. unbedenklich proestantische Aerzte,*) eine Unbefangenheit, zu der sich damals kaum ein rotestantischer Fürst einem Katholiken, geschweige denn einem Reforairten gegenüber erhoben hätte!) Peucer blieb in der Gefangenschaft. Seine Gattin durfte er seit seiner Verhaftung nicht mehr sehen. Sie tarb unter der Zeit. Er selbst wurde immer härter behandelt. Alle Mittel um Schreiben wurden ihm entzogen, alle Bücher weggenommen, selbst ie Bibel ward ihm nicht vergönnt. Ein Jahr nach dem andern aß er so in einem dumpfen, schmutzigen Kerker, dessen Kosten sein Veraögen verzehrten, mit der Aussicht auf immerwährende Dauer desselben, nd gepeinigt von der Sorge für seine verwaisten, in die Welt hinausestoßenen Kinder, so daß unter dem fortwährenden Kummer sein eigener Körper zum Leichnam abgezehrt wurde. Aerger verfuhren doch wahrlich ie katholischen Inquisitoren nicht mit ihren Opfern, als diese orthodoxen utheraner mit ihren verdächtigen Glaubensbrüdern! Und diesen traurigen Sieg des Lutherthums ließ der eitle und schwachmüthige Kurfürst 1och durch eine Denkmünze feiern,**) in welcher Christus siegend dargetellt wird über den Teufel und die Vernunft. Daß die Vernunft unterag in diesen Kämpfen, war allerdings nur zu wahr; ob aber der Sieg in Sieg Christi gewesen, möchte eine andere Frage sein. Als Peucer ange genug im Kerker zu Rochlitz geschmachtet hatte, wurde er nach Zeitz,***) und von da nach Leipzig in die Pleißenburg geführt. Von Krankheit darniedergedrückt, schmachtete er nach dem Genuß des Sacranentes. Aber wie durfte man dieß einem Manne reichen, der nach den Vorstellungen der Orthodoxen das Sacrament gelästert hatte! Die Theoogen, die sich deßhalb zu ihm in's Gefängniß verfügten (Andreä und Selnekker), suchten ihm einen schimpflichen Widerruf seiner Lehre zu entocken; und als er in diese Zumuthung nicht einstimmen wollte, erhielt r endlich von Dr. Rausche die eines spanischen Inquisitors würdige Antvort, man werde schon Mittel dazu finden, und wenn es auch glühende Zangen sein sollten! — Statt der Bibel, die er wiederholt verlangte,

*) So den Protestanten Krato, siehe Menzel V. 63.

**) Ueber die geschmacklose Anordnung der Symbole siehe Menzel S. 464.

***) Menzel S. 540 ff.

wurde ihm bloß ein Abdruck der unter der Zeit von den Orthodoxen verfaßten Concordienformel gebracht, und so das Menschenwort statt des Wortes Gottes ihm aufgedrungen. Peucer aber, aller Schreibmittel beraubt, bereitete sich aus Bier und verbrannter Brotkruste eine Tinte, riß dann die Kiele aus einem Gänseflügel, der ihm zum Abkehren der Spinneweben gegeben worden war — die Noth macht erfinderisch! — und schrieb auf das ihm verhaßte Buch sein Bekenntniß und die Geschichte seiner Leiden nieder. Das Sacrament wurde ihm fortwährend verweigert. — Der Schloßhauptmann schlug sogar vor, dem Gefangenen auf den Fall des Todes ein Eselsbegräbniß angedeihen zu lassen, und selbst ein hochpreisliches Consistorium mißrieth diese letzte Grausamkeit nur darum, weil die Katholiken Aehnliches gegen rechtgläubige Protestanten vornehmen möchten, meinte aber doch, es könne nichts schaden, wenn der Kurfürst dem Gefangenen wenigstens damit drohe, daß, wenn er stürbe, er nicht neben andern ehrlichen Christen begraben werden solle. Peucer genas jedoch von seiner Krankheit. Wiederum vergingen fünf Jahre seiner Gefangenschaft, ehe der Kurfürst seiner wieder gedachte. Endlich ließ ihm dieser wieder ein Bekenntniß abfordern. Als aber Peucer standhaft blieb, rührte endlich diese Standhaftigkeit den Kurfürsten, und er fing an auf seine „Pfaffen“ zu schelten, „die ihn ganz ungewiß gemacht hätten, von Tag zu Tag etwas Neues schmiedeten und ihn aus einer Irrlehre in die andere lockten“; dennoch blieb Peucer gefangen. Es war besonders die Kurfürstin Anna, gewöhnlich „die Mutter Anna“ genannt, welche Peucern aus verschiedenen Gründen haßte und die geschworen hatte, solange sie lebe, solle er nicht frei werden. Nun aber wurde die Kurfürstin krank und reiste auf den Rath der Aerzte mit ihrem Gemahl in's Schwalbacher Bad. Als die hohen Herrschaften durch Leipzig kamen, wurde der gefangene Peucer durch den Schloßhauptmann auch um seine Meinung gefragt. Peucer mißrieth den Gebrauch des Bades mit den Worten, „die, welche den Herrschaften dieß gerathen hätten, schickten sie beide in den Tod.“ — Sie reisten dennoch (denn der ketzerische Arzt mußte auch in diesem Falle Unrecht haben), kamen aber beide schwer erkrankt wieder, und mußten so wenigstens dem Scharfblick des Arztes Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie auch den Theologen in ihm als einen Irrgeist schmähten. In der Nacht auf den 1. Oct. 1585 träumte der Gefangene, daß der ganze Hof in einem prachtvollen Leichenbegängniß an ihm vorüberziehe und daß er selbst dazu läute. Auf einmal riß der Glockenstrang, und Peucer erwachte mit den Worten des Psalmisten: Der Strick ist entzwei, und wir sind frei. In derselben Nacht, da Peu-

der dieß träumte, war die Kurfürstin gestorben; doch ging die Prophezeiung des Traumes — in Beziehung auf seine Gefangenschaft noch nicht in Erfüllung. Bald darauf aber verheirathete sich der sechzigjährige Kurfürst wieder mit der dreizehnjährigen Prinzessin von Anhalt, der Tochter des Fürsten Joachim Ernst, der ein Gegner jener übertriebenen Orthodoxie war. Auf sein Verwenden und noch mehr auf das der jungen Braut wurde endlich Peucer aus einer zwölfjährigen Gefangenschaft befreit. Die Orthodoxen waren wüthend darüber, und als Gegenstück gegen die früher erwähnte Denkmünze erschien jetzt eine andere, auf welcher das kurfürstliche Ehepaar als Adam und Eva dargestellt wurde in dem Augenblick, wie das Weib dem Manne den Apfel reicht, mit der Unterschrift: „Adam durch der Eva Rath — Gottes Gebot übertrat." Bald darauf starb der Kurfürst selbst den 11. Febr. 1586. Peucer erschien am Todestage des Fürsten zum ersten Male wieder im Lande der Lebendigen, in der Kirche von Zerbst, mit den langen Haaren, wie sie ihm im Gefängniß gewachsen waren, verrichtete unter einem Strom von Thränen den Gottesdienst und dankte Gott für das Ende seiner Leiden, unter denen, bei allen Verunglimpfungen und Mißhandlungen, sein ächter Christenglaube, das Vertrauen zu Gott und das Vertrauen in den Sieg der Wahrheit nicht erschüttert worden war.*)

Aber noch nahm der unselige Streit kein Ende, und auch das Mittel, das man zur Beseitigung desselben anwandte, diente nur dazu, neue Kämpfe herbeizuführen. Von den angesehensten Theologen Deutschlands war nämlich unterdessen allerlei versucht worden, die in der Kirche herrschenden Streitfragen auf's Reine zu bringen. Ein Mann war es besonders, der sich als Vermittler auszeichnete, der Kanzler der Universität Tübingen, Jacob Andreä. Er war eines Schmiedes Sohn von Waiblingen, und wurde daher auch von seinen Gegnern schimpfweise der Schmidlin genannt. Dieser setzte alles in Bewegung, der deutsch-protestantischen Kirche eine von ihm geschmiedete Form aufzudringen, die er für die geeignete hielt, allen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Er knüpfte einen weit verbreiteten Briefwechsel an, reiste an allen Höfen umher, schrieb Bücher in der Sache und betrieb mehrere Zusammenkünfte der sächsischen und der auswärtigen Theologen zu Maulbronn, zu Torgau,

*) Peucer hat die Geschichte seiner Leiden selbst beschrieben in der Historia carcerum et liberationis divinae. Erst nach seinem Tod wurde sie von Christian Pezel an's Licht gestellt und in Zürich gedruckt. 1605. Vgl. E. L. Th. Henke, Caspar Peucer und Nicolaus Krell; zur Geschichte des Lutherthums und der Union am Ende des 16. Jahrhunderts. Marburg 1865.

und endlich im Kloster Bergen bei Magdeburg. Hier erst gelang es nach mehrern Versuchen, eine Formel zuwege zu bringen, die unter dem Namen der Eintrachts- oder Concordienformel an's Licht trat.*) Diese Formel war nun keineswegs geeignet, die Eintracht wirklich zu befördern, weßhalb sie auch die Gegner die zwieträchtige Eintracht nannten;**) denn sie enthielt meist jene schroffen Bestimmungen, welche die übertriebene Partei der strengen Lutheraner den mildern Anhängern Melanchthons gegenüber vertheidigt hatte. In Betreff Peucers war Andreä ganz derselben Meinung, welche Beza gegen Servet geltend gemacht hatte, daß, wenn die Obrigkeit Räuber hinrichte, die nur Wenigen das leibliche Leben genommen, man mit größerm Rechte Solche hinrichten müsse, die mit ihrem Gifte tausend Seelen morden. Mit Gewalt sollte nun das Concordienwerk durchgesetzt werden, das so viele Mühe und unsägliche Kosten verursacht hatte. Achtzigtausend Thaler waren allein vom Kurfürsten von Sachsen, vierzigtausend vom Herzog von Braunschweig und Lüneburg darauf verwendet worden.***)

Alle Prediger und Schullehrer mußten die Formel unterschreiben, und wer sich weigerte, ward abgesetzt; weßhalb denn besonders die Pfarrfrauen ihren Eheherren, wenn sie mit der Unterschrift zaudern wollten, zugerufen haben sollen: „Schreibt, lieber Herr, schreibt — auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!“ Und wirklich ließen sich manche aus Rücksicht für Weib und Kinder bewegen, ihre Unterschrift zu einer Formel zu geben, die sie im Herzen mißbilligten. Ein einziger Pfarrer und zwei Schullehrer hatten den Muth, die Unterschrift zu verweigern.†) Gleicherweise wie in Sachsen wurde diese Formel, die man mit Recht einem papiernen Papste verglichen hat, im Brandenburgischen, im Braunschweigischen, in Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg, Württemberg, der Markgrafschaft Baden und mehreren Reichsstädten durchgesetzt, und die Heuchelei sogar dadurch befördert, daß im Brandenburgischen zur Beschwichtigung der Gewissen hinzugesetzt wurde, die Geistlichen sollten nur unterschreiben, es stehe ihnen darum doch frei, zu denken und zu lehren, was sie wollten.††)

---

*) In ihrer vollendeten Gestalt 1580, unter dem Titel: Concordia, christliche, wiederholte, einmüthige Bekenntniß nachbenannter Kurfürsten, Fürsten und Stände Augsb. Conf., und derselben zu Ende des Buchs unterschriebenen Theologen Lehre und Glaubens u. s. w.

**) Concordia discors (Hospin.).

***) Walch, Introd. in libr. symb. p. 732.

†) Menzel S. 508.

††) Menzel (nach Hospin.) S. 510.

Edler zeigten sich Andere in ihrem Widerspruch. Der Landgraf Wilhelm von Hessen, die Herzöge von Pommern, der Herzog von Holstein, der Fürst Joachim Ernst von Anhalt (der nachmalige Schwiegervater des Kurfürsten von Sachsen), so wie noch einige kleinere Fürsten und Städte, unter diesen besonders Magdeburg und Nürnberg, weigerten sich standhaft, an dieser Tyrannei der Gewissen Theil zu nehmen. Am heftigsten aber gab der König Friedrich II. von Dänemark, der Schwager des Kurfürsten, seinen Unwillen darüber zu erkennen, indem er die zwei Prachtexemplare der Concordienformel, welche ihm seine Schwester, die Kurfürstin Anna schickte, sogleich in's Feuer warf. Gewiß, Luther hätte es auch so gemacht; denn so hartnäckig er auch in seinem Kampfe gegen Zwingli war, und so sehr scheinbar das ganze Werk der Aufrechterhaltung seiner Lehre und der Verherrlichung seines Namens galt, so würde er schwerlich zu solchen Maßregeln gestimmt haben. Zu deutlich hatte er sich ja dagegen erklärt, daß man sich nach *ihm* Lutheraner nenne; zu sehr widersprach auch das Ganze den Absichten der Reformation. Diese wollte ja die Kirche Christi wieder erlösen aus der Macht der Menschensatzung, indem sie die heilige Schrift als die alleinige Richtschnur der Lehre aufstellte. Und nun wohin war man in einem halben Jahrhundert gekommen? Dahin, daß zuerst die Augsburgische Confession, welche nur der Ausdruck des gemeinsamen Glaubens sein sollte, soweit derselbe damals erforscht worden war, eine auf alle Zeiten bindende Kraft erhielt; *dahin*, daß nun auch *dieser* Buchstabe der Augsburger Confession nicht mehr genügte, und daß man somit wieder einen neuen Buchstaben aufstellte in der Concordienformel, und so das eine Bollwerk der Kirche durch das andere zu decken glaubte. Statt daß diese kirchlichen Confessionen oder symbolischen Bücher, wie man sie auch nannte, nach der heiligen Schrift geprüft werden sollten, wozu man vom Grundsatz des Protestantismus aus das vollste Recht hatte, wurden jetzt diese von Menschen verfaßten und unter mancherlei erschwerenden Umständen erschienenen Bücher die *Gesetzbücher* des protestantischen Glaubens, nach welchen man allein die Schrift auslegen, ja von denen man auch dann nicht abweichen durfte, wenn die heilige Schrift das klare Gegentheil lehrte. Welchen Einfluß dieß auf die ganze protestantische Theologie hatte, kann auch *der* abnehmen, der nicht Theologe von Beruf ist. Man denke sich einen von hohen und dumpfen Mauern umschlossenen Kirchhof, auf welchem die Einen bemüht sind, die Denkmäler der Reformatoren aufzuputzen und aufzuschmücken und wo möglich noch einige Schnörkel an ihnen anzubringen, die Andern aber in den Todtengebeinen herumwühlen und sich

gelegentlich damit bewerfen: so hat man ein ziemlich anschauliches Bild von der scholastischen Dogmatik und Polemik der Zeit nach ihrer Schattenseite. Doch dürfen wir über der Schattenseite auch das Licht nicht verkennen, das mitten durch die Nacht hindurchleuchtete, ja wir müssen vielmehr den tüchtigen Leistungen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die aus der strengen Schule dieses dogmatisch-polemischen Zeitalters hervorgingen. So wenig als an den Werken der alten Scholastiker, so wenig darf man auch an den bändereichen dogmatischen Werken jener Zeit den eisernen Fleiß, die strenge Methode, den künstlichen Scharfsinn und die Zähheit der Consequenz unbewundert lassen. Wir dürfen nur auf den Titelblättern jener Bücher die Bildnisse der Verfasser betrachten, in ihren langen Bärten und steifen Halskrausen, mit ihren gefalteten Stirnen und ihren gewaltig durchdringenden Blicken, um, wenn auch nicht eine unbedingte Ehrfurcht, doch einen gewissen Respect zu empfinden, den auch die einseitige Tüchtigkeit in irgend einem Fache uns abnöthigt. Aber freilich bedauern wir denn auch die herkulische Mühe, die auf die äußere Hülle und Schaale verwandt worden ist, während der Kern so oft unbeachtet blieb. Gott Lob! ging aber auch dieser Kern selbst nicht ganz verloren. Manche fromme Gemüther wußten sich denselben auch unter dieser Form zu Nutze zu machen, ein doppelt erfreulicher Beweis von der Unverwüstlichkeit der Wahrheit! Andere dagegen suchten ihn wieder in andern Formen und Verhüllungen auf, und so wie schon im Mittelalter neben der unfruchtbaren Scholastik sich eine tiefsinnige Mystik aufthat, so finden wir auch in diesem Zeitalter diese Geistesrichtung wieder. Wir werden auch bei diesen Erscheinungen zu verweilen haben; doch sind wir mit der Streittheologie des Jahrhunderts noch nicht zu Ende. Sie erhielt durch die Concordienformel nur wieder neue Nahrung. Einstweilen aber möge es uns zum Trost gereichen, daß, wenn auch, bei der Sündhaftigkeit und Gebrechlichkeit der Menschen, die Macht des Irrthums und der Leidenschaft groß, doch die Macht der göttlichen Wahrheit und Liebe und ihre Gewalt über die Herzen der Menschen noch unendlich größer ist.



Dreizehnte Vorlesung.

trachtungen über die Streittheologie der Zeit. — Fortsetzung der kryptocalvinisti-
:n Unruhen. Streit über Exorcismus. Proceß und Hinrichtung Crells. — Licht
d Schatten der orthodoxen Theologie. Lebenszeugen der lutherischen Kirche. Phi-
lipp Nicolai, ein arger Streittheologe und erbaulicher Dichter zugleich.

Wenn wir den Eindruck, welchen die Geschichte der Streitigkeiten in r lutherischen Kirche nach der letzten Vorlesung auf uns gemacht hat, it dem vergleichen, den die früher betrachteten Verfolgungen der Prote- nten in den verschiedenen Ländern auf uns machten, so dürften sich bei nigem Nachdenken folgende Betrachtungen uns aufdringen.

So greulich und entsetzlich auch die Verfolgungen sind, die von der atholischen Kirche gegen die Protestanten ausgingen, so geben sie uns och ein großartigeres geschichtliches Bild, als die in ihren Grundsätzen richt minder grausame Unduldsamkeit der Protestanten gegeneinander: ie lassen eine ernstere, feierlichere Stimmung in uns zurück, als diese. Woher kommt dieß?

Es mag zum Theil daher kommen, daß wir es dort mit größern Staaten, mit Frankreich, England und den weitschichtigen Staaten Phi- ipps II. zu thun hatten, während wir hier auf die schmalen Grenzen leiner deutscher Fürstenthümer und die engen Mauern reichsstädtischer Gemeinwesen uns gebannt sehen. Aber das ist es nicht allein. Die- elben kleinen Fürstenthümer sind es ja, dieselben Reichsstädte, in denen vir ein halbes Jahrhundert zuvor das große Drama der Reformation ich zuerst enthüllen sahen, und jene engen Formen der deutschen Reichs- erfassung verliehen sogar dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz. — Es nuß also noch etwas anderes sein, was uns anwidert bei diesen Zänke- reien und was, neben der ernsten und tiefen Trauer über die menschliche Verirrung, doch zugleich in uns wieder den Eindruck des Tragikomischen,

des lächerlich Betrübten, des Verzerrten und Fratzenhaften hervorbringt, dessen wir uns kaum erwehren können. Es scheint mir dieß in einem doppelten Umstand zu liegen: einmal darin, daß der Gegenstand, um welchen gestritten wird, ein verhältnißmäßig geringfügiger ist, während es sich dort um ein Großes und Wichtiges, um Leben und Vernichtung, um geistige Knechtschaft und geistige Freiheit handelte; und zweitens darin, daß die Personen, welche im Innern der Kirche diesen unerbaulichen Streit führen, sich in einem fortwährenden Widerspruch mit ihren eignen Grundsätzen oder mit den Grundsätzen eben der Religion befinden, die sie bekennen.

Schon das, daß der Gegenstand, um welchen gestritten wird, ein so geringfügiger ist in Vergleichung mit dem, um den es sich früher handelte, bringt die Wirkung des Lächerlichen oder des Komischen hervor. Es ist dieß in allen Gebieten so, wo wir einer großen Kraftanstrengung um eines kleinen Zweckes willen, dem „Sturm in einem Glas Wasser" begegnen. In jenen Glaubenskämpfen, die wir früher betrachteten, da handelte es sich um den von Jahrhunderten her vererbten Glauben der Väter auf der einen, und um die Wiederherstellung des reinen Gotteswortes auf der andern Seite: das war ein Kampf auf Leben und Tod, und auch die blutigsten Auftritte, wie die der Bartholomäusnacht, weckten in uns die heiligsten Gefühle des Ernstes, sei es der Wehmuth oder der sittlichen Entrüstung. Der Gegenstand, das fühlen wir gar zu wohl, würde sich niemals von einer komischen Seite behandeln lassen, ohne das christliche, ja das allgemein menschliche Gefühl auf's tiefste zu verletzen. Auch für die Kunst ist der Gegenstand ein tragischer, ein hoch erhabener, idealer. Er nimmt unser Innerstes in Anspruch und regt die verborgensten Gefühle des Herzens auf. Nicht so bei den Zänkereien der Lutheraner und Reformirten unter einander. Hier wird das Heilige nicht selten zur Caricatur. Bloß scherzen läßt sich freilich nicht über die Sache, eben weil sie in ihrer Grundlage zu ernst, zu heilig ist; und doch liegt bei der ungeschickten Art, in der wir die Kämpfer sich bewegen sehen, neben dem Aerger, den wir empfinden, auch der Reiz, den Kampf von seiner kleinlichen und somit von seiner lächerlichen Seite zu fassen. Diese kleinen, sich aufblähenden, sich spreizenden Superintendenten und Pastoren machen uns doch gewiß einen andern Eindruck als die großen Papstgestalten des Mittelalters oder auch des gleichzeitigen Katholicismus, die uns später noch begegnen werden. Was wir dabei empfinden, hat viel Aehnlichkeit mit dem Eindruck, den wir da erhalten, wo ein ernster Gegenstand auf eine plumpe, lächerliche Weise erzählt

wird, bei der Travestie. Was aber diesen Eindruck noch verstärkt, das ist der Gegensatz, in welchen sich die Kämpfer zu ihren eignen Principien stellen. Wenn wir einen Philipp von Spanien und einen Alba als Würgengel einherschreiten sehen, das neugeborne Kindlein der Reformation zu ersticken, so ergreift uns ein unheimlicher Schauer; aber unser Mund verzieht sich zu keinem Lächeln, nicht die leiseste Anwandlung des Scherzes berührt die mächtig ergriffene Seele. Als tragische Personen schreiten die Gewaltigen über die Bühne der Weltgeschichte. — Oder wenn in den frühern Zeiten des Mittelalters der Papst seinen mächtigen Bannstrahl über die Länder schleudert und diese in geistlicher Dürre unter dem Interdict seufzen, womit der Zorn des Kirchenfürsten sie heimsucht, so läßt sich auch dieser großartigen Verirrung der menschlichen Gewalt wenigstens eine erhabene Seite abgewinnen, und wir zittern, wenn wir uns in die Zeit hineinversetzen, gleichsam selbst mit vor den Bannstrahlen des Vaticans.

Wenn wir nun aber nach den großen, thatenreichen Kämpfen der Reformation aus dem Schooße der protestantischen Kirche selbst kleine Päpstlein aufsteigen sehen, die, während sie den Mann auf dem Stuhle Petri zu Rom als den Antichrist verschreien, in der Aufgeblasenheit ihres geistlichen Stolzes ein Aehnliches beginnen wie er, und dazu auf eine viel armseligere und kleinlichere Weise, so tritt uns unwillkürlich ein Bild entgegen, das abermals ein Gemisch von Betrübniß und Lächerlichkeit statt der mächtigen oder erhabenen Empfindungen in uns aufregt. Aus der heroischen Gigantenwelt, die in ihrem Hochmuthe den Himme stürmt und endlich von der höhern Macht besiegt in ihre Trümmer zerfällt, sehen wir uns in das Reich der Pygmäen versetzt, welche den Streit mit den Kranichen führen — und die höhere Stimmung des Ernstes ist dahin.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu sollen, wenn es gilt, die Streitigkeiten, womit wir uns in der letzten Vorlesung beschäftigten und deren Fortsetzung wir nun erwarten, aus einem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Man würde die höhere Absicht solcher Schilderungen verkennen, wenn man glauben wollte, ich hätte die einzelnen grellen Züge bloß der Belustigung wegen angeführt. Sie dienen mit zur Charakteristik des Ganzen; und wenn uns auch hie und da neben dem gerechten Aerger, den wir empfinden, ein Lächeln abgenöthigt werden sollte, so hoffe ich, daß dieß nicht dem Ernste schaden wird, womit die Geschichte der Kirche Christi auch in ihren weniger günstigen Entwicklungsperioden betrachtet werden muß. Solange wir nur nicht über

den aufsteigenden Schaumblasen, in denen das bunte und verkehrte Leben der Welt gaukelt, den tiefern Grund vergessen, auf den wir stets zurückzukehren uns bemühen werden, so lange wird auch in solchen Betrachtungen des Einzelnen keine Gefahr für unser tieferes religiöses Leben sein, es wird vielmehr auch aus ihnen geläutert und gehoben hervorgehn.

Weit entfernt, daß durch die Concordienformel die Eintracht wäre hergestellt worden, dauerten die Zerwürfnisse in der lutherischen Kirche fort, und nahmen sogar eine ernstere, tragische Gestalt an. Unter dem sächsischen Kurfürsten Christian I., dem Sohne des Kurfürsten August,*) erhielt wider alles Erwarten die gemäßigte wittenbergische Schule wieder einen bedeutenden Einfluß, besonders da der Kanzler Nicolaus Crell dieselbe begünstigte. Nun trat eine Reaction ein. Strenge Lutheraner wurden ihrer Stellen mit derselben Willkür entsetzt, mit der man früher die Reformirten vertrieben hatte. Man kann nicht leugnen, daß Crell gewaltthätig verfuhr, indem er sich rühmte, „die Pfaffen müssen jetzt tanzen wie er pfeife". Um dem Volke die neue Lehre genehm zu machen, wurde eine eigene Ausgabe der Bibel veranstaltet, deren Anmerkungen im Sinne Calvins waren. Der Druck dieser Crellischen, oder wie die Gegner sie nannten „rebellischen" Bibel wurde jedoch später unterdrückt. Einstweilen wurden einige lutherische Gebräuche, wie z. B. das Anzünden der Lichter**) auf dem Altar, namentlich aber wurde der Exorcismus oder die förmliche Austreibung des Teufels bei der Taufe untersagt, den die lutherische Kirche beibehalten, die reformirte aber von Anbeginn verworfen hatte.***) Dieß erregte aber großen Unwillen. In Pirna baten funfzig versammelte Geistliche den Kurfürsten fußfällig, er möge doch den Exorcismus erhalten. Das Volk meinte, es werde damit den Kindern etwas entzogen, der Taufe fehle dann ein wesentliches Stück. In Dresden folgte†) ein Fleischhauer den Pathen, welche sein Kind zur Taufe trugen mit dem Beil in die Kirche, und drohte dem Geistlichen den Kopf zu

*) Einen „weitherzigen Jüngling" (adolescens vasti animi) nennt ihn Thuanus (b. Henke a. a. O. S. 56).

**) Gegen dieses polterte in Torgau der kryptocalvinistische Prediger Ment Gongref mit der Drohung, daß dem, der die Lichter wieder anzündete, die Hand verdorren solle; auch „sollen ihn die Lichter in der Sterbestunde noch auf die Seele brennen," siehe Grulich, Torgauer Denkw. S. 84.

***) Uebrigens bemerkt Menzel mit Recht, wie es eigentlich zuerst die melanchthonianisch-gesinnten Adiaphoristen waren, die diesem Gebrauch das Wort redeten, während grade nachher ihre Gegner sich zu Vertheidigern desselben aufwarfen.

†) Menzel V. S. 180 (nach Weck, Beschreibung von Dresden S. 313).

venn er nicht ordentlich taufen werde; was diesen so in Schrecken
ß er, dem obrigkeitlichen Gebot zuwider, den Exorcismus ver-
In Zeitz mußten sich die Prediger durch die Flucht retten, um
Buth des Volkes sicher zu sein. Crell war es auch, der den Kur-
ewog, den Hugenotten unter Heinrich IV. Hülfstruppen zu
während früher diese Hülfe von lutherischer Seite stets verwei-
)en war, weil man die Reformirten für Ketzer und Aufrührer
)ielt. Aber nach eben dieses Kurfürsten Tode, 1591, änderten
erhältnisse wieder zu Gunsten der Lutheraner. Noch am Tage
Leichenbegängniß Christians I. wurden der Minister Crell und
ergebenen Prediger verhaftet; doch ließ man die letztern noch
: Leichenpredigt halten. Der Leipziger Prediger Gundermann,
rst durch die Flucht hatte retten wollen, wurde auf die Pleißen-
ihrt, und bloß die Sorge für seine Frau, die ihrer Niederkunft
, bewog ihn, ein Bekenntniß zu unterschreiben, das er im Her-
illigte. Aber die in der Angst ihm abgedrungene Nothlüge half
. Die Frau hatte sich unterdessen entleibt und er verfiel darüber
sinn.*) So groß war die Wuth des aufgeregten Pöbels gegen
:alvinismus verdächtigen Personen, daß sie sich sogar auf die
:streckte.**) Am Tage der Beerdigung des Dresdner Hofpredi-
)ütz, eines Kryptocalvinisten, sammelte sich das Volk vor des-
e, warf die Fenster ein und verlangte mit großem Geschrei,
: solle unter dem Galgen verscharrt werden. Nur mit Mühe
m dieselbe auf einem Karren nach dem Kirchhof schaffen. Ei-
siker der kurfürstlichen Kapelle sollte gleichfalls das ehrliche Be-
)erweigert werden, weil er calvinisch gesinnt und ohne Zuspruch
)erischen Geistlichen gestorben war. Der unglückliche Leichnam
rklich in aller Stille von vier Taglöhnern nach der Begräbniß-
Verbrecher getragen. Aber auch daran hatte das Volk nicht ge-
n Haufe von Fleischer- und Schmiedeknechten fiel über die Trä-
schlug den Sarg auf und ließ an der Leiche des Calvinisten seine
s.

argen Auftritten kam es um dieselbe Zeit in Leipzig. Einige da-
)nende Schweizer gaben einem ihrer Landsleute, dem Professor
ius Wittenberg, zu Ehren ein Gastgebot,***) den 14. Mai 1593.

:nzel V. 185.
end. S. 192.
es der Samuel Huber aus Bern gewesen, der überhaupt durch seine
viel Aergerniß anrichtete, sagt Menzel nicht bestimmt.

Ueber Tische kam es zu theologischen Disputaten und endlich zum Handgemenge, wobei sogar ein lutherischgesinnter Professor die Drohung ausstieß, dem Huber das Messer in den Leib zu stoßen.*) Huber verließ die Gesellschaft und klagte deßhalb bei'm Rath, erhielt aber keinen Bescheid. Bald wurde die Sache zum allgemeinen Stadtgespräch. Auf den Märkten und in den Collegien fand man einige Tage darauf Zettel ausgestreut: „Wer ein rechtes lutherisches Herz habe, solle des Abends 8 Uhr auf dem Markt erscheinen und das Haus des Calvinisten Weinhausen (so hieß der Gastgeber) stürmen helfen; kein gut lutherischer Bürger werde sich dawider gebrauchen lassen.“ Hierauf versammelte sich am Abend des 19. Mai der Pöbel vor dem Hause und trieb die ganze Nacht über den greulichsten Unfug, bis endlich am Sonntag Morgen, als es eben in die Kirche läutete, die förmliche Erstürmung und Plünderung des Hauses erfolgte. Ein schönes Gemälde von Dürer, die Passion darstellend, das dem Hausbesitzer gehörte, wurde bei diesem Anlaß nebst vielen Geräthschaften zertrümmert, anderes als Beute weggeschleppt. Mit den gestohlenen Pfannen und Kesseln wurde vor den Häusern der Calvinisten eine Katzenmusik aufgeführt, und der Sonntag durch wüstes Toben entheiligt. Vergebens wandte sich der Rath an die übrige Bürgerschaft, damit sie mit Hülfe der Waffen dem Unfug steuern helfe. Die Antwort lautete: „Die Bürger wollten keine Calvinisten schützen helfen; vielmehr solle der Rath dieselben noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt schaffen, dann würden sie thun, was gehorsamen Bürgern gezieme.“ Der schwache Rath ging wirklich auf das Begehren des Volkes ein, und bat um drei Tage Aufschub. Nun wurde ein Verzeichniß der des Calvinismus verdächtigen Personen (eine förmliche Proscriptionsliste!) angefertigt, und alle mußten noch bei Sonnenschein die Stadt verlassen. Fünf Rathsherren, fünf Doctoren der Rechte, ein Arzt, fünf Magister und zwölf andere Bürger wurden von diesem Schicksal betroffen. Unter Hohn und Spott des Pöbels zogen sie ab. Erst jetzt wurde dem Plündern Einhalt gethan. Freilich wurden hinterher die ärgsten Rädelsführer gestraft, ja vier der ärgsten Tumultuanten hingerichtet. Aber einer der letztern gestand, er würde sich nicht haben so weit hinreißen lassen, wenn ihn nicht der Herr Bürgermeister, der mit mehreren Rathsherren aus dem Fenster der Hofgerichtsstube dem Spectakel zugesehen, durch beifälliges Lachen dazu ermuntert hätte.

---

*) Johann Major und Johann Müller hießen die Gegner; die Drohung kam vom letztern.

Es erübrigt noch den blutigen Ausgang zu berichten, welchen der
r den Kanzler Crell verhängte Proceß nahm. In diesen wurden auch
itische „Praktiken" verflochten, und namentlich wurde dem Beklagten
Kriegshülfe, die er den reformirtgesinnten Hugenotten verschafft hatte,
n Staatsverbrechen gemacht; dazu aber auch seine eigene theologische
sinnung. Auch Crells Gefangenschaft war, wie einst die Peucers, eine
cheuliche. Er saß in einem Thurm, in welchen Schnee und Regen an
es Orten eindrangen. Vergebens bat er, als er erkrankte, um Arzt
) Arzenei. Selbst ein Barbier, um ihm die Haare zu schneiden, wurde
ı versagt. Nach längerer Procedur wurde der Gefangene zum Tode
urtheilt und das Urtheil am 22. September 1601 von Herzog Friedrich
lhelm, zwei Tage vor dem Ablauf seiner Vormundschaft, bestätigt.
f diesen Ausgang war der Ex-Minister nicht gefaßt. „Eher," schreibt
an den Herzog, „hätte er sich des Himmels Einfall versehen, denn eines
hen Urtheils." Noch einmal betheuerte er seine Unschuld in Betreff
ihm vorgeworfenen „bösen Praktiken". Er erhielt keine Antwort mehr.
der Nacht vom 5. auf den 6. October wurde er vom Königstein, wo
bisher gesessen, nach Dresden gebracht, wo er in einem vergitterten
nmer des Rathhauses seiner Hinrichtung entgegen sah. Der luthe-
he Beichtvater, der ihm zugeschickt wurde, begann damit, ihm folgende
hilderung eines Calvinisten oder Sacramentirers zu machen, vor
wir als Reformirte allerdings zurückschaudern müßten, wenn nur das
ittel davon nach der Wahrheit gezeichnet wäre. „Derselbige ist ein
ensch, der weder Glauben noch Vertrauen auf Gott und sein Wort
t, der aufgeblasen von der Meinung besonderer Heiligkeit, Weisheit und
lehrsamkeit alle, die ihm nicht beipflichten, verachtet und verläumdet,
Christo als Menschen seine göttliche Majestät entzieht, ihn neben
r nur um einige Stufen über die Engel und die Seligen stellt, der
Allmacht und Wahrheit Christi leugnet, dem Nestorianismus, Aria-
mus, Muhammedanismus und dem Heidenthume Thor und Thüren
fthut, Obrigkeiten und andere Leute betrügt, sich und die Seinigen dem
rderben des Leibes, des Lebens und der Seele preis giebt, Königreiche,
rstenthümer und Städte mit Feindseligkeiten, Aufständen, Kriegen und
utvergießen erfüllt, überall die heilsame Eintracht stört, heimtückisch
d hinterlistig gegen Einfältige handelt, Wahres verleugnet und Falsches
:spiegelt, seine Lehren mit dem Winde wechselt, auf den weltlichen Arm
) verläßt, dem Fleische der Welt, nicht dem Fleische Christi sich weiht,
d nur auf Gelegenheiten durchzuschlüpfen und wieder emporzukommen
ıert. Allhier hat der Doctor eine artliche Beschreibung eines heimlichen

und öffentlichen Calvinisten. Ist nun der Herr ein Calvinist, dafür er männiglich gehalten wird, als trifft ihn auch diese Beschreibung, sie gehet ihn auch an, und vermöge derselben ist er nicht so unschuldig, als er sich machet. Ist derowegen unser aller treuer Rath, daß er dem Exempel Achans folge, Gott die Ehre gebe, und was er Böses gethan, ansagen thue." Dieser Eingang war nicht geeignet, Crells Vertrauen zu erwecken. Er bat den Prediger, er möge ihn mit solchen Reden verschonen und ihn dafür trösten und stärken, was seines Amtes sei. Dieser aber hörte nicht auf ihn zu bearbeiten, und obwohl Crell sich keinen Widerruf abnöthigen ließ, so wurde doch das allgemeine Sündenbekenntniß, das er im Angesicht des Todes von Herzen ablegte, als Widerruf gedeutet. Er hatte aber nur gesagt: „Ich bekenne, daß ich in viel Wege wider Gott gesündigt habe (wer wollte sich nicht gern als Sünder bekennen?) und daß ich Gottes Zorn und ewige Strafe gar wohl verdienet habe." Ganz bestimmt aber stellte er auch jetzt noch in Abrede, daß er ein Störer des Landfriedens und der öffentlichen Ruhe (turbator communis pacis et tranquillitatis) gewesen, und daß er deßhalb Gefängniß und Tod verdient habe. Allein der Beichtvater donnerte ihn an, er möge Gott nur danken für sein Gefängniß, es sei dadurch viel Böses verhindert worden, welches er in den zehn Jahren würde gestiftet haben. Kranken Leibes wurde nun der Gefangene, nach genossener Communion, aus seinem Bette auf einen Stuhl gehoben und in seinem Schlafpelze vor das Gericht getragen. Es wurde ihm keine Verantwortung gestattet, sondern sofort der Stab über ihn gebrochen, und nach den damals üblichen Formen die Bänke des Gerichts umgestürzt,*) worauf Crell in Begleitung des Geistlichen auf seinem Stuhle nach dem Judenhof getragen ward, wo die Blutbühne aufgeschlagen war. Crell betete mit lauter Stimme: „Vater, was du geschaffen, Jesu, was du erlöset, heiliger Geist, was du zum ewigen Leben geheiliget hast, das gebe ich dir wieder in diesem Augenblick." Nach diesem Gebet fiel sein Haupt. Der Scharfrichter zeigte dasselbe dem umstehenden Volk mit den Worten: „Das war ein calvinischer Streich; seine Teufelsgesellen mögen sich vorsehen, denn man schonet allhier keinen." Ja, er soll auch noch den Kopf aufgenommen und damit gespielt haben: „O, es stecken in diesem Kopf viel verwirrte Sachen, es sind ihrer aber noch mehr unter dem Haufen, ich denke, die sollen auch noch in meine Fäuste gerathen." Auch auf dem Richtschwert waren die Worte eingegraben: „Hüte dich, Calviniste!" Der Leiche wurde indessen ein ehrliches Begräb-

*) Doch nicht mit dem sonst üblichen Zetergeschrei, siehe Menzel.

:stattet, wobei jener Geistliche, dessen furchtbare Schilderung eines uisten wir eben gehört haben, die Leichenrede hielt. Auch diese ist teristisch und bezeichnet den hierarchischen Geist, der aus der katho: Kirche sich auch in die protestantische wieder eingeschlichen hatte. t euch (so schloß die Predigt), hütet euch, ihr Weltlichen, daß ihr s Engel, Legaten und Botschafter weder mit Worten, noch mit n antastet. Wer sie antastet, der tastet seinen Augapfel an: der nicht viel leiden. Daher lasset euch gesagt sein, was jener christliche sagte: Ich will lieber den römischen Kaiser, als einen Diener Christi feinde haben. Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ien schlechten (bloßen) Menschen wider mich; wenn ich aber einen : Diener Christi wider mich habe, so habe ich auch Gott wider '*) — Und was sollen wir endlich dazu sagen, daß auch Frauen en Standes an dem grausen Schauspiel der Hinrichtung ihre Augen en? Die verwittwete Kurfürstin ließ sich die Genugthuung nicht n zu sehn, wie man dem Manne sein Recht anthue, der ihren se- Herrn so übel angeführt habe! **)

Folgende Liederverse mögen die Stimmung des Volkes noch deutlicher be- n:

Also ist kund und offenbar,
Daß der Teufel die Pfaffen reitet gar,
Denn um den Ehrgeiz und Gewinn
Geben sie sich dem Teufel hin.'
Ein frommer Priester das nicht thut,
Wagt eher Leib und Gut.

Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur' der Calvinisten Mord
Durch Christum, deinen lieben Sohn,
Die dein Allmacht nicht wollen han.
Sie haben auch die Tauf geschändt,
Den Exorcismus davon getrennt,
Und sein gelaufen Tag und Nacht,
Bis sie es ha'n zu Weg gebracht.

Durch Peucerum, den Calvinist,
Hab'n sie die Sache angericht,
Und haben sich von uns getrennt,
Sieh, wie der Teufel die Leut verblendt!

n ähnliches Lied wurde über Crell verfertigt (siehe Menzel a. a. O. S. 226). eitere über Crells Proceß und Execution giebt die oben angeführte Schrift von

Vgl. außer der oben angeführten Schrift von Henke auch noch: A. B. Ri- Der churf. sächs. Kanzler Dr. Nicolaus Krell. II. Dresden 1859.

Es ist Zeit, daß wir von diesen blutigen Scenen uns abwenden und uns umsehen nach den heilsamen Wirkungen, welche mitten unter allen theologischen Händeln doch das Wort Gottes auf die Gemüther der Menschen gehabt, und das gerade in der lutherischen Kirche jener Zeit. Ich muß es noch einmal wiederholen, daß es ein unverzeihlicher Irrthum wäre, anzunehmen, die ganze Frömmigkeit sei von der streitsüchtigen Orthodoxie absorbirt worden. Wir haben vielmehr eine gnädige Bewahrung Gottes darin zu erkennen, daß unter der starren Eisdecke dieser Orthodoxie das Wasser des Lebens, mit dessen Strömen Christus die Seinen zu tränken verheißen hat, im Stillen fortquoll und hie und da auch in segensreichen Brunnen zu Tage trat, an denen sich tausend Seelen mitten in einer trüben Zeit erquickten. Nicht nur dürfen wir die Lehrbestimmungen, mit denen die Orthodoxie sich abmühte und die, wie wir gesehen haben, in der sogenannten Concordienformel ihren Abschluß erhielten, nicht unterschätzen, wenn wir sie auch des näheren zu würdigen den Theologen von Fach überlassen müssen; (der Verschwommenheit und Unsicherheit gegenüber, an der die neuere Theologie nicht selten leidet, haben ja auch diese scharfkantigen, logisch präcisen Bestimmungen der Schule ihren unbestrittnen Werth!) sondern auch das dürfen wir nicht vergessen, und das gewiß am wenigsten, daß auch außer den Hörsälen der Schule die dort ausgeprägte reine Lehre auf dem offenen Markt des Lebens in gangbare Münze sich umsetzte, die Manchem ein willkommener Nothpfennig wurde in den Tagen geistlicher Dürre, daß der knorrig aussehende Baum über den müden Wanderer sein Schattendach ausbreitete und für Jung und Alt, die ihre Hände nach dem Lebensbrot ausstreckten, seine heilsamen, vollsaftigen Früchte trug. Von denselben Kanzeln, von welchen herab so manches unliebliche verdammende Wort gegen wirkliche oder vermeinte Heterodoxie geschleudert wurde, ließ sich auch wieder in vollen Brusttönen die lebendige Predigt von Christo vernehmen, so sehr auch dieses glaubensmuthige Zeugniß mit manchem uns fremdartigen Accent gesprochen und mit Redensarten versetzt sein mochte, die wir uns jetzt nicht mehr anzueignen vermögen. Ja, dieselben Männer, die mit der einen Hand das Schwert führten gegen ihre anders lehrenden Brüder in der zwinglischen und calvinischen Kirche, trugen in der andern Hand den Sprengkrug, aus dem sie den Acker der Kirche begossen, und dieselben Theologen, die uns zahlreiche Bände von gründlich scholastischen Ausführungen des lutherischen Dogma's hinterlassen haben, verschmähten es nicht, auch wieder erbauliche Schriften zu verfassen für die Einfältigen unter den Christenmenschen. Ich darf nur den großen Dogmatiker Jo-

nn Gerhard nennen, den Schüler Arndts (geb. 1582, gest. 1631).
, die Erscheinung eines Mannes, wie Johann Arndt selbst, oder
es Valerius Herberger, und noch so mancher andern segens-
chen Prediger und Verfasser gediegener Erbauungsschriften, vor allem
großen Liederdichter der evangelischen Kirche im sechzehnten und
zehnten Jahrhundert sind uns Beweis genug, daß mitten unter dem
rnengestrüppe der Controversen, durch die wir uns hindurchar-
ten mußten, auch manche Rose aufblühte, an deren Duft noch unsere
it sich erquickt, zum Ersatz für vieles Unerquickliche, an dem es auch
nicht fehlt. Indem ich mir vorbehalte, von diesen Lebenszeugen spä-
ausführlicher zu reden,*) kann ich mir's nicht versagen, Ihnen schon
t das Bild eines Mannes vorzuführen, in dem sich die der Zeitrichtung
enthümlichen Gegensätze einer gehässigen Polemik und einer zarten, tief
igen Frömmigkeit in wunderlicher Mischung beisammen finden; ein
hrhaft psychologisches Räthsel! Es ist dieß der mit Recht gefeierte
istliche Liederdichter Philipp Nicolai.**) Geboren den 10. August
56 in Meringhausen (in der Grafschaft Waldeck), kam er, nachdem er
schiedene Predigerstellen, zuletzt in Unna (in Westphalen) bekleidet,
h Hamburg, als Pastor an der St. Katharinenkirche daselbst, wo er
26. October 1608 starb. Wenn Einer, so war er ein mannhafter
reiter für das Lutherthum, der in der Energie des Schmähens auf die
lvinisten in keinem Stück hinter Flacius, Wigand, Heßhusius zurück-
eb. Die gemeinsten Schimpfwörter waren ihm nicht zu schlecht, um
„dem Zwinglischen Sacramentsteufel" an den Kopf zu werfen.***) Er
in dem Calvinismus den Ausbund aller Gotteslästerung, und schien
ht zu merken, wie er selbst in die abscheulichsten Blasphemien verfiel,
nn er den Gott der Reformirten einen Ochsengott, oder gar einen
ullochsen", „Leviathan" nannte. Die Prediger, die zum Frieden re-
en, schalt er „Fuchsschwänzer und Suppenprediger", welche „der Welt
dank nicht auf sich laden und der Katze die Schelle nicht anhängen
llen" und drohte ihnen mit der Strafe Gottes, der sie nicht entgehen

*) Einstweilen verweisen wir auf das Buch von Tholuck: Lebenszeugen der
erischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen
ges. Berlin 1859.

**) Vgl. L. Curtze, Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieder. Halle 1859 und
ch, Geschichte des Kirchenliedes I. S. 181 ff. IV. 391 ff. 702 ff.

***) Sogar obscöne Redensarten verschmähte er nicht, siehe u. a. Al. Schwei-
, Centraldogmen I. S. 561.

werden. *) Auch seine Dichtergabe mußte gelegentlich in den Dienst der Polemik treten, wie er denn ein „Klaglied der christenlichen Kirchen zu Gott über die Calvinianer und Rottengeister“ verfaßte, **) das übrigens noch Maß hält gegenüber den Stellen in Prosa, in welchen er seinem Ingrimm vollen Lauf ließ. Und doch lebte in demselben Mann eine tiefe Frömmigkeit, der er sowohl in Prosa als in Poesie den schönsten, innigsten Ausdruck zu geben wußte. Aus seinem „Freudenspiegel des ewigen Lebens“ (1599) erlaube ich mir einige Stellen zum Belege des Gesagten herauszuheben:***) „Du seliges Leben, welches Gott denen, so ihn lieben, bereitet hat, wie bist du doch ein recht lebendiges, ewiges, freudenreiches Leben, da man von keinem Tod, keiner Traurigkeit und Betrübniß hört. Du bist ein Leben ohne Makel, ohne Angst und Noth, ohne Verwesung und Aenderung, ohne Furcht, Entsetzen und Schrecken. Du bist ein Leben, darinnen alles überaus hübsch, schön, zierlich und lustig ist, da kein Widersacher ist, der sich wider uns auflehnet, da keine Anreizung zur Sünde ist, da eine vollkommene Liebe, ein Herz, Muth und Sinn und eine beständige Einigkeit ist, ein ewiger, heller, lichter Tag, da Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen wird, als da der Mensch mit dieser Speise des Lebens also gesättigt wird, daß ihn nimmermehr hungert.“ Und dann wieder von dem seligen Paradiesesleben: „Es brennet und leuchtet und wettert daselbst allenthalben von heiliger feuriger Liebe und in heiliger, reiner, feuriger Liebe sind sie alle (Engel und Menschen) in Gott und mit Gott Eins, daß sie nichts thun, nichts denken, nichts reden, es fließe denn alles aus reiner, inbrünstiger Liebe. Ihre herzliche Freude untereinander ist eine Freude und Frohlockung der Liebe. Ihre Einigkeit und Verknüpfung ist ein Bund der Liebe. Ihr Licht und (ihre) Klarheit ist ein Glanz und Schein der Liebe. Ihre Psalmen und Freudenlieder sind fröhliche Verkündigung und Ausbreitung der heiligen Liebe.“ So floß der Mund voll Liebe über, der sonst so gehässig auf die Ketzer schimpfte.

Und welche gemütherhebende Freudenlieder wußte nun auch derselbe Mann selbst zum Segen der calvinistischen Christen zu singen, denen zu fluchen er sich berufen und verpflichtet glaubte! Nicolai war zwar kein fruchtbarer, aber ein hochbegabter Dichter und Sangmeister. Davon legen besonders zwei seiner Lieder Zeugniß ab, die in die meisten Gesang-

*) In der Predigt vom guten Hirten (Misericordias Domini) b. Curtze S. 239.

**) Bei Curtze S. 76.

***) Bei Curtze S. 175. Freilich gehört die Stelle eigentlich dem Augustin an, dem sie Nicolai entlehnt. Wir geben es in einiger Verkürzung wieder.

öücher, und auch die der reformirten Kirche übergegangen sind, das eine: „Wie schön leucht uns der Morgenstern", das andere: „Wachet auf ruft uns die Stimme" mit der gewaltigen, von ihm selbst gedichteten Melodie.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, in das Einzelne dieser Lieder einzugehn; aber in's Gedächtniß zurückrufen möchte ich sie wohl, und ich glaube diese Vorlesung nicht besser zu schließen, als wenn ich auf das viele Abstoßende und Unerbauliche, das sie aus der streitenden Kirche der vergangenen Tage gebracht hat, und das, Gottlob! längst verhallt und verklungen ist, nun auch das wahrhaft Erhebende und Erbauliche hervorhebe, das noch immer herüber klingt aus der alten Zeit in die unsrige. Wir geben die beiden Lieder, wie es die historische Treue verlangt, im ursprünglichen Tone und Styl, in welchem sie geschrieben wurden. Das eine soll, wie Viele behaupten, die Umdichtung eines weltlichen Liedes sein; wenn nicht etwa das Gegentheil richtig ist, wonach das weltliche Lied als Parodie dem geistlichen wäre nachgebildet worden. Ein Lied der Liebe ist es immerhin, das an die Salomonische Sangweise im hohen Liede uns erinnert. Daß die Anfangsbuchstaben jeder Zeile abwärts gelesen den Namen „Wilhelm Ernst Graf und Herr zu Waldeck" darstellen, welchem das Lied gewidmet ist, kann nur vom Auge und nicht vom Ohr entdeckt, nur von einem untergeordneten Verstand und nicht vom Herzen aus gewürdigt werden. Es ist eine Spielerei, die wir eher wegwünschten, die aber, weil wir sie, ehe wir darauf aufmerksam gemacht werden, kaum merken, auch dem Eindruck des Liedes nichts schadet.*)

Wie schön leuchtet der Morgenstern,
Voll Gnad und Wahrheit von dem HERRN,
Du süsse Wurzel Jesse!
Du Sohn David, aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Hast mir mein Hertz besessen,
Lieblich, freundtlich,
Schön und herrlich, groß und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben.

*) Solche Spielereien lagen in der Zeit. Auch das Lied von Paul Gerhardt: „Befiehl du deine Wege", bildet bekanntlich ein sogenanntes Akrostichon. Daß Nicolai's Lied: „Wie schön leucht uns der Morgenstern" das Original und nicht eine Umdichtung des weltlichen Liedes sei, sucht Curtze a. a. O. auch damit zu stützen, daß eben das Akrostichon auf die Originalität hinweist; allein warum konnte der Dichter auch bei einer Umdichtung diese Spielerei nicht gleichwohl eintreten lassen, wenn er einmal Gefallen dran hatte? Wir geben sowohl das weltliche Lied, als auch eine Parodie auf Nicolai's Lied selbst, welche des Dichters Lob besingt, in der Beilage.

Ey, mein Perle, du werthe Kron,
Wahr Gottes und Marien Sohn,
Ein hochgebor'ner König,
Mein Hertz heißt dich ein lilium,
Dein süsses Evangelium
Ist lauter Milch und Honig,
Ey, mein Blümlein,
Hosianna, himmlisch Manna,
Das wir essen,
Deiner kann ich nicht vergessen.

Geuß sehr tief in mein Hertz hineyn,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flamme deiner Liebe.
Vnd erfreuy mich, daß ich doch bleib
An deinem außerwehlten Leib
Ein lebendige Rippe,
Nach dir, ist mir,
Gratiosa coeli rosa,
Kranck und glümmet
Mein Hertz, durch Liebe verwundet.

Von Gott kompt mir ein Frewdenschein,
Wenn du mit deinen Aügelein
Mich freundtlich thust anblicken.
O HERR Jesu, mein trawtes Gut,
Dein Wort, dein Geist, dein Leib und Blut
Mich innerlich erquicken.
Nimm mich, freundtlich,
In dein Arme, daß ich warme
Werd von Gnaden,
Auf dein Wort komm ich geladen.

HERR Gott Vatter, mein starcker Heldt,
Du hast mich ewig für der Welt,
In deinem Sohn geliebet,
Dein Sohn hat mich jhm selbst vertraw;
Er ist mein Schatz, ich bin sein Braut,
Sehr hoch in ihm erfrewet.
Eya, Eya,
Himmlisch Leben, wirdt er geben
Mir dort oben.
Ewig soll mein Hertz ihn loben.

Zwingt die Sayten in Cythara,
Vnd laßt die süsse Musica
Gantz frewdenreich erschallen:
Daß ich möge mit Jesulein,

Dem wunderschönen Bräutgam mein,
In stäter Liebe wallen.
Singet, springet,
Jubilieret, triumphiret,
Danckt dem HERREN,
Groß ist der König der Ehren.

Wie bin ich doch so hertzlich fro,
Daß mein Schatz ist das A und O,
Der Anfang und das Ende:
Er wirdt mich doch zu seinem Preyß
Auffnehmen in das Paradeiß,
Deß klopf ich in die Hände
Amen, Amen.
Komm, du schöne Frewdenkrone,
Bleib du nicht lange,
Deiner wart ich mit Verlangen.

Das zweite Lied, dessen wir zu gedenken haben, schließt sich gleich-
s in seiner Form an Verhältnisse der irdischen Liebe an, an die soge-
nte „Tagweise“ oder das Taglied.*) Das Erotische tritt aber darin
ick, da es an den Ruf um Mitternacht mahnt, „da der Bräutigam
mt“, an den Ruf des Gerichtes. Wenn das erste Lied an den sanften
ı der Hirtenflöte erinnert, so schreitet dieses einher bei dem Schall
Posaunen:

Wachet auff, rufft uns die Stimme,
Der Wächter sehr hoch auff der Zinnen.
Wach auff du Statt Jerusalem.
Mitternacht heißt diese Stunde,
Sie ruffen uns mit hellem Munde,
Wo seyd ihr klugen Jungfrauwen?
Wolauff, der Bräutgam kompt,
Steht auff, die Lampen nimpt,
Halleluia,
Macht euch bereit, zu der Hochzeit,
Ihr müsset jhm entgegen gehn.

Zion hört die Wächter singen,
Das Hertz thut jhr vor Frewden springen,
Sie wachet und steht eilend auff:
Ihr Freund kompt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig:
Ihr Licht wird hell, jhr Stern geht auff.

*) „Es schildert, wie zwei Geliebte bei Tagesanbruch auf den Ruf des Wächters
›ll scheiden.“ W. Wackernagel, Geschichte d. deutsch. Litteratur II. S. 234. 393.

Nu komm du werthe Kron,
Herr Jesu Gottes Sohn
Hosianna,
Wir folgen all zum Frewden Saal
Und halten mit das Abendmal.

Gloria sey dir gesungen,
Mit Menschen und Englischen Zungen,
Mit Harffen vnd mit Cymbaln schön:
Von zwölff Perlen sind die Pforten
An deiner Statt, wir sind Consorten
Der Engeln hoch vmb deinen Thron,
Kein Aug hat je gespürt,
Kein Ohr hat mehr gehört
Solche Frewde.
Deß sind wir fro, jo, jo
Ewig in dulci jubilo.*)

Die wüsten Kämpfe zwischen den Confessionen, die wir betracht
haben, und in deren Schlamm auch ein Nicolai mit seinem ganzen Wese
verflochten war, haben aufgehört (wenigstens für anständige Leute)
aber die mächtigen Lieder, mögen sie nun auch der zornentbrannten Bru
eines Streittheologen entstiegen sein, sie sind eine Erbschaft, deren wir un
auch heute noch freuen, Reformirte so gut als Lutheraner, wenn wi
auch das Recht und die Freiheit uns vorbehalten, sie so weit uns mund
gerecht zu machen, als es die fortgeschrittene Entwicklung der Sprach
und der veränderte Geschmack erfordert; denn auch auf dem hymnologi
schen Gebiete wie auf dem dogmatischen, auf dem Gebiet des Cultu
wie auf dem der Lehre soll es bleiben bei dem Worte: der Buchstab
tödtet, aber der Geist (und nur der Geist) macht lebendig.**)

Um noch einmal auf unser Thema zurückzukommen: Was man sic
von jenem Manne erzählt, der mit Zweifeln an der Wahrheit des Chri
stenthums im Herzen nach Rom kam, und nachdem er all den Mißbrauch
der päpstlichen Kirche gesehen, ausgerufen habe: „Jetzt erst bin ich von
der Wahrheit des Christenthums überzeugt; denn eine Religion, die
solche Mißhandlung aushält und doch nicht untergeht, muß die wahre
sein," das kann man mit geringen Variationen auch auf die streitsüchtig
Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts anwenden. Ein Glaube, d
unter all diesen wilden Stürmen nicht Schiffbruch gelitten, der aus d

*) Auch hier bilden die Anfangsbuchstaben der Strophen ein Akrostichon, zwar muß man rückwärts lesen: Gustav Zu Waldeck.

**) Von der rechten Behandlung der alten Kirchenlieder später ein Mehreres.

ſte des Schulgezänkes ſo auftauchen konnte, als wäre er gleich der
)bite der Tiefe des Meeres entſtiegen, der muß der rechte Glaube ſein,
elchen freilich den rechten Ausdruck zu finden auch die fortgeſchrittene
nſchaft, den Menſchen des Buchſtabens gegenüber, ſich ſtets in Ver=
)eit finden wird.

Beilage.

Das weltliche Liebeslied, dem das geiſtliche Lied Nicolai's nachge=
t ſein ſoll, wenn nicht das Umgekehrte anzunehmen, lautet alſo:

Wie ſchön leuchten die Äugelein
Der Schönen und der Zarten mein,
Ihr kann ich nicht vergeſſen:
Ihr rothes Zuckermündelein,
Darzu ihr ſchneeweiß Händelein,
Hat mir mein Hertz beſeſſen;
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich
In ihr Gnaden,
Will ich mich befohlen haben.

Ach mein Schätzlein! erwehlte Cron!
Mein Perlein und Gnadenthron!
Mein höchſte Freud auf Erden!
Mein Hertz heißt dich ein Lilium,
Darzu ein wohlriechende Blum,
Wollt Gott, du ſoltſt mir werden.
Ey, mein Blümlein,
Ich thu ſchlaffen,
Oder wachen,
Ich thu eſſen:
Deiner kann ich nicht vergeſſen!

Geuß ſehr tieff in mein Hertz hinein,
Ach heller Jaſpis und Rubin!
Die Flamme deiner Liebe:
Und erfreu mich, daß ich doch bleib
An deinem auserwehlten Leib
Ein Diener deines Leibes.
In mir, iſt ſchier
Gratioſa
Grata Roſa,
Kranck und glimmend,
Mein Hertz durch Lieb verwundet.

Von GOtt kompt mir ein Freuden-Schein,
Wann du mit deinen Äugelein,
Mich freundlich thuſt anblicken:
Dein Wänglein weich, dein Brüſtlein rund,
Dein rother Mund, zu aller Stund,
Thut mich hertzlich erquicken.
Nimm mich, freundlich,
In dein Arme,
Daß ich warme
Werd von Liebe,
Gäntzlich ich mich dir ergibe.

Zwing die Saiten in Cithara,
Und laß die süsse Musica
Gantz freudenreich erschallen:
Daß ich mög mit mein Schätzelein,
In Ehren lust- und frölich seyn
Und in der Liebe wallen.
Singet, springet,
Jubilieret
Triumphiret,
Mit Jungfrauen,
In Ehrn und gutem Vertrauen.

Laß dir das jung fröliche Blut,
Mein liebster Schatz! mein höchstes Gut!
Befohlen seyn in Ehren:
Der diß kurtze Liedelein,
Aus Grund des innersten Hertzen sein,
Von Hertzen thut verehren.
Hertzlein! Schätzlein!
Freud und Wonne!
Trost und Crone,
Gantz mein eigen,
Ach! liebe mich auch desgleichen.

Wie hoch der Dichter Nicolai von seinen Zeit- und Glaubensgenossen geschätzt wurde, mag man endlich aus folgender Nachbildung seines Gedichtes sehen:*)

Wie schön leuchtet im Himmelreich,
Dem Glanz der hellen Sonne gleich
Philippus Nicolai,
Der hier ein Doctor wohlgelehrt
Gewesen ist auf dieser Erd,
Im Gnadenreiche Christi.
Friedlich, freundlich,
Gut und herrlich,
Treu und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben.

Er war von Gott gantz hochgeehrt,
Und mit der Tugendkron geziert
Von deinem Himmels Throne,
Die ihm aus seinem Hertzen schien,
Mehr denn ein Jaspis und Rubin,
Von edlen Farben schone;
Herrlich, zierlich,
Lob und rühmlich, nutz und dienlich,
Groß von Ehren
In seinem Leben und Lehren.

Sein Hertz, voll Geistes offenbahr,
Gottes lebendiger Tempel war,
Wie man vor Augen schaute,
Hat ihn vornehmlich in der Welt
Zu seinem Rüstzeug außerwehlt,

*) Sie steht in einem Lüneburger Gesangbuch von 1625. Als Verfasser wird genannt Zacharias Schaffer, Professor zu Tübingen, s. Curtze a. a. O. S. 117.

Daß er dein Reich baute,
In sein Pflentzlein
Sie zu weisen, ihn zu preisen,
Und zu lehren
Herrlich seines Namens Ehren.

Das hat mit großem Fleiß gethan
Der treue werthe Gottes Mann
Mit predigen und schreiben,
Hat sein pfund treulich angewand,
Wie aller Welt wol ist bekandt
Sein Ampt mit Frucht zu treiben.
Lebte, strebte,
Gott zu ehren, und zu wehren
Calvinisten,
Allen Secten und Papisten.

Er war daneben überall
Der himmlischen Gedanken voll
Zu jeder Zeit und Stunde;
Den lieben Gott mit seinem Wort,
Und auch das ew'ge Leben dort,
Führet er in Hertz und Munde,
Daher war er
Fromm und gütig, gantz demütig,
Fest ohn wancken
In Worten, Hertzen und Gedancken.

Er war ein Pastor würdiglich
Der Stadt Hamburg, und sonderlich
Der Kirchen Catharina,
Darin er großen Fleiß gethan,
Und nichts an sich hat mangeln lahn,
Was seinem Ampt geziemte;
Davor
Himmlisches Leben ihm thut geben
Gott der HErre,
Grossen Lohn mit Ruhm und Ehre.

Er ist frölich in Cithara,
Und mit der Engel Musica
Lest er seine Stimme schallen,
Weil er freundlich mit Jesulein,
Dem wunderschönen Breutigam seyn,
In steter Liebe thut wallen;
Singet, springet,
Jubilieret, triumphiret,
Dancket dem HErrn
Für die große Kron der Ehren.

Wie ist er doch so hertzlich fro,
Daß er anschaut das A und O,
Den Anfang und das Ende;
Der ihn zu seinem Lob und Preiß
Genommen hat ins Paradeiß
Für seinem Antlitz stehende.
Eya, Eya,
Hülff du schone, Gottes Sohne,
Daß wir kommen
Baldt zu ihm ewiglich. Amen.

Vierzehnte Vorlesung.

Die reformirte Kirche. Der Abendmahlsstreit in der Pfalz. Kurfürst Friedrich III. Der Heidelberger Katechismus. Bullinger und die zweite helvetische Confession. Bullingers Lebensabend und Tod. Des frommen Kurfürsten Friedrichs Ende.

Nachdem wir die Streitigkeiten in der lutherischen Kirche betrachtet, aber am Schlusse unsrer letzten Vorlesung auch noch einen Blick auf die Segnungen des Wortes geworfen haben, das nicht nur in seiner Reinheit, sondern auch in seiner Seelen gewinnenden Kraft zu verkündigen die bessern Vertreter der Kirche sich angelegen sein ließen, wenden wir uns jetzt der Religionsgemeinschaft zu, die wir zum Unterschiede von der lutherischen als die reformirte zu bezeichnen gewohnt sind. Es wäre — und das haben wir schon früher zu zeigen gesucht — ganz unhistorisch, wollten wir annehmen, es habe sich von Anfang an eine reformirte Kirche neben die lutherische hingepflanzt, und als seien somit zwei protestantische Kirchen der römisch-katholischen gegenüber gestanden. Wohl haben wir anerkannt, daß die Reformationsweise Zwingli's in mehreren Punkten von der lutherischen sich unterschied und daß späterhin Calvin von Genf aus sein Licht ebenfalls in einer seiner Geistesart und Geistesrichtung entsprechenden Weise leuchten ließ. Wohl war es zwischen den Häuptern der Reformation selbst zu heftigem Kampf gekommen, und Luther hatte schon auf dem Marburger Religionsgespräch zu Zwingli das unglückliche Wort gesprochen: ihr habt einen andern Geist. Aber an Friedensversuchen hatte es zu keiner Zeit gefehlt, und so hoch auch die Wogen des Streites gingen, es fiel auch immer wieder ein beschwichtigendes Wort mitten in das schäumende Tosen der aufgeregten Wellen hinein. Schon in den Tagen der Reformation hatte der Landgraf Philipp von Hessen

eine vermittelnde Stellung eingenommen und daher auch die Drang-
der Reformirten in Frankreich sich zu Herzen gehen lassen, während
n strengen Lutherthum Verhärteten ihnen jede Theilnahme versagten.
so haben wir denn auch weiterhin mitten im lutherischen Lager zwei
eien kennen gelernt, wovon die eine mit schroffer Ausschließlichkeit
uthers Autorität sich anklammerte, während eine andere, durch Me-
thons Namen vertreten, zwar nicht von Luther sich lossagen, wohl
auch mit den Calvinisten über den evangelischen Heilsgrund sich zu ver-
igen suchte, der für die Einen wie für die Andern derselbe war.
die kryptocalvinistischen Streitigkeiten, mit denen wir uns noch das
Mal beschäftigt haben und so auch die Vorgänge in Bremen haben
gezeigt, daß es auch in der confessionell aufgeregten Zeit nicht an
nsgedanken fehlte. Je mehr die aufeinander angewiesenen Religions-
n in zwei Kirchen auseinander zu fallen drohten, desto mehr waren
friedliebenden beflissen, solches zu verhüten. Freilich mußten wir
sehen, wie bei dem beständigen Lärmblasen auch viele fromme Ge-
er eingeschüchtert wurden, und wie, da alle Unionsversuche fehl-
jen, der Bruch am Ende unvermeidlich war. Man kann sagen, daß
ichsische Concordienformel nachgerade den Zaun bildete, der die bei-
Kirchen voneinander trennte. Aber die Trennung geschah nicht so,
die gesammte deutsche Kirche hinfort an Luther, die schweizerische
e an Zwingli, die Völker der romanischen Zunge an Calvin sich an-
lossen hätten. Im Großen und Ganzen war es freilich so: aber das
ge Uebergewicht Calvins hatte sich ja eben auch in Deutschland gel-
gemacht bei den mildern Anhängern Melanchthons und hatte sogar
remen über das starre Lutherthum den Sieg davon getragen. Noch
iedener geschah dieß, und zwar schon etwas früher, in der Pfalz.
bildete sich auf dem Boden des deutschen Reiches eine deutsch-
rmirte Kirche, die mit der schweizerischen in eine innige Verbin-
trat, ohne darum das geistige Band, das an Luther sie knüpfte,
rch lösen zu wollen.

Wir haben also vor allen Dingen diese Vorgänge in der Pfalz et-
näher zu beleuchten.

Schon frühzeitig hatte die Reformation in der Pfalz, dem Geburts-
e Melanchthons, Eingang gefunden. Wer erinnert sich nicht des
tches, den Luther schon im Jahr 1518 in Heidelberg gemacht und
dort gehaltenen Disputation auf dem Convent der Augustiner?*)

*) Vorl. Bd. III. S. 80.

Damals war Kurfürst Ludwig V., der im März 1544 starb. Ihm folgte sein schon in Jahren vorgerückter Bruder Friedrich II. Dieser ließ sich von Melanchthon ein Gutachten über die Messe geben, in Folge dessen sie abgeschafft und an ihrer Stelle der lutherische Gottesdienst eingeführt wurde. Dieß geschah vorerst im Jahr 1546 in der Heiligengeistkirche zu Heidelberg. Aber erst unter Friedrichs II. Nachfolger, seinem Neffen Otto Heinrich (gewöhnlich Ott-Heinrich genannt), nach dem ja auch der schönste Theil des Schloßbaues benannt ist, machte die Reformation weitere Fortschritte. Im März 1552 erließ er eine Verordnung, wonach künftig nur die reine Lehre des Evangeliums in seinem Lande gepredigt und aller papistische Aberglaube abgethan werden sollte. Der Mann, dem er sein Vertrauen schenkte, war der treffliche Michael Diller, ein Schüler und Gesinnungsgenosse des milden Melanchthon. Neben ihm finden wir auch den streng lutherisch gesinnten Johann Marbach, der von Straßburg herberufen wurde. Den 4. April 1556 kam sodann die kurpfälzische Kirchenordnung zu Stande, die sich in Betreff der Lehre an die Augsburgische Confession hielt, auch im Punkt des Abendmahls. Im Cultus wurde der deutsche Kirchengesang eingeführt, daneben aber auch noch ein lateinischer Gesang der Schule gestattet, die Bilder wurden weggethan und mit ihnen auch die Crucifixe und nach Beseitigung der Winkelaltäre in jeder Kirche nur ein Altar geduldet, zur Feier des heiligen Abendmahles. Der Exorcismus bei der Taufe wurde abgeschafft. Zur Leitung der kirchlichen Dinge wurde ein Kirchenrath aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammengesetzt. Unter den letztern zeichnete sich der Professor der Medizin Thomas Erast (Liebler) auch durch seine lebhafte und durchgreifende Theilnahme an theologischen Fragen aus. An der Spitze des Kirchenrathes stand ein Generalsuperintendent. Diese Würde wurde dem von Melanchthon bestens empfohlenen Tileman Heßhusius übertragen, der zugleich auch als Professor der Theologie an die neuorganisirte Universität war berufen worden. Nur zu bald aber entpuppte sich der vermeintliche Melanchthonianer als einer der strengsten Eiferer gegen alles was calvinistisch hieß oder auch nur dahin konnte gedeutet werden. Neben Heßhusius finden wir sodann auch einen aus Frankreich geflüchteten Franzosen, mithin einen Calvinisten, den Peter Boquin. So war Heidelberg in der That ein Sammelpunkt verschiedenartiger Elemente, und es kann uns nicht wundern, wenn schon unter Otto Heinrich diese verschiedenen Richtungen schärfer hervortraten und es auch nicht an einzelnen Reibungen fehlte. Recker doch platzten die Geister erst dann aufeinander, als auf den unerwarteten Tod Ott-Hein-

richs (den 12. Februar 1559) der Kurfürst Friedrich III. (aus der Simmern'schen Linie) an's Ruder getreten war.*) Friedrich war unter zwölf Kindern der älteste Sohn des Pfalzgrafen Johann II. von Simmern und dessen erster Gemahlin, Beatrix, einer Tochter des Markgrafen Christoph von Baden. Am 14. Februar 1515 in dem Städtchen Simmern auf dem Hunsrück geboren, hatte er an seinem Vater, der einst mit dem edlen Ulrich von Hutten in Verbindung gestanden, das Vorbild eines für Geistesbildung und Wissenschaft empfänglichen Fürsten. Seine weitere Ausbildung erhielt der junge Friedrich an katholischen Höfen, an dem des Bischofs Eberhard von Lüttich und Kaiser Karls V. Seine Verheirathung mit der lutherischen Prinzessin Maria von Brandenburg-Baireuth (1537) diente dazu, ihn nach und nach für den protestantischen Glauben zu gewinnen. Oeffentlich bekannte er sich erst neun Jahre nach seiner Vermählung im Jahr 1546 zum Protestantismus. Sein Vater, der trotz seiner freiern Geistesrichtung bei'm katholischen Glauben geblieben, war darüber erzürnt und zog sogar seine Hand von ihm ab, so daß der junge Pfalzgraf recht eigentlich mit bittrer Noth zu kämpfen hatte. „Wenn Gott uns nicht hilft," seufzte seine Gemahlin, „so ist alle Hülfe umsonst; denn es kann nicht böser werden; der allmächtige Gott wolle uns Geduld verleihen, daß wir das Kreuz, so uns Gott auferlegt hat, geduldig tragen. Wenn wir uns mit Gott nicht trösten, so wäre es kein Wunder, daß wir verzagten, daß wir so viele Kinder haben, die uns Gott gegeben hat und noch giebt, und nichts dazu haben. Aber hat es uns der liebe Gott gegeben, so hoffe ich, er soll uns noch mit der Zeit auch dazu geben, daß wir sie mit Ehren versehen könnten."**) Und Gott half in der That. Der erzürnte Vater versöhnte sich mit dem Sohne noch auf dem Todbette und wurde sogar von ihm für den evangelischen Glauben gewonnen, gegen den er sich noch wenige Tage zuvor entschieden gesträubt hatte. Johann II. starb am 18. Mai 1557 und Friedrich trat nun in das Erbe ein. Sofort begann in dem Fürstenthum Simmern eine Reformation. Die noch bestehenden Klöster wurden aufgehoben und was noch von altem Sauerteig übrig war, beseitigt. Der neue Regent erklärte seinen Amtleuten: er sei „durchaus entschieden, seinem Gewissen zufolge die vielen und gräulichen Mißbräuche seines höchsten Vermögens auszu-

*) Vgl. über diesen ausgezeichneten Fürsten, außer einem kleinern Aufsatz von Ullmann in Pipers evangelischem Kalender 1862, Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, Bd. II. und A. Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen. Braunschweig 1868.

**) Bei Kluckhohn S. XLII.

rotten und an deren Stelle einen Gott wohlgefälligen Dienst, womit Gottes Ehre gesucht und die armen Unterthanen mit dem allein seligmachenden Worte unsers Herrn und Erlösers Jesus Christus zum ewigen Leben gespeist und geweckt würden, anzurichten und in das Werk zu bringen." Von nun an betheiligte er sich auch mit den übrigen protestantischen Fürsten an den kirchlichen Angelegenheiten. So wohnte er 1557 der Versammlung in Frankfurt bei, auf welcher der „Frankfurter Receß" zu Stande kam, der eine mögliche Verständigung zwischen den strengen Lutheranern und den milder Gesinnten beabsichtigte. Schon hier war es die friedliche, vermittelnde Ansicht, die Friedrich am meisten zusagte.

Diese Gesinnung legte er denn auch sofort an den Tag, als ihm nach Absterben Ott-Heinrichs, der keine Leibeserben hatte, die Kurwürde übertragen wurde. Er hielt sich weder zu den Calvinisten, noch zu den exclusiven Lutheranern. Gleichwohl wies er den Erzieher des jungen Pfalzgrafen Christoph an, seinen Zögling nach der Augsburgischen Confession und „fürnemlich Dr. Martini Luthers sel. Katechismus" zu unterrichten. Wie wenig er geneigt war für extreme Richtungen Partei zu nehmen, zeigt uns folgender Vorfall, der dann freilich die Veranlassung zu weitern Schritten wurde.

Der entschieden calvinisch gesinnte Diaconus Wilhelm Klebitz widersetzte sich mit Nachdruck der lutherischen Lehre vom Abendmahl, die er in öffentlichen Thesen bekämpfte. Gegen ihn trat der grimmige Heßhus in einer Weise auf, die alle Schranken der Mäßigung überschritt. Als der Streit ausbrach, war der Kurfürst eben abwesend, er befand sich auf dem Reichstag in Augsburg. Sein Stellvertreter, Graf Friedrich von Erbach, beschied die Streitenden vor sich und gebot ihnen Ruhe. Diese wurde auch, wie es scheint, bis zu Friedrichs Rückkunft nicht gestört.*) Aber nun brach der Sturm um so wüthender los. Heßhus schalt von der Kanzel her seinen Collegen einen Teufel, er sprach über ihn das Anathem, untersagte ihm die Administration bei'm Abendmahl und gebot, ihm den Kelch zu entreißen, falls er ihn dennoch handhaben wollte. Nur dadurch, daß ein Hofbefehl die heilige Function einem andern Geistlichen übertrug, wurde

---

*) So wenigstens nach dem eignen Brief des Kurfürsten an Joh. Friedrich den Mittlern (bei Kluckhohn S. 100). Dadurch, bemerkt Kluckhohn, werde die Erzählung Altings, der auch Andere gefolgt sind (z. B. Sudhoff S. 72), daß Heßhus sogar den Grafen von Erbach in den Bann gethan habe, widerlegt. Allein es fragt sich, ob der Kurfürst in diesem Briefe für gut fand, von solchen, vielleicht vorübergehenden Aufwallungen Notiz zu nehmen. Uebrigens ist der Bannstrahl eines solchen Pfäffleins für die Geschichte an und für sich von geringem Belang.

Gemeinde vor dem Scandal eines Faustkampfes an heiliger Stätte ahrt. Dagegen schalt der Pfarrer Neuser (von Klebitz' Partei) den eralsuperintendenten der Pfalz eine den Weinberg Gottes verwüstende r. Der Kurfürst glaubte am sichersten zu gehn, wenn er die beiden npfhähne, den Klebitz sowohl als den Heßhus, aus seinen Diensten ent- und beiden Parteien das fernere Streiten verbot. Allein damit war t geholfen. Es mußte positiv eingeschritten werden. Nur von gewich- r Seite konnte das entscheidende Wort erwartet werden. Der Kur- t wandte sich an Melanchthon. Dieser billigte das von ihm einge- ene Verfahren und legte ein theologisches Gutachten bei, das die den eden Suchenden, soweit es möglich war, auch befriedigen sollte. Aber wollte es der Partei der Zänker recht machen? Wollte man die doch z aus Luthers Reformation hervorgegangene Augsburger Confession das Bindemittel beider Parteien vorschlagen, so antwortete ein Heß- : die Augustana sei in der veränderten Gestalt, die Melanchthon ihr eben,*) ein „polnischer Stiefel und weiter Mantel, hinter welchen sich Herr Christus und der Teufel gar bequem verstecken könnten." Nun b die lutherische Partei ihrer Seits auch nicht unthätig. In Heidelberg rde eine Hochzeit gefeiert. Johann Friedrich der Mittlere, Herzog von chsen, war (es galt die Vermählung seines Bruders Johann Wilhelm der pfälzischen Prinzessin Dorothea Susanna) zu derselben geladen. brachte seine beiden Theologen Maximilian Mörlin und Johannes ßel mit. Das waren keine friedlichen Hochzeitgäste. Statt eines rit- ichen Turnieres, wie etwa sonst bei Hochzeiten üblich war, sollte zu Ehren Gäste eine theologische Disputation gehalten werden! Unter großem dränge ward dieselbe den 3. Juni 1560 eröffnet. Von pfälzischer Seite en Boquin, der Mediziner Thomas Erast**) und Paul Einkorn auf. nf Tage wurde hin und her gestritten. Die alten Gründe für und er, die wir schon oft gehört haben, wurden auf's neue von beiden iten in's Feld geführt, und wie gewöhnlich schrieb sich auch jede Par- den Sieg zu. Der Kurfürst neigte sich in seines Herzens Ueberzeugung r und mehr, um es kurz zu sagen, der reformirten Fassung vom ndmahl zu. Er schenkte sein Vertrauen zwei Männern, die er in sei- Dienst berufen hatte, dem Caspar Olevianus aus Trier und t Schlesier Zacharias Ursinus (Bär), die er beide an seine Hoch-

---

*) Ueber diese variata vgl. Herzogs Realenc. III. S. 91.

**) Stößel machte den Witz, es müsse fatal um die calvinistische Meinung stehen, ie eines Arztes bedürfe.

schule berufen hatte.*) Diese verfaßten den Katechismus, der bis auf diesen Tag unter dem Namen des Heidelberger oder pfälzischen Katechismus bekannt ist.**) Er wurde nicht nur in der Pfalz, sondern in allen reformirten Kirchen als der richtige Ausdruck des reformirten Glaubens begrüßt und erhielt das Ansehn einer eigentlichen Bekenntnißschrift. Er wurde auch fast in alle Sprachen übersetzt und bis in die neueste Zeit hinein bei dem Religionsunterricht zu Grunde gelegt. Von dem lutherischen Katechismus unterschied er sich schon in der Form, indem er nicht wie dieser, der hierin dem altkatholischen Gebrauch folgte, einfach die sogenannten Hauptstücke, eins nach dem andern erklärte, sondern in systematischer Form die ganze Heilslehre in den drei Stücken abhandelte: 1) von des Menschen Elend, 2) von der Erlösung aus dem Elend, 3) von der Dankbarkeit, die wir Gott dafür schuldig sind. Die Hauptstücke werden dann mit hineingeflochten. Ueber die Anordnung, namentlich über die Stelle, welche die zehn Gebote einnehmen, kann man verschiedener Meinung sein. Der Ton des Katechismus ist, trotz der scholastisch dogmatisirenden oder, wie Ullmann sich ausdrückt „lehrgebäudlichen" Richtung volksmäßig und naiv gehalten. Wie bündig (allerdings im strengen Stil der Kirche) lautet gleich im Anfang die Antwort auf die Frage: „Was ist dein einiger Trost im Leben und Sterben?" „Daß ich mit Leib und Seele, beide im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin, der mit seinem theuern Blut für alle meine Sünden vollkommen bezahlet, der mich aus der Gewalt des Teufels erlöst hat und also ohne den Willen meines Vaters kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß, darum er mich auch durch seinen heiligen Geist des ewigen Lebens versichert und ihm forthin zu leben von Herzen willig und bereit macht." Wie praktisch verständlich, eine bloß todte Orthodoxie abwehrend, ist die Definition des wahren Glaubens: „Er ist nicht allein eine gewisse Erkenntniß, dadurch ich alles für wahr halte, was uns Gott in seinem Wort hat offenbaret, sondern auch ein herzliches Vertrauen, welches der heilige Geist durch

*) Vgl. Karl Sudhoff, Olevianus und Z. Ursinus, Leben und ausgewählte Schriften, nach handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen (VIII. Theil der „Väter und Begründer der reformirten Kirche"). Elberfeld 1857.

**) „Catechismus oder christlicher Vnderricht wie der in Kirchen und Schulen der churfürstlichen Pfaltz getrieben wirdt. Gedruckt in der churfürstlichen Stad Heydelberg durch Johannem Mayer 1563." In dieser seiner ursprünglichen Gestalt hat ihn Wolters herausgegeben 1864.

das Evangelium in mir wecket, daß nicht allein Andern, sondern auch mir Vergebung der Sünden, ewige Gerechtigkeit und Seligkeit von Gott geschenkt sei aus lauter Gnaden, allein um des Verdienstes Christi willen." Wie volksmäßig, und ganz an Luthers Sprache erinnernd wird auf die Frage nach Gottes Vorsehung geantwortet: Sie ist „die allmächtige und gegenwärtige Kraft Gottes, durch welche er Himmel und Erde sammt allen Creaturen, gleich als mit seiner Hand erhält und also regiert, daß Laub und Gras, Regen und Dürre, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, Essen und Trinken, Gesundheit und Krankheit, Reichthum und Armuth und alles nicht von ungefähr, sondern von seiner väterlichen Hand uns zukomme."

Daß die Polemik gegen die römische Kirche stark hervortritt, läßt sich erwarten. Besonders hat die 80. Frage, worin die Messe als eine „vermaladeite Abgötterei und Verleugnung Christi" bezeichnet wird, viel Aufsehn erregt. In der ersten Ausgabe vom Jahr 1563 findet sich die Stelle noch nicht, wohl aber in den spätern, und zwar wird bemerkt, der Kurfürst habe sie „hinzu addieret". *)

Gleichzeitig mit der Einführung des Katechismus ging auch die einer neuen Gottesdienstordnung. Sie wurde noch einfacher als zu den Zeiten Otto Heinrichs. Selbst die Orgel wurde beseitigt. Die von Lobwasser (Professor in Königsberg) übersetzten Psalmen wurden „mit Lutheri und anderer geistlicher Männer Liedern" im Jahr 1565 der Gemeinde als Singstoff geboten. Endlich schloß sich der Gottesdienstordnung eine christliche Polizeiordnung an, in welcher alles Fluchen und Schwören, alles Zechen und dergleichen verboten wurde.

Bei alle dem wollte Friedrich weder von Luthers Reformation sich lossagen noch sich den Calvinisten als Partei anschließen. Er stand in der That über den Parteien. Ueber Luther sprach er sich mit aller Verehrung dahin aus, daß er ihn als „ein treffliches Werkzeug Gottes achte und einen solchen Lehrer, der bei der Kirchen Christi viel und Großes gethan." Nur wollte er nicht, daß man ihn „über Augustinum und andere christliche Scribenten setze" oder gar den Propheten und Aposteln gleichstelle, „welche allein das Privilegium haben, daß ihnen nicht einiger Irrthum kann zugemessen werden." Er sei, so äußerte er sich weiter, weder auf Luther, noch auf Calvin getauft, sondern getröste sich des Verdienstes Jesu Christi. Dennoch wurde er von seinen nächsten Verwandten als ein Abtrünniger betrachtet, und selbst seine Gemahlin suchte man gegen ihn auf-

*) In welchem Sinne dieß gemeint sei, siehe die Ausführungen bei Wolters.

zubringen. *) Es hieß von ihm, er sei dem Teufel in den Rachen gefallen, und Johann Friedrich der Mittlere zeigte sich geschäftig, ihn wieder herauszureißen, welchen Liebesdienst der Kurfürst sich mit Recht verbat.**) Als alle persönlichen Mahnungen nichts verfingen, kam es so weit, daß auf dem Reichstag zu Augsburg 1566 alles Ernstes davon die Rede war, den verstockten Sünder aus dem Reichsfrieden auszuschließen. Friedrich war auf alles gefaßt. „Ich stehe," schrieb er seinem Bruder, Pfalzgraf Richard von Simmern, „zu meinem lieben und getreuen Vater im Himmel in tröstlicher Hoffnung, seine Allmacht wird mich zu einem Instrument gebrauchen, seinen Namen im heiligen Reich deutscher Nation in diesen letzten Zeiten öffentlich nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit der That zu bekennen, wie auch weiland mein lieber Schwäher, Johann Friedrich zu Sachsen, der Kurfürst selig auch gethan. Und ob ich wohl so vermessen nicht bin, daß ich meinen Verstand mit des seligen Kurfürsten vergleichen wollte, so weiß ich aber hingegen, daß der Gott, welcher ihn in rechter und wahrer Erkenntniß seines Evangeliums damals erhalten hat, noch lebt und so mächtig ist, daß er mich armes einfältiges Männlein wohl erhalten kann und gewiß durch seinen heiligen Geist erhalten wird, ob es auch dahin gelangen sollte, daß es Blut kosten müßte, welches, da es meinem Gott und Vater im Himmel also gefiele mich zu solchen Ehren zu gebrauchen, ich seiner Allmacht nimmer genugsam verdanken könnte, weder hier zeitlich noch dort in Ewigkeit.***)

In ähnlichem Sinne sprach er auf der Fürstenversammlung am 14. Mai.

Er hatte sich, so wird erzählt, von seinem Sohne Johann Casimir,

*) Vgl. ihre Briefe bei Kluckhohn.

**) S. den Brief 248 bei Kluckhohn (S. 439) vom 21. Aug. aus Ebersbach: „Daß ich aber dem Satan im Rachen stecken soll und E. L. sich beflissen haben, mich herauszureißen, da weiß ich aus Gottes Gnaden Besseres; denn ich bin meines lieben und getreuen Heilands Jesu Christi mit Leib und Seel, ja im Leben und Sterben ganz eigen. So weiß und glaub' ich ungezweifelt, daß der Teufel mit allen seinen Listen und Künsten ohne den Willen meines Vaters im Himmel das geringste Härlein nicht krümmen will, geschweige ausraufen kann. Ich will aber zu Gott hoffen, E. L. werden die Wahrheit besser verstehn, als Sie sich gegen mich vernehmen lassen. Sollte aber meine Hoffnung hierin vergebens sein, so will ich nichts desto weniger zu meinem lieben und getreuen Gott mit dem Gebet so viel fleißiger anhalten und nicht zweifeln, seine Allmacht werde E. L. durch seinen heiligen und guten Geist nochmals die Augen des Herzens aufthun, daß Sie zu rechter Erkenntniß kommen mögen."

***) Bei Ullmann a. a. O. S. 194. 95.

den er seinen „geistlichen Waffenträger“ nannte, die Bibel nachtragen lassen.*) Aus ihr wollte er gerne Belehrung annehmen und „sei es von Jung oder Alt, von Freund oder Feind, und wäre es auch vom geringsten Küchen- oder Stallbuben“. In Gewissens- und Glaubenssachen, erklärte er, ganz eines Luther in Worms würdig, erkenne er keinen andern Herrn an, als den, der ein Herr ist aller Herren und ein König aller Könige; es sei ihm mehr um seiner Seele Seligkeit zu thun, als um die Kappe voller Fleisch. Uebrigens vertraue er auf die Gerechtigkeit des Kaisers. „Sollte aber,“ so schloß er, „auch dieses mein unterthäniges Vertrauen fehlschlagen, so getröste ich mich deß, daß mein Herr und Heiland Christus Jesus mir sammt allen seinen Gläubigen die so gewisse Verheißung gethan, daß alles was ich um seiner Ehre oder Namens willen verlieren werde, mir in jener Welt hundertfältig soll erstattet werden.“

Diese Rede machte einen tiefen Eindruck. Der Kurfürst August von Sachsen soll ihm auf die Schulter geklopft und gesprochen haben: *Fritze, du bist frömmer, denn wir Alle.***) Aehnlich sprach sich der Markgraf von Baden und sprachen sich andere Herren aus. Das Ende der weitläufigen Verhandlungen war, daß die Stände dem Kaiser antworteten, es sei kein Grund vorhanden, Friedrich aus dem Reichsfrieden auszuschließen. In der That haben wir an Friedrich „dem Frommen“ nach *Häussers* Ausdruck***) das *Ideal eines wirklich glaubenseifrigen Fürsten*“. „So viel geistige Kraft mit einer so fleckenlosen sittlichen Reinheit, so viel Tüchtigkeit im äußern Leben und so viel innige Ergebung an Gott waren selten zum Wohl eines Landes in der Persönlichkeit eines Fürsten vereinigt.“

Daß Friedrich bei seiner Weitherzigkeit sich auch nach theologischen

---

*) Dieser drastische die Scene veranschaulichende Zug ist, gegründet auf die von Kluckhohn herausgegebenen Briefe, als historisch unhaltbar bezeichnet worden. Die nachfolgende Erklärung aber ist nichts desto weniger authentisch, s. Kluckhohn S. 662.

**) Auch diese classisch gewordene Aeußerung ist von dem Herausgeber der Briefe a. a. O. beanstandet worden, da sie „mit den archivalischen Nachrichten wenig übereinstimme“. Gleichwohl war der Eindruck, den des Kurfürsten Verantwortung auf die Fürsten machte, ein solcher, daß man das Entstehen solcher das Geschichtliche in ein concretes Bild zusammenfassenden Sagen sich gar wohl erklären kann. Die Geschichte aber hat die Aufgabe, auch solche Sagen aus dem Volksmunde als Zeugnisse der Zeitstimmung aufzubewahren und der Nachwelt zu überliefern. Sie haben dieselbe und wohl noch eine größere Berechtigung, als die Legenden der alten Kirche und des Mittelalters.

***) In der pfälzischen Geschichte, von Kluckhohn citirt S. XXXVI.

Anhaltpunkten in der Kirche Zwingli's umsah, in der er nun einmal nicht mit den Eiferern ein Bethel erblicken konnte, kann uns nicht unerwartet kommen.

Als Nachfolger Zwingli's haben wir seiner Zeit den trefflichen Bullinger kennen gelernt, den Freund Calvins. Wir haben ihn kennen und schätzen gelernt als den verständigen Vermittler zwischen zwinglischem und calvinischem Wesen, dem es auch gelungen war, in dem Consensus Tigurinus (1549) eine Vereinbarung der Zürcher und Genfer Kirche zu Stande zu bringen; namentlich in Beziehung auf das Abendmahl, und auch daran werden wir uns erinnern, wie eben durch die Herausgabe dieses Consens der Hamburger Theologe Westphal sich herausgefordert sah, auf's neue über die Schweizer und ihre Lehre herzufallen.*) Bullinger schöpfte daraus und aus dem Benehmen der übrigen lutherischen Streiter wenig Hoffnung auf Verständigung. „Ich wollte lieber," schreibt er an Calvin (29. April 1556),**) „mit den ärgsten Papisten verkehren als mit dieser Art von Leuten; denn ich sehe, sie haben alle Menschlichkeit abgelegt und sich mit bedauernswerther Härte bewaffnet, um nicht noch bittrer mich auszudrücken." Er verschmähte auch alle zweideutigen, den bestehenden Gegensatz verhüllenden Formeln, wie sie etwa die falsche Vermittlungsmethode Bucers aus lauter Friedensliebe vorschlagen mochte. Auch die Wege, welche a Lasco und selbst Beza zur Vermittlung einschlugen, hatten seine Billigung nicht. Seine Meinung war, „man soll die Wahrheit einfach bekennen, mit klaren Worten und in bestimmten Ausdrücken, damit es nicht scheint, man führe entweder den Gegner hinter's Licht oder man fürchte sich mit der Wahrheit an's Licht zu treten." Darum konnte er auch, bei aller Achtung für Melanchthon, dessen Nachgiebigkeit (den Katholiken gegenüber) nicht gutheißen. Er versprach sich daher auch wenig von dem in Aussicht stehenden Gespräch in Worms (1557), das einen nochmaligen Versuch zu einer Ausgleichung der bereits in Augsburg vollzogenen Religionstrennung zwischen Katholiken und Protestanten in Aussicht stellte. Wohl aber bot er gerne die Hand zum Frieden innerhalb des protestantischen Lagers, soweit dieser mit voller Aufrichtigkeit erzielt werden konnte. „Wir haben," schreibt er deßhalb an Melanchthon, „uns nie so weit vergessen, den Dr. Luther seligen Andenkens oder die sächsischen Kirchen und ihre Kirchendiener von den Kanzeln zu verunglimpfen, zu

*) Bd. III.

**) Bei Pestalozzi S. 593 ff.

verfolgen und zu verdammen, wie wir hören, daß es in ihren Kirchen (gegen uns) geschehen sei. Vielmehr thun wir derselben gelegentlich ehrenhafte Meldung, bezeugen aber immer noch, es gehe uns sehr zu Herzen, daß jener leidige Sacramentstreit entstanden, den wir lieber christlich beigelegt wünschten, und daß es unser innigster Wunsch sei, falls nichts Besseres könne erhalten werden, daß doch von beiden Seiten Friede möge gehalten und gepflegt werden, bis uns der Herr das noch Größere und Bessere verleihen wird. Früher oder später ist doch dieß, will's Gott, auch zu erwarten." Ja, er bat Melanchthon inständig als seinen „schätzbaren Herrn und Freund", seine Autorität und seine von Gott ihm verliehenen Gaben doch möglichst dahin anzuwenden, um jenem unverständigen Eifern, womit so Manche zu ihrem eignen Nachtheil sich beflecken, ein Ende zu machen. „Der Herr," das war und blieb des redlichen Mannes Hoffnung, „der Herr wird nach seiner Macht und Güte die nicht versäumen, so aufrichtigen Herzens sind und ihn anrufen in der Wahrheit."*) — „Wir sind bereit," schreibt er an Theodor Beza (15. Dec. 1557) „wir sind bereit nach der Vorschrift des Apostels jedermann Rechenschaft zu geben des Glaubens, der in uns ist. Wir haben gar keinen Widerwillen gegen eine aufrichtige Vereinigung mit denen, die einen und denselben Christus mit uns bekennen, es seien Sachsen oder Schwaben! Christus hat uns zu Gliedern eines Leibes bestimmt, uns geschmückt mit seinem heiligen Namen und er fordert nichts so dringend, als gegenseitige Liebe und aufrichtige Eintracht. Indeß wollen wir nicht jegliche Vereinigung, von welcher Art sie auch sei, sondern eine heilige, geziemende, welche der bisher bekannten Wahrheit nicht widerstreite, welche das offenbare Licht und die klare Lehre nicht verdunkle oder zweifelhaft mache." **)

Mit diesem Manne nun war der Kurfürst von der Pfalz in nähere Verbindung getreten. Er hatte ihm den Heidelberger Katechismus übersandt, und Bullinger hatte sich günstig über denselben ausgesprochen, sowohl in Beziehung auf dessen Inhalt, als über die klare, bündige Form. Und nun übersandte auch Bullinger dem Kurfürsten eine von ihm ganz im Stillen im Jahr 1562 verfaßte Bekenntnißschrift, die auf den Fall seines Absterbens hin Zeugniß von seinem Glauben ablegen sollte und die er deßhalb im Jahr 1564, nachdem er an der Pest erkrankt war, seinem Testament beigefügt hatte. Es ist dieß die Schrift, welche nachmals

*) Pestalozzi S. 401.
**) Ebenda S. 405.

(1566) unter dem Namen der zweiten helvetischen Confession*) herausgegeben wurde und neben dem Heidelberger Katechismus die verbreitetste Bekenntnißschrift der reformirten Kirche geworden ist. Sie verdient es, daß wir bei ihr etwas länger verweilen. Es wird dieß dadurch gerechtfertigt, daß, nachdem die Verpflichtung auf sie in den meisten schweizerischen Kirchen der Neuzeit beseitigt worden, sie desto unbefangner vom Standpunkt der Geschichte aus nach ihrem vollen Verdienst gewürdigt werde. Man wird sich auch hier überzeugen, daß das Abschaffen eine leichtere Sache ist, als das Schaffen. Uns gilt die helvetische Confession noch immer (so wenig wir jedes Einzelne in ihr vertreten möchten) als ein Muster von theologischer Gründlichkeit und Besonnenheit.

Sie führt die Ueberschrift: Einfaches Bekenntniß und Darlegung des orthodoxen Glaubens und der katholischen Lehren der lautern christlichen Religion.**)

In einer Zuschrift an die gesammte Christenheit Deutschlands und der übrigen Nationen erklären die unterzeichneten Kirchen, daß sie durchaus nicht gesinnt seien, von der wahren katholischen (allgemeinen) Kirche sich los zu sagen, sondern im Gegentheil auf ihren Grundlagen bestehen. Gleich die ersten Artikel handeln von der heil. Schrift, aus welcher die Lehre der Propheten und Apostel als aus der allein lautern Quelle zu schöpfen ist, nämlich das reine Wort Gottes, der Inhalt aller Weisheit und Frömmigkeit. Es kommt aber dabei alles an auf ein richtiges Verständniß, das nur zu gewinnen ist auf dem Wege einer mit den Grundsprachen vertrauten, in den Geist dieser Sprachen eindringenden Auslegung. Schrift muß durch Schrift erklärt, das Dunklere aus dem Hellern erläutert werden. Die Autorität der Concilien und der menschlichen Ueberlieferung (Tradition) wird auf's entschiedenste abgewiesen. In Beziehung auf die Lehre von Gott, dem Dreieinigen, schließt sich die Confession an die frühern Bestimmungen an, weil sie dieselben in der Schrift begründet findet. Der Bilderdienst wird verworfen, die Anbetung Gottes durch Christum als die allein zuläßliche betont. Die Heiligen mögen immerhin als lebendige Glieder Christi und Freunde

*) Sie heißt die zweite, zum Unterschied von der ersten (1536), die auch zweite Basler Confession heißt, s. Vorl. Bd. III. S. 507. Wenn man von „helvetischer Confession" schlechthin redet, so versteht man darunter eben diese zweite.

**) Den vollständigen Titel bei Pestalozzi S. 418. Das lateinische Original ist in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten wiederherausgegeben worden: von Kindler, Fritzsche, Böhl u. A.

Gottes hoch in Ehren gehalten und ihre Tugenden zur Nachahmung empfohlen werden; aber ein Cultus gebührt ihnen nicht.*) Weiter verbreitet sich dann die Confession in einfach schöner Weise über Gottes Vorsehung, die Weltschöpfung (mit Inbegriff der Engel) und die Schöpfung des Menschen. Daß der Mensch von Gott gut geschaffen und durch eigene Schuld in die Sünde gefallen sei, wird auf Grund der Schrift gelehrt. Durch den Sündenfall ist die Erkenntniß des Menschen verdunkelt, sein Wille geschwächt, aber keineswegs in der Weise vernichtet worden, als wäre er in einen Stein oder Klotz verwandelt. Auch wird niemand gegen seinen Willen zum Bösen genöthigt. Die wahre Freiheit zum Guten, die Freudigkeit es zu thun, wird uns aber allerdings erst aus Gnaden geschenkt durch die Wiedergeburt von oben. Auch die Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten, die Gott auch nach dem Fall uns gelassen, bedarf des göttlichen Segens. Mit diesen Voraussetzungen steht die Lehre von der Gnadenwahl in der engsten Verbindung. Daß Gott von Ewigkeit her aus lauter Gnade und ohne Rücksicht auf menschliches Verhalten die Seinen erwählt habe in Christo, wird auf's entschiedenste und ohne Rückhalt gelehrt. Allein die Härte, die in diesem Dogma von der Prädestination liegt, sobald man es nur nach abstracter Theorie faßt, wird bedeutend gemildert durch die Erinnerung daran, daß ja Gott allein die Seinen kenne, und durch die Warnung, dem Gerichte Gottes mit unserm kurzsichtigen Urtheil vorgreifen zu wollen. Man soll von Allen Gutes hoffen, und niemanden leichtsinnigerweise zu den Verworfenen zählen.**) Christus ist der Spiegel, in welchem allein die Gnadenwahl zu betrachten ist. Haben wir theil an ihm und seinem Wesen, dann können wir in Absicht auf unsere Erwählung getrost sein. In der Lehre von der Person Christi folgt die Confession wiederum den frühern Lehrbestimmungen, und sucht sich wegen des Verhältnisses der beiden Naturen zueinander mit den Gegnern auseinander zu setzen. Höher aber als die dogmatischen Subtilitäten steht das Bekenntniß zu Christo selbst: Wir bekennen und predigen es mit vollem Aufthun unsers Mundes (ore rotundo), daß Jesus Christus der einzige Heiland und Erlöser, der wahre König und Prophet und der Messias ist, wie ihn die Propheten des alten Bundes geweissagt haben. Ihm sollen wir alle unsere Verehrung zuwenden, an ihn glauben, auf

*) Honorandi sunt propter imitationem, non adorandi propter religionem.

**) Bene sperandum est tamen de omnibus, neque temere reprobis quisquam est adnumerandus.

ihn unser ganzes Vertrauen setzen, indem wir jedes andern Mittels zum Heil uns begeben. Sodann wird der Unterschied von Gesetz und Evangelium erörtert und die Heilsordnung nach den uns bekannten evangelischen Grundsätzen besprochen. In diesen Hauptstücken stimmt die helvetische Confession mit den übrigen evangelischen Bekenntnissen, auch den lutherischen, vollkommen überein. Mit besonderer Sorgfalt ist dann aber von ihr die Lehre von der Kirche und den Sacramenten ausgearbeitet. Die Kirche ist das Haus des lebendigen Gottes, aus lebendigen Steinen erbauet, deren Eckstein Christus ist. Ja, Christus ist das alleinige Haupt der Kirche, der Erzhirte und der einige Hohepriester und bedarf keines sichtbaren Statthalters auf Erden. Nicht alle, die äußerlich mit zur Kirche zählen, sind lebendige Glieder derselben. Es tritt schon hier der Unterschied hervor zwischen einer sichtbaren und einer unsichtbaren Kirche. Das ist aber nicht so zu verstehen, als wären die Menschen selbst unsichtbar, die diese Kirche bilden, sondern nur ist sie (als Gemeinschaft der Heiligen) unsern Augen verborgen und Gott allein bekannt. Wohl giebt es daher in der sichtbaren Kirche auch viele Gottlose und Heuchler: aber wie das Unkraut unter dem Weizen, wie krankhafte Auswüchse am gesunden Leibe müssen geduldet werden, so auch hier. Wir dürfen die Scheidung nicht von uns aus voreilig vollziehen, ehe der Tag des Gerichts kommt, wie Christus in den Gleichnissen von den guten und faulen Fischen im Netze und vom Unkraut und Weizen uns lehrt. Gegenüber der römischen Hierarchie mit ihrem von den Laien ausgesonderten Priesterstande hält die Confession an dem evangelischen Grundsatze fest, wonach alle wahren Christen Priester sind (1 Petr. 3): allein darum verwirft sie nicht einen geordneten evangelischen Lehrstand wie die Sectirer. Gott hat jeweilen durch Menschen seine Heilsgedanken ausgeführt. Darum hat er auch besondere Diener seines Wortes geordnet. Beides ist wohl auseinander zu halten, die Priesterwürde (Sacerdotium) und der Dienst (Ministerium). Während jene allen Christen zusteht, so ist dieser die Sache Weniger, die dazu geeignet sind. Diese Diener sollen wir als Gottes Diener in Ehren halten. Auf die Benennung derselben (Bischöfe, Presbyter, Hirten, Lehrer u. s. w.) kommt es nicht an, noch weniger auf hohe Titel und Würden. Die Hauptsache ist, daß sie wahre und würdige Diener Gottes seien, Haushalter über Gottes Geheimnisse. Keiner darf die Ehre dieses Dienstes sich selbst anmaßen; die Diener müssen von der Gemeinde oder ihren Bevollmächtigten ordnungsmäßig gewählt und bestellt werden. Man soll auch nicht jeden Beliebigen wählen, sondern nur taugliche, wohl unterrichtete, mit Rednergabe ausge-

[...]stete, vor allen Dingen aber fromme und sittlich bewährte Männer. „Wir [...]dammen," so heißt es ausdrücklich, „die ungeschickten, nicht mit den [...]n Hirtenamt nöthigen Gaben ausgerüsteten Diener. *) Den Dienern des [...]rrn kommt es zu, die Unerfahrenen zu belehren, die Nachlässigen zu er[...]hnen, die Angefochtenen zu trösten, die Sünder zu strafen, die Gefalle[...]n aufzurichten, die Ruchlosen heilsam zu erschrecken. Sie haben überdieß [...] Sacramente zu verwalten, die Katechumenen zu unterweisen, die Ar[...]n zu versorgen, die Kranken zu besuchen, für das Wohl Aller öffentliche [...]bete und Fasten anzuordnen, mit einem Wort alles zu besorgen, was [...] Ruhe, zum Frieden, zum Heil der Kirche dient. So soll denn auch [...] Kirchenzucht, nicht als Tyrannei, sondern dem Bedürfniß der Zeiten [...]näß (pro conditione temporum) und zur Erbauung gehandhabt [...]rden."

Die Sacramente sind bedeutsame, mystische Zeichen (symbola [...]ystica), von Gott selbst eingesetzt. Die Beschneidung und das Oster[...]mm waren die Sacramente des alten Bundes, an deren Stelle im [...]ien Bunde die Taufe und das Abendmahl getreten sind. Die Lehre [...]n den sieben Sacramenten wird verworfen, doch wird (mit Calvin) zu[...]geben, daß die Ordination der Diener (nicht Priester) und die Einsegnung [...] Ehen göttliche Institute, wenngleich nicht eigentliche Sacramente seien, [...]hrend die Firmung und die letzte Oelung als Menschensatzung beseitigt [...]rden. Die Sacramente verhalten sich zum Wort, wie die Siegel, die [...]er schriftlichen Urkunde angehängt werden. Ohne das Wort sind sie [...]hts, mit dem Worte helfen sie dasselbe bestätigen. Und so sind sie [...] auch nicht, die uns das Heil als solches vermitteln, sondern sie bezeu[...]i uns die nun vollendeten Thatsachen des Heils, auf welche schon die [...]cramente des alten Bundes typisch hingewiesen haben. Jede magische [...]irkung der Sacramente wird von der Hand gewiesen; doch wird deren [...]chliche Objectivität insofern gewahrt, als ihr sacramentlicher Charak[...] weder von der Würde der verwaltenden Diener, noch der empfangen[...]i Gläubigen abhängig gemacht wird. Die Taufe wird (analog der [...]schneidung) besonders unter dem Gesichtspunkt einer Bundesweihe [...]aßt, wodurch der Täufling von den Unreinen ausgesondert und in [...] heilige Gemeinschaft Christi aufgenommen wird. Mit der Erbsünde [...]rd sie insofern in Verbindung gebracht, als sie die uns durch das Blut [...]risti gewordene Erlösung, die wir uns innerlich durch den Glauben

*) Damnamus ministros ineptos, et non instructos donis pastori necessiis.

anzueignen haben, durch das sprechende Sinnbild des von allem Schmutz reinigenden Wassers äußerlich versinnbildet. Alle weitern Zuthaten von Oel, Salz, Speichel und dergleichen, so wie der damit verbundene Exorcismus werden, als im Worte Gottes nicht begründet, verworfen. Dasselbe gilt von der Nothtaufe, die durch Hebammen verrichtet wird; denn Paulus hat die „Weiblein" (mulierculas) von der Verwaltung kirchlicher Aemter, zu denen doch die Taufe gehört, ferne gehalten. Dagegen wird die Kindertaufe aufrecht erhalten, da nach dem Worte des Herrn zumal die Kinder in das Reich Gottes gehören.

In der Abendmahlslehre schließt sich die Confession genau an das an, was Bullinger bereits im Züricher Consens festgesetzt hatte. Die Zwingli'sche Grundidee von einem Gedächtnißmahl wird festgehalten, aber auch die calvinische Auffassung von einer im Abendmahlgenuß vollzogenen Gemeinschaft mit Christus, als einem geistlichen Essen seines Leibes und einem geistlichen Trinken seines Blutes wird in klaren und jeden Mißverstand abwehrenden Worten ausgeführt. Aeußerlich empfangen wir Brot und Wein (denn ihrer physischen Beschaffenheit nach bleiben diese Substanzen nach wie vor was sie sind), aber innerlich empfangen wir Christus mit seinen Heilsgütern durch den Glauben. Die capernaitische Vorstellung von einem leiblichen Essen des Leibes Christi wird auf's entschiedenste abgewiesen. Und dabei wird offen zugestanden, daß das geistliche Essen des Leibes Christi und das geistliche Trinken seines Blutes auch außerhalb des sacramentalen Genusses vor sich gehen könne (nach Joh. 6). In Absicht auf den äußern Ritus empfiehlt die Confession die größte Einfachheit. Sie findet die Feier die geeignetste, die sich am meisten der ursprünglichen, apostolischen Feier nähert, daher denn auch der Kelch den Laien um so weniger darf entzogen werden, als von ihm gerade Christus gesagt: „Trinket alle daraus." Während Luther das Wort „Messe" noch beibehalten hatte, als ein unverfängliches, so will die Confession sich nicht weiter auf den ursprünglichen Gebrauch dieses Wortes einlassen, sondern bleibt dabei, daß die Messe, wie sie jetzt vollzogen werde, mit Recht sei abgeschafft worden, besonders wegen des sich daran hängenden schauspielartigen Gepränges. Daran knüpfen sich nun die weitern Anordnungen des Gottesdienstes. Auch hier soll alles auf's einfachste eingerichtet sein. Die Kirchen sollen möglichst weite, zum Anhören des göttlichen Wortes geschickte Räume sein, aus denen aller überflüssige Prunk zu entfernen ist. (Das Aesthetische trat dabei allerdings hinter das Nützliche und Bequeme zurück.) Besteht doch der Hauptschmuck der Kirchen nicht in Gold und Elfenbein, sondern in der

Nüchternheit (frugalitas), der Frömmigkeit und den Tugenden der Kirchgänger. Der Gebrauch fremder, dem Volk unverständlicher Sprachen soll aufhören bei'm Gottesdienst, das Wort Gottes einzig in der Allen verständlichen Muttersprache gepredigt werden. In Absicht auf die Form der Gebete und andere Gebräuche wird die möglichste Freiheit gestattet. Die Kirchengebete sollen nicht zu lang sein, und auch den Predigern wird Maß zu halten empfohlen. Kirchengesang wird nicht überall als vorhanden vorausgesetzt und auch nicht gerade als etwas Nothwendiges gefordert. Wo aber solcher ist, da soll er bescheiden auftreten. Der Gregorianische Gesang wird verworfen, so wie das Horensingen. Was die heiligen Zeiten betrifft, so anerkennt die Confession keine als solche; denn kein Tag ist in den Augen Gottes heiliger vor den andern. *Selbst der Sonntag soll auf freie Weise, nicht als Sabbat gefeiert werden.* *) Wenn außer dem Sonntag auch noch andere Gedächtnißtage, wie der an die Geburt und Beschneidung des Herrn (Neujahr), so wie an dessen Leiden, Auferstehung, Himmelfahrt und an die Ausgießung des heiligen Geistes, nach christlicher Freiheit gefeiert werden wollen, so ist solches zu billigen, dagegen sind die Heiligenfeste abzuthun, obgleich es nicht unangemessen erscheint, das Andenken an die Heiligen auch am gehörigen Ort in Predigten aufzufrischen und ihre Tugenden zur Nachahmung zu empfehlen. Auch das Fasten wird, freilich nicht als ein verdienstliches Werk, wohl aber als eine heilsame Uebung empfohlen, wie denn auch wirklich die Buß- und Bettage unsrer reformirten Väter auch Fasttage waren. **)

Rücksichtlich der Verstorbenen wird eine anständige Bestattung derselben empfohlen, dagegen alles was an die Seelenmessen erinnert, sogar die Fürbitte für die Verstorbenen untersagt. Bis zur Schroffheit wird der Satz festgehalten, daß mit dem Tode das Schicksal einer menschlichen Seele auf immer und ewig entschieden sei. Die Einen kommen in den Himmel, die Andern in die Hölle. Jeder Gedanke an einen Mittelzustand wird abgelehnt und die Geschichten von Geistererscheinungen unter den

---

*) Neque enim alteram diem altera sanctiorem esse credimus, neque otium Deo per se probari existimamus, sed et dominicam, non sabbatum libera observatione celebramus. Hierin ganz übereinstimmend mit der Augsburgischen Confession! Die jüdisch-gesetzliche Sabbatfeier, wie sie in England, Schottland, Nordamerika eingeführt wurde, ist weder lutherisch, noch, wie oft vorgegeben wird, specifisch reformirt, wenigstens nicht deutsch reformirt.

**) Der Ausdruck „jour de jeûne" hat sich noch in der romanischen Schweiz für den eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettag erhalten.

Teufelsspuk und die Teufelslarven*) gerechnet, mit Berufung auf 5 Mos. 18, 10. 11 und Luc. 16, 31. —

Die Kirchengüter sollen zum Besten der Kirchen und Schulen durch gewissenhafte, gottesfürchtige und einsichtsvolle Männer verwaltet werden. Die Enthaltsamkeit von der Ehe wird als eine freie Sache der persönlichen Neigung und Gabe behandelt, die Vielweiberei verworfen, die zweite Ehe aber, die einige Secten z. B. die Montanisten verwarfen, für zulässig erachtet. Dagegen wird das Eheverbot in Betreff der Geistlichen mit starken Worten unter die Satansdogmen gezählt. Der Besitz irdischer Güter, wenn dieselben nach dem Sinne Gottes verwendet werden, ist auch dem Christen gestattet.

Den Schluß bildet der Artikel von der Obrigkeit. Sie ist von Gott verordnet, zum Schutz der Guten, zum Schrecken der Bösen und trägt das Schwert nicht umsonst. Nicht nur die Uebelthäter, die Diebe und Mörder, sondern auch die Gotteslästerer und Ketzer (falls sie wirklich unverbesserliche Ketzer sind) verfallen ihrem Gerichte. Der Krieg kann unter Umständen ein rechtmäßiger sein, und dann muß auch der Obrigkeit Folge geleistet werden, wenn sie unter die Waffen ruft. (Solche Verwahrungen waren nöthig den Wiedertäufern gegenüber, die auch den Eid verweigerten.) Es werden alle Verächter der Obrigkeit, alle Rebellen und Feinde des gemeinen Wesens, alle wühlerischen Taugenichtse (seditiosi nebulones), so wie alle die verdammt, die heimlich oder öffentlich ihren bürgerlichen Pflichten sich entziehn. „Wir bitten," so schließt das Bekenntniß, Gott unsern „allergnädigsten himmlischen Vater, daß er die Obern und uns Alle, ja, das gesammte Volk segnen möge durch Jesum Christum, unsern einigen Herrn und Heiland, welchem sei Lob, Ehre und Danksagung in alle Ewigkeit. Amen."

Dieß der Inhalt einer Confession, die mit der Entwicklung der reformirten Kirche auf's innigste verflochten ist, und die ich darum glaubte in ihrer Ausführlichkeit mittheilen zu sollen.

Schon am 12. März 1566 wurde die Bekenntnißschrift in Zürich auf Staatskosten gedruckt, lateinisch und deutsch, und dem Kurfürsten mit einem Begleitschreiben von Bullinger übersandt. Nachgehends wurde sie auch in's Französische übersetzt, und überhaupt suchte man ihr eine möglichst weite Verbreitung zu geben. Und sie fand auch allerwärts die freudigste Aufnahme. Die reformirten Kirchen Frankreichs, Schottlands, Ungarns er-

*) Ludibria, artes et disceptiones diaboli, qui ut potest se transfigurare in angelum Dei, ita satagit fidem veram vel evertere, vel in dubium revocare.

klärten ihre Zustimmung. Auch in Polen, in England, in den Niederlanden und bei den Reformirten in Deutschland (Bullinger hatte sie auch an Philipp von Hessen geschickt) fand sie bei allen denen Beifall, die sich zu den reformirten Anschauungen hielten. Von den schweizerischen Kirchen war Basel die einzige, welche die Unterschrift verweigerte, unter dem Vorwande, daß die dortige Kirche schon ihre eigene Confession (die erste Basler von 1534) habe.*) Wie dieß mit den dortigen Vorgängen zusammenhing, werden wir gleich sehen.

Für jetzt wollen wir noch auf die letzten Tage ihres Verfassers, auf Bullingers Alter und sein Sterben unsre Blicke richten.

Seine vielfachen Beziehungen zu den Kirchen des Auslandes, seine schriftstellerischen Arbeiten können wir hier nicht weiter verfolgen. Es sei uns vergönnt, noch einen Blick in sein persönliches und häusliches Leben zu thun. Was in seinem Charakter in wohlthuender Weise hervortritt, das ist sein Gleichmuth, den er sich unter allen Wechselfällen zu bewahren wußte, und seine große Bescheidenheit. Seine Frömmigkeit war keine gemachte, keine erzwungene und erheuchelte, sondern der natürliche Ausdruck seines ganzen Wesens. Er war ein Mann des Gebetes, ohne davon viel Aufhebens zu machen. „Weiß ich oft nicht wo aus und wo ein (so schreibt er an einen Freund), so wende ich mich zum Beten und spüre alsdann, wie Gottes Trost und Hülfe mir so nahe ist."

Bullingers Hauswesen entsprach seiner Gemüthsart. Auch hier finden wir bei einem reichen Kindersegen die größte Einfachheit neben einer ausgedehnten Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft, zumal gegen Solche, die um des Evangeliums willen Verfolgung litten. Den ehrbaren Vergnügungen der Bürger, wie Schützenfesten und öffentlichen Schauspielen entzog er sich nicht, solange es sittig und ehrbar zuging. Nur gegen rohe Ausschreitungen, wie sie etwa auch bei Kirchweihen sich zeigen, machte er seinen kirchlichen Ernst geltend.

Aber auch an mannigfachen Prüfungen des Glaubens fehlte es dem alternden Manne in seinem häuslichen Leben nicht. Der Tod Calvins (1564) ging ihm tief zu Herzen. Der Pest, deren Verheerungen zu wiederholten Malen in jener Zeit auftraten, war er bis zum Herbst 1564 glücklich entronnen. Nun aber ergriff sie ihn mit aller Heftigkeit. Zwei Tage lang lag er ohne Bewußtsein. Schon verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode. Heiße Gebete der Gemeinde stiegen für ihn zum Himmel. Er wurde ihr von neuem geschenkt. Nur langsam erholte er sich

*) Vgl. Vorl. III. S. 472.

von der Krankheit. Den 15. December konnte er wieder predigen. Dafür aber forderte der unerbittliche Tod seine Gattin sowohl als seine älteste Tochter zum Opfer. Auch dieß ertrug er mit christlicher Ergebung. Noch weitere Verluste erlebte er, als im darauf folgenden Jahre die Seuche mit verstärkter Gewalt auftrat. Aber auch hier stellte er alles in den Willen Gottes. Nächst dem Gebet war es die Arbeit, die ihn stärkte. In eben diese prüfungsvolle Zeit fällt seine letzte Ueberarbeitung der helvetischen Confession. Im Sommer 1565 erkrankte er auf's neue, wenn auch nicht an der Pest, so doch an andern Beschwerden, die oft mit dem Alter verbunden sind. Von diesen Beschwerden wurde er nicht mehr frei: sie wiederholten und steigerten sich von Jahr zu Jahr. Im Spätjahr 1574 war er in Folge derselben schon so abgezehrt, daß nichts mehr als Haut und Knochen übrig zu sein schienen. Nachdem er am Pfingstfeste 1575 seine letzte Predigt gehalten, ward er an's Krankenlager gebunden. Auch hier kehrte ihm, sowie die Schmerzen nachließen, die alte Heiterkeit und Frische des Geistes wieder. Ungebrochenen Muthes und in zuversichtlicher Hoffnung schaute er seinem Ende entgegen. „Wenn (in Cicero's Tusculanen) Socrates sich zu sterben freut, weil er hofft einen Homer, Hesiod und andere treffliche Männer wiederzusehen, wie viel mehr," sprach er, „darf ich mich freuen, meinen Erlöser zu schauen, den ewigen Sohn Gottes und all die heiligen Erzväter, Propheten und Apostel!" Den 26. August berief er (ähnlich wie wir es bei Oekolampad und Calvin gefunden) die sämmtlichen Prediger der Stadt nebst den Professoren der Theologie zu sich, um Abschied von ihnen zu nehmen. Er empfing sie in seinem Lehnstuhl sitzend. Nachdem er selbst seinen Glauben bekannt und auch seinen theologischen Gegnern aus dem lutherischen Lager (Brenz und Andreä) die von ihnen erlittenen Beleidigungen vergeben hatte, ermahnte er Alle, mit Standhaftigkeit die einfache wahre Lehre, wie er sie dem Worte Gottes gemäß verkündigt habe, auch in Zukunft zu verkündigen. Er ermahnte sie zum Anhalten im Gebet, warnte sie vor Unmäßigkeit, zumal im Genuß der Getränke, als einem gemeinsamen Fehler der Deutschen, der aber doppelt unverzeihlich sei bei einem Prediger des Evangeliums; ferner ermahnte er sie zu gegenseitiger Liebe und zur Treue gegen die Obrigkeit. Er schloß mit einem Dankgebet und einigen Versen aus den Hymnen des christlichen Dichters Prudentius. Dann bot er Jedem die Hand und ertheilte ihm den Segen. Noch verzog sich sein Ende einen Monat lang. Es erreichte ihn Sonntags den 17. September. Unter Gebeten entschlief er sanft gegen Sonnenuntergang im Beisein der Seinigen. Schon des folgenden Tages wurde die ent-

seelte Hülle unter der Trauer der ganzen Stadt zu ihrer Ruhestätte geleitet, im Kreuzgang des großen Münsters. Vom Rathe hatte er sich schriftlich verabschiedet. Als nach dem Begräbniß sein Brief im Rathe vorgelesen wurde, floß manche stille Thräne in den grauen Bart dieser Rathsherren.

„So schloß sich," wie Bullingers Biograph sich ausdrückt,*) „ein reiches Mannes- und Christenleben im vollen Sinne des Wortes, auf dem vielbewegten Hintergrunde der ganzen Zeitgeschichte."

Nicht lange nach Bullinger schied auch der Kurfürst Friedrich der Fromme aus dieser Zeitlichkeit.

Er hatte sich die Pflege christlicher Erkenntniß in seinem Lande und die Förderung der evangelischen Sache im Großen und Ganzen angelegen sein lassen. Er handhabte strenge Zucht, und auch er, der sonst so weitherzige Mann, der gewohnt war den Baum aus den Früchten zu beurtheilen, ließ sich so weit von dem Geiste seiner Zeit beherrschen, daß er solche Irrlehrer, die er für entschiedene Feinde des Christenthums hielt, mit dem Tode bestrafen ließ.**) Sonst aber zeigte er sich als einen gütigen und wohlwollenden Herrn und dem Frieden zugethan. Als er einst gefragt wurde, warum er in seinem Lande keine Festungen baue, gab er zur Antwort: „Eine feste Burg ist unser Gott! So haben wir getreue Unterthanen, wohlgeneigte Nachbarn und im Fall der Noth eine Anzahl solcher Kriegsleute, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch und vornehmlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können."

Er litt gegen Ende seines Lebens an der Wassersucht. Bei'm Herannahen desselben durfte er bezeugen: „Ich habe der Kirche zum Besten gethan was ich konnte . . . Es berufe mich nun der liebe Gott wann er wolle, so habe ich ein fröhlich frei Gewissen in dem Herrn Christo, dem ich von Herzen gedienet und erlebet habe, daß in meinen Kirchen und Schulen die Leute von den Menschen auf ihn allein gewiesen worden." Er entschlief den 26. October 1576.

*) Pestalozzi S. 499.

**) So wurde der Antitrinitarier Johann Sylvanus 1572 zum Tod durch's Schwert verurtheilt.



Neunzehnte Vorlesung.

Eigenthümliche Stellung Basels. Antistes Simon Sulzer, Nachfolger des Oswald Myconius. — Heinrich Erzberger und der Abendmahlsstreit. — Rückkehr zum reformirten Typus unter Grynäus. — Schwankungen in der Pfalz. — Kurfürst Sigismund von Brandenburg. — Die Streitigkeit über die Gnadenwahl in den Niederlanden. Gomarus und Arminius. Die Synode von Dordrecht und die Arminianer.

Während die schweizerischen Kirchen in der zweiten helvetischen Confession ein gemeinsames Band gefunden hatten, das sie nicht nur unter sich, sondern die Reformirten untereinander mehr oder weniger zu einem Ganzen verknüpfte gegenüber der lutherischen Kirche, die in der Concordienformel ihren Abschluß fand, nahm die Kirche von Basel eine zwischen beiden protestantischen Confessionen hin und her schwankende Stellung ein. Auf Oswald Myconius, der im October 1552 starb, folgte als Antistes Simon Sulzer aus dem Haslithal, der Sohn des Propstes von Interlachen (Hinterlappen), geb. den 22. Sept. 1508.*) Er war ein rechter Alpensohn, hatte auch seine Jugend auf einer Alp zugebracht. In Luzern, wohin er sich begeben, hatte er in Glarean und Oswald Myconius treffliche Lehrer gefunden. Er hatte aber wie so viele Gelehrte erst mit Noth zu kämpfen und mußte sich kümmerlich als Barbier durchhelfen. Der Berner Reformator Berthold Haller nahm sich des Jünglings an und empfahl ihn dem Berner Rath. Auf Kosten der Berner Regierung machte er seine Studien in Basel und Straßburg.

---

*) Siehe über ihn Tholuck in der Geschichte des akademischen Lebens im 17. Jahrhundert S. 321 ff. Tholuck hebt auch die gute Seite des Mannes und seine theologische Milde hervor; er „stehe allein da unter den brennenden Dornbüschen der lutherischen Zeloten". Linder, in der Zeitschrift für lutherische Theologie (1869; und meinen Artikel in Herzogs Realenc. XV. S. 255.

Oekolampad und Phrygio, Bucer, Capito und Hedio waren seine Lehrer. An den Vermittlungsversuchen der Straßburger hatte er schon frühzeitig ein Interesse genommen und eine Reise, die er im Jahr 1538 nach Sachsen machte, ein Besuch bei Luther stimmten ihn auch zu Gunsten der lutherischen Lehre vom Abendmahl. Schon in Bern, wo sich gleichfalls Conflicte zwischen der lutherischen und der zwinglisch-calvinischen Auffassung zeigten,*) hatte er sich auf die Seite der Lutheraner geschlagen. Im Jahr 1548 kam er nach Basel; er bekleidete erst eine Predigerstelle bei St. Peter und lehrte das Hebräische an der Universität, seit 1552 (nach Sebastian Münsters Tod).

Mit der Würde des Antistes, die er 1553 antrat, war die Professur der Theologie verbunden. Eine eigene Stellung aber nahm Sulzer dadurch ein, daß er zugleich als lutherischer Superintendent von Röteln im Dienste des Markgrafen Karls II. von Baden stand, dem er in der Einrichtung des dortigen Kirchenwesens behülflich war.

Schon Myconius hatte an der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten gearbeitet, ohne jedoch dem Lutherthum so weit nachzugeben, als nunmehr Sulzer es that. Schon in Beziehung auf den äußern Gottesdienst suchte Sulzer die streng reformirte Form desselben, wie sie sich von den Zeiten Zwingli's und Oekolampads her erhalten hatte, der lutherischen näher zu bringen. Er war es z. B., welcher das Orgelspiel und ein feierlicheres Geläute an Festtagen mit der sogenannten „Papstglocke"**) wieder einführte. So unschuldig die Aenderung an sich war, so sehr erbitterte sie damals die streng Reformirten. Man höre darüber nur den Chronisten Wurstisen, der sich in seiner Schrift vom Münster (S. 32. 33.) also vernehmen läßt: „Es ist 1561, fing man an nach der Predigt wiederum zu orgeln, so aus Anregen Doctoris Sulceri geschehn, welcher sich in allweg bearbeitet, diese reine, wohl reformirte Kirche den sächsischen (in welchen nicht nur die Orgeln, sondern auch Bilder, Altäre, Kerzen, Chorhemden und anderes Ueberbleibende des Papstthums noch bräuchig) gleichförmig zu machen. Dergestalt ist diese unerbauliche Papstleier in eine wohl reformirte Kirche eingeschlichen. Mit solchen nichtigen Elementen gehn wir um, da wir uns vielmehr bemühen sollten, Aufsehens zu haben, daß die Lehre in der Kirche nach Gottes Wort gestimmt wäre und die Pfeifen unseres Lebens in rechter

---

*) Hundeshagen, Die Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche. Bern 1842.

**) Von Felix V. bei seiner Krönung geschenkt.

Harmonie gingen. Gott gebe, daß es nicht Vorboten seien des wieder hinein lauernden Papstthums!"

Ueber das Läuten der großen Glocke sagt er Folgendes: „Als man am nächsten Weihnachttag im Jahr 1565 hören wollte, wie die (bisher übliche) Glocke gegen die Papstglocke einen Klang hätte, erwischet solchen Anlaß der Simon Sulzer, Pfarrherr im Münster, und verschuffe, daß man forthin an hohen Festtagen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, diese zween großen Kübel zusammen läuten solle, welches zuvor seit unserer christlichen Reformation nicht bräuchig gewesen." —

Wahrlich, wenn Sulzer nichts Schlimmeres gethan hätte, als was ihm der entrüstete Wurstisen Schuld giebt, so könnten wir nur die Befangenheit des Letztern bedauern, der in seiner kahlen Verständigkeit Orgelton und Glockenklang so wenig zu würdigen weiß, daß ihm dabei nur die Leiern und Kübel einfallen.

Allein wir werden diesen Eifer begreifen, wenn wir die Absichten Sulzers, auch die als orthodox geltende Lehre zu verfälschen, genauer werden kennen gelernt haben.

Die basel'sche Kirche hatte das Glück gehabt, bei dem unseligen Streit über das Abendmahl bald den richtigen Ausdruck zu finden, der eben so weit entfernt ist von jener bloß nüchternen Auffassung des Abendmahls, die nichts anderes als eine geschichtliche Erinnerung darin sieht, als auch von jener abergläubischen Verehrung des Sacraments, die in den äußern Zeichen selbst die leibhaftige Gegenwart Christi mit Hand und Mund zu berühren glaubt. Wie schön und einfach drückt sich die erste Basler Confession vom Jahr 1534 in ihrem sechsten Artikel darüber aus, wenn sie sagt, daß zwar die äußern Zeichen, unter welchen Christus vorgebildet werde, Brot und Wein bleiben, daß aber „Christus selbst sei die rechte Speise der Seele" durch den wahren Glauben an ihn, den Gekreuzigten, „also daß wir (geistig) mit seinem Fleisch und Blut gespeist und getränkt werden, so daß er in uns lebt und wir in ihm." Nur den Gläubigen ist er gegenwärtig, „nicht aber eingeschlossen in des Herrn Brot und Trank, sondern sitzend zur Rechten Gottes, von wo er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Aber eben diese, in ihren Grundzügen von Oekolampad verfaßte und bald nach dessen Tode eingeführte Basler Confession war dem lutherisch gesinnten Sulzer und einigen seiner Collegen anstößig, weßhalb sie auch die weitere Verbreitung derselben zu verhindern suchten. Außer Sulzer waren es noch der Pfarrer Koch zu St. Peter und der Pfarrer Füglin zu St. Leonhard, welche die lutherische Lehre vom Abendmahl

n einer wirklichen leiblichen Genießung Christi in demselben zur fentlichen Kirchenlehre zu erheben sich bemühten. Darüber kam es zu treitigkeiten im Jahr 1570. Der Diaconus Heinrich Erzberger St. Peter glaubte sich den Umtrieben dieser Herren widersetzen zu üssen, und hielt deßhalb am Weihnachtsfeste eine Predigt, worin er sich rüber bitter beklagte, daß man von der reinen Lehre Oekolampads abwichen sei. Darüber ward er von seinem Pfarrer Koch zur Rede gellt, und bald mußte er sich vor den Deputaten (den weltlichen Kirchenthen) und der versammelten Geistlichkeit, endlich vor Rath verantworn. In der von Erzberger verfaßten Beschreibung der Sache kommen ne Menge naiver Züge vor, die uns freilich von dem guten collegialien Vernehmen der damaligen Geistlichen nicht das erfreulichste Bild ben, die wir aber hier als zu weit führend übergehen müssen.*) Fast le Amtsgenossen Erzbergers waren durch den Antistes eingeschüchtert; oß der Pfarrer Brandmüller von St. Theodor stand auf seiner eite, doch gab er zuletzt gleichfalls nach. Mit Erzberger wußte man es dan zu bringen, daß er endlich wegen seiner treuen Anhänglichkeit an s reformirte Glaubensbekenntniß von seiner Stelle verdrängt ward d darauf im Unmuthe die Stadt verließ, worauf er sich nach Paris gab, und nur mit Mühe dem Blutbade der Bartholomäusnacht entnn. Wie unbrüderlich übrigens auch bei diesem Anlaß der Sulzer'sche nhang gegen die reformirten Glaubensgenossen gesinnt war, gab sich raus zu erkennen, daß Füglin sich der Aufnahme der französischen migrirten mit eben dem Eifer widersetzte, mit welchem die Lutheraner Dänemark und Norddeutschland die geflüchteten Calvinisten von ihren üsten abhielten.**) Doch nur bis zu Sulzers Tode dauerte der luthesche Paroxysmus in Basel. Zur förmlichen Annahme der Concordienrmel kam es nicht. Unter Sulzers Nachfolger, dem Antistes Jacob rynäus, kam alles wieder in den alten Stand, und das basel'sche laubensbekenntniß gelangte zu neuem Ansehn. Ja, es fehlte von nun n nicht an Streitigkeiten mit den benachbarten Lutheranern im Baden'hen, mit denen man zu Sulzers Zeiten in gutem Vernehmen gestanden

---

*) Sie finden sich in meiner Geschichte der Basler Confession (1827) ausführlich itgetheilt.

**) Auch die Hoftheologen Andreä und Selnekker gaben in ihren Berichten t den Kurfürsten August von Sachsen zu verstehn, daß sie die in der Bluthochzeit fallenen Reformirten keineswegs für Märtyrer, sondern für bloße Aufrührer elten, die das Blutbad als gerechte Strafe ihrer Schuld sich zugezogen hätten; siehe lenzel V. S. 40.

hatte. Auch Grynäus hatte früher als Pfarrer von Röteln dem Lutherthum gehuldigt. Seitdem er sich aber nun entschieden der reformirten Lehre zugewandt hatte, zog er sich und der basel'schen Kirche den Haß seiner frühern Amts- und Glaubensgenossen zu. Es gehört mit zur Charakteristik der Zeit, daß sogar Gelegenheitspredigten der unschuldigsten Art zu polemischen Ausfällen benutzt wurden. So machte eine in Wyl gehaltene Hochzeitspredigt großes Aufsehn. Da der Bräutigam ein Badenser (somit ein Lutheraner), die Braut aber eine Baslerin war und mehrere ihrer reformirten Verwandten sich in der Kirche befanden, so benutzte der Superintendent Weininger, der die Predigt hielt, diesen Anlaß, seinem Eifer Luft zu machen. Es ist schwer zu errathen, wie man eine Traurede einrichten konnte, um kirchliche Streitigkeiten aufzurühren. Aber was konnte man damals, ja was konnte man zu allen Zeiten nicht aus einem biblischen Texte machen, wenn man sich einmal über die Bedenklichkeiten wegsetzte, persönliche Leidenschaft an die Stelle der christlichen Erbauung treten zu lassen? Das Gleichniß, wonach Christus dem Bräutigam und die Kirche seiner Braut verglichen wird, gab dem Prediger Anlaß, von der geheimnißvollen Verbindung Christi mit den Gläubigen im Abendmahl zu reden, und so wurde aus der Hochzeitspredigt eine polemische Abhandlung. Die Basler Theologen nahmen diese Predigt sehr übel und verklagten den Superintendenten bei dem Markgrafen von Baden, Georg Friedrich; auch ließen sie es ihrerseits nicht an Gegenschriften fehlen.

Ein Seitenstück zu den Bestrebungen Sulzers in Basel bildet um eben diese Zeit das Vorgehen des Johannes Marbach in Straßburg. Wie jener sich der Annahme der zweiten helvetischen Confession widersetzte und auch gerne die erste Basler Confession durch die Concordienformel verdrängt hätte: so beseitigte Marbach die Vier-Städteconfession zu der Straßburg sich bekannte und drang auf den Buchstaben des Augsburger Bekenntnisses. Er verdrängte die reformirten Italiener Peter Martyr und Hieronymus Zanchi von ihren Lehrstühlen und legte, wie Füglin in Basel, den französischen (calvinischen) Exulanten und ihrer Kirche in Straßburg alle möglichen Hindernisse in den Weg, bis endlich 1577 der calvinische Gottesdienst gänzlich untersagt wurde. Die bisher üblichen Lehrbücher im Religionsunterricht wurden durch den lutherischen Katechismus verdrängt, und der Gottesdienst ganz nach der sächsischen Norm eingerichtet. Das aber muß gerühmt werden, daß, wie Sulzer in Basel, so Marbach in Straßburg vieles zur Hebung der theologischen Studien that und überhaupt die Förderung des sittlich-religiösen Lebens sich ange-

legen sein ließ. Was Marbach begonnen, vollendete sein Nachfolger Dr. Johann Pappus, der alles aufbot, um die Straßburger in den Verband der sächsischen Concordie hineinzuziehen. Es kam darüber zu heftigen Bewegungen in der Bürgerschaft, denn auch der gemeine Mann nahm lebhaften Antheil an dem „Handel der Gelehrten". Der um die Stadt wohlverdiente Rector Johann Sturm mußte noch in seinem hohen Alter die bittersten Kränkungen erfahren, die mit der Entsetzung von seinem Amte endeten. So ging es in Straßburg. Die Stadt Colmar dagegen leistete dem Ansinnen sich zum reinen Lutherthum zu bekehren kräftigen Widerstand. Sie blieb bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges eine reformirte Stadt. Vollends blieb das Basel benachbarte Mülhausen, wie in politischer, so auch in kirchlicher Beziehung, der schweizerischen Eidgenossenschaft zugewandt. *)

In der Pfalz traten nach Friedrichs des Frommen Tod neue Schwankungen ein unter dessen Sohn Ludwig VI. (1576—1583). Ludwig, vertraulich Lutz genannt, war, wie sein Vater, ein frommer Herr, aber seine Frömmigkeit trug den lutherischen Stempel. Er hatte seine Jugend am Hofe des eifrig lutherisch gesinnten Markgrafen von Baden, Philibert, zugebracht. Auch seine Gemahlin Elisabeth, Tochter Philipps des Großmüthigen von Hessen übte großen Einfluß auf ihn. Ludwig ging so weit, daß er die von seinem Vater in's Land berufenen Theologen wieder zu verdrängen suchte. Dem Olevianus verbot er sogar Kanzel und Katheder. Mehrere Geistliche und auch weltliche Beamte, die sich nicht fügen wollten, wurden entsetzt. Gegen 600 Familien verloren Wohnsitz und Unterhalt. Und doch war Ludwig bei seiner frommen Gemüthsart Gewaltmaßregeln abhold. Nun wurde auch der Cultus wieder prachtvoller eingerichtet. Den 31. Juli 1579 unterzeichnete der Kurfürst die Concordienformel. Er starb den 12. October 1583. Dann siegte wieder das reformirte Element unter dem jüngern Sohne Friedrichs, Johann Casimir, der die Vormundschaft über Ludwigs Sohn, Friedrich IV. führte. Die lutherischen Eiferer schalten ihn einen Ahab, einen Jerobeam, weil er die Heil.-Geistkirche, die man unter Ludwigs Regierung den Reformirten genommen, ihnen wieder zurückgab. Es kam wiederum zu einer Disputation zwischen den beiden sich bestreitenden Parteien, vom 6. bis 13. April 1584, wozu auch Joh. Grynäus von Basel her berufen wurde.

*) Das Weitere bei Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß Bd. III. Schmidt in den Artikeln: Marbach, Zanchi, Bucer (b. Herzog R. E.) und Al. Schweizer, Protestantische Centraldogmen I. S. 418 ff.

Dieser blieb dann in Heidelberg als Professor. Die lutherische Partei war von dem uns schon bekannten Straßburger Dr. Marbach vertreten.*) Wie leidenschaftlich die Gemüther erhitzt waren, zeigte sich auch als der gelehrte David Pareus in Heidelberg eine Bibel (nach Luthers Uebersetzung) herausgab, die er mit Anmerkungen versah. Jacob Andreä nannte die Herausgabe dieses Werkes „ein teuflisches Bubenstück, das von einer christlichen Obrigkeit billig mit dem Henker bestraft, die verfälschte Bibel aber mit Feuer verbrannt werden sollte." Im Jahr 1592 starb Johann Casimir, und es folgte nach manchem Widerspruch Friedrich IV., der im Geist seines Großvaters, des frommen Friedrichs III., dessen Werk fortsetzte. Auf ihn hatte der Großvater seine Hoffnung gesetzt, wenn er sagte: „Lutz will's nicht thun, Fritz will's thun." Welche unglückliche Wendung es dann mit der Pfalz unter Friedrich V. nahm, wird uns späterhin die Geschichte des dreißigjährigen Krieges zeigen.

Aber auch im nördlichen Deutschland**) erhielt zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die reformirte Kirche einen Zuwachs durch den Uebertritt des Kurfürsten von Brandenburg zu ihr.

Johann Sigismund (geb. den 18. November 1572) war durch seinen Hofmeister, den Dompropst Simon Gedicke in dem strengsten Lutherthum erzogen worden, wie es in der eben damals neu erschienenen Concordienformel zu Tage trat. Die calvinischen Ketzer waren ihm als Ungethüme geschildert worden. Der kurfürstliche Vater hatte auch seinen 21jährigen Sohn einen förmlichen Revers unterschreiben lassen, worin er sich für seine ganze Lebenszeit auf die Concordienformel verpflichten mußte! Nun war es eine für das Kurhaus nicht unwichtige politische Angelegenheit, welche, wie die Vermuthung allerdings nahe liegt, die Hinneigung Sigismunds zur calvinischen Lehre begünstigen konnte. Wir

*) Vgl. C. Schmidt, Der Antheil der Straßburger an der Reformation in Kurpfalz. Straßburg 1856.

**) Von Bremen haben wir bereits (oben) bei der lutherischen Kirche gesprochen. Ueber andere deutsche Kirchen lassen wir Gieseler berichten (K. G. III. 2. S. 315ff.. Anhalt blieb trotz aller heftigen Angriffe dem Philippismus treu, und der Vermählung des Fürsten Johann Georg mit einer Tochter des Pfalzgrafen Johann Casimir folgte alsbald (1596) die Annahme der Pfälzer Kirchenordnungen. In Hessen-Kassel gab der Landgraf Moritz, nachdem ihm durch den Tod seines Oheims Ludwig IV. zu Niederhessen auch die Hälfte von Oberhessen zugefallen war, durch seine drei Verbesserungspunkte (vgl. darüber die Schrift von Heppe. Kassel 1849) das Zeichen zum Uebertritte zum Calvinismus. Niederhessen fügte sich leicht: in Oberhessen dagegen und den andern Landestheilen konnte das Lutherthum nicht erstickt werden.

meinen die Ansprüche seines Hauses auf die Jülich-Clevische Erbschaft,*) gegenüber seinen mächtigen Mitbewerbern. Zur Erzielung dieser Ansprüche sollte ein Bündniß mit Holland helfen. Sigismund aber betheuert, daß er schon früher (vor 1605) eine Hinneigung zur reformirten Lehre, oder, wie er sich ausdrückt, zu der Lehre verspürt, „die er aus den Brunnen Israels ohne eines Menschen Zuthun oder Persuasion geschöpft habe". Er ruft darüber Gott zum Zeugen an, und so müssen wir denn auch den Verdacht fallen lassen, daß der Wechsel seiner religiösen Ansichten nur die Frucht politischer Berechnung gewesen sei. Vielmehr war es seine schon früher gehegte Ueberzeugung,**) die ihm das Eingehen eines Bündnisses mit einer reformirten Macht moralisch möglich machte. Zugleich aber geschah es, entweder aus Pietät oder aus Vorsicht, daß er erst nach 5 Jahren, im Jahr 1613 (er stand damals in einem Alter von 41 Jahren) mit seinem Bekenntniß öffentlich hervortrat. Vergebens hatte seine streng lutherisch gesinnte Gemahlin, Anna von Preußen, ihn von dem Schritte zurückzuhalten gesucht, und vergebens protestirte nachträglich der Kurfürst von Sachsen gegen den bereits vollzogenen Schritt. Genug, am ersten Weihnachtstage 1613 nahm Sigismund im Berliner Dom mit 54 Communicanten und im Beisein andrer hoher Herrschaften***) zum ersten Mal das heil. Abendmahl nach reformirtem Ritus. Uebrigens betrachtete er diesen Schritt keineswegs als einen „Uebertritt" aus der einen Kirche in die andere, und wenn wir diesen Ausdruck vorhin gebraucht haben, so geschah es nur nach dem einmal üblichen Sprachgebrauch. Sigismund wollte so wenig als Friedrich III. von der Pfalz sich von Luther und der Augsburgischen Confession (freilich nach ihrer durch Melanchthon veränderten Gestalt) lossagen; er wollte nur nicht die calvinistische Lehre als eine teuflische mit verdammen helfen, sondern sah vielmehr den Gegensatz von Luther und Zwingli durch Melanchthon und Calvin ausgeglichen. Ihm war also sein Schritt

*) Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm, welcher Jülich, Berg und Cleve, sammt Mark, Ravenstein und Ravensberg besessen, stritten sich sowohl die beiden Sächsischen Häuser, als Kurbrandenburg, Pfalz-Neuburg, Pfalz-Zweibrücken u. A. um dieses reiche Erbe. Auch Spanien, Frankreich, die Niederlande und der deutsche Kaiser mischten sich in den Streit. Sigismunds Gemahlin, Anna, war die Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen und der Maria Eleonore von Cleve. Sein Sohn hatte sich 1605 mit der kurpfälzischen Prinzessin Charlotte zu Heidelberg verlobt.

**) Es ist möglich, daß sein Besuch in Heidelberg, bei Anlaß der Verlobung seines Sohnes dazu mit gewirkt hat. Mühler a. a. O. S. 120.

***) Es waren anwesend der Bruder des Kurfürsten, Johann Georg, der Graf von Nassau, Ernst Casimir, so wie der englische Gesandte mit seinem Gefolge.

nicht ein Uebertritt, sondern ein Fortschritt über den starren Orthodoxismus hinaus zu einer freiern Fassung der reformatorischen Grundsätze. In diesem unionistischen Sinne gab er denn auch im Mai 1614 sein Glaubensbekenntniß (Confessio Sigismundi, Confessio marchica) heraus. *)

Außer der Lehre vom Abendmahl kommt denn auch hier die Lehre von der Gnadenwahl zur Sprache, die der Heidelberger Katechismus kaum berührt hatte, die wir aber bereits in der zweiten helvet. Confession haben hervortreten sehen. Es wird da allerdings gelehrt, „daß Gott, der Allmächtige, aus pur lauter Gnaden und Barmherzigkeit zum ewigen Leben verordnet und auserwählt habe alle so an Christum beständig glauben, und daß er auch eben so nach seiner strengen Gerechtigkeit alle die an Christum nicht glauben von Ewigkeit übersehen und denselben das höllische Feuer bereitet habe.“ Aber wie in der helvet. Confession, so wird auch hier auf's nachdrücklichste betont, daß „Gott allein die Seinen kenne“ und daher die Mahnung gegeben, „daß an niemandes Seligkeit zu zweifeln, solange die Mittel der Seligkeit gebraucht werden, weil allen Menschen unwissend, zu welcher Zeit Gott die Seinen kräftiglich berufe, wer künftig glauben werde oder nicht, weil Gott an keine Zeit gebunden und alles nach seinem Wohlgefallen verrichtet.“ „Hierentgegen,“ heißt es dann weiter, „verwerfen Sr. Kurf. Gnaden alle und jede zum Theil gotteslästerlichen opiniones und Reden, als daß man in den Himmel hinauf mit der Vernunft klettern und allda in einem sonderlichen Register oder in Gottes geheimer Canzlei und Rathstuben erforschen müsse, wer da zum ewigen Leben versehen sei oder nicht, da doch Gott das Buch des Lebens versiegelt hat, daß ihm wohl keine Creatur hinein gucken wird.“

Die Lehre von der Gnadenwahl tritt von nun aber überhaupt in den Vordergrund des Kampfplatzes sowohl der Lutheraner mit den Reformirten, als der Reformirten untereinander, nachdem der Abendmahlsstreit, der aber keineswegs aufgegeben wurde, sich bald zu Tode geblutet hatte.

Wir haben schon früher daran erinnert, daß die Lehre von der Gnadenwahl nicht von Anfang an streitig war zwischen der lutherischen und

*) „Bekändtniß von jetzigen unter den Evangelischen schwebenden und in Streit gezogenen Punkten.“ Am Schluß bekennt sich der Kurfürst zu dem „unfeilbaren und allein seligmachenden Wort Gottes“, vgl. Möller, Johann Sigismunds Uebertritt zum reformirten Bekenntniß in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft“. Berlin 1858. Mühler, Kirchenverfassung der Mark Brandenburg. Weimar 1846 und den Artikel v. W. Hollenberg in Herzogs Realenc. XIV. S. 368.

der schweizerischen Reformation, wie die Abendmahlslehre. Von den augustinischen Vordersätzen aus, wonach der Mensch durch die Erbsünde allen freien Willen verloren hat (und dieß betonte gerade die lutherische Kirche am allerstärksten),*) mußte die Seligkeit in jeder Weise vom Willen Gottes abhängig gemacht werden, und nicht vom Entschluß des Menschen. So hatte es auch Luther, und so auch Melanchthon gefaßt, besonders in der frühern Ausgabe seiner Loci. Nun aber, nachdem schon Zwingli und nach ihm Calvin die Lehre von der Prädestination schärfer ausgearbeitet hatten, sperrte sich die lutherische Orthodoxie mehr und mehr gegen die Consequenzen, zu denen doch das eigne System hintrieb. Und so wurde in der Concordienformel der Ausweg getroffen, den schon in ältern Zeiten der Semipelagianismus dem Augustin gegenüber ergriffen hatte, daß Gott allerdings aus lauter Gnade die Menschen zur Seligkeit erwählt habe, aber doch nur die, deren Glauben er vorausgesehn (propter praevisam fidem). Dadurch wurde denn doch die von Gott vorhergesehene Gläubigkeit des Menschen der Grund seines ewigen Heils, während die reformirte Kirche darauf verharrte, daß der Rathschluß Gottes ein durchaus unbedingter sei (decretum absolutum). Wie nun die lutherische Orthodoxie die Heilsgewißheit fortwährend durch das Sacrament verbürgt sah, so hielt sich dagegen die reformirte Lehre hauptsächlich an den Gedanken, daß der Anker unsrer Seligkeit bei Gott gelegen von Ewigkeit sei.**) Nur von dieser religiösen Seite aus betrachtet hat die Lehre von der Gnadenwahl etwas überaus Tröstliches und Beruhigendes, während sie, losgelöst von diesem Boden, rein als Gegenstand der Speculation eine dornige, dem sittlich-praktischen Geiste widerstrebende Lehre ist. Leider geschah es nun aber, daß, wie das Liebesmahl des Herrn unter den Händen lutherischer Eiferer in einen Erisapfel verwandelt, so auch die Lehre von der Erwählung unter den Händen der reformirten Streiter zu einem schroffen Fatalismus verhärtet wurde, der ganz dazu angethan war, ängstliche Gemüther zu beunruhigen und rohe Geister in ihrer trotzigen Sicherheit zu bestärken. Kein Wunder, wenn die Lutheraner hierin die Lehre des Koran wieder zu fin-

*) In der Concordienformel wird der unbekehrte Mensch geradezu mit einem Klotz verglichen, wogegen die helvetische Confession sich verwahrt.

**) Das Lied von Joh. Andreas Rothe († 1758) „Ich habe nun den Grund gefunden“ drückt diesen Gedanken sehr schön aus; obgleich der Verfasser nicht der reformirten Kirche angehörte, aber auch nicht zur orthodox lutherischen, sondern zur pietistischen Richtung hielt. — Vgl. übrigens über dieses ganze Kapitel von der Gnadenwahl das Buch von Al. Schweizer, Die protest. Centraldogmen.

den meinten und den Gott der Calvinisten als einen herzlosen Tyrannen sich vorstellten.

Aber nicht nur den Lutheranern ging es so. Gar manche fromme und redliche Seelen in der reformirten Kirche selbst konnten Anstoß an der Lehre nehmen, wenn sie ihnen statt in ihrer heilsversichernden, vielmehr in ihrer abschreckenden Gestalt entgegen gebracht wurde, abgesehen davon, daß für den Vorwitz der allzeit streitfertigen Theologen auch ein Reiz darin lag, gerade solche speculative Fragen als Thema aufzuwerfen und sich gegenseitig zu Disputationen herauszufordern.

Betrachten wir erst einige Plänkeleien, ehe es zur großen Hauptschlacht kam.

In der französischen Grafschaft Mömbelgard hatten sich nach der Bartholomäusnacht französische Flüchtlinge niedergelassen. Graf Friedrich hatte diese Grafschaft seinem nächsten Erben, dem Herzog Ludwig von Württemberg, dem er verschuldet war, zum Pfand gegeben, und so blieb auf lange Zeit Mömbelgard Württembergisch. Nun sollten die dort wohnenden Calvinisten dem lutherischen Bekenntniß und Gebrauch sich fügen in Betreff des Abendmahls. Zu diesem Behuf ward von Jacob Andreä ein Religionsgespräch in Mömbelgard angeordnet, vom 21—27. März 1586. Als Hauptvertreter der reformirten Lehre erschien Theodor Beza, während Andreä für die lutherische Lehre einstand. Der Streit drehte sich anfänglich um das Abendmahl. Andreä aber brachte nun auch die Gnadenwahl zur Sprache, die seit dem Abschluß der Concordienformel ein neuer Zankapfel zwischen den beiden Kirchen geworden war. Andreä schrieb sich den Sieg zu und gab die Akten des Gesprächs im Druck heraus. *)

Nun aber trat ein Pfarrer der deutschen Schweiz, Samuel Huber, Pfarrer in Burgdorf, der schon längst (auch des Abendmahls wegen) im Verdachte des Lutherthums stand, gegen die reformirte Lehre von der Gnadenwahl auf und vertheidigte seine Ansicht, daß Gott alle Menschen, ohne Ausnahme erwählt habe, sowohl gegen Beza, als gegen den bernischen Professor Musculus (Müslin) auf einer Disputation in Bern, vom 15—18. April 1588, unter dem Vorsitz des Grynäus von Basel. Er nannte die reformirte Prädestinationslehre (wie er sie faßte) „eine unerhörte und gräuliche Lehre", die reformirte Gnadenwahl „eine Stümpelwahl". Das kostete ihn seine Stelle. Er wurde abgesetzt und aus Stadt

*) Acta Colloquii Montisbelligartensis. 1587. bei Gieseler III. 2. S. 323. — Beza bestritt deren Zuverlässigkeit.

und Land verwiesen. Er suchte nun als ein Märtyrer bei den Lutheranern Zuflucht. Noch in demselben Sommer 1588 begab er sich nach Tübingen, wo er sich ganz bereit zeigte, die Concordienformel zu unterschreiben. Er erhielt die Dorfpfarre Derendingen, in der Nähe von Tübingen. Eine Schrift, die er zur Vertheidigung seiner Lehre verfaßte (1592),*) verschaffte ihm sogar einen Ruf nach Wittenberg. Allein der unruhige und streitsüchtige Geist des Mannes ließ ihm keine Ruhe. Indem er lutherischer sein wollte, als die Lutheraner, und die Lehre von der allgemeinen Gnade dahin überspannte, daß auch der vorhergesehene Glaube nicht mehr als Bedingung festgehalten, sondern das ganze Menschengeschlecht in Bausch und Bogen als ein von Gott zur Seligkeit erwähltes dargestellt wurde,**) als die Disputationen, in die er deßhalb mit Polycarp Leyser und Aegidius Hunnius sich einließ, zu keinem Ziel führten, wurde er auch von seiner Stelle entfernt und aus dem kursächsischen Lande vertrieben. Er trieb sich noch an verschiedenen Orten umher und starb zuletzt den 25. März 1624 zu Osterwick in der Nähe von Goßlar.***)

Der Kriegsschauplatz aber, auf welchem die Hauptschlacht in Beziehung auf die Lehre von der Gnadenwahl geliefert wurde, sind die reformirten Niederlande.

Auf eben der Universität Leyden, welche ihre Gründung dem Muthe der Bürger verdankte, mit dem diese in den Zeiten der spanischen Verfolgung die Stadt vertheidigt hatten, brach der wüthende Sturm aus, der die reformirte Kirche auf eine gefährliche Klippe hinaustrieb, von der sie nur mit Gottes Hülfe wieder gerettet werden konnte. Es lehrten auf dieser Universität zu Anfang des 17. Jahrhunderts zwei Männer, welche bald als die Anführer zweier Parteien in dem Kampfe erscheinen. Gomarus hieß der eine, Arminius (Harmsen) der andere. Beide waren durch die calvinische Schule hindurchgegangen. Arminius, der Sohn eines Messerschmieds zu Oudewater in Südholland 1560 geboren, hatte in Marburg, Basel und Genf studiert, in Basel unter Grynäus, in Genf unter Beza, der ihn mit guten Zeugnissen entließ. Als Beweis seiner Bescheidenheit mag angeführt werden, daß er die Doctor-

*) Theses, Christum Jesum esse mortuum pro peccatis totius generis humani.

**) Sein Irrthum war, sagt Gieseler a. a. O., daß er statt der allgemeinen Gnade die allgemeine Erwählung lehrte.

***) Vgl. über ihn A. Schweizer a. a. O. S. 501 ff. und Trechsel im Berner Taschenbuch 1854.

würde, die ihm in Basel angetragen wurde, ausschlug. Von seinen großen Reisen zurückgekehrt ward er erst Prediger in Amsterdam, im Jahr 1603 aber als Professor nach Leyden berufen. Auf den Reisen und durch ernste Studien hatte sich sein Blick erweitert. Arminius wich auch darin von den meisten Theologen der damaligen Zeit ab, daß er den kirchlichen Bekenntnißschriften kein bindendes Ansehn zugestehen wollte, sondern sich einzig an die heilige Schrift hielt, und daß er eben deßhalb auch alle die Bestimmungen verschmähte, welche eine überfeine Kirchenlehre in die einfachen Aussprüche derselben hineingezwängt hatte. Es kam darüber zu weitläufigen Streitigkeiten, und auf mehrern holländischen Synoden*) wurde die Sache ohne Erfolg behandelt. Aber bereits hatte sich die Leidenschaft der Gemüther gesteigert, und Parteinamen blieben nicht mehr aus. Arminius, von Natur ein friedliebender Mann, kränkte sich sehr wegen der Wendung, die dieser Streit genommen. „Ach, meine Mutter!" rief er aus, „warum hast du mich zur Zwietracht geboren? Ich habe nicht Unrecht gethan, und doch reden alle Menschen Böses von mir." Seine Gesundheit wurde mehr und mehr angegriffen. Er starb im Jahr 1609. Seine Anhänger dauerten aber auch nach seinem Tode fort. Sie heißen Arminianer oder Remonstranten. Den letztern Namen erhielten sie davon, daß sie bald nach dem Tode des Arminius, im Jahr 1610, bei den Staaten von Holland eine Vorstellung (Remonstranz) eingaben, die aus fünf die Gnadenwahl betreffenden Artikeln bestand, worin sie zwar die calvinische Lehre von der Vorherbestimmung annahmen, aber sie dahin beschränkten, daß sie behaupteten, Christus sei zur Erlösung aller Menschen gestorben (während die Gegner annahmen, er habe sich nur für die Auserwählten geopfert), und daß sie diese Gnade weder für eine unwiderstehliche, noch für eine unverlierbare halten wollten, sondern so viel zugaben, daß der Mensch sich vermöge seiner Freiheit gegen den Gnadenruf verhärten, und auch, wenn er bereits die Gnade erlangt habe, wieder aus dem Gnadenstand herausfallen könne. Sie wollten damit die Vorstellung einer äußerlichen, mechanischen Wirksamkeit der Gnade entfernen und die sittliche Freiheit nicht ganz untergehen lassen. — An der Spitze der Remonstranten stand Simon Episcopius (Bischof), ein Schüler des Arminius, und bald gesellten sich noch andere bedeutende Männer, als Uytenbogart, Grotius, Oldenbarnevelt, zu

*) Zu Rotterdam (1605), zu Gorkum (1606), im Haag (1607), zu Delft und Dordrecht (1608); siehe Graf, Beiträge zur Kenntniß der Geschichte der Synode von Dordrecht (Basel 1825) S. 4. 5.

dieser Partei. In den Provinzen entstanden bedeutende Unruhen. Die Obrigkeiten vertrieben die orthodoxen Prediger, und im Ganzen zeigte sich die vorherrschende Stimmung des Volkes den Remonstranten günstig. Bald nahm auch hier die Politik ihren Antheil an den kirchlichen Streitigkeiten, indem die freisinnigern Republikaner es mit den Arminianern hielten, die Gegner aber dem Statthalter Moritz schmeichelten. Dieser schien erst von dem Streite wenig Notiz nehmen zu wollen. „Ich bin ein Soldat, meine Herren!" sagte er einmal zu den Abgeordneten der Provinz Seeland; „dieß sind theologische Sachen, die ich nicht verstehe und um die ich mich nicht bekümmere." *) Aber bald änderte er seine Gesinnung, besonders nachdem er die politisch gefährliche Richtung bemerkt hatte, welche der Streit bei der allgemeinen Aufregung der Gemüther zu nehmen drohte. Nichts reizte ihn mehr zum Widerstand, als daß der greise Oldenbarneveld der Arminianer sich annahm. Oldenbarneveld, der bereits sein 70. Lebensjahr überschritten, hatte seit frühester Jugend seinem Vaterland in Krieg und Frieden gedient, und ehrte auch in Moritz den Sohn seines noch größern Vaters. Als aber dieser darauf ausging, sich unumschränkte Macht in dem jungen Freistaate zu verschaffen, da fand er an Oldenbarneveld einen entschiedenen Vertreter der Rechte seines Vaterlandes. Als nun die Anhänger des Gomarus eine allgemeine Synode verlangten, auf der sie die arminianische Lehre niederzudrücken gedachten, widerrieth Oldenbarneveld die Anstellung einer solchen Synode, als der Gewissensfreiheit zuwiderlaufend. Aber Moritz fand sich eben dadurch nur um so mehr in seinem Vorsatz befestigt, dieselbe anzuordnen und durch ihr Organ die aufkeimende Freiheit der Gedanken und Bestrebungen mit Gewalt zu unterdrücken. So ward denn, nachdem verschiedene andere Zusammenkünfte den Frieden nicht hatten zuwegebringen können, unter'm 25. Juni 1618 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Dordrecht ausgeschrieben. Noch während der Zubereitung zu ihr wurden die Häupter der arminianischen Partei, Oldenbarneveld und Hugo Grotius, verhaftet; Uytenbogart hatte die Flucht ergriffen. Die Synode selbst ward den 13. November eröffnet. Sie wurde nicht nur von holländischen, sondern auch von den reformirten Theologen Deutschlands, Englands und der Schweiz besucht, so daß sie in ihrer Bedeutung zugleich als eine Generalsynode sich heraushob, wie die Geschichte der protestantischen Kirche sonst keine aufzuweisen hat. Die französischen und brandenburgischen Theologen erschienen nicht, weil ihnen

*) Siehe Graf S. 9.

von ihren Fürsten die Erlaubniß dazu, auch mit aus politischen Gründen, verweigert ward. Aus der Schweiz bezogen die Synode Antistes Breitinger von Zürich, Rütimeier von Bern, und Sebastian Beck, Doctor und Professor der Theologie zu Basel,*) nebst dem Pfarrer Wolfgang Meyer zu St. Alban. Den Vorsitz der Versammlungen, welche bis um die Mitte Januars öffentlich gehalten und auch von Frauen besucht wurden, führte Johann Bogermann, ein heftiger Feind der Remonstranten; ein Mann, dessen Gesinnung gegen Andersgläubige schon daran mag erkannt werden, daß er das Buch von Beza herausgab, worin dieser das Recht vertheidigte, Ketzer am Leben zu strafen. Neben großer Härte wurde ihm von seinen Gegnern schmutziger Geist vorgeworfen, und sogar von ihm behauptet, er habe die holländische Regierung um 377 Gulden betrogen.**) Jedenfalls war sein Benehmen auf der Synode ein willkürliches und gewaltsames. Episcopius und die übrigen Prediger der Remonstranten wurden nicht als Mitglieder, sondern als Angeklagte vor die Synode geladen; als sie gegen dieses Verfahren protestirten, wies man ihnen die Thür. Die Synode verurtheilte sie, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Irrlehrer, Religionsverderber und Urheber ärgerlicher Spaltungen. Sie setzte ihrem gemäßigten Lehrbegriff die schroffsten Bestimmungen hinsichtlich der Gnadenwahl entgegen; und wer diese nicht annehmen wollte, der mußte sich darauf gefaßt halten, von Amt und Brot, von Haus und Hof vertrieben in's Elend zu wandern.

Den 6. Mai 1619 wurden in der großen Kirche der Stadt Dortrecht, unter zahlreichem Zulauf des Volks und nach vorhergegangenem Gebet des Präsidenten, die Beschlüsse bekannt gemacht. Als Episcopius und seine Anhänger ihre Absetzungsurtheile vernahmen, antworteten sie: „sie dankten Gott und Jesu Christo, würdig erfunden zu werden, um der Wahrheit willen Schmach zu leiden; die Synode würde vor Gottes Gericht einst Rechenschaft über ihr Betragen ablegen müssen; sie wünschten, daß die Väter nie solche Richter finden möchten, als sie sich gegen die Arminianer gezeigt hätten.“ An 200 Prediger und viele Schullehrer***) verloren ihre Stellen, weil sie ihren Nacken nicht unter das Joch der Synode beugen wollten. Ein Organist sagte, man solle ihm die Beschlüsse in Musik setzen, so wolle er sie auf der Orgel spielen; aber mit

*) Dr. Beck hatte auch in der Folge einen solchen gewaltigen Respect vor der Synode, daß er sie nur die heilige Versammlung (sacrosancta synodus) nannte und jedesmal dabei sein Sammetkäppchen lüftete. Vgl. Graf a. a. O. S. 114.

**) Graf (nach Arnold) S. 80.

***) Raumer III. S. 208.

gutem Gewissen unterzeichnen könne er sie nicht.*) Den 9. Mai hielt die Synode ihre Sitzung. Ein Gastmahl mit Gesang und Saitenspiel, das die Gegenwart vieler Frauen verschönern half, machte der Herrlichkeit des Ganzen ein Ende. Jeder der anwesenden Theologen ward überdieß mit einer goldenen Schaumünze beschenkt, ohne die Taggelder, die sie bezogen. In traurigen Gegensatz zu diesem Jubel trat der Abzug der vertriebenen Remonstranten von Heerd und Vaterland, die theils mit Spott verfolgt, theils mit Thränen des Mitleids nach dem Hafen begleitet wurden, wo sie sich einschifften. In England nahm sich ihrer der Bischof Laud an; mehrere Engländer gaben ihnen Jahrgelder. Längere Zeit hielten die im Lande Zurückgebliebenen in Wäldern, in Scheunen oder Kellern ihren Gottesdienst, wurden aber von da aufgescheucht und den Mißhandlungen der Soldaten preisgegeben, nicht anders als in den spanischen Zeiten geschehen war. Erst später gelang es den Vertriebenen wieder, ihre Haushaltung und ihren Gottesdienst unverkümmert im Lande aufzurichten. Im Jahr 1626 wurden ihnen Kirchen zu Rotterdam und 1630 zu Amsterdam gewährt, und in letzterer Stadt erhielten sie ein Gymnasium. Die Remonstranten, welche recht eigentlich den gemäßigten, wenn man will den prosaisch nüchternen Protestantismus repräsentiren, der allerdings nicht bloß die Härten, sondern auch die Tiefen der orthodoxen Dogmatik zu umgehen und zu nivelliren wußte, zeichneten sich fortwährend durch Gelehrsamkeit und eine milde Frömmigkeit aus, während die Strenge des dordrechtischen Lehrbegriffes wenig zum Heil der Kirche beitrug und endlich von selbst nachließ.

Traurig ist es aber, wie der große Theil eines Volkes, das noch kurz zuvor selbst so muthig für die Gewissensfreiheit gekämpft hatte, sich von seinen blinden Führern in ein ähnliches System hineinleiten ließ, wie das spanische, und daß der Sohn eines Wilhelm von Oranien dieselben Grundsätze unterdrücken half, für die sein Vater und seine Oheime ihr Blut verspritzten.

Wir haben noch das blutige Ende Oldenbarnevelds nicht betrachtet, welches in der Geschichte dieser Streitigkeiten ein ernstes Seitenstück zu der Hinrichtung Crells in dem kryptocalvinistischen Streite bildet. Beide Processe haben viel Aehnliches mit einander, indem die Beschuldigung politischer Vergehungen mit dem Vorwurf der Ketzerei sich auf eine solche Weise vermischte, daß die Todesstrafe in den Augen der Meisten als eine doppelt verdiente erscheinen mußte. Den 12. Mai

*) Graf S. 26.

empfing Barneveld das Todesurtheil.*) Das Erste war, daß er sich theilnehmend nach dem Schicksal seiner Leidensgefährten, Grotius' und Hoogerbeeks, erkundigte, von denen wir an einem andern Orte zu reden gedenken. Tags darauf bestieg der 72jährige Greis, auf seinen Stab gestützt, das Blutgerüst. „Gott, was wird aus dem Menschen!" so sprach er mit zum Himmel gerichtetem Blicke, und bezeugte dann, wie er stets nur das Wohl seines Vaterlandes gesucht habe, und wie er unschuldig sterbe. Prinz Moritz aber sah von ferne durch ein Glas der Hinrichtung eines Mannes zu, der dem Haus Nassau-Oranien die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Dieß empörte viele Gemüther, und man hielt das Beispiel Nero's dagegen, von welchem Tacitus**) berichtet, daß er zwar Verbrechen befohlen, aber ihrer Vollziehung doch wenigstens nicht zugeschaut habe.

Hören wir noch zum Schlusse den Brief, welchen der Gemordete an die Seinen hinterließ:***) „Sehr liebe, geliebte Hausfrau! Kinder, Schwiegersöhne und Enkel! Ich grüße euch allesammt sehr freundlich. In diesen Stunden empfange ich eine sehr schwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre lang treu und redlich bewiesen . . . mich vorbereiten muß morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte euch dasselbe zu thun. Ich habe meinen Herren, den Ständen von Holland, Friesland und Utrecht, aufrichtig, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit sie so lange bedroht wurden; und ebenso habe ich mich bemüht, daß in den Städten Hollands jeder möge beschirmt, niemand beschädigt werden. Lebet miteinander in Liebe und Frieden. Bittet für mich Gott den Allmächtigen, daß er uns Alle gnädiglich in seinen heiligen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß, den 12. Mai 1619. Euer sehr lieber Mann, Vater, Schwiegervater und Großvater, Johann von Olden Barneveld."

Diese einfachen Worte, ohne allen Prunk einer in theologischen Redensarten sich bewegenden Frömmigkeit, zeigen uns, wie die wahre Religion zu allen Zeiten das Gemüth fest macht gegen die Pfeile der Bosheit und die Versuchungen der Welt. Sie enthalten kein Glaubensbekenntniß in künstlichen Worten und Begriffen, und doch sind sie ein

---

*) Vgl. Luden, Hugo Grotius S. 148 ff.

**) Agricola 45. Vgl. Luden S. 149.

***) Raumer a. a. O. S. 212

Bekenntniß des ächten Glaubens; denn sie sind der Ausdruck einer gottergebenen, tugendhaften Gesinnung. Sie enthalten (wenn Sie wollen) nicht einmal einen bestimmten christlichen Lehrsatz, im engern Sinne des Wortes, und doch sagt uns unser Innerstes: So konnte nur ein Christ reden und schreiben im Angesichte des Todes. Wenigstens für mein Gefühl (ich gestehe es) hat dieser einfache, rührende Brief mehr Werth, als die weitschichtigsten Abhandlungen über Glaubenssätze von Männern, die durch ihre rohe Leidenschaft bewiesen, daß sie den Geist der christlichen Lehre nicht verstanden. Gleichwie der Thau auf das dürre Land fällt, so richten die wenigen, aber körnigen Worte des Weisen, zumal wenn sie aus einem edeln Herzen stammen, zu allen Zeiten die Gemüther wieder auf und zeugen mächtig von der nie alternden Kraft der Wahrheit. Zum Glücke war es nur eine vorübergehende Verirrung, in welche die protestantische Kirche der Niederlande sich durch falschen Eifer hatte verlocken lassen. Bald verließen die Niederländer die in Dordrecht betretene Bahn, „und gaben früher als irgend ein andrer Staat das große Beispiel einer allgemeinen, friedlichen Duldung aller Religionsparteien." *)

So haben wir denn die hauptsächlichsten Streitigkeiten der lutherischen und reformirten Kirche mit einander betrachtet, wie sie vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Geister bewegt haben, und leicht könnten wir uns daraus zum Schlusse verleitet fühlen, das geistige Gut, welches die Reformation uns gebracht, sei am Ende nicht so hoch anzuschlagen, da es zu solchen Ausartungen geführt habe. Aber wir dürfen nur etwas genauer die Lehre der Reformatoren mit der ihrer nächsten Nachfolger vergleichen, um das Voreilige eines solchen Schlusses einzusehen. Was dort Geist und Leben war, das wurde erst unter den Händen blinder Nachbeter zur geisttödtenden Form; was in ihrem Munde die höchste Bedeutung hatte für die Zeit, das wurde in dem Munde der blinden Zionswächter zum Unsinn, bisweilen zur Lästerung. Mit den Feinden wäre der Protestantismus bald fertig geworden; aber sein größtes Uebel war die unglückliche Wuth seiner Freunde. Aber wenn gerade der Körper der gesunde ist, der nach den heftigsten Fieberanfällen sich doch wieder erholt, weil die Natur noch hinlängliche Lebensquellen vorfindet, die sie zur Gegenwirkung verwenden kann, so zeugt die Geschichte dieser Streitigkeiten, noch mehr als die der äußern Verfolgungen, von der Gesundheit der protestantischen Lehre und der auf sie gebauten

*) Raumer a. a. O. S. 213.

Kirche; denn weit entfernt, daß die gemachten Erfahrungen dahin geführt hätten, nun auch die Grundlehren des Protestantismus selbst als unhaltbar aufzugeben (obwohl man dieß in einem spätern Zeitalter der Aufklärung aus entgegengesetztem Mißverstande versucht hat), ist die ächte Wissenschaft der Theologie durch viele Kämpfe dahin gelangt und wird mit Gottes Hülfe immer mehr dahin gelangen, das Wahre vom Falschen, die obenauf schäumende Uebertreibung von der tiefern Grundlage zu unterscheiden und, während sie jene verwirft, nur um so fester an dieser zu halten, weil sich aus ihr noch immer das Leben erzeugt, das aus der unversieglichen Quelle des Lichtes stammt.



Sechszehnte Vorlesung.

---

und Theosophen. Theophrastus Paracelsus, Esaias Stiefel, Ezechiel Meth, Robert Fludd und Jacob Böhm.

n bereits in drei Vorträgen die innere Geschichte der Kirche n begonnen; aber auch bei diesen Betrachtungen wurden wir er auf's Aeußere hingezogen, weil eben die Angelegenheiten n Lebens nur allzu oft auf eine äußerliche und weltliche Weise den; und wenn wir glaubten, mit unserm Eintritt in das iligthum der Kirche der Geschichte der Verfolgungen und po- drückungen überhoben zu sein, so fanden wir uns getäuscht, ihnlichen Scenen auf's neue im Schooße der protestantischen ;, namentlich auf dem Gebiete der Lehre begegneten. Die Hin- Crells und Oldenbarnevelds erinnerten uns an die Scheiter- nit der katholische Fanatismus die Protestanten verfolgt hatte, nten nicht umhin, dasselbe, was wir an den Gegnern des ngeliums verabscheuten, an den inconsequenten Bekennern t verdoppeltem Nachdruck zu rügen. Nachdem wir nun aber ierbaulichen Streitigkeiten für eine Zeit lang hinter uns haben, jetzt näher heran an das Herz des kirchlichen Lebens, um hläge zu beobachten mitten unter den Mißhandlungen, die der Gemeinde von innen und außen mußte gefallen lassen. d die heftigeren Zuckungen eines mächtig erregten Gefühls, ftern Wellenschläge eines in Gott beruhigten und beseligten die uns begegnen. Durch die zum Theil noch unklaren Er- des Mysticismus werden wir uns hindurchzuarbeiten n klarern und gesundern Aeußerungen des praktisch christlichen denen es auch in dieser Zeit nicht gefehlt hat und worauf

wir auch schon vorläufig hingewiesen haben. Die heftigern Stürme haben wir hinter uns, noch gilt es, durch einige Nebel uns hindurchzuwinden: und dann wird im Sonnenscheine das fruchtbare und gesegnete Feld der evangelischen Kirche mit den wohlverdienten Männern, die darauf gearbeitet haben, vor uns liegen. Es ist schon früherhin erwähnt worden, daß, wie im Mittelalter der trocknen Scholastik sich eine tiefsinnige Mystik entgegenstellte, ein Gleiches auch in den Zeiten nach der Reformation der Fall gewesen sei; und mit dieser Erscheinung des Mysticismus in der evangelischen Kirche werden wir uns vorerst zu beschäftigen haben.

Vorerst wird uns eine Verständigung über das Wesen der Mystik und des Mysticismus noth thun. Was ist nicht alles schon mit dieser Bezeichnung belegt worden! Welche Thorheiten und Verkehrtheiten sind nicht schon mit eben demselben Namen bezeichnet worden, mit dem man sich hinwiederum nicht scheute die Aeußerungen des lebendigen Christenthums, ja die Aeußerungen eines tiefern religiösen und poetischen Gemüths überhaupt zu bezeichnen! Während die Einen sich vielleicht etwas darauf zugutethun, zu den Mystikern gerechnet zu werden, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelt zu den tiefer Eingeweihten zu gehören, der großen Menge nüchterner Verstandesmenschen gegenüber, fliehen Andere so sehr auch nur den Schein des Mysticismus und lassen sich von dem Schreckbilde dieses Namens so sehr einnehmen, daß sie jeder Betrachtung geflissentlich aus dem Wege gehen, welche die Geheimnisse des natürlichen oder des geistigen Lebens berührt.

Wenn wir einmal gestehen müssen, daß der Mensch ein vielseitig ausgestattetes Wesen ist, welches ebensowohl fühlt als denkt, ebensowohl ahnt als schaut, ja dessen Denkkräfte selbst wieder auf die verschiedenste Weise sich äußern können, bald mehr in das Gemüthsleben getaucht, bald mehr von demselben abgezogen, so werden wir auch zugeben müssen, daß die Richtung des Geistes, die man gemeiniglich die mystische zu nennen pflegt, wenigstens einen Anhaltpunkt in der Anlage des menschlichen Wesens selbst habe, und daß es wohl eher eine würdige Aufgabe der Vernunft sein dürfte, diese Richtung in ihrem Zusammenhange mit andern Richtungen zu begreifen, ihr ihre Stelle anzuweisen, sie, wo es noth thut, zu beschränken und zu leiten, als von vorn herein über sie den Stab zu brechen.

Das Streben nach Erkenntniß der innern Welt, die in seinem Herzen sich offenbart, so wie der äußern Welt, die ihn umgiebt und auf seine Sinne wirkt, ist dem Menschen tief eingepflanzt; zu allen

Zeiten hat es sich kundgegeben, aber nicht immer auf dieselbe Weise. Der Verstand des Menschen ist es, der die einzelnen Erscheinungen der Natur beobachtet, sie unter einander vergleicht und, indem er das Gleichartige derselben zusammenfaßt und das Ungleichartige aussondert, auf Gesetze stößt, nach denen die Natur sich bewegt, sich fortpflanzt, sich ergänzt. Auf der mühsamen Leiter der Beobachtung, des Versuchs, der Berechnungen, der Schlüsse steigt der menschliche Geist von Sprosse zu Sprosse; mit jedem neuen gelungenen Versuche gewinnt sein Tritt neue Sicherheit, und jedes neugefundene Gesetz ist ein wiederholter Triumph für die in ihm wirkende und schaffende Kraft des Verstandes. So hat sich die Wissenschaft allmälig emporgehoben vom Niedern zum Höhern, und so ist sie dahin gelangt, die Bahn des Himmels zu durchmessen und die Gesetze zu bestimmen, wonach die Weltkörper sich anziehn und abstoßen, wonach sie auf einander wirken, wonach sie sich mischen und zu neuen Gestaltungen verbinden. So thut sich vor unserm erstaunten Blicke das weite Gebiet der Naturforschung auf, welches der menschliche Geist seit Jahrtausenden durchschritten hat, und in welchem er wieder die einzelnen Felder der Sternkunde, der Erdbeschreibung, der Physik und Chemie u. s. w. abgesteckt hat. Aber mit diesem Forschen nach den Gesetzen der Natur begnügte sich der menschliche Geist nicht. Er that einen Blick in sich selbst, und fand, wie in einem Spiegel, die geistige Welt als ein Abbild der irdischen in der Tiefe seines Wesens wieder. Und doch wieder fand er bei allem Zusammenhang des Leiblichen und Geistigen eine merkliche Verschiedenheit des äußern und des innern Lebens; er fand in sich ein Gesetz der Freiheit, gegenüber dem Gesetz der Nothwendigkeit und der Gebundenheit in der Natur. Es genügte ihm nicht, von den Denkkräften Gebrauch zu machen, die in ihm lagen, um der Natur ihre Gesetze abzulauschen: die eigene Denkkraft selbst unterwarf er der Untersuchung, und es trat die Aufgabe der Vernunft ein, über sich selbst klar zu werden. Und diese Aufgabe zu lösen versuchte die Philosophie, wie sie sich, ihrer spätern Entfaltung zufolge, bald als Seelenkunde (Psychologie) im Allgemeinen, bald als Denklehre (Logik), bald als die Lehre von den Gesetzen des menschlichen Fühlens, Handelns und Wirkens (als Aesthetik und Ethik) kundgab. Endlich aber war es außer der Natur, die den Menschen umgiebt, und außer dem eignen Geist, der in ihm denkt und wirkt, ein höheres Drittes, das über der Natur und über dem Menschen waltet, und in dessen geheimnißvollem Schooße die Grundkraft aller Dinge ruht, von dem alles stammt und alles zeugt, und in dessen Willen die Gesetze, die wir finden, ihre höchste

Gewähr haben. Daß auch nach diesem unbekannten Dritten der menschliche Geist von je geforscht, bezeugt der Apostel, wenn er sagt, daß die Menschen „den Herrn gesucht hätten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, wie er denn nicht ferne sei von einem jeglichen unter uns.“ — Bei diesem Streben des menschlichen Geistes, die Natur, sich selbst und Gott zu erkennen, finden wir nun aber, daß verschiedene Wege eingeschlagen wurden; und was wir heutzutage Wissenschaft und namentlich exacte Wissenschaft nennen, ist erst eine Frucht vielfacher Anstrengungen, ein abgeleitetes, der Natur und dem Geiste künstlich abgewonnenes, nicht ein ursprünglich gegebenes Erbtheil der Menschheit. Von unserm heutigen wissenschaftlichen Standpunkt aus verlangen wir mit Recht in allen Gebieten des Denkens und des Forschens eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein gründliches, von sichern und ermittelten Thatsachen ausgehendes, von ruhiger Prüfung geleitetes, methodisch fortschreitendes Verfahren, wobei die willkürlichen Einfälle einer regen und lebendigen Einbildungskraft in ihre Schranken gewiesen und selbst die geistreichsten Ahnungen und Vermuthungen so lange dahingestellt bleiben müssen, bis sie durch die Erfahrung und genaue Beobachtung bestätigt sind. Namentlich gilt dieß von den Naturwissenschaften. Man würde den mit Recht als einen Phantasten bezeichnen, der mit dichterischer Gabe ausgestattet die Stufen, auf denen die gesetzmäßige Forschung sich emporgearbeitet hat, muthwillig überspringen und wunderliche Einfälle von geheimnißvollen Kräften und Beziehungen an die Stelle des reiflich Erwogenen setzen wollte. Aber so war es nicht und so konnte es nicht sein in der frühern Zeit, als auch die Naturwissenschaft noch in ihrer Kindheit war. Wenn wir sagen, in ihrer Kindheit, so sagen wir damit nichts Verächtliches. Wem wäre nicht die Zeit der Kindheit eine schöne, eine blüthenvolle, reich begabte Zeit? Wie aber in der Kindheit des einzelnen Menschen die Phantasie d. h. jene Geistesgabe vorherrscht, welche die unmittelbaren Eindrücke der Sinnlichkeit in farbige Bilder faßt und diese einstweilen an die Stelle setzt, welche später die bestimmtern, aber trocknern Begriffe einzunehmen berufen sind: so anticipirte auch bei den alten Völkern eine unmittelbar schauende und schaffende Phantasie die ruhigere Thätigkeit des Verstandes, obwohl dieser selbst, im Dienste der Phantasie, keineswegs müßig blieb, sondern schon damals erstaunenswerthe Kenntnisse zum Dasein bringen half. So wird ja die Sternkunde der Chaldäer, die Weisheit der Aegypter und der alten Indier noch jetzt sogar von Vielen als Zeugniß einer tieferen Erkenntniß angeführt, hinter der die unsrige in ihrer Nacktheit und Nüchternheit weit zurückstehe. Mag auch dieses

Urtheil übertrieben sein und mögen wir also auch immerhin zugeben, daß jenes Vorherrschen der Einbildungskraft auf die Erkenntniß der reinen Wahrheit trübend eingewirkt habe, so daß z. B. die Astronomie mit dem Aberglauben der Astrologie sich vermischte, wie dann auch später die Chemie unter den Händen der Araber im Mittelalter als wundersüchtige Alchemie auftrat, mit der sich die im Dunkeln tappende Magie verband, so werden wir denn doch uns hüten, mit einem Hochmuth, der uns übel anstehen würde, auf alle diese Versuche herabzuschauen, und lieber würden wir in zweifelhaften Fällen dem Beispiele des klaren und bescheidnen Sokrates folgen, der*) von den Schriften eines alten Naturphilosophen, des Heraklit aus Ephesus, den man seiner Schreibart wegen den Dunkeln nannte, urtheilte, was er in demselben verstanden habe, sei vortrefflich, und daraus schließe er, daß auch das, was er nicht verstanden, der Forschung eines tiefern Geistes würdig sein müsse. Wenigstens werden wir gestehen müssen, daß, so sicher und empfehlenswerth auch der Weg einer ruhig und gesetzmäßig fortschreitenden Erfahrung ist, es doch auch wieder die von allem Zwang der Methode sich losreißenden Geistesblicke einzelner Denker waren, welche nicht selten das Dunkel der Wissenschaft erleuchteten, und an denen sich selbst wieder ein neues und klares Licht entzündet hat. So klug und zweckmäßig wir es ferner finden mögen, daß die Forschung der Wissenschaft sich eben den Gebieten zuwende, die nach aller bisherigen Erfahrung dem menschlichen Auge zugänglicher sind, als jene dunklern Gebiete, welche man nicht unpassend „die Nachtseite der Natur" genannt hat, so können wir uns doch nie ganz jenes Triebes erwehren, auch dahinein einen Blick zu wagen, wohin die strenge Wissenschaft mit ihren sorgfältigen Beobachtungen, ihren schulgerechten Beweisen, ihren bündigen Schlüssen uns entweder gar nicht oder nur von ferne zu folgen vermag. Denn so sehr auch das große Gebiet der Natur ausgebeutet ist durch die Macht des Wissens, so bleibt doch noch immer auf ihr das dunkle Gebiet der Ahnung übrig, in welches sich hineinzuwagen für viele und gerade für die tiefer angelegten Menschen ein unwiderstehlicher Reiz liegt. Ueber dem schon ermittelten Zusammenhang der Naturwesen unter sich ahnen wir gerne einen noch geheimnißvollern Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt; und wenn wir auch nicht die Kühnheit unsrer Vorfahren besitzen, in solchen Dingen zuzugreifen und eine Theorie darüber aufzustellen (obwohl man ja auch in neueren Zeiten Aehnliches wieder versucht hat), so ergehen wir uns doch gerne in

*) Nach Diogenes Laertius II. p. 93 (Amst. Ausg.).

diesem Zaubergarten der Phantasie und brauchen dabei bloß die Vorsicht, daß wir, um unsere Besonnenheit zu bewahren, eine schärfere Grenzlinie zwischen dem Gebiet der Dichtung und der Wahrheit ziehen, als es zu jener Zeit geschah, wo beides mehr in einander überfloß.

Wenn wir nun schon auf dem Gebiete der Natur das Dunkle und Geheimnißvolle als ein Problem stehen lassen, ohne der Wissenschaft vorzugreifen, die vielleicht noch manches in ihren hellern Kreis ziehen wird, das jetzt im bloßen Dämmerlichte uns erscheint (man denke nur an die Geschichte des Magnetismus!), so werden wir um so leichter darüber uns vereinigen, daß in dem Wesen des Menschen selbst, in den Tiefen seines Geistes sich Kräfte und Triebe regen, die man schwerlich nach denselben Gesetzen messen und bestimmen kann, nach denen wir die bloß endlichen Verrichtungen unseres Verstandes etwa in der Mathematik begreifen. Wer vermag es, im Allgemeinen schon die Gefühle genügend zu erklären? Vielleicht der Dichter eher als der Philosoph. Aber auch der Dichter drückt sich nur in Bildern aus, und wir selbst müssen wieder seine Sprache uns auslegen, wenn wir sie verstehen wollen. Auch der Philosoph kann uns das Verständniß über das Wesen des Gefühls erleichtern, indem er es scheidet von andern, zum Theil verwandten geistigen Functionen, und indem er unser Nachdenken auf den innersten Kern unseres Wesens zurücklenkt. Aber erschöpfen in Formeln und Ausdrücken kann er das Wesen des Gefühls nicht, und er wird seine Aufgabe noch am besten lösen, wenn er uns gerade dieses Unerschöpfliche, Unerklärliche als ein solches zum Bewußtsein bringt und uns zur Anerkenntniß desselben nöthigt. Am schwierigsten läßt sich aber das religiöse Leben des Menschen, sein Verhältniß zu Gott, oder auch das innerste Verhältniß zu sich selbst (das Selbstbewußtsein, das mit dem Gottesbewußtsein in uns so innig zusammenhängt), auf eine dem bloßen Verstande einleuchtende Weise erklären. Die frommen Zustände, deren wir theilhaft werden, sind von der Art, daß wir zwar wohl durch ein verständiges Nachdenken (Reflexion) ihres Inhalts uns bewußt werden können, immerhin aber lassen sie sich mehr erfahren, als beschreiben, mehr im Gemüthe sich hegen, pflegen und bewegen, als in feste, starre Begriffe sich fassen. Unsere Sprache, die zunächst aus der Sinnenwelt stammt, und die uns nur Zeichen an die Hand giebt, welche wir uns selber wieder auf einem andern Wege deuten müssen, reicht nicht hin, alles in eins zu fassen; und je feiner und eigenthümlicher die Anforderungen des Gefühls an die Sprache sind, desto spröder und ungelenker geberdet sich diese. Die Bildlichkeit des Ausdrucks hindert oft die Klarheit und führt Nebenvorstellun-

gen mit sich, welche wir gerne abwehren möchten; während umgekehrt dann wieder eine gar zu bildlose, wie man zu sagen pflegt abstracte Sprache häufig des Lebens, der Anschaulichkeit und der rechten Eindringlichkeit ermangelt. Die Religion hat ihre eigene Sprache, die nur dem Religiösen, dem Gleichfühlenden verständlich ist, und deßhalb kann es kommen, daß derselbe Ausspruch, der dem trocknen Verstandesmenschen als Thorheit erscheint, einen tieferen Gehalt in sich schließt, an welchem der Gleichgesinnte, weit entfernt sich zu stoßen, vielmehr sich erbaut. Gleichwohl hat die Religion auch wieder ihr gemeinverständliches Gebiet, und es wäre schlimm, wenn die gegenseitige Mittheilung des religiösen Lebens auf eine dunkle Hieroglyphensprache beschränkt bliebe. Da müßte die religiöse Denkweise eines jeden Einzelnen sich auf sich selbst zurückziehn, und keine Mittheilung des innern Lebens nach außen, keine Predigt des Wortes, kein gemeinsamer Cultus wäre dann mehr möglich. Der einseitige Mysticismus führt auch wirklich leicht zu dieser Absonderung von der Gemeinschaft und zur individualistischen, subjectiven Verschlossenheit. Es liegt daher im Interesse aller wahren Religion, daß ein gemeinsames religiöses Sprachgebiet ermittelt werde, das dem Verstand wie dem Gemüth gleichmäßige Befriedigung verstattet, auf dessen gemeinschaftlichem Grunde die Erbauung der Gemeinde vor sich gehen kann: und es ist daher wohl eines der hauptsächlichsten Verdienste des Christenthums, daß durch die deutlichen Offenbarungen desselben, wie sie uns in der Sprache der **Bibel** entgegentreten, ein Sprachgebiet sich aufgethan hat für alle Zeiten, das sich zwar an die Bildlichkeit des morgenländischen Ausdrucks von der einen Seite anlehnt, von der andern aber wieder den höchsten und tiefsten Gedanken einen Ausdruck verleiht, der der Würde des Gegenstandes eben so angemessen ist, als der natürlichen Fassungskraft des Menschen. Auf diesem biblischen, zugleich reinmenschlichen Sprachgebiete des Christenthums findet gewiß eher eine gemeinsame Verständigung über religiöse Dinge statt, als in den Schulen der Philosophen oder in irgend einer Geheimlehre der alten Priester-Religionen. Das Mysterium des Christenthums (Geheimniß der Gottseligkeit) unterscheidet sich eben darin von den alten Mysterien der heidnischen Völker, daß es zwar auch ein Geheimniß ist für den, der kein empfängliches Herz ihm entgegenbringt, daß es aber einmal gläubig in das Gemüth aufgenommen aufhört ein Geheimniß schlechthin zu sein, und als ein dem Glauben Geoffenbartes sich auch an Andere mittheilen läßt; ein Licht, „das Allen im Hause leuchtet", die sich von ihm wollen erleuchten lassen.

Nach dieser Vorbemerkung dürfte es wohl bald entschieden sein, in-

wiefern das Christenthum selbst seiner ganzen Beschaffenheit nach eine Art von Mysticismus sei, wie Viele haben behaupten wollen. Nennen wir Mysticismus alles, was eine Beziehung zu den geheimen, unerklärlichen Trieben der menschlichen Seele, eine Beziehung zum Uebersinnlichen und zum Unendlichen hat, alles was über die gemeine Begreiflichkeit hinausgeht, so müssen wir allerdings sagen, das Christenthum ist Mysticismus,*) und wir müssen uns dann gefallen lassen, sammt und sonders unter die Mystiker gerechnet zu werden, sobald wir Christen sein und heißen wollen. Ich glaube aber doch, daß man damit dem Begriffe des Mysticismus eine zu weite Ausdehnung giebt, und wenn wir auch über Worte nicht streiten wollen, so dürfen wir doch wenigstens das behaupten, daß es in der Geschichte des Christenthums noch eine besondere Richtung giebt, die wir im engern Sinne mit dem Namen des Mysticismus bezeichnen, ohne daß wir sagen dürften, sie sei ein und dasselbe (identisch) mit dem Christenthum überhaupt. Besser werden wir sagen, das Christenthum schließe, wie eine jede Religion, mystische Bestandtheile in sich, weil es in der geheimen Grundkraft unserer Seele wurzelt, und diese mystischen Bestandtheile seien von den Einen mehr, von den Andern weniger aufgegriffen, und bald auf eine geschicktere, bald auf eine ungeschicktere Weise mit dem übrigen Seelenleben in Verbindung gebracht worden. Will man z. B. die Vorliebe, mit welcher ein frommes Gemüth bei den Geheimnissen der Religion verweilt, während andere vielleicht mehr an dem gemeinsam Verständlichen sich erbauen oder mehr das praktisch Sittliche auffassen — will man, sag' ich, das innigere Vertiefen in die christliche Gefühlswelt, das höhere Erglühen der Andacht, das tiefere Sichversenken in die Liebe Gottes — das nicht Allen gleichmäßig gegeben ist und auch nicht für Alle taugt — Mystik nennen, so können wir uns eine sehr reine christliche Mystik denken, wie sie in der Seele eines Johannes sein mußte und wie sie in manchen Seelen gewohnt hat, die den stillen Bund des Herzens mit Gott in reiner Demuth und Liebe bewahrt haben. Von dieser edleren Mystik, von der uns schon das Mittelalter schöne Proben gezeigt hat, müssen wir dann aber die Entartungen derselben unterscheiden, die bald in größerem, bald in geringerem Maße in der Geschichte der christlichen Kirche uns begegnen.

Diese Entartungen der Mystik, die wir dann lieber, zum Unter-

*) Oder wohl besser: Mystik? Ueber den Unterschied von Mystik und Mysticismus, der freilich im Sprachgebrauch nicht immer festgehalten wird, s. Ullmann, Das Wesen des Christenthums und die Mystik (Stud. u. Krit. 1852).

hiede von derselben, Mysticismus nennen, zeigen sich uns besonders
ach zwei Seiten hin: nach der Seite der Erkenntniß, und nach der Seite
:s Gefühls hin; oft aber auch vermischt. Es ist eine Entartung der
Rystik nach der Seite der Erkenntniß hin, wenn das Wesen der Religion,
is neben der geheimnißvollen auch seine verständliche Seite hat,
sichtlich nur als ein Mysterium gefaßt, ihre Aussprüche in ein ge-
:imnißvolles Dunkel von bildlichen Redensarten gehüllt, und die Er-
:ündung dieser dunkeln Seite zur ausschließlichen Beschäftigung
:s Geistes gemacht wird. Daraus entsteht dann leicht ein dumpfes
rüten, ein unklares, das einfache Verständniß der Religion verwirren-
:s Grübeln, das am Ende sich in Dunst und Nebel verliert und in Be-
ehung auf das Leben der Gemeinschaft eine unselige Sprachverwirrung
:rbeiführt. Wer sich dieser speculativen Mystik oder der Theosophie
ngiebt, läuft Gefahr, den natürlichen Standpunkt der Dinge sich so zu
:rrücken, daß zuletzt sein eigener Verstand in Verrückung geräth; er ver-
hrt seine Kraft, die er auf's Leben anwenden sollte, in nutzlosen Träu-
ιereien, und verdirbt sich den Sinn und Geschmack für die einfachen
:indrücke alles menschlich Wahren und Guten. Ja, leicht bemächtigt sich
nes solchen der Schwindelgeist des Hochmuths, der, auf die ihm ver-
ιeintlich zu Theil gewordene höhere Erleuchtung sich stützend, auf die
Renge derer herabsieht, die mit ihrem gesunden Verstande und einfachen
Gemüthe an seine Höhe nicht heranzureichen vermögen. Auch die christ-
.che Wahrheit ist dann seinem verwöhnten Geschmacke bald nicht
:ehr inhaltsreich genug, und er legt somit willkürlich in ihre Aussprüche
inein, was seine überreizte Phantasie ihm eingiebt; statt die dunkleren
Stellen der Schrift nach den helleren zu erklären, kehrt er das Gesetz der
:sunden Auslegung dahin um, daß er auch den einfachsten Wortverstand
ır geheimnißvollen Allegorie umdeutet und zu einem willkürlichen Sym-
ɔle seiner Ideen stempelt. Mit diesem speculativen Hochmuthe verbindet
ch dann leicht die Verwegenheit, auch in einzelnen Fällen das Unbe-
immbare bestimmen, die Zukunft der Dinge durch künstliche Berechnun-
:n herausbringen und den Rathschluß Gottes durch geheime Künste er-
:ünden zu wollen. Nicht nur wirft sich eine solche verwöhnte Theosophie
it Vorliebe auf das Apokalyptische in der heiligen Schrift, sondern sie
:mächtigt sich auch nicht selten der Naturwissenschaft zu ihrem Zwecke.
Wenn nämlich eine klare und gesunde Vernunft auch in dem äußern Na-
:rleben Sinnbilder des Geistigen und Göttlichen findet, so begnügt sich
:r Mystiker nicht bei dieser dichterischen, sinnbildlichen Auffassung, son-
:rn durch gewaltsame Sprünge sucht er Erde und Himmel zu vermäh-

len. Das „Hineinragen der Geisterwelt" in die Welt des Sichtbaren, die uns umgiebt, ist sein Lieblingsthema, das er in allen Tonarten durchspielt. Auch an dem Buche der Natur deutet er wie an dem der Offenbarung herum, und wie er sich dort über die Gesetze der Sprache und des Denkens hinwegsetzt, so hier über alle sinnliche Erfahrung und Beobachtung. In den Sternen und im Glanz der Metalle liest er den Willen Gottes statt im Gewissen und in der Schrift, und in den geheimen Kreisen von Ziffern und Figuren glaubt er den Geist des Weltalls bannen zu können, damit er ihm Rede stehe und den Zauber der Endlichkeit ihm löse. Die furchtbarste Entartung eines solchen Mysticismus ist die, wenn er aus der ursprünglichen Gottesandacht überschlägt in jene frevle Gottesvergessenheit, die, weil sie vergebens Gott seine Geheimnisse abzuringen versucht hat, nun mit der dunkeln Macht des Bösen selbst einen Bund einzugehen wähnt und mit dem Fürsten der Finsterniß gemeinsame Sache macht, um die Natur zu bewältigen und in ihre verschlossenen Schatzkammern zu dringen. Diese letztere Entartung des Mysticismus hat sich besonders auch in dem Zeitalter gezeigt, mit dem wir es hier zu thun haben, wie aus der bekannten Geschichte des Doctor Faust und anderer sogenannter Schwarzkünstler, Goldmacher und Adepten hervorgeht.

Verschieden von dieser Entartung der Mystik nach der Seite der Erkenntniß hin ist die andere, mehr religiöse nach der Seite des Gefühls hin. So wenig wir der Stärke und Innigkeit religiöser Empfindungen ein Ziel setzen können, wo sie sich von selbst ergiebt, und so wenig wir das Vorwalten des inneren Menschen vor dem äußeren eine falsche mystische Richtung nennen möchten, da sie vielmehr das Zeugniß einer wahrhaft geistigen Gesinnung innerhalb der religiösen Sphäre ist, so gewiß ist, daß die künstliche Erregung solcher Gefühle und der übertriebene Werth, den man ihnen als Gefühlen beilegt, auf gefährliche Abwege führen kann. Auch auf diesem Wege kann sich krankhafter Ueberreiz, fleischliche Genußsucht, geistlicher Hochmuth oder eine erheuchelte Demuth und Inbrunst erzeugen. Jenes Ringen und Kämpfen der Seele nach höherer Vollkommenheit, jenes Streben nach Einigung mit Gott, jenes selige Leben, dessen der Christ schon hienieden fähig werden kann durch die geistige Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser, wie leicht kann es, wenn es verlassen wird von dem nüchternen Geiste der Zucht und der christlichen Weisheit, eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen und die Gestalt einer selbsterwählten und darum verwerflichen Heiligkeit annehmen! Die Geschichte des Klosterlebens und der Askese giebt vielfache

Belege dazu. Doch genug von dem Wesen der Mystik überhaupt und ihren möglichen Entartungen.

Wir treten jetzt nach dieser Abschweifung unsrer historischen Aufgabe näher. Wir haben es namentlich mit den philosophischen (speculativen) Mystikern zu thun. Wir beginnen den Reigen mit einem Manne, der in der That mehr der Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaft angehört, als der eigentlichen Kirchengeschichte (denn er stand auch seiner Lebensstellung nach außer der Kirche), der aber doch großen Einfluß auch auf die Männer geübt hat, welche wir als die hauptsächlichsten Vertreter der theologischen Mystik innerhalb des Protestantismus zu betrachten haben. Es ist Paracelsus.

Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim*) ist, wie jetzt wohl allgemein angenommen wird, in Einsiedeln (nicht im Kanton Appenzell, wie Haller angiebt) geboren. Die Zeit seiner Geburt fällt in's Jahr 1493. Paracelsus wurde frühe von Anderen, theils von Gelehrten, theils aber auch von herumziehenden Zigeunern und Marktschreiern in die Geheimnisse der Alchemie eingeweiht, und machte viele Reisen. Er sah Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, die Niederlande, Polen, Siebenbürgen, Dänemark und Schweden. Ja selbst in die Mutterländer der geheimen Weisheit, nach Aegypten und Arabien, soll ihn der Durst nach Wissenschaft und die ihm eigene Ruhmbegierde geführt haben. Sein Ruf als Arzt und Wunderthäter verbreitete sich weit umher, und von diesem Rufe getragen, ja von Oekolampad empfohlen, setzte er sich 1521 bereits in Basel fest, wo er Lehrvorträge über Physik und Chirurgie hielt. Er hatte sich bald eines großen Zulaufs zu erfreuen, wozu auch der Umstand beitragen mochte, daß er, gegen die damalige Gewohnheit der Gelehrten, seine Vorträge deutsch hielt und, was zu allen Zeiten renommistische Gewohnheit war, die bisherigen Systeme herabsetzte. Die gefeierten Namen Hippokrates und Galenus entkleidete er ihres bestechlichen Glanzes, und verbrannte sogar die Werke des letzteren, so wie die des berühmten arabischen Arztes Avicenna, öffentlich. Daß er in zehn Jahren kein Buch

*) Siehe über ihn besonders Sprengel, Gesch. der Arzneikunde, Bd. III. Athenae rauricae, Bas. 1778. p. 170. H. A. Preu, Die Theologie des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, Berlin 1839. H. Locher, Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, Zürich 1851. — Bombast von Hohenheim ist der Familienname des Mannes; Theophrastus der Taufname. Den Beinamen Paracelsus gab er sich selbst, ebenso Aureolus; während der Name Philippus sich nur auf seinem Leichenstein in Salzburg befinden soll. S. Locher a. a. O. S. 18 ff.

in die Hand genommen und seine ganze Liberei nicht aus sechs Blättern bestehe, dessen pflegte er sich als eines genialen Vorzugs vor anderen zu rühmen. *) Auch soll er behauptet haben, seine Schuhriemen und seine Mütze seien gelehrter, als die berühmtesten Aerzte, und sein Bart habe mehr Erfahrung als alle Akademieen. **) Angesehene Männer, wie Froben und Erasmus, zogen ihn zu Rath. Eine Hauptcur machte er aber an einem damals in Basel residirenden Domherrn, Cornelius (Conrad?) von Lichtenfels vermittelst dreier Pillen des von ihm gerühmten Laudanum; doch dießmal zog ihm seine Kunst nicht Gunst, sondern die Ungnade des Basler Magistrats zu. Er hatte sich nämlich von dem Domherrn zum Voraus auf den Fall des Gelingens seiner Cur ein Honorar von 100 Gulden ausgebeten. Der Wiedergenesene zeigte sich jetzt nicht mehr geneigt die Summe zu bezahlen,***) und Paracelsus nahm ihn vor Gericht. Dieses fand den Preis zu hoch und setzte ihn herab. Darüber ward aber der Wunderdoctor so entrüstet, daß er auf die Regierung schimpfte, aber auf den Rath seiner Freunde die Stadt verließ, ehe er noch für seine Schmähungen zur Verantwortung gezogen werden konnte. Er zog sich nun in's Elsaß zurück, änderte jedoch öfter seinen Aufenthalt, und starb zuletzt trotz des Lebenselixirs, dessen er sich rühmte, in Salzburg 1541 an einem Fieber. Seine Habe vermachte er den Armen. Es wird ihm vorgeworfen, daß er sich im Leben stark dem Trunk ergeben und eine schmutzige, liederliche Knaben-Haushaltung geführt habe. — Es kann unsere Absicht nicht sein, aus den zehn großen Quartbänden seiner deutschen Werke, die in Basel gedruckt sind, dasjenige mitzutheilen, was der mystischen Betrachtung und Behandlung der Natur angehört. Daß er auf die drei Principien Schwefel, Salz und Quecksilber das Geheimniß alles Lebens gründete, mag genügen, uns eine Vorstellung von seiner alchemistischen Weisheit zu geben. Aber die Art, wie er die Theologie mit einmischte und wie er die christliche Glaubenslehre auf seine Naturbetrachtung anwandte, darf von uns nicht übergangen werden.

Schon die Stellung, welche er der Religion oder vielmehr der Theologie neben der Physik, Astronomie und Alchemie anweist, indem er sie im Verein mit diesen drei Wissenschaften als Grundsäule der Medizin aufführt, läßt uns erwarten, welchen Einfluß dieselbe auf sein System gehabt habe. Wir würden dem Manne Unrecht thun, wenn wir behaupteten, er

*) Siehe Sprengel S. 343.

**) Siehe Sprengel S. 345 u. Ochs, Geschichte von Basel V. S. 750.

***) Nicht besser hatte es ihm der Markgraf Philipp von Baden gemacht, siehe Sprengel a. a. O. S. 343.

habe die Religion absichtlich zu nichtswürdigem Aberglauben mißbraucht, wie es so viele andere Nekromantiker und Astrologen der damaligen Zeit thaten. Vielmehr eifert er ernstlich gegen den Frevel, den diese trieben, und schreibt ihre Werke dem Teufel zu.*) „O du großer Erznarr," ruft er aus, „der du solchen greiflichen Lügen glaubst — ein Gaukelsack [ist es] und ein Theriakskram, womit man den Zuschauern das Maul aufsperrt, die Augen verblendet und das Geld aus dem Säckel lockt, und doch alles nicht eines Pfennigs werth ist." Gleichwohl übt er dieselben Künste und ist so stolz darauf, daß er die, welche ihm keinen Glauben beimessen,**) den Juden und Pharisäern vergleicht, die die Wunder Christi verachteten. Sonach war er in einem argen Selbstbetrug befangen, daß er das, was er an Andern verdammte, selber übte. Ebenso verwarf er den Glauben an den unbedingten Einfluß der Gestirne, inwiefern dadurch die Allmacht Gottes beschränkt und der Mensch unter ein blindes Schicksal gestellt wurde, ob er gleich wieder eine von Gott selbst geordnete Constellation annahm und sich in die Berechnung derselben einließ. Hören wir ihn selbst, wie er sich über das Verhältniß der geheimen Naturkräfte zur göttlichen Urkraft und das Verhältniß der Gestirne zur göttlichen Vorsehung ausspricht.***)

„Wenn man fragt: was hat dieß Kraut für eine Kraft? und man sagt, es hat die Kraft, so muß man bedenken, wer ist der, der ihm die Kraft gegeben hat? So wird niemand gefunden, der das vermög', als allein Gott. Darum so fließen alle natürlichen Dinge aus Gott und sonst keinem andern Grund. Nun werden sie alsdann natürlich geheißen; denn aus dem nimmt's der Mensch, daß sie natürlich sind, darum, daß sie wachsen. Nun wie kann aber Gott natürlich sein? Die Ding, die sind sein, das Kraut hat er geschaffen, aber die Tugend (Kraft) darin nicht; denn eine jegliche Tugend (Kraft) ist ungeschaffen, das ist, Gott ist ohn' Anfang und nicht geschaffen. So sind alle Tugenden und Kräfte in Gott gewesen vor Himmel und Erde, und ehe alle Ding geschaffen sind worden, da Gott ein Geist war und schwebete über den Wassern, das ist, da Gottes Geist über die Wasser gegangen. Auf solches hin mag niemand sagen, daß die Tugend der Dinge, ihre Kraft natürlich sei, sondern übernatürlich ohn' End und Anfang. Von dem

*) So in der Schrift de occulta Philosophia im IX. Theil seiner Werke. Basler Ausg. 1591. S. 331.

**) Ebenda S. 337.

***) Liber phil. de vera influentia rerum a. a. O. p. 133.

sie gekommen sind, zu dem gehen sie wieder, so Himmel und Erde zergehen wird."

Er denkt sich mithin die Kraft der Dinge nicht als eine endliche Kraft, die mit den Dingen selbst wird und vergeht, sondern als ewig in Gott vorhanden, als von ihm ausfließend und zu ihm zurückkehrend. Man nennt dieses System der unendlichen Kraft-Ausflüsse aus der Gottheit und der Zuflüsse zu ihr das Emanationssystem, welches schon die alten Gnostiker, Manichäer und andere Secten in Umlauf brachten, und wodurch die Lehre von einem selbstständigen, über die Welt erhabenen Gott, Schöpfer und Regierer nothwendig getrübt wurde; denn denkt man sich die Kräfte gleich ewig mit Gott, so ist klar, daß Gott nicht mehr der Schöpfer derselben, sondern nur die belebende Grundkraft ist. Paracelsus denkt sich diese Kräfte als persönliche Wesen, er belebt diesem Systeme gemäß das ganze Weltall mit einer Anzahl von Lebensgeistern, die fast zu einer heidnischen Vielgötterei hinführen. In der Luft herrschen die Sylvanen, im Wasser die Nymphen oder Undinen, im Feuer die Salamander. Sie sind die Hüter der verborgenen Schätze und greifen vielfach in die Schicksale der Menschen ein.

Was das Verhältniß der Gestirne zur göttlichen Vorsehung betrifft, so spricht er sich auf eine Weise aus, die auf den ersten Augenblick den Aberglauben zu entfernen scheint, wenn er sagt:*) „Das Gestirn im Himmel hat der Dinge nichts in ihm, hat nicht der Nessel zu geben, daß sie brennt u. s. w. Nicht aus den Planeten, nicht aus den zwölf Zeichen, nicht aus den anderen Sternen, sondern aus G o t t geht die Kraft hervor. Bei i h m und nicht bei den S t e r n e n liegt die Austheilung dieser Kräfte. Gott ist der Schmied, und setzet keinen Statthalter, als die vermeinte Astronomia und Sternguckerei sammt etlichen Büchern der Philosophie ausweiset. Also weiter, daß ein Mensch geschickt ist, aus wem ist es? Aus dem Gestirn? nein! denn wenn es aus dem Gestirn wär', so wäre er ein Sohn des Gestirns. Und Christus heißt ihn einen Sohn des Menschen, nicht des Gestirns, darum er sich auch selbst Sohn des Menschen nennt und nicht der Sonne Sohn, was doch ganz abgöttisch und falsch wäre. Auch Adam war ein Sohn Gottes und nicht der Sterne u. s. w."

Auch die Berufung der Apostel und die Auszeichnung so vieler großer Männer in der Geschichte will Paracelsus nicht von den Gestirnen abhängig gemacht wissen, sondern allein von Gott. Gleichwohl

---

*) De vera influent. p. 136 ff.

ebet er wieder davon, wie der Himmel mit seinen Gestirnen die Dinge koche", die Gott anordne, und wirft dann in diesen mystischen Tiegel vieder alles Mögliche hinein, so daß man am Ende in der That nicht nehr weiß, wer der Koch ist. Der ganze Läuterungsproceß der Welt erscheint ihm nämlich unter dem Bilde einer alchemistischen Scheidung, vobei das Feuer der Gestirne bald in höherem, bald in milderem Grade thätig ist. So bedurften z. B. die Propheten und Patriarchen keiner Constellation,*) sondern die Hand Gottes selbst hat sie „gekocht"; ebenso edurften die Apostel dieses Kochens und Läuterns nicht, da (nach seinem Ausdruck) der Sohn Gottes sie selbst „gekocht hat". Die übrigen aber nüssen durch diesen chemischen Proceß des Kochens hindurch. Das Göttliche und Gottverwandte muß vermöge dieses Processes als das reine Gold ausgeschieden werden, das Uebrige bleibt als unreiner Niederschlag urück. Hören wir darüber unsern Adepten selbst:**) „Sucht doch ein' Imme das Honig aus der Blumen und thut der Blumen kein Schaden; ann das die Imm, so soll der Mensch das viel mehr können, und wissen, us den Stätten und Orten das Perlein herauszusaugen, und Gott oben, daß er den Unflath, darin es liegt, davon kann scheiden und den Unflath liegen lassen. Dann ob gleichwohl der Hüttenrauch bei'm Gold it, so läßt man doch darum nicht davon; das Gold muß rein und sauber verden, und der Wust muß hinweg; also mit dem Silber auch. Nun vas ist das alles, als allein: ist etwas Gut's an einem Ort, so ist's aus Gott; ist nun Sach, daß Böses dabei ist, als Hüttenrauch, Mercuri, Arsenic, Opperment und dergleichen, so thu's daraus. Man läßt's arum nicht ungesucht."

Dieß führt uns auf die Lehre des Paracelsus von der Natur des Menschen. Daß der Mensch eine Wiederholung der Welt im Kleinen sei, t eine Beobachtung, die fast so alt ist, als die Menschengeschichte selbst, nd daher haben nicht bloß Mystiker, sondern auch besonnenere Denker en Menschen eine kleine Welt (Mikrokosmos) genannt. Aber auch dieer einfache Satz ist von der Mystik dahin entstellt worden, daß man en unleugbaren Zusammenhang des menschlichen Organismus mit dem Universum auf eine bilderreiche, phantastische Weise darstellte und, statt ie näherliegenden Berührungspunkte des Menschen mit der Außenwelt u erforschen, nach fernliegenden Beziehungen griff. Außer dem Einfluß er Gestirne, wovon wir eben geredet haben, gehört dahin der Einfluß

*) De influent. p. 145. 146.

**) De infl. p. 157.

der Metalle, der Elemente und selbst der thierischen Körper. Ueber alle diese Dinge weiß uns Paracelsus viel Wunderliches zu berichten. Die einfache Wahrheit, daß der Mensch aus einem Höheren und einem Niederen, aus Seele und Leib besteht, schmückt er dahin aus, daß er von einem siderischen (gestirnlichen) oder astralischen Leibe des Menschen redet, den er vom gemeinen Leib wieder unterscheidet, und sonach den Menschen aus drei Theilen bestehen läßt, oder daß er den figürlichen Ausdruck, der Mensch bestehe aus Thier und Engel, dahin ausdehnt, daß er ein wirkliches Thier in dem Menschen thätig sein läßt, das mit den übrigen Thieren des Feldes und dem Gevögel unter dem Himmel in einem geheimen Rapport steht. So trägt der Unmäßige einen Wolf, der Zornige einen Bären, der Listige einen Fuchs in sich u. s. w.; aber dieß sind dem Paracelsus keine bildlichen Redensarten, sondern thatsächliche Erscheinungen.*) Nicht nur die gröbere Sinnlichkeit gehört nach Paracelsus dem Thier in uns an, sondern auch alle Kunstfertigkeiten, die der Mensch dem Thiere abgelernt hat, da ja auch diese noch nicht im Stande sind, den Menschen zum Bewußtsein seines göttlichen Wesens zu bringen. Selbst die Vernunft, welche sonst den Menschen vom Thiere unterscheidet, gehört nach Paracelsus zur thierischen Natur, indem er mit dem Worte „Vernunft" nicht sowohl die Kraft, das Uebersinnliche zu vernehmen, als vielmehr den der Endlichkeit zugekehrten, im Irdischen sich bewegenden Verstand meint, wie die meisten Mystiker diese Verwechslung von Vernunft und Verstand begehen. Ueber die Verwandtschaft der Thierwelt zur Menschenwelt wollen wir ihn in seiner Sprache hören:**) „Ein [und derselbe] Stern regiert den Wolf im Walde und den Wolf im Menschen; ein Stern den Mörder im Wald d. i. den Bären, und also auch den Bären im Menschen; und viehisch ist die Vernunft, die sich den Thieren vergleicht" (gleichstellt). „Was aber in ihm ist, das nicht hineingeht [das ist, was nicht von außen in ihn kommt], das ist über das Aeußere des Viehes; denn es ist ein Theil englisch." — „Der ist noch nicht weise, der wohl bauen kann: er ist ein Vieh, und ist nichts höher, denn daß ein Storch mehr Kunst brauchet zu seinem Nest denn eine Taube. So viel ist er mehr, als ein Storch gegen eine Taube; sind beide nichts denn ein Vieh. Der wohl singen kann, ist nichts als ein Vieh, er ist gleich als eine Nachtigall über den

*) Ganz Aehnliches finden wir schon bei den Gnostikern; siehe das System des Basilides bei Neander, Gnost. Systeme S. 54. 55. u. Vorl. Bd. I. S. 131.

**) Vom Fundament der Weisheit und Künste. Opp. T. IX. p. 445.

Raben; sind beide Vieh und Vögel. Der wohl schwatzen kann, ist nichts anderes denn ein Thier, ist gleich als ein Specht oder ein Kranich; sind beide Thiere, und wie sich die gradiren durch einander, also auch im Menschen einer besser, einer lieblicher, einer zorniger, einer grimmiger, und sind alle viehische Wesen und Eigenschaft, darin dem Menschen kein Lob zu geben, sondern allein dem Vieh und dem Thier, das in ihm ist. Ihr Lob und ihr Zucht und ihr Ehr' ist nicht Gottes, sondern ein viehisch Lob." — „Gott aber (fährt Paracelsus fort) hat mehr aus dem Menschen gemacht, das ist, daß er nicht viehisch sein soll, sondern ein Mensch. Was thierisch an ihm ist, das wird alles von dem äußeren Thier genommen, vom Himmel*) und den vier Elementen, die sind alle tödtlich. Der Mensch aber hat einen Vater: der ist ewig, dem soll er leben und nicht dem Thier."

Abgesehen von der eigenthümlichen und uns etwas derb klingenden Ausdrucksweise des Mannes, können wir dieser Stelle eine tiefere christliche Wahrheit nicht absprechen; denn auch nach der christlichen Lehre fällt ja alles dem natürlichen Menschen und dem Fleisch anheim, was nicht vom Geiste Gottes gewirkt ist. Alle sogenannten Talente und Fertigkeiten stellen den Menschen nicht auf seine wahre Höhe, die ihn vom Thier unterscheidet, solange er nicht sittlich geadelt oder geistig wiedergeboren ist; eine Wahrheit, die auch unserer Zeit gilt, wo so oft das Abrichten zu äußerer Fertigkeit mit der menschlichen Erziehung verwechselt und über der bloßen Cultur die wahre innere Bildung vernachlässigt wird. Aber wenn wir uns dann in den Schriften des Paracelsus nach einer auch nur halbweg klaren Vorstellung von jenem Höheren umsehen, was den Menschen zum Menschen macht, was ihn seiner göttlichen Bestimmung näher führt, so finden wir uns überall verlassen. Da leuchtet nicht der wohlthätige Stern, der die Weisen des Morgenlandes nach dem bescheidenen Bethlehem führte; sondern da funkelt es durcheinander von Sternschnuppen und Irrlichtern und unheimlichem Geisterspuk. Nur selten blitzt ein reinerer Funke hindurch, der zu Gott leitet, aber nirgends baut sich eine Himmelsleiter, auf der sich auch nur einigermaßen fußen ließe. Wir haben somit in dem Mysticismus des Paracelsus ein Beispiel jener Ausartung der Mystik in eine neugierige Speculation, welche die Religion mehr zur Sache des höheren Wissens, als des praktischen Lebens macht, und das wahrhaft Erbauliche derselben

*) Unter dem Himmel versteht er nicht den Begriff des Uebersinnlichen, den sogenannten empyreischen, sondern den astronomischen Himmel.

in einem schwefligten Dunstkreis von magischen Formeln erstickt. Paracelsus war zwar kein Theologe von Beruf; aber das allein kann den Mangel seines religiösen Systems uns nicht erklärlich machen, da ja auch andere Nichttheologen, zumal in jener Zeit, ein Bedeutendes aus dem Schatz ihres Herzens beigetragen haben zur Förderung der christlichen Wahrheit. Es scheint ihm wirklich an einem specielleren christlichen Interesse gefehlt zu haben; dieses spielt nur eine höchst untergeordnete und zweideutige Rolle. Das Religiöse und Christliche, das wir bei ihm finden, schien mehr in der Zeit, der er angehörte, als in ihm zu liegen, mehr zufällige Form seiner Philosophie, als die Grundlage derselben. Sein eitler, hochmüthiger Geist, sein unordentlicher Lebenswandel, sein Durst nach Gold hinderten ihn wohl an der Empfänglichkeit für die wahren Ideen und für die lebenswirkende Kraft des Christenthums, wozu vielmehr eine demüthige Hingebung und ein einfacher, kindlicher Sinn gehört. Paracelsus steht hierin auf einer Linie mit so manchen Anderen, die das Wissen aufgebläht hat und von denen der Apostel sagt, daß sie immer lernen, aber nie auslernen, d. h. vor lauter Suchen und Speculiren nie zur Erkenntniß jener einfachen Wahrheit gelangen, von der Christus sagte, daß sie der Vater nicht den Weisen der Welt, sondern den Unmündigen geoffenbart habe.

Fragen wir endlich noch nach der besonderen Stellung, die Paracelsus zum Protestantismus eingenommen, so ist auch das merkwürdig, daß die große Erscheinung der Reformation, in die sein Leben fiel, ziemlich unbeachtet an ihm vorüberging. Daß ihn Oekolampad den Baslern empfohlen haben soll, läßt weiter auf kein innigeres Verhältniß beider Männer schließen. Ueber Luthern urtheilte er in seinem Hochmuth, daß dieser nicht werth sei, ihm die Schuhriemen aufzulösen, und daß, wenn er anfangen wolle zu reformiren, so wolle er den Papst und die Reformatoren erst recht in die Schule führen.*) Von der anderen Seite aber war er keineswegs ein gläubiger Katholik, wandte auch seinen Mysticismus (soviel mir bekannt ist) nicht zur Stützung der katholischen Lehre an, was ihm ein Leichtes gewesen wäre; sondern im Gegentheil kommen in seinen Schriften mehrere Stellen vor, worin er den Aberglauben seiner Kirchgenossen bekämpft. So schrieb er ein Buch wider die Gelübde,**) die er als eine Erfindung des Antichrists beschreibt, ein anderes wider die abergläubische Verehrung der Heiligen,

*) Sprengel a. a. O. S. 354.

**) Liber philosophiae de votis alienis im IX. Bd. der deutschen Werke.

nd eins über die Ceremonien,*) welche sämmtlich einen reformatori- shen Anstrich haben und auch in einer weniger mystischen Sprache ab- efaßt sind.**)

Eben so wenig aber als Paracelsus ein rechtgläubiger Katholik war, den so wenig stimmte sein System mit der orthodoxen protestantischen Theologie überein; denn darin, daß er nach der thierischen Natur in dem Menschen einen Samen des Göttlichen, etwas Engelgleiches von Natur nnahm, entfernte er sich bedeutend von denen, welche im Sinne der Kirche ein gänzliches Verderben des Menschen behaupteten. Hingegen hnten sich an seine Behauptungen die der folgenden Mystiker in der vangelischen Kirche an. Immerhin können wir seine Erscheinung als ne vorbereitende auf diese späteren Erscheinungen betrachten, indem er ie Form zu einer theologischen Denkweise zubereitet hat, in welche an- ere, mehr christlich gestimmte Gemüther den tiefern Gehalt ihres inne- en Lebens niederlegten. Zu diesen gehören namentlich Valentin Weigel und Jacob Böhm.

Valentin Weigel, geb. 1533 zu Hayn im Meißnischen, wo sein Vater Pfarrer war, bekleidete, nachdem er seine Studien in Leipzig und Wittenberg vollendet hatte, seit 1567 die Pfarrstelle zu Zschopau, und arb eben daselbst nach einer Wirksamkeit von 21 Jahren im Jahr 1588. Während seines Lebens gab Weigel keinen Anstoß mit seinen Lehren; er enoß vielmehr das Lob eines frommen, andächtigen Predigers.***) Seine Vorliebe zur Mystik hatte er bloß dadurch kundgegeben, daß er das auch on Luthern hochgeschätzte Büchlein von der deutschen Theologie mit einer Vorrede herausgab. Nicht ohne inneres Widerstreben hatte er auch die Concordienformel unterschrieben;†) er schien aber wenig Werth auf die elehrte Behandlung der Theologie zu legen, wie sie damals betrieben wurde. Ihn reute die Mühe, die Arbeit und das Geld, welche auf die ielen theologischen Werke verwandt würden, und meinte, es möge Einer ber diesem Studium fast krank und unsinnig werden und graue Haare arüber bekommen, ohne dadurch näher zu Christo gebracht zu wer- en. — Nach seinem Tode gerieth sein Cantor Weikert auf den Gedan-

*) De auctoritate Sanctorum, de superstitionibus et ceremoniis.

**) Andere seiner theologischen Werke, z. B. sein Commentar über den Brief Judä, nd mir nicht zu Gesicht gekommen.

***) Vgl. über ihn Walchs Einl. in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch- utherischen Kirche Bd. IV. S. 1028 ff. Planck, Geschichte der prot. Theologie . 72 ff.

†) Walch S. 1027. H. Schmidt, in Herzogs Realenc. XVII. S. 577 ff.

ten, den schriftlichen Nachlaß Weigels durch den Druck herauszugeben. Die Schriften erschienen zu Magdeburg (oder Halle) unter dem erdichteten Namen Neustadt. Unter ihnen haben die Kirch- und Hauspostille, und eine andere Schrift mit dem Titel: „Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen," das meiste Ansehen erlangt. —

Weigel stimmte darin mit Schwenkfeldt*) zusammen, daß er neben der Bibel, welche die protestantische Kirche als die einzige Richtschnur des Glaubens aufstellte, zugleich ein inneres Licht annahm, ohne welches das Verständniß der Bibel uns dunkel bleibe; eine Behauptung, die selbst Luther hie und da geäußert hatte, und welche später von den Quäkern einseitig herausgehoben wurde. Bei dem überwiegenden Hange zur Buchstäblichkeit, wie wir ihn bei den Orthodoxen der damaligen Zeit gefunden haben, darf es uns nicht wundern, wenn sich auch solche Stimmen erhoben, die dieser Aeußerlichkeit gegenüber das Innere, wenn auch mit Vernachlässigung des Aeußeren heraushoben. Die Behauptung, daß die wahre Erleuchtung in religiösen Dingen nicht bloß von dem richtigen grammatischen und logischen Verständniß der Bibel abhange, sondern daß ein dem Göttlichen verwandter Geist in uns das Göttliche, das von außen an uns kommt, sich aneignen und gleichsam in Saft und Blut verwandeln müsse, ist an und für sich eine so vernünftige und dem ächten Geiste der Religion so vollkommen angemessene Behauptung, daß die Verkennung derselben, die leider zu allen Zeiten geherrscht hat, nur zu bedauern ist; denn die Bibel selbst versichert uns ja, daß der Buchstabe tödte, der Geist aber lebendig mache. Christus selbst sagt: „Meine Worte sind Geist und Leben," und weist uns überall an die innere Erfahrung, an die Stimme des Gewissens, ob er gleich auch sagt: „Forschet in der Schrift." In der ganzen katholischen Kirche hatte sich auch von Anbeginn an der Glaube erhalten, daß der Geist Gottes, der aus der Schrift redet, auch fortwährend in der Kirche thätig sei, daß er noch immer in die Wahrheit leite; und diese Behauptung war an sich so vollkommen richtig, daß die angesehensten Kirchenlehrer ihr beitraten. Erst als die katholische Kirche angefangen hatte, willkürliche Menschensatzung neben die Schrift zu stellen und auch das für Aussprüche des göttlichen Geistes auszugeben, was sogar gegen die Aussprüche der heil. Schrift war und dem Geiste des Christenthums widersprach, war es nöthig, auf die frühesten geschriebenen Urkunden des Christenthums, auf die ältesten Zeugnisse des Geistes zurückzugehen, und diese allein festzuhalten, der verderbten Ueberlieferung gegenüber. Das thaten denn die Reforma-

*) S. Vorl. Bd. III. S. 630.

geschätzt zu haben, die seiner mystischen Richtung am meisten zusagten: so nannte er die Offenbarung Johannis, welche grade Luther minder hoch gestellt hatte, „das allervornehmste Buch und den Kern der ganzen heiligen Schrift". *) So mag also Weigel allerdings die bloße subjective Stimmung mit dem Worte Gottes in uns verwechselt haben, grade wie Andere den handgreiflichen (positiven) Buchstaben mit dem Worte Gottes außer uns verwechselten.

Wie die Mystiker in der Lehre von der Schrift sich der Aeußerlichkeit derer entgegensetzten, welche die Offenbarungen Gottes so sehr in den Buchstaben der Bibel einschlossen und ihn auch damit abschlossen, daß sie jede weitere Erleuchtung des Menschen auf innerlichem und geistigem Wege für Schwärmerei hielten: so setzten sich auch die Mystiker jener äußerlichen Ansicht von der Schöpfung entgegen, wonach Gott zwar einmal Himmel und Erde geschaffen hat, nun aber mit der Welt in keine lebendige Berührung mehr tritt, sondern sie gleichsam, wie der Künstler die von ihm gefertigte Maschine, ihrem Schicksal überläßt. Wie schon Paracelsus annahm, daß Gott selbst durch die Kraft in den Dingen wirke, und so der zeitlichen Schöpfung eine ewige Schöpfung entgegensetzte, so lehrte auch Weigel Aehnliches; wobei er sich freilich, wie dieser, auf eine Weise ausdrückte, die leicht den Begriff der Schöpfung ganz aufhob und die Welt Gott gleichstellte. Eine solche pantheistische Aeußerung Weigels ist folgende:**) „Was Gott schaffet, das ist er selber; und Gott schaffet nichts, denn das er selber ist: so macht er auch nichts anders, denn das er selber ist, das ist alle Dinge; denn er ist alle Dinge." — So war auch seine Vorstellung von der Beschaffenheit des Menschen der des Paracelsus ähnlich. Auch er ließ, wie Paracelsus den Menschen aus drei Theilen, aus Leib, Seele und Geist bestehen: der Leib ist von den Elementen, die Seele aus dem Gestirn (entsprechend dem siderischen Leib des Paracelsus), der Geist aber aus Gott selbst. — Aehnlich mit Schwenkfeldt nahm er auch einen göttlichen Leib Christi an, den er neben seinem eigentlichen irdischen Leibe besessen habe; und anderes der Art mehr. —

So wenig als die Mystiker mit dem äußerlichen Begriff der Offenbarung und der Schöpfung sich begnügten, so wenig mit dem äußerlichen, bloß historischen Begriff der Erlösung. Sie forderten, daß das, was einmal äußerlich durch Christum geschehen sei, nun sich auch innerlich

*) Nach Walch S. 1045.

**) Oeffentl. Bekennt. C. 18 (bei Walch S. 1049) u. tabern. Mos. ebend.

eine Verständigung war bis auf einen gewissen Grad für jeden möglich, der sich wollte zurechtweisen lassen. In der Schrift war also die heilige Schranke gegeben für alle sich selbst überlassene Schwärmerei des Gedankens. Aber eben diese Schranke wurde von den Mystikern häufig übersprungen. Sie begnügten sich nicht damit, das innere Wort neben das äußere zu stellen, es gleichsam nur als den tieferen Wiederhall dessen zu betrachten, was in der äußeren Offenbarung laut und vernehmlich uns verkündet wird; sondern sie stellten es nicht selten über die Schrift und setzten sich über die Aussprüche derselben in hochmüthigem Selbstvertrauen hinweg.

Inwieweit nun dieß auch Weigel gethan habe, mögen wir folgender Aeußerung entnehmen: *) „Das ist gewiß, wir müssen vom heiligen Geist, von der Salbung in uns gelehret werden; sonst ist alles umsonst, was man auswendig lehret oder schreibet. Wir müssen alle von Gott gelehrt werden; von innen muß herausquellen die Erkenntniß in dem Gegenwurf, und nicht vom Buch hineingetragen werden, denn dasselbe hält nicht Stich." — Auch schien die Lehre Weigels darauf hinauszukommen, nicht darum sei etwas wahr, weil es in der Bibel stehe oder weil es ein Apostel gesagt habe, sondern darum stehe es in der Bibel, und darum werde es von dem Apostel gelehrt, weil es wahr und göttlich sei. — „Es ist nicht genug," sagt er, **) „sprechen: dieser ist ein solcher Mann gewesen, er hat den heiligen Geist gehabt, er kann nicht irren. . . Was ist Kephas? Wer ist Paulus? spricht der Apostel. Wer ist dieser oder jener? Menschen sind sie. Gott, Gott, Gott ist es allein, der den Glauben wirket und Urtheil giebt zu prüfen alle Geister und Schriften." Hiemit unterwirft Weigel allerdings die heilige Schrift dem Urtheil Gottes in uns, d. i. dem inneren Worte, der inneren Stimme. Ob er aber damit gemeint habe, auch das Einzelne der Schrift müsse den Aussprüchen des inneren Wortes unterworfen und darnach erst geprüft oder gedeutet werden, oder ob er bloß meinte, unser Inneres müsse uns allerdings Zeugniß geben von der Göttlichkeit der Schrift im Allgemeinen, vermag ich nicht zu entscheiden. Im letzteren Fall müßten wir ihm Recht geben; denn wenn wir nicht irgendwie oder irgendwo einen inneren Prüfstein in uns trügen, an dem wir die Wahrheit einer Offenbarung erkennen, so könnte man uns ja eben so gut jedes andere Buch als die Bibel aufdringen. Aber nach andern Aeußerungen zu urtheilen scheint Weigel noch weiter gegangen zu sein, und z. B. die Bücher der heiligen Schrift am meisten

*) Postille Th. II. S. 61. 62. und Walch S. 1044.

**) Im güldnen Griff C. 19 (nach Walch).

geschätzt zu haben, die seiner mystischen Richtung am meisten zusagten: so nannte er die Offenbarung Johannis, welche grade Luther minder hoch gestellt hatte, „das allervornehmste Buch und den Kern der ganzen heiligen Schrift". *) So mag also Weigel allerdings die bloße subjective Stimmung mit dem Worte Gottes in uns verwechselt haben, grade wie Andere den handgreiflichen (positiven) Buchstaben mit dem Worte Gottes außer uns verwechselten.

Wie die Mystiker in der Lehre von der Schrift sich der Aeußerlichkeit derer entgegensetzten, welche die Offenbarungen Gottes so sehr in den Buchstaben der Bibel einschlossen und ihn auch damit abschlossen, daß sie jede weitere Erleuchtung des Menschen auf innerlichem und geistigem Wege für Schwärmerei hielten: so setzten sich auch die Mystiker jener äußerlichen Ansicht von der Schöpfung entgegen, wonach Gott zwar einmal Himmel und Erde geschaffen hat, nun aber mit der Welt in keine lebendige Berührung mehr tritt, sondern sie gleichsam, wie der Künstler die von ihm gefertigte Maschine, ihrem Schicksal überläßt. Wie schon Paracelsus annahm, daß Gott selbst durch die Kraft in den Dingen wirke, und so der zeitlichen Schöpfung eine ewige Schöpfung entgegensetzte, so lehrte auch Weigel Aehnliches; wobei er sich freilich, wie dieser, auf eine Weise ausdrückte, die leicht den Begriff der Schöpfung ganz aufhob und die Welt Gott gleichstellte. Eine solche pantheistische Aeußerung Weigels ist folgende:**) „Was Gott schaffet, das ist er selber; und Gott schaffet nichts, denn das er selber ist: so macht er auch nichts anders, denn das er selber ist, das ist alle Dinge; denn er ist alle Dinge." — So war auch seine Vorstellung von der Beschaffenheit des Menschen der des Paracelsus ähnlich. Auch er ließ, wie Paracelsus den Menschen aus drei Theilen, aus Leib, Seele und Geist bestehen: der Leib ist von den Elementen, die Seele aus dem Gestirn (entsprechend dem siderischen Leib des Paracelsus), der Geist aber aus Gott selbst. — Aehnlich mit Schwenkfeldt nahm er auch einen göttlichen Leib Christi an, den er neben seinem eigentlichen irdischen Leibe besessen habe; und anderes der Art mehr. —

So wenig als die Mystiker mit dem äußerlichen Begriff der Offenbarung und der Schöpfung sich begnügten, so wenig mit dem äußerlichen, bloß historischen Begriff der Erlösung. Sie forderten, daß das, was einmal äußerlich durch Christum geschehen sei, nun sich auch innerlich

*) Nach Walch S. 1045.

**) Oeffentl. Bekennt. C. 18 (bei Walch S. 1049) u. tabern. Mos. ebend.

in jedem Menschen wiederhole, und gaben den biblischen Redeweisen von einem Sterben mit Christo und einem Auferstehen mit ihm einen viel buchstäblicheren Sinn, als die sonst buchstäblichen Orthodoxen. So sagt Weigel:*) „Christi Tod und Auferstehung hilft keinem nicht von außen an; ein jedes muß es in ihnen haben; denn zu gleichem Tod sind wir mit Christo getauft und durch die Taufe mit ihm begraben. . . Ein trefflicher Irrsal ist es bei den falschen Christen, daß sie einen andern lassen das Gesetz thun, leiden und sterben, und sie wollen ohne Buße sich behelfen mit der bloß [von außen] zugerechneten Gerechtigkeit.**) Nein, in der Wahrheit, es hilft nichts von außen an; spring hoch oder nieder, das Leben Christi in dir muß es thun, der in dir wohnende Christus, nicht der, der außer dir bleibt." Das bloße Sichverlassen auf Christi Verdienst ohne eigene Anstrengung nennt er „ein Zechen auf seine Kreiden". ***)

Auch rücksichtlich der Gnadenmittel konnte sich Weigel nicht mit den gewöhnlichen Vorstellungen vom Gebet, dem Genuß der Sacramente u. s. w. begnügen. Das äußerlich gesprochene Gebet war ihm nur eine Stütze der Schwachen; das rechte Gebet bestand ihm im gänzlichen Versenken der Seele in Gott. Er nimmt hier drei Stufen von Betern an: „Die Anfangenden," sagt er, †) „bitten mit dem Munde, auch etlichermaßen mit dem Herzen, welche oft nicht wissen, was sie beten; als etliche Kranke bitten um Gesundheit, etliche Arme bitten um Reichthum, und wissen nicht, daß sie oftmals die Verdammniß bitten: solche Anbeter fallen oftmals in große Sünde und verhindern ihr Gebet selber. — Die Zunehmenden im Glauben [die zweite Stufe] bitten mit Herz und Mund zugleich, geben's Gott anheim; wie er's gebe und mache, soll ihnen lieb sein, sie beten um Geduld in Armuth, Krankheit, im Elend, und hüten sich vor Sünden, soviel sie mögen. — Die Vollkommenen [und dieß ist die Stufe, welche Weigel selbst erreicht zu haben glaubte] bedürfen keines Mundgebetes, sie beten im Geiste und in der Wahrheit; da ist eine ganze Ergebung und Aufopferung ihrer selbst, in gelassener Gelassenheit; ihr Geist wird ganz gesenket in die Gottheit, und in einem Augenblick bekommen sie Erleuchtung von Gott; denn sie beten nicht um ein Stück

*) Postille Th. III. S. 15. 16 (bei Walch S. 1054).

**) Wörtlich: mit der imputativa justitia. Auch in den folgenden Anführungen geben wir (unbeschadet der Treue) die eingemengten lateinischen Brocken deutsch wieder.

***) Postille S. 235.

†) Siehe Kirch- oder Hauspostille S. 67.

Brot oder um ein Paar Stiefeln oder um ein Hemde, sondern sie suchen allein das ewige Gut, und das andere wird ihnen zugeworfen." — Diese Vollkommenheit hat freilich etwas Schönes, aber auch ihr Gefährliches. Wer kann sagen, er bedürfe des Mundgebetes nie und in keiner Lage? und wer bedürfte nicht auch der Bitte um das tägliche Brot? Hier gehen die Forderungen der Mystik über die des Evangeliums hinaus, indem sie das Unmögliche, Unnatürliche verlangen. Den Gebrauch der Sacramente verwarf Weigel nicht geradezu, wie andere Mystiker thaten. Daß ihm aber die bloße Wassertaufe und die äußere Communion nicht genügen konnte, sondern daß er nur die als wahre Christen erkannte, welche vermöge der Geistestaufe wiedergeboren sind und welche Christi Leib und Blut geistig in sich aufnehmen, ja daß er namentlich mit andern Mystikern die Liebe über alles hochstellte, durch die wir alle Gebote erfüllen können, wird man ihm schwerlich als Schwärmerei anrechnen wollen. In solchen Hinweisungen auf das Innere lag gerade das heilsame Gegengewicht, welches die Mystik gegen die äußere Scholastik der todten Begriffstheologie bildete, und deßhalb muß man auch das Hinüberschwanken auf die entgegengesetzte Seite den damaligen Mystikern zu gut halten. — Die Summe der Weigel'schen Grundsätze läßt sich in das Wort zusammenfassen: „Mensch, lerne dich selbst und Gott kennen, so hast du genug." Die völlige Einkehr des Menschen in Gott ist ihm die wahre Sabbathruhe, das heilige Stillschweigen. Auch der Himmel ist ihm nichts Oertliches, da mit dem Eintreten des Reiches Gottes die sichtbare Welt in sich zerfällt und damit alle Oertlichkeit aufgehoben ist.

Die Sprache der Mystiker glich einer Flamme, die sich schwer bezähmen und bewachen läßt, und die leicht weiter um sich greift, als zur Erwärmung der Gefühle nöthig ist. An die Stelle der letzteren trat bei Vielen Erhitzung der Phantasie, und die Fieberglut des entzündeten Gehirns mußte nicht selten die reinere Glut des Herzens ersetzen. So wurde ein Leser der Weigel'schen Schriften, ein gewisser Esaias Stiefel von Langensalz, der mehrere Traktätchen verfaßte, beschuldigt, sich selbst für den Herrn Christum ausgegeben zu haben, was ihm eine harte Gefangenschaft zuzog.*) Andere Schwärmer, wie Ezechiel Meth, verfielen in ähnliche Behauptungen, wie sie schon bei den Wiedertäufern zur Zeit der Reformation im Schwange waren. Auch über Deutschland hinaus verbreitete sich der Hang zur Mystik, und in England trat, wenn auch in etwas verschiedener Form, Robert Fludd in die Fußtapfen des Para-

*) Vgl. Walch S. 1065 und Planck S. 85.

celsus. Noch mehr Aufsehen aber, als Valentin Weigel und sein ganzer Anhang, machte in Deutschland der berühmte Mystiker und Theosoph Jacob Böhm.

Dieser merkwürdige Mann ist geboren 1575 zu Altseidenberg, einem Marktflecken in der Oberlausitz.*) Seine Eltern waren arme Bauersleute, denen der Knabe in ihren Geschäften an die Hand ging, indem er das Vieh hütete. Schon hier war die Phantasie des sich selbst überlassenen Knaben thätig und ließ ihn in wunderlichen Gesichten Dinge schauen, die seine Anhänger später nicht unterließen als Beweise seiner göttlichen Berufung geltend zu machen, während seine Feinde sie eben so entschieden für absichtlich erlogene Märchen erklärten. Wir werden am besten thun, ihre äußere Wahrheit auf sich beruhen zu lassen.

Mit einem dürftigen Lese- und Schreibunterricht versehen trat der junge Böhm in Görlitz bei einem Schuster in die Lehre. Auch hier hatte er einst eine Vision. Als er sich nämlich allein in der Bude des Schusters befand, kam ein fremder Mann, der ein Paar Schuhe kaufen wollte. Der Lehrling, der in der Abwesenheit des Meisters nicht gern etwas verkaufte, suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er für die Schuhe einen übermäßigen Preis forderte, in der Hoffnung, der Käufer werde sich zurückziehen. Dieser zahlte aber ohne weiteres die verlangte Summe und nahm die Schuhe mit sich. Kaum war er zum Laden hinaus, als Böhm die Worte hörte: Jacob! komm' heraus! — Jacob gehorchte, wiewohl mit erschrockenem Herzen. Da sah er denselben Herrn, der die Schuhe gekauft hatte, mit funkelnden Augen vor sich stehen, und dieser sagte: „Jacob, Jacob, du bist klein; aber du wirst groß und ein ganz anderer Mann werden, so daß die Welt sich über dir verwundern wird. Sei also fromm, fürchte Gott und ehre sein Wort. Besonders lies gern in der heiligen Schrift, worin du Trost und Unterweisung finden wirst; denn du wirst viel Noth, Armuth und Verfolgung leiden müssen. Aber sei getrost und bleibe beständig; denn du bist Gott lieb, und er ist dir gnädig."

Böhm führte hinfort eine eingezogene Lebensweise und ward von seinen Mitgesellen nicht selten wegen seiner Frömmigkeit verspottet. Nach überstandener Lehrzeit begab er sich auf die Wanderschaft, erwarb sich

*) Vgl. über ihn (außer Walch und Planck) Adelung, Geschichte der menschlichen Narrheit im 2. Bd. Franz Horn, Geschichte der Beredtsamkeit I. S. 236 ff. Menzel, Geschichte der Deutschen Bd. VI. Wullen, Jacob Böhms Leben und Lehre (Stuttgart 1836); den Artikel von Rätze in der Hall. Encyklopädie unter „Böhm" so wie den von Auberlen in Herzogs Realenc. II. S. 265 ff. Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Kirche. S. 421 ff. Für die Lehre, außer Wullen, Umbreit, Jacob Böhme (Heidelberg 1835) und Baurs christl. Gnosis S. 557 ff.

dann 1594 in Görlitz das Meisterrecht und heirathete die Tochter eines dortigen Fleischhauers. Aber schon auf seiner Wanderschaft hatte Böhm fortwährend den religiösen und philosophischen Ideen nachgehangen, wie sie durch Paracelsus, Weigel u. A. hie und da verbreitet waren, in seiner eigenthümlichen Geistesstimmung aber eine tiefere Nahrung fanden. Schon hier war er einst, wie er sich ausdrückt, „durch den Zug des Vaters in dem Sohne dem Geiste nach in den heiligen Sabbath und Ruhetag der Seele versetzt worden, worin er sieben Tage lang in höchster göttlicher Beschaulichkeit verweilte.“ Auch als Schustermeister setzte er dieses beschauliche Leben fort, und ebenso stellten sich die Visionen von Zeit zu Zeit wieder ein. Eine der merkwürdigsten war die, welche er im Jahr 1600 im 25. Jahre seines Alters hatte, wo er durch den Anblick eines zinnernen Gefäßes „als eines lieblichen jovialischen Scheines“ von einem Strahl des höhern Lebens sich ergriffen und in „das Centrum der geheimen Natur sich hineinversetzt“ glaubte. Man muß sich dabei erinnern, daß die Natur der Metalle in dem System der Mystiker eine wichtige Rolle spielte, um zu begreifen, wie der Anblick eines zinnernen Gefäßes, das uns alle sehr kalt lassen würde, eine solche Wirkung auf Böhms Einbildungskraft hervorbringen konnte. Zu diesen Visionen kam der Umgang mit einigen Aerzten, welche gleichfalls den geheimen Wissenschaften ergeben waren und durch ihre gelehrtere, paracelsische Sprache auf Böhms Ausdrucksweise einigen Einfluß übten. Genug, Böhm fühlte sich um's Jahr 1610 angeregt, als Schriftsteller auf diesem Gebiete aufzutreten. Das erste Werk, das er an's Licht treten ließ, führte den Titel: „Morgenröthe im Aufgang, das ist die Wurzel oder Mutter der Philosophiae, Astrologiae und Theologiae aus rechtem Grunde; oder Beschreibung der Natur, wie alles gewesen und im Anfang geworden ist, wie die Natur und Elementa creatürlich worden sind, auch von beiden Qualitäten, bösen und guten; woher all Ding seinen Ursprung hat, und wie es jetzt stehet und wirket, und wie es am Ende der Zeit werden wird, auch wie Gottes und der Höllen Reich beschaffen ist, und wie die Menschen in jedes creatürlich wirken; alles aus rechtem Grunde und Erkenntniß des Geistes im Wallen Gottes mit Fleiß gestellet durch Jacob Böhmen in Görlitz im Jahr Christi 1612, seines Alters 37 Jahr, Dienstag im Pfingsten.“

Anfänglich war es Böhms Absicht nicht, die Schrift drucken zu lassen, sondern ein ihm befreundeter Adlicher (Karl von Enderen), dem er sie mittheilte, ließ sie durch Abschriften vervielfältigen, und von diesen Abschriften fiel eine dem Pastor Primarius von Görlitz, Gregorius

Richter, in die Hände. Dieser war ein streng lutherischer Orthodox, ein arger und gewaltiger Polterer. Daß ein ungelehrter Schuster es wage, von seinem Leisten weg in die Theologie zu pfuschen, erschien dem gelehrten Manne als ein gräulicher Eingriff in die gelehrte Zunftgerechtigkeit. Er unterließ nicht, seinen Eifer dagegen auf der Kanzel laut werden zu lassen, ja er bedrohte Görlitz mit dem Schicksal von Sodom und Gomorrha, wenn es einen solchen Irrlehrer länger in seinen Mauern dulde. Der Magistrat, der sich sofort in die Sache mischte, forderte Böhm die Handschrift seines Werkes ab, verwahrte sie unter Schloß und Riegel auf dem Rathhause, und untersagte ihm das Bücherschreiben, dem Pastor aber das Poltern auf der Kanzel. Beide gehorchten jedoch nur für einige Zeit. Böhm nahm sich zwar ernstlich vor, nichts mehr zu schreiben; aber diesen Entschluß seines „äußeren Menschen“ mußte er, wie er sich selbst ausdrückt, an seinen „inneren Menschen“ gefangen geben. Auch munterten ihn viele bedeutende Personen, namentlich mehrere Adliche auf, sein Talent nicht zu vergraben; und als das lässig betriebene Schusterhandwerk endlich aufgegeben werden mußte, unterstützten ihn diese vornehmen Gönner reichlich genug, als daß er nicht von nun an seinem Schriftstellerberuf mit ungestörter Muße hätte nachleben können. So folgten seit dem Jahr 1619 seiner „Morgenröthe im Aufgang“ noch mehrere andere Schriften, unter denen sein „Weg zu Christo“ eine der berühmtesten ist. Aber um so grimmiger brach nun auch der Zorn des Primarius Gregorius Richter wider ihn aus. Eine Privatangelegenheit half diesen Zorn erhöhen, und dient zugleich dazu, uns einen Beweis von der niedrigen Gesinnung dieses Zeloten und von dem sittlichen Zustande der Zeit überhaupt zu geben. Ein junger Bäcker, ein Verwandter Böhms, hatte kurz vor Weihnachten von dem Prediger einen Thaler entlehnt. Diese Schuld hatte er nach dem Feste wieder abgetragen und aus Dankbarkeit einen „Striezel“ (Butterwecken) als Geschenk beigefügt, in der Meinung, daß ihm der Pastor die Zinsen erlassen werde. Aber der Pastor verlangte zu dem Striezel auch noch die Zinsen, die der Thaler in vierzehn Tagen getragen hatte, und dräuete dem armen Schuldner mit dem göttlichen Fluche, wenn er dieselben nicht erlege. Böhm wollte sich des unglücklichen Verwandten, der an seiner Seligkeit zu zweifeln anfing, annehmen, und machte dem Prediger deßhalb einen Besuch, um ihn zur Nachsicht zu bewegen. Dieser aber war so ungehalten auf Böhm, daß er in lautes Toben und Schelten ausbrach,*) und den Pantoffel auf ihn schleuderte.

*) Abeas, nunquam redeas, pereas male sutor! Calceus in manibus sit tibi, sed non calamus!

Böhm in aller Gelassenheit hob den Pantoffel auf, stellte ihn zu des ergrimmten Mannes Füßen, und verabschiedete sich mit den Worten: „Herr, zürnet nicht! ich thue euch kein Leid, seid Gott befohlen." Aber die feurigen Kohlen, welche Böhm durch dieses Benehmen auf des Pastors Haupt sammelte, erglühten, statt in Scham, nur in erhöhtem Zorn, und schlugen vollends in Flammen aus, als er den Sonntag darauf wieder die Kanzel bestieg. Da nannte er Böhmen öffentlich einen Aufrührer, einen unruhigen, leichtfertigen Mann und Ketzer, einen Tumultuanten und Resistenten des heiligen Predigtamts u. s. w., und forderte den Magistrat und die Bürgerschaft von Görlitz auf, das Racheschwert wider ihn zu ergreifen, damit Gott nicht Ursache habe, „in seinem Zorn die Stadt versinken zu lassen, gleichwie geschehen den Aufrührern, die dem Moses widerstanden". Böhm stand während der ganzen Predigt an einen Pfeiler gelehnt der Kanzel gegenüber. Nach vollendetem Gottesdienst, als das Volk sich verlaufen hatte, trat er noch in der Kirche zu dem Prediger, der mit dem Capellan gegenwärtig war, und bat ihn bescheiden, ihm seine Missethaten zu nennen, damit er sich bessern könne. Der Prediger aber antwortete ihm: „Hebe dich weg von mir, Satan! trolle dich in den Abgrund der Höllen mit deiner Unruhe! kannst du mich nicht zufrieden lassen? mußt du mich hier beschimpfen und molestiren? siehst du nicht, daß ich ein Geistlicher bin und in meinem Amt gehe?" Böhm erwiderte, er bitte ja nur, ihm zu sagen, was er ihm zu leide gethan, und bat den Capellan, ihm bitten zu helfen. Aber der Primarius rief seinem Bedienten zu, er solle die Stadtknechte holen, um den Bittenden in den Thurm zu werfen; doch suchte dieß der Capellan zu verhindern. Böhm ging schweigend nach Hause. Aber des andern Tages versammelte sich der Magistrat, um über den Vorfall zu richten. Böhm sowohl, als der Pastor wurden vorgeladen. Der erstere erschien als ein gehorsamer Bürger, betheuerte aber, nicht zu wissen, womit er den Prediger beleidigt hätte. Der stolze Primarius aber, von dem Böhm nachwärts sagte, „er habe unter dem Purpurmantel Christi des Satans Hammer getragen", *) gerieth über die Vorladung in gewaltigen Zorn. „Er habe," ließ er den Rathsherren sagen, „auf ihrem Gerichts- und Rathhause nichts zu thun; was er zu sagen habe, das sage er an Gottes Statt von der Kanzel, da sei sein Rathstuhl und Professionbank; was er da gesagt habe, dem sollten sie nachkommen und den leichtfertigen, losen, verwegenen Ketzer aus der Stadt verweisen, auf daß er nicht mehr dem hei-

---

* Wullen S. 31.

ligen Predigtamt widerstehe und die Strafe Korah, Dathan und Abiram über die ganze Stadt bringe." Diese Antwort erschreckte die Rathsherren dergestalt, daß sie, aus Furcht vor der „Vehemenz" ihres Predigers auf der Kanzel, seinem Begehren willfahrten und den armen Schuster durch die Gerichtsdiener aus der Stadt bringen ließen. Nur wenige Mitglieder des Rathes widersetzten sich der heillosen Menschenfurcht und verließen unwillig die Versammlung. Böhm gehorchte ohne Widerrede auch dem ungerechten Beschluß seiner Obrigkeit. Er bat nur, noch einmal in sein Haus gehen zu dürfen und die Seinigen mitzunehmen, oder, wenn dieß nicht sein könne, sie wenigstens zu trösten. Aber auch diese Bitte wurde ihm abgeschlagen. Er habe gehört, hieß es, daß er stracks vom Rathhause mit Schimpf und Spott zur Stadt hinausgeleitet werden sollte. Dieß geschah auch wirklich. Doch bald besann sich der Rath eines Bessern, und der Verbannte konnte vor Ablauf von 24 Stunden wieder mit Ehren in die Stadt zurückkehren. *) Auch jetzt noch hatte Böhm manche Anfechtungen zu erdulden. Auf den Ruf einiger Freunde hatte er sich nach Dresden begeben: aber auch dahin verfolgte ihn die Rache des Gregorius Richter. Er bewirkte, daß Böhm vor das dortige Consistorium beschieden wurde. Eine Prüfungsbehörde von Theologen und Mathematikern wurde niedergesetzt, unter welcher sich auch der durch seine Orthodoxie berühmte Hoe von Hoenegg befand. Ob die Versammlung eine amtliche, oder, wie man annimmt, ein theologisches Gastmahl gewesen, wozu Böhm geladen wurde, kann uns gleichgültig sein. Jedenfalls behandelten die versammelten Geistlichen den seltsamen Mann mit weit mehr Humanität, als der Görlitzer Priester. Sie gaben ihm sogar Beweise ihrer Achtung. Der berühmte Dogmatiker Johann Gerhard **) erklärte, „er wolle die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen helfen," worauf ein andrer eben so gelehrter Mann (Dr. Meisner) erwiderte: „Ich auch nicht, Herr Bruder! wer weiß, was dahinter steckt? Wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben, noch begreifen, ob es recht, schwarz oder weiß sei. Gott bekehre den Mann.

*) Adelung sucht die ganze Geschichte von der Verweisung und Zurückberufung Böhms zu bezweifeln, doch nur aus Gründen einer ziemlich subjectiven Kritik. —

**) Wenn auch Gerhard, wie neuere Untersuchungen zeigen, nicht in jener Versammlung war, so hat er doch bei anderer Gelegenheit in der angeführten Weise sich geäußert; der Brief des Augenzeugen, dem dieser Zug entnommen ist, macht durchaus „den Eindruck eines Mannes, der nicht panegyrisiren, sondern lediglich historisch berichten will." Tholuck, in der Zeitschr. für christliche Wissensch. 1852. S. 197.

so er irret, und erhalte uns bei seiner göttlichen Wahrheit, er gebe uns dieselbe je länger je besser zu erkennen, auch Sinn und Muth, sie auszusprechen und Vermögen, sie fortzupflanzen." Ein Beweis, daß nicht alle Orthodoxen der damaligen Zeit dieselbe unduldsame Sprache führten, sondern daß gerade die Angesehensten und Gelehrtesten unter ihnen noch billiger urtheilten, als der Haufe der Schreier. Wenige Zeit nachher starb das Haupt der letztern, Gregorius Richter; bald darauf aber auch unser Böhm selbst, der wieder nach Görlitz zurückgekehrt war. Sein Ende war erbaulich. „Nun fahre ich in's Paradies!" das waren seine letzten Worte. Aber auch noch in den Tod verfolgte ihn der Eifer einer beschränkten Glaubensdespotie. Weder der neue Primarius Niclaus Thomas, noch der Geistliche, der ihm auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl gereicht hatte, wollten ihm die Leichenpredigt halten; und als der letztere vom Rathe dazu gezwungen ward, hob er seine Rede damit an, zu bekennen, daß er lieber Einem zu Gefallen zwanzig Meilen weit gegangen wäre, als diese Predigt zu halten. Die Freunde des Verstorbenen ließen demselben ein mit mystischen Figuren ausgeziertes Kreuz setzen; dasselbe ward aber vom Pöbel beschmutzt und endlich zerschlagen. Abraham von Frankenberg, einer der Hauptanhänger Böhms, giebt uns von dem merkwürdigen Manne folgende Schilderung: „Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehn, kleiner Statur, niedriger Stirn, erhabenen Schläfen, etwas gekrümmter Nase, grauen und fast himmelbläulich glänzenden Augen, kurzem dünnen Barte, kleinlautender Stimme, doch aber holdseliger Rede, züchtig in Geberden, bescheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden und sanftmüthig von Herzen." Er starb im November des Jahres 1624.

Seine Schriften erhielten wie die Schriften Weigels, ja noch mehr als diese, einen zahlreichen Anhang von Verehrern; man nannte ihn schlechthin den deutschen Philosophen (Philosophus Teutonicus);*) aber auch an Gegnern fehlte es nie. Bis auf die neuesten Zeiten herab finden wir die Urtheile über ihn sehr getheilt. Als der Eifer der Orthodoxen nachließ, fielen die Männer der Aufklärungsperiode eben so unbarmherzig über ihn her. Aber trotz der Verketzerungen von beiden Seiten hatte Böhm unter Hohen und Niedern, unter Gelehrten und Ungelehrten seinen Anhang. Während hier in einem abgelegenen Berg-

*) Diesen Namen soll ihm zuerst beigelegt haben Dr. Balthasar Walter, der Vorsteher des chemischen Laboratoriums in Dresden. Sechs Jahre lang hatte dieser Mann in Arabien, Syrien und Aegypten sich aufgehalten, nach Weisheit forschend, bis er endlich auf Böhms Schusterbank fand, was er dort vergeblich gesucht hatte. Auberlen a. a. O.

dorfe eine stille Separatistengemeinde bei'm nächtlichen Schein der Lampe um das vererbte Familienexemplar der Böhm'schen Schriften in aller Andacht sich versammelt, erklärt dort ein begeisterter Jünger der neuern philosophischen Schule vom Katheder herab, daß von dem großen Plato bis zu Meister Hegel herab keiner würdig sei, des tiefsinnigen Schusters Schuhriemen zu lösen. Aber nicht Mystiker und Naturphilosophen allein verkündeten eifrig sein Lob. Soll doch auch Lichtenberg, der keins von beiden war, Böhm für den größten deutschen Schriftsteller erklärt haben*) rücksichtlich der Kraft und Lebendigkeit seines Stils; wogegen dann freilich wieder ein andrer Gelehrter, der in der deutschen Sprachlehre längere Zeit als Autorität galt, Adelung, dem „Pechritter", wie er ihn verächtlich nennt,**) die einzige Ehre anthat, daß er ihm in der Geschichte der menschlichen Narrheit eine der ersten Stellen einräumte.

Indem unsere Aufgabe nicht erheischt, zu zeigen, wie weit Jacob Böhm die Philosophie und die Sprache an sich gefördert, so verzichten wir auch darauf, ihm seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte dieser Wissenschaften anzuweisen. Wir haben bloß seine Bedeutsamkeit für die Geschichte der religiösen Entwicklung des deutschen Volkes, so wie seine Bedeutsamkeit für die Geschichte des Protestantismus überhaupt zu erwägen; und dabei werden wir die möglichste Unparteilichkeit zu beobachten suchen.

Ehe wir noch dem Inhalte der Böhm'schen Lehre näher treten, muß sich uns schon das als eine erfreuliche Wahrnehmung herausstellen, daß der Mysticismus der damaligen Zeit, bei allen Verirrungen, die ihm anhaften mochten, doch einen hohen Grad von Duldsamkeit erblicken läßt, der Intoleranz der Zeit gegenüber. Mag es auch sein, daß gedrückte Parteien oft nur so lange die Duldsamkeit predigen, bis sie selbst die Unduldsamkeit gegen Andersdenkende ausüben können, so kann ich mir doch nicht wohl denken, daß der Mysticismus, wie er sich in den Schriften eines Weigel und Böhm ausspricht, je unduldsam gegen Andere geworden wäre, er hätte sich denn selbst verleugnen müssen. Eben das Bekenntniß, daß die Sache der Religion nichts Aeußerliches sei, daß sie sich somit auch nicht mit äußerer Gewalt erzwingen lasse, mußte jeden Versuch fern halten, durch Gewaltmittel auf die Ueberzeugung Anderer wirken zu wollen. Es giebt freilich außer dieser groben Unduldsamkeit noch eine feinere, eine Unduldsamkeit des Herzens, die zwar nicht zu

*) Siehe Menzel VI. S. 25.
**) Adelung a. a. O. S. 225.

Feuer und Schwert greift, die aber im Stillen gegen die Andersdenkenden das Urtheil der ewigen Verdammniß ausspricht und ihnen durch ihr ganzes Betragen zu erkennen giebt, daß sie die Irrenden für verloren halte. In einen solchen geistlichen Hochmuth verfielen allerdings manche Mystiker; doch glaube ich, daß Böhm seiner Anlage nach auch davon fern war, wenn er gleich hie und da in seinen Urtheilen über Andere sich zu weit führen ließ. Gesetzt daher auch, er sei in vielen Dingen ein Schwärmer gewesen, so schwärmte er auf seinen Kopf, und diese gutmüthige Schwärmerei ist gar sehr zu unterscheiden von dem ungeistlichen Eifer des Fanatismus, der in Ermanglung der innern Kraft und Befriedigung nach außen wüthet. Auch in dieser praktischen Beziehung bildete der Mysticismus einen wohlthätigen Gegensatz sowohl gegen die päpstliche Kirche der damaligen Zeit, als auch gegen die lutherische und reformirte Orthodoxie, wie wir sie in den früheren Vorlesungen kennen gelernt haben. Es mag uns willkommen sein, noch einige Aeußerungen Böhms über die Gewissensfreiheit zu vernehmen, die uns Zeugniß geben von seiner ächt protestantischen Gesinnung in diesem so wichtigen Punkte.

„O ihr blinden Menschen,*) lasset ab vom Zanke und vergießet nicht unschuldig Blut, und verwüstet darum nicht Land und Städte nach des Teufels Willen und Gutdünken; sondern ziehet an den Helm des Friedens und gürtet euch mit Liebe gegeneinander, und braucht euch der Sanftmuth. Lasset ab von Hoffart und Geize, mißgönne keiner dem andern seine Gestalt, lasset euch das Zornfeuer nicht anzünden, sondern lebet in Sanftmuth, Keuschheit, Freundlichkeit und Reinigkeit: so seid und lebet ihr alle in Gott."

An einem andern Orte:**)

„Darum ist es ein Unbilliges, daß die Welt also tobet, schändet und schmähet, so sich die Gaben Gottes in dem Menschen ungleich erzeigen, und nicht alle einerlei Erkenntniß haben. Was kann ihm ein Mensch nehmen, so es nicht in ihm erboren wird, welches doch nicht in menschlicher Wahl stehet, wie er's begehret; sondern wie sein Himmel in ihm ist, also wird auch Gott in ihm offenbar: denn Gott ist nicht ein Gott der Zerstörung in der Geburt, sondern ein Erleuchter und Anzünder, und hat eine jede Creatur ihr eigen Centrum in sich, sie lebe

---

*) Von den Principien des göttlichen Wesens Cap. 9 §. 16. Vgl. Umbreit über Jacob Böhm S. 33.

**) Theos. Sendbriefe, siehe Umbreit S 37.

gleich in Gottes Heiligkeit oder in Gottes Zorn; Gott wird aber in allen Creaturen offenbar sein."*)

Wieder an einem andern Orte:**)

„Wo man zum Schwert, zu Feuer und Verwüstung von Land und Leuten greift, da ist kein Christus, sondern des Vaters Zorn, und der Teufel ist Aufblaser. Denn das Reich Christi lässet sich nicht also finden, sondern in der Kraft, wie das Exempel der Apostel Christi ausweiset, welche nicht Rache lehrten, sondern ließen sich verfolgen, und beteten zu Gott: der gab ihnen Zeichen und große Wunder, daß die Völker haufenweis zufielen. Also wuchs die Kirche Christi mächtig, daß sie fast die Erde beschattete. Nun, wer ist dann der Verwüster derselben? Siehe, thue die Augen recht auf, es ist am Tage, und muß an Tag kommen, denn Gott will's haben um der Lilien willen: das ist der Gelehrten Hoffart." —

„Spricht auch***) ein Kraut, Blume, Baum zum andern: „„Du bist sauer und dunkel, ich mag nicht neben dir stehen""? Haben sie nicht alle eine Mutter, daraus sie wachsen, also auch alle Seelen aus Einer, alle Menschen aus Einem? Warum rühmen wir uns Kinder Gottes, so wir doch unverständiger sind als die Blumen und das Kraut auf dem Felde? Ist's nicht auch also mit uns, daß Gott seine Weisheit in uns offenbaret? Gleichwie er die Tinctur der Verborgenheit in der Erde durch die Erde mit schönen Gewächsen offenbaret, also auch in uns Menschen; wir sollen uns vielmehr darüber erfreuen und uns herzlich lieben, daß Gott seine Weisheit in uns so vielfältig offenbaret. Der aber richtet und verdammet auf dem gottlosen Wege, welcher nur in Hoffart lauft, sich sehen zu lassen, der ist der Treiber zu Babel, ein drehend Rad, das nur Zank aufbläset."

Abermals an einem Orte:†)

„Ich habe mit den Kindern Gottes wegen ihrer ungleichen Gabe keinen Zank; ich kann sie in mir alle einigen, ich gehe mit ihnen nur auf's Centrum, so habe ich die Probam aller Dinge."

Ferner:††)

„Träget doch eine Biene aus vielen Blumen Honig zusammen; ob manche Blume gleich besser wäre als die andere, was fraget die Biene

*) Dieß galt ihm auch von Juden und Heiden, s. Umbreit S. 34.

**) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 41.

***) Siehe Umbreit S. 50 (aus eben der Schrift).

†) Theos. Sendbriefe, 12. Brf. §. 43. Umbreit S. 51.

††) Aus eben diesen Briefen b. Umbreit S. 56.

darnach? Sie nimmt, was ihr dienet; sollte sie darum ihren Stachel in die Blume stechen, so sie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Mensch thut? Man streitet um die Hülsen, und den edeln Saft, der zum Leben dient, lässet man stehen."

„Liebe Herren und Brüder,*) lasset uns Christo die Ehre geben, und uns untereinander freundlich mit züchtigen Worten und Unterweisung begegnen; thue einer dem andern seine Gaben in brüderlichem Willen dar. Denn es sind mancherlei Erkenntniß und Auslegungen; so sie nur aus dem Sinne Christi gehen, so stehen sie alle in Einem Grunde."

„Wir sollen uns wegen der ungleichen Gaben nicht verfolgen, sondern vielmehr in der Liebe untereinander erfreuen, daß Gottes Weisheit so unausschöpflich ist, und denken auf das Künftige, wie uns so wohl geschehen soll, wenn alle diese Wissenheit wird aus einer und in einer Seelen offenbar werden, daß wir alle Gottes Gaben erkennen und unsere Freude an einander haben werden, und sich jeder des Andern Gabe erfreuen wird, wie die schönen Blumen in ihren unterschiedlichen Farben und Tugenden auf der Erden nebeneinander in einer Mutter sich erfreuen."

Diese Stellen, welche sich in der That auf einem damals noch von Ketzerblut getränkten Boden als liebliche Blumen ausnehmen und aus den zornigen Wolken eines verdüsterten theologischen Himmels als freundliche Sterne leuchten, mögen uns wohl einiges Zutrauen geben, der Lehre des Mannes einige Aufmerksamkeit zu schenken; und wenn wir denn auch unter seinen Gaben hie und da etwas finden werden, was uns weniger anspricht, so wollen wir auch hier seine Mahnung nicht vergessen — „auf das Centrum zu dringen".

Daß Jacob Böhm auf das äußere Gerüste der theologischen Gelehrsamkeit wenig Werth legen mußte, weil er eben darin eine Quelle der Intoleranz sah, können wir ihm bei den traurigen Erfahrungen, die er an den Orthodoxen seiner Zeit gemacht hatte, nicht verdenken, wenn er auch bisweilen, wie die meisten, die durch die Kraft des eignen Genies sich emporgehoben haben, die Bedeutung der Wissenschaft zu tief herabsetzen mochte. Damit hing auch der geringe Werth zusammen, den er überhaupt auf den Buchstaben legte, weßhalb er, ähnlich wie Schwenkfeldt, Weigel u. a. Mystiker, gleichfalls das innere Wort über das äußere stellte und sich gelegentlich sehr derb über die ausdrückte, welche

*) Von der Gnadenwahl Cap. 13. Umbreit S. 59.

meinten, aus Büchern, und wäre es auch aus dem Bibelbuche selbst, die Gottseligkeit erlernen zu können. „Es ist nicht genug," sagt er,*) „daß du alle Bücher auswendig lernest, und wann du Jahr und Tag stündest und läsest alle Schriften und könntest gleich die Bibel auswendig, so bist du damit nichts besser vor Gott, als ein Säuhirte, der diese Zeit die Säue gehütet hat, oder ein armer Gefangener in der Finsterniß, der des Tages Licht dieser Zeit nicht gesehen hat."

An einem andern Orte**) heißt es:

„Ob nun zwar die Vernunft***) nur schreiet: Schrift und Buchstaben her! so ist doch der äußere Buchstabe allein nicht genug zu der Erkenntniß, wiewohl er der Anleiter des Grundes ist: es muß auch der lebendige Buchstabe, welcher Gottes selbständiges ausgesprochenes Wort und Wesen ist, in der Leiterin des ausgesprochenen Wortes im Menschen selber eröffnet und gelesen werden, in welchem der heilige Geist der Leser und Offenbarer selber ist."

Aehnlich wie Weigel, so unterscheidet auch Böhm überall das historische Christenthum von dem innern; und das erstere hat nur Bedeutung, wenn es im letztern sich wiederholt. „Das Reich Christi," sagt er,†) „wuchs nicht allein in der Kraft, sondern meistentheils in der Historien ....; und als nun die historische Christenheit neben den rechten Christen wuchs, so stund das Scepter allein bei den Gelehrten, die erhoben sich und machten sich mächtig, und der Einfältige gab ihnen alles Recht." — In seinem Eifer gegen dieses bloße historische Aneignen des Christenthums und gegen den Autoritätsglauben läßt er sich dann allerdings zu harten Behauptungen hinreißen, die nicht immer zu der von ihm gepriesenen Duldsamkeit stimmten, und mit dem Ausdruck „Larvenpfaffen, Baalspfaffen", womit er die Diener der sichtbaren Kirche bezeichnete, und wobei er freilich zunächst Männer wie den Hauptpastor Richter im Auge haben mochte, mußte er auch manchen würdigen Mann kränken und dessen Wirksamkeit über die Gebühr herabsetzen. So verkannte er z. B. ganz die weise Beschränkung des menschlichen Fürwitzes von Seiten gewissenhafter und bescheidener Theologen, welche dem Grübelgeist damit Einhalt thaten, daß sie behaupteten, Gottes Wesen sei un-

*) Vom dreifachen Leben des Menschen Cap. 7. Umbreit S. 53.

**) Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen. Umbreit S. 66.

***) Unter Vernunft kann Böhm hier nicht das speculative Vermögen verstehen, sondern (wie aus dem Zusammenhang hervorgeht) die todte, mechanische Gelehrsamkeit, den verständigen Positivismus.

†) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 42 u. 43.

rgründlich. Er sah darin nur strafbare Trägheit und Dumpfheit des Geistes. „Unsere Theologi," sagt er,*) „legen sich mit Händen und üßen dawider, ja mit ganzem Vermögen, mit Verfolgung und Schmäen, daß man nicht soll forschen vom tiefen Grunde, was Gott sei, man oll nicht in die Gottheit grübeln und forschen. So ich soll deutsch davon eden, was ist's aber? Ein Koth und Unflath ist es, daß man den Teufel verdecket und die inficirte Bosheit des Teufels im Menschen zuedeckt, daß man beides, den Teufel, den Zorn Gottes und die unartige öse Bestia im Menschen nicht kenne." Allein Böhm verwechselt hier offenbar, wie alle Mystiker und speculativen Köpfe seiner Art, die eigentiche praktische Gotteserkenntniß, wie sie uns durch Schrift und Gewissen gegeben ist und wie sie allein zur Erkenntniß des Heils frommt, mit nem neugierigen Wissen um des Wissens willen, das den Menschen o oft, statt in die rechte Demuth des Geistes, zu einem anmaßlichen Hochmuthe führt. Dieser Mangel an Bescheidenheit und ächter Philoophie führte ihn gerade in der Lehre von Gott auf ähnliche Irrthümer, ie wir sie schon bei Paracelsus und Weigel kennen gelernt haben: d. h. uch er streifte an den Pantheismus, indem er (was ihm immerhin als Verdienst mag angerechnet werden) einer todten, mechanischen Auffassung er göttlichen Dinge gegenüber eine tiefere und lebendigere Ansicht zu egründen sich bestrebte.

Der gewöhnlichen Ansicht nämlich, welche Gott außer der Welt, och über den Sternen sucht, setzte Böhm überall die Ansicht entgegen, elche Gott im Innern wiederfindet, und dieser Gott in uns war ihm e Hauptsache. Hören wir ihn selbst.**)

„Du darfst nicht sagen: wo ist Gott? Höre du blinder Mensch, du best in Gott, und Gott ist in dir, und so du heilig lebest, so bist du lber Gott; wo du nur hinsiehest, da ist Gott." Die Worte: „so bist u selber Gott", sind nun allerdings der Mißdeutung fähig, und ir merken es wohl, wie gar nöthig bei aller Achtung vor der mystischen iefe Böhms die Behutsamkeit in der Würdigung seiner Schriften sei. — Weiter fährt er fort: „Wann du die Tiefe zwischen Sternen und rden ansiehest, wolltest du sagen: Das ist nicht Gott, oder hie ist nicht ott? O du armer verderbter Mensch, laß dich unterweisen; denn in r Tiefe über der Erden, da du nichts siehest und erkennest und sprichst: a ist nichts — daselbst ist gleichwohl der lichtheilige Gott in seiner

*) Von den Principien des göttlichen Wesens Cap. 3. Umbreit S. 63.
**) Aurora Cap. 22 §. 46.

Dreifaltigkeit, und wird allda erboren, wie in dem hohen Himmel über dieser Welt."

An einer andern Stelle heißt es:*)

„Gott ist im Himmel, und der Himmel ist im Menschen; will aber der Mensch im Himmel sein, so muß der Himmel im Menschen offenbar werden."

Und wieder an einem andern Orte:**)

„So wir nun wollen unser Gemüth erheben und forschen nach dem Himmel, da Gott innen wohnet, so können wir nicht sagen, daß Gott allein über den Sternen wohnet, und also eine Veste um sich habe geschlossen, da niemand hinein käme, es würde ihm denn aufgethan, welcher Gedanke die Menschen fast narret; dort aber auch können wir nicht sagen, wie Etliche vermeinen, Gott der Vater mit dem Sohne sei also im obern eingesperrten Himmel mit den Engeln, und regiere also allhier in dieser Welt nur mit dem heiligen Geist, welcher vom Vater und Sohne ausgeht. Diese Gedanken alle haben noch keine rechte Erkenntniß von Gott, denn also wäre Gott zertheilet und wäre umfaßlich gleich der Sonnen, welche hoch über uns schwebet, und ihre Kraft und Licht zu uns schießt, daß also die ganze Tiefe licht wird und überall wirket."***) —

Wir haben vorhin eine Stelle angeführt, in welcher Böhm den Menschen selbst Gott nennt, wenn er vom göttlichen Leben durchdrungen ist. An andern Stellen sucht er jedoch diesem Mißverstand zu begegnen und sich vor dem Vorwurf des Pantheismus oder der Gleichstellung von Gott und Creatur zu reinigen. †)

„Man muß allezeit," sagt er, „die Menschheit und die Gottheit unterscheiden und den menschlichen Willen von Gottes Willen.... Wir sind wohl seine lieben Kinder, aber aus dem Etwas gezeugt....; greife ein jeder in seinen Busen und schaue sich doch, was er sei, und denke ja nicht, daß er Gott gleich sei oder Gott selber sei: eine Offenbarung Gottes sind wir wohl, als das Instrument seiner Harmonie, wir sind seine Pfeife, dadurch er pfeifet." — Man muß sich überhaupt hüten (so scheint es mir wenigstens), eine durchgehende Consequenz in den Schriften der Mystiker zu suchen. Eben weil sie die Worte nicht abwägen und häufig der Bilder sich bedienen, begegnet es ihnen auch, daß sie in einen Ausdruck bald mehr bald weniger hineinlegen. Alles ist auf den unmit-

*) Theos. Sendbriefe, 12. Brief. Umbreit S. 57.

**) Von den drei Principien Cap. 7. Umbreit S. 72.

***) Vgl. auch 177 Fragen von göttlicher Offenbarung. Umbreit S. 77.

†) Von dem Irrthum der Secten Stiefels und Meths, bei Umbreit S. 81 u. 82.

telbaren Eindruck, auf Phantasie und Gefühl berechnet, daher das Schlagende, das Ueberraschende ihrer Behauptungen, das oft gerade durch den scheinbaren Widerspruch einen Reiz für den forschenden Geist in sich schließt, weiter zu bringen und den Widerspruch zu heben. — Zu allen Zeiten hat diese glühende, flackernde und aufblitzende Schreibart, wie sie auch eine Zeit lang unter uns zur Mode geworden, ihre Liebhaber gefunden, da zu jeder Zeit die verwöhnten Gaumen die gewürzte Speise der einfachen Leibeskost vorziehen. Aber wie man nach einiger Sättigung von jener gerne wieder zu dieser zurückkehrt, so dürfte auch in den Angelegenheiten des Geistes die klare, besonnene Sprache, wenn sie nur mit dem rechten Ausdruck des Gefühls begleitet ist, auf die Länge einen reichern und sicherern Segen stiften. Dieß soll uns aber nicht abhalten, das Gute zu erkennen, das die Mystik zu ihrer Zeit gewirkt hat, um so mehr, da durch sie vorzüglich die Bahn gebrochen wurde, auf welcher wir dann auch wieder eine besonnenere Gotteslehre mit dem Leuchter des Heils und der Palme des Friedens werden einherwandeln sehen.

Siebenzehnte Vorlesung.

Noch etwas über Böhm und seine Schriften. Johann Arndt und „das wahre Christenthum".

Es bleibt uns noch einiges von der Lehre Jacob Böhms zu betrachten übrig, mit dessen Persönlichkeit wir uns vorläufig bekannt gemacht haben. Es würde uns zu weit führen, einen vollständigen Abriß seines mystischen Systems zu geben; manches darin würde uns auch unverständlich sein, und ich traue mir weder das Geschick zu, noch maße ich mir den Beruf an, der Deuter der geheimen Zeichen zu werden, mit denen er an dem einen Orte seine tiefern Geistesblicke, an dem andern wieder seine wunderlichen Träume und Einfälle auf eine vielleicht ihm selbst nicht immer verständliche Weise kundgab. Wir können seine physikalischen Irrthümer, seine fabelhaften Naturbilder, seine paracelsischen Phantasiesprünge in das Geisterreich, seine metallischen und astronomischen Berechnungen mit dem ganzen wunderlichen Apparate derselben ruhig bei Seite liegen lassen, und uns allein an das halten, was mit dem christlichen Leben überhaupt und der protestantischen Theologie der damaligen Zeit insbesondere in genauerer Verbindung steht. In dieser Beziehung haben wir einen Mann an ihm kennen gelernt, der durch seine freisinnigen Ideen über die Verschiedenheit der religiösen Denkweise und durch die daraus herfließende Duldsamkeit sich über die meisten seiner Zeitgenossen erhob und von dieser Seite dem Protestantismus Ehre machte. Auch darin hat er sich uns des protestantischen Geistes würdig gezeigt, daß er jede äußere Autorität von sich wies und über den bloßen Buchstaben zur geistigen Auffassung der Glaubenswahrheiten sich zu erheben strebte.

Von der andern Seite freilich durften wir uns auch die Gefahr nicht verhehlen, in die er bei diesem Streben gerieth, weil er, bei dem Mangel an Bildung und Anleitung, eines sichern Führers entbehrte und so bisweilen im Vertrauen auf den kühnen Flug seines Geistes zu Aeußerungen gelangte, von denen er sich selbst wieder in andern Momenten zurückwandte. So haben ihn Viele des Pantheismus d. h. einer Gleichstellung von Gott und Natur beschuldigt, wodurch der Schöpfer in die Creatur hinabgezogen und seine persönliche Selbstständigkeit gefährdet wird. Wir haben aber gesehen, wie er sich gegen diesen Vorwurf zu verwahren wußte, und wir dürfen auch wirklich nicht glauben, daß es je seine Absicht war, den Unterschied von Gott und Welt ohne weiteres aufzuheben; vielmehr wollte er — und das mit Recht — den lebendigen Gott nicht aus seiner Schöpfung verbannen, er wollte ihn nicht, wie den Künstler, der außer seinem Werke steht, nur von oben herab müßig zusehen lassen, ohne lebendig in den Geschöpfen zu wirken. Diese letztere Vorstellung (man nennt sie im Gegensatz zur pantheistischen die deistische) ist in der That eine todte Vorstellung von Gott, so verbreitet sie auch ist, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die, welche ihr huldigen, sogleich mit dem Vorwurf des Pantheismus bei der Hand sind, sobald jemand Gott auch in der Welt sucht und nicht bloß über ihr. In den Augen dieser Nüchternen und Beschränkten wäre auch der Apostel Paulus ein Pantheist gewesen, wenn er sagt: „In ihm leben, weben und sind wir," und der Apostel Johannes, wenn er spricht: „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

Das Richtige, wozu auch die Bibel uns anleitet, ist aber das, daß wir beides anerkennen, ein höchstes Wesen, das selbstständig über der Welt waltet (soweit in geistigen und göttlichen Dingen von einem „Ueber" die Rede sein kann), das aber auch wieder in der Welt sich lebendig offenbart, und ebensowohl aus dem Thautropfen und dem Blumenkelche zu uns redet, als aus dem Sternenhimmel. Ebenso ist es im Geistigen und Sittlichen. Es ist ein höchster, selbstständiger Wille über uns, der sich uns als der heilige Wille des obersten Gesetzgebers und Richters ankündigt, und der im geschriebenen Worte und in der ganzen Geschichte der Menschheit zu uns redet. Aber derselbe Gott, der über uns waltet, unsere Schicksale regiert und von außenher uns seinen Willen kundgiebt, derselbe wohnt auch in uns, d. i. in unserm Geist, in unserm Gemüth und Gewissen, und wir haben (auch nach den Aussprüchen der Schrift) Theil an seinem Wesen: „denn wir sind göttlichen Geschlechts."

Wenn nun dem Mysticismus ein Vorwurf gemacht werden soll, so

ist es allerdings der, daß die Mystiker einseitig nur den Gott, der in uns ist, herausheben und darüber die andere Seite vernachlässigen. Für unser religiöses und sittliches Leben sind aber beide Betrachtungsweisen wichtig. Das eine Mal ist es der Abstand zwischen Gott und uns, der uns zur demüthigen Anbetung seines Wesens führt; das andere Mal ist es das Gefühl der Verwandtschaft mit ihm, das uns in einem edeln Stolz über uns selbst, über die Beschränktheit unseres endlichen Seins erhebt und uns Vertrauen einflößt in den Sieg des Geistes über das Fleisch, der ewigen Idee über die zeitliche Form derselben.

Mit der Frage über das Verhältniß Gottes zur Welt hängt eine andere Frage zusammen, mit der sich die Weisen aller Jahrhunderte, mit der sich aber besonders auch die Gnostiker in der früheren Zeit des Christenthums, die Mystiker in der späteren Zeit beschäftigten, und die der menschliche Geist noch nie vollkommen auf's Reine gebracht hat, ich meine die Frage nach dem Ursprung des Bösen, des Mangelhaften und Unvollkommenen in der Welt. Gott selbst zum Urheber des Bösen zu machen widerspricht unserm Gefühl, und deutlich genug erinnert uns fortwährend unser Gewissen an die eigene Schuld des Menschen. Aber freilich wirft dann der Verstand wieder die Frage auf, wie Gott es zulassen konnte, daß der von ihm aufrichtig geschaffene Mensch in die Sünde fallen konnte? und daraus entsteht allerlei Verlegenheit. Will man die Schuld auf ein anderes, böses Wesen außer uns, etwa auf den Teufel werfen, so schiebt man die Frage nur weiter hinaus, indem es dann wieder unbegreiflich ist, wie Gott den Teufel fallen lassen konnte, da er zuvor ein Engel des Lichts war? Und so treibt man sich am Ende immer in einem Cirkel herum.

Das biblische Christenthum läßt sich in diese Fragen nicht ein. Die Geschichte vom Sündenfall enthält, wenn sie einfach und ohne scholastische Spitzfindigkeit gefaßt wird, ein nach der Natur gezeichnetes, jedem Kinde verständliches, psychologisch zutreffendes Bild davon, wie der Abfall von Gott auf dem Wege der Versuchung, deren sprechendes Bild die Schlange ist, zu zu Stande kommt. Dogmatisirt wird von dem Verfasser der Erzählung nicht. Für den grübelnden Verstand bleibt sonach das Räthsel ungelöst, wie das von Gott gut Geschaffene der Macht des Bösen unterliegen kann; daher schon die alten Gnostiker (Ophiten) an der Geschichte vielfach herumgedeutet haben, die für einfache Gemüther stets ihre gute pädagogische Bedeutung behalten wird. Wo dagegen das Christenthum lehrhaft auftritt, da sagt es uns einfach, daß von Gott, als dem Urquell alles Guten, bei welchem kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist, nur gute

Gaben kommen, daß er, selbst unversuchbar zum Bösen auch kein Versucher zum Bösen sei, sondern daß der Mensch versucht werde durch die eigene Lust (Jac. 1, 13. 14.). Es versichert uns, daß der Inbegriff der Schöpfung an sich gut sei und nur in Uebel sich verkehre durch den Mißbrauch, daß aber denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen (Röm. 8, 28.). Es lehrt uns im Glauben über die Unvollkommenheiten dieser Welt uns erheben, indem es uns deutlich versichert, daß alle Trübsale dieser Welt nicht werth seien der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden. Mit Christus, der die Welt überwunden und der unsterbliches Wesen an's Dasein gebracht hat durch sein Evangelium, soll der Christ das Böse in der Welt gleichfalls überwinden lernen, und schon hier den Sieg über Tod und Hölle feiern.

Aber mit diesen einfachen praktischen Wahrheiten begnügte sich die menschliche Weisheit nicht, die immer wieder nach den entfernten und letzten Ursachen zu fragen sich aufgefordert sah und der es ein größeres Vergnügen gewährte, diesen letzten Ursachen nachzuforschen, als die nächstliegende Ursache, die böse Lust, durch Anwendung der dazu geeigneten, von Gott selbst uns dargebotenen Mittel aus dem Wege zu räumen. So geriethen schon die Manichäer in den ältesten Zeiten des Christenthums auf den Gedanken, daß neben Gott, als dem guten Grundwesen, sich noch ein anderes, böses Grundwesen befinde, und daß sich so zwei einander entgegengesetzte feindliche Mächte die Herrschaft der Welt streitig machen. Sie erwogen aber nicht, daß durch die Annahme eines bösen Grundwesens die Allmacht Gottes beschränkt, ja seine Einheit aufgehoben wird, indem dadurch gleichsam zwei Götter entstehen, ein böser und ein guter Gott, wovon einer die Schranke des anderen ist. Der manichäische Irrthum wurde von der Kirche verworfen, aber von mehreren Secten des Mittelalters wieder erneuert, und auch späterhin waren es nicht selten die Mystiker, welche diese Zweiheit der Principien wieder aufgriffen.

Auch Jacob Böhm ist nicht fern von dieser Ansicht. Indem er die Welt betrachtet, findet er in ihr einen ewigen Widerstreit der Kräfte, der durch alles sich hindurchzieht, durch die leblose wie durch die belebte Natur, durch die Menschenwelt wie durch das Geisterreich, und der nur an den äußersten Grenzen des Lichtreichs und des Reiches der Finsterniß sich bricht.

„Es ist nichts in der Natur," sagt er,*) „da nicht Gutes und Böses

*) Aurora Cap. 2. §. 5. (S. 30.)

innen ist, es wallet und lebet alles in diesem zwiefachen Trieb, es sei was es wolle, ausgenommen die heiligen Engel und die grimmigen Teufel; denn dieselben sind entschieden." Diesen Gegensatz des Lichts und der Finsterniß, des Süßen und des Sauern, der Milde und des Grimmes, erklärt er sich nun durch verschiedene Mischung der Qualitäten und durch den Einfluß der Gestirne. Alle diese Gegensätze ruhen vereint in Gott. Auch das Böse ist ursprünglich in Gott, aber nicht als ein Böses; es wird erst böse durch den Abfall. So ist in Gott*) die „bittere Qualität" auch vorhanden, wie die süße, aber nicht auf Art und Weise, wie im Menschen die Galle. In ihm ist die Quelle des Zorns, aber der Zorn Gottes ist als göttlicher Ernst und Strenge, nicht als menschlicher Zorn zu fassen. Daß im göttlichen Leben schon die Gegensätze zu finden seien, die auch in der Welt auseinander treten, das weist Böhm, zwar nicht ohne Scharfsinn, aber auch nicht ohne Willkür an der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens nach. In Gott dem Vater offenbart sich das Ernste und Strenge, im Sohn das Freundliche und Liebliche, und der Geist ist es, in welchem der Gegensatz beider sich wieder ausgleicht. Aber auch an dieser philosophischen Deutung der Dreiheit des göttlichen Wesens, in der man schwerlich die einfache biblische Lehre von Vater, Sohn und Geist wiederfinden wird, genügt ihm nicht; sondern er führt seine Ideen noch weiter hindurch durch die mystische Siebenzahl von „Quellgeistern", die aus Gottes Wesen hervorquillen und von denen die verschiedenen „Qualitäten" ausfließen u. s. w., mit welchen Theorien er immer weiter über das in der Bibel Geoffenbarte und so auch immer mehr von der praktischen Wahrheit der heilsamen Gotteslehre sich entfernt.

Besonders beschäftigt ihn der Abfall des bösen Geistes, den er als den König Lucifer bezeichnet. Auch hierin wagt sich Böhm auf ein weites Gebiet der Speculation hinaus. Was ist aber das Resultat davon, als daß er das böse Grundwesen aus dem Wesen Gottes sich hervorarbeiten und gleichsam einen Gott wider den anderen streiten läßt? und mit diesem unerquicklichen Streite soll das Räthsel der Entstehung einer sichtbaren Welt, das Räthsel der Schöpfung gelöst sein. — Wen überfiele nicht ein unheimliches Gefühl, wenn er sich nach der mystischen Weltansicht Böhms die Schöpfung nicht mehr als ein Werk des guten Gottes allein, sondern als ein Product des Kampfes zwischen dem guten und dem bösen Grundwesen denken soll? „Wenn du ansiehest die

*) Aurora Cap. 2. §. 40.

Sonne und Sterne," sagt Böhm,*) „so mußt du nicht denken, das ist der heilige und reine Gott. . . ., sondern sie sind die angezündete strenge Geburt seines Leibes, da Liebe und Zorn miteinander ringet." Ja, die Sterne sind ihm eben daraus entstanden, daß der Teufel das Haus Gottes angezündet hat; sie sind der Abglanz jenes Zornfeuers Gottes, das bis an's Ende der Welt glüht und die himmlischen Körper in unruhiger Bewegung umherwälzt. Ebenso ist alles Bittere, alles Finstere, Kalte, alles Scharfe, Schroffe und Harte in der Natur, alles Giftige und Ekle eine Ausgeburt des Satan. — Schlangen, Kröten, Fliegen u. s. w. gehören dem dämonischen Reiche an. Donner, Blitz und Hagel sind höllische Gewalten. — Wie sehr durch eine solche mehr phantastische als gemüthliche Naturbetrachtung die christliche Weltansicht getrübt und die Stimmung des Herzens verdüstert werde, ist leicht zu ersehen. Der Christ soll ja den Blick freudig zu den Sternen erheben, er soll auch im Ungewitter den Vater erkennen, der alles zum Besten lenkt, und kein Geschöpf soll er als ein unreines verachten, denn „die Erde ist des Herrn und was darin ist."

Wenden wir uns von dieser Schattenseite des Böhm'schen Mysticismus ab, und lassen wir ihn dagegen in seiner dichterischen Sprache uns das Leben der Engel beschreiben, was er wenigstens uns mit eben so lieblichen Farben zu malen versteht, als er das Reich des Satan mit schwarzen Tinten aufträgt. **) „Wem soll ich nun die Engel vergleichen? Den kleinen Kindern will ich sie recht vergleichen, die im Maien, wenn die schönen Röslein blühn, miteinander in die schönen Blümlein gehen und pflücken derselben ab, und machen feine Kränzlein daraus, und tragen die in ihren Händen und freuen sich, und reden immerdar von der mancherlei Gestalt der schönen Blumen . . . und wenn sie heimkommen, so zeigen sie dieselben den Eltern und freuen sich, darob dann die Eltern gleich eine Freude an den Kindern haben, und sich mit ihnen freuen. Also thun auch die heiligen Engel im Himmel, die nehmen einander bei den Händen und spazieren in dem schönen Himmels-Maien, und reden von den lieblichen und schönen Gewächsen in der himmlischen Pomp (Herrlichkeit), und essen die holdseligen Früchte Gottes und brauchen der schönen Himmelsblümlein zu ihrem Spiel, und machen ihnen schöne Kränzlein und freuen sich in dem schönen Maien Gottes. Da ist nichts denn ein herzlich Lieben, eine sanfte Liebe, ein freundlich Gespräch, ein

*) Aurora Cap. 24. §. 64. Vgl. Baur, Gnosis S. 578.
**) Ebenda Cap. 12. §. 31.

holdselig Beiwohnen, da einer immer seine Lust an dem andern siehet und den andern ehret. Sie wissen von keiner Bosheit oder List oder Betrug, sondern die göttlichen Früchte und Lieblichkeit sind ihnen alles gemein; einer mag sie gebrauchen, wie der andere; da ist keine Mißgunst, kein Widerwille, sondern ihre Herzen sind in Liebe verbunden. Daran hat nun die Gottheit ihr höchstes Wohlgefallen, wie die Eltern an den Kindern, daß sich ihre lieben Kinder im Himmel also freundlich und wohl geberden; denn die Gottheit in sich selbst spielet auch also, ein Quellgeist in dem andern." — Gewiß verdient diese Stelle auch rücksichtlich der Sprache ihre Beachtung, indem sich uns in ihr die poetische Seite Böhms, neben der speculativen, auf eine so vortheilhafte Weise darstellt, daß wir uns fast mehr zu jener, als zu dieser hingezogen fühlen. Doch, verfolgen wir sein System noch etwas weiter! Wenn die Engel bloß das Gute, die Teufel bloß das Böse darstellen, so ist dagegen in dem Menschen fortwährend derselbe Kampf des Guten und Bösen, der in der ganzen Schöpfung ist; und hier zeigt nun Böhm, wie die Aufgabe des Menschen eben darin bestehe, sich loszuwinden aus der blinden Gewalt der Natur und mit dem göttlichen Lebensgeiste sich zu einen. Auch hierüber drückt er sich in Bildern aus. Das göttliche Ebenbild im Menschen vergleicht er einer reinen Jungfrau, und bringt damit die Erlösung durch Christum, als den Sohn der Jungfrau in Verbindung. — Wir wissen schon, wie wenig Böhm auf das bloße historische Christenthum hielt, wenn dasselbe nur als eine äußerliche Thatsache gefaßt und nicht als eine ewig sich wiederholende innere Geschichte der menschlichen Zustände begriffen wird. Noch immer muß somit Christus in uns geboren werden durch die Jungfrau, noch immer in uns sterben, noch immer in uns auferstehen und seine Himmelfahrt noch immer in uns vorgehen. Hierin schließt er sich ganz an Weigel an, und widersetzt sich eben so streng als dieser allen denen, welche auf die einmal geschehene Erlösung durch Christum sich verlassend keiner innerlichen Buße mehr zu bedürfen glauben. „Die gleißnerische Babel*) (so nennt er nicht etwa bloß die katholische, sondern auch die damalige lutherische Kirche) lehret jetzt, unsere Werke verdienen nichts, Christus habe uns vom Tode und der Höllen erlöset, wir müssen's nur glauben, so werden wir gerecht. Höre, Babel, der Knecht, der seines Herrn Willen weiß und ihn nicht thut, soll viel Streiche leiden. Ein Wissen ohne Thun ist eben als ein Feuer, das da glimmet und kann vor Nässe nicht

*) Von der Menschwerdung Jesu Christi, 2. Thl. Cap. 7. §. 15. Vgl. Umbreit S. 51.

ennen. Willt du, daß dein göttlich Glaubensfeuer brennen soll, so
ßt du dasselbe aufblasen, und aus des Teufels und der Welt Nässe
sziehen, du mußt in's Leben Christi eingehen; willt du sein Kind
rden, so mußt du in sein Haus eingehen und sein Werk treiben, oder
bist draußen und ein Heuchler, der den Namen Gottes unnütz führet;
ders lehrest du, anders thust du, und bezeugest also, daß Gottes Ur-
il recht über dich sei. Oder was hat Gott für Gefallen an deinem
issen, da du ein Schalk bleibest? Meinest du, er nehme deine Heuchelei
, daß du zu ihm schreiest: Herr, gieb mir einen starken Glauben an
s Verdienst deines Sohnes Christi, daß ich's von Herzen glaube daß
für meine Sünde hat genuggethan! — Meinest du, das sei genug?
höre, nein! du mußt in Christi Leiden und Sterben eingehen und aus
nem Tode anders geboren werden, du mußt ein Glied mit und in ihm
rden; du mußt den alten Adam stets kreuzigen und immer an Christi
euz hängen, und mußt ein gehorsam Kind werden, das immer höret,
s der Vater saget, und immer dasselbe wollen gerne thun. In's Thun
ßt du eingehen, sonst bist du eine Larve ohne Leben, du mußt mit Gott
te Werke der Liebe gegen deinen Nächsten wirken, deinen Glauben stets
en, und immer bereit sein zur Stimme des Herrn, wenn er dich heißet
s dem alten Pelz heimgehen in das reine Kleid. Siehe, ob du gleich
f diesen Weg trittst, so wirst du dennoch Schwachheit genug und viel
viel an dir fühlen, du wirst noch zu viel Böses wirken; denn wir
iben einen bösen Gast in uns zur Herberge. Es gilt nicht
r trösten, sondern wider denselben kämpfen, streiten, ihn stets tödten
d überwinden; er ist ohne das immer zu stark und will das Oberregi-
ent haben. — Christus hat wohl für uns und in uns den Tod zer-
ochen und die Bahn in Gott gemacht, was hilft mir's aber, daß ich
ch deß tröste und solches lerne wissen, bleibe aber im finstern Zorn
rschlossen liegen, an der Ketten des Teufels gefangen? Ich muß in die-
be Bahn eingehen, und in derselben Straße wandeln, als ein Pilgrim,
r aus dem Tode in's Leben wandelt."

An einem andern Orte sagt er: *)

„Der Mantel mit dem Leiden und der Genugthuung Christi, den
n jetzt dem Menschen umdecket, wird manchem zum Strick und höllischen
uer werden, daß man sich also nur will mit Christi Genugthuung kitzeln
d den Schalk anbehalten."

Die Wiedergeburt war Jacob Böhm das Höchste im Christenthum:

---

*) Theos. Sendbriefe, 12. Brf. §. 61—64. Umbreit S. 56.

ein geheiligtes, geläutertes, mit Gott versöhntes Gemüth, das ging ihm über alles, und darin hatte auch vor allem jene Duldsamkeit ihren Grund, die wir in der letzten Vorlesung an ihm gerühmt haben.

„Nicht allein um die Wissenschaft zanken (sollen wir), *) sondern ein neuer Mensch werden, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit in Gott lebe. Man muß den Schalk austreiben und Christum anziehen: alsdann sind wir in Christo, und mit Christo in seinen Tod begraben, und stehen mit Christo auf und leben ewig in ihm. Was soll ich dann lange um das zanken, was ich selber bin?"

„Man findet**) die neue Wiedergeburt und den edeln Stein nicht im Streite, auch in keiner weisen Vernunft; du mußt alles, was in dieser Welt ist, es sei hochglitzend, wie es wolle, fahren lassen und in dich selber eingehen und nur deine Sünde, in der du gefangen bist, zusammen auf einen Haufen raffen und in die Barmherzigkeit Gottes werfen und zu Gott fliehen, und den um Verzeihung bitten und um Erleuchtung seines Geistes."

„Nicht lange disputiren, nur Ernst; denn der Himmel muß zerspringen, und die Hölle erzittern, und es geschieht auch."

Somit hätten wir die hauptsächlichsten Gedanken Böhms, soweit sie das christlich religiöse Leben betreffen, in wenigen Zügen kennen gelernt, und es bleibt uns nur noch übrig, die bisherigen zerstreuten Urtheile, die wir uns über ihn gebildet haben mögen, in Eins zusammenzufassen.

Es konnte nicht meine Absicht sein, das Studium dieses Mannes und seiner Schriften in dem Grade wieder erwecken zu wollen, wie Einige durch übertriebene Lobpreisung seiner Geistestiefe und seiner Ideenfülle es zu beabsichtigen scheinen. Ich bin überzeugt, daß ein zusammenhängendes Studium der Werke Böhms dem gewiß von höchstem Genuß und geistigem Gewinn sein kann, der in die Geschichte der Philosophie und der Sprache tiefer eingeweiht und mit der nöthigen Schärfe des Geistes ausgerüstet ist, das Wahre vom Falschen zu scheiden. Aber viel weniger kann ich mir denken, daß durch die Verbreitung dieser und ähnlicher Schriften für ächte Volksbildung, wie unsere Zeit sie bedarf, etwas Gedeihliches gewonnen werden könnte. Dazu sind andere, verständlichere und, ich darf wohl sagen, bessere Schriften vorhanden. So wenig ich daher die Böhm'sche Theosophie unbedingt empfehlen möchte, weil neben

*) Theos. Sendbr. ebendas. Umbreit S. 56. 57.

**) Vom dreifachen Leben Cap. 7. Umbreit S. 55.

: Erbauung, die sie stiften mag, auch viele Unklarheit und eine falsche :ugierde auf Kosten des praktischen Christenthums befördert wird, eben-venig und noch weniger kann ich mich dem Urtheil derer anschließen, lche über den Schuster von Görlitz hochmüthig ihre Achseln zucken und ı mit seinem ganzen Anhang in's Tollhaus verweisen. Wer wird dieß ch nach dem bisher Mitgetheilten noch thun wollen, ohne sich einer 'enbaren Sünde schuldig zu machen? Gewiß, Böhm hatte einen tiefen :ist und ein reiches, Gott-inniges Gemüth. Sein Christenthum war ı lebendiges, sein Wandel ein reiner; und schon deßhalb nimmt er eine ht geringe Stellung in der Geschichte des religiösen Denkens und Le-ıs ein, zumal in einer Zeit, die so viel dürres Gestrüppe auf dem :ologischen Boden aufsprossen ließ. Aber mit seiner ganzen Erscheinung hört er doch mehr eben dieser seiner Zeit an, und kann nur aus ihr nz begriffen werden. Somit bedürfte das Meiste von dem, was er s hinterlassen, einer bedeutenden Sichtung, wenn es den Geschmack : jetzigen Zeit befriedigen und dem Geist unter allen Verhältnissen eine ibende Nahrung geben sollte.

Wir verlassen nunmehr das eigentliche Gebiet der Mystik, und sehen s nach andern Erscheinungen in der protestantischen Kirche um, welche ar mit den eben betrachteten einige Verwandtschaft haben, doch aber ht ganz derselben Kategorie angehören.

Der Uebergang von der mystischen Theologie zu einer lebendigen d erbaulichen Religionslehre ist ein fast unmerklicher, und die Grenze ischen beiden läßt sich schwer bestimmen. Schon in den Zeiten vor : Reformation kann man jedoch die eigentlichen Mystiker, wie Tauler, ıso, Ruysbroek, unterscheiden von einem Thomas a Kempis, der sich ar noch in manchen Dingen an die Sprache der Mystiker anschließt, :r doch mehr das Praktische als das Beschauliche heraushebt. Unter se erbaulichen, vorzüglich auf das fromme Leben dringenden Schrift-ler, die man zum Unterschiede von den Mystikern besser Asketen ınt, rechnen wir im 17. Jahrhundert vor allen Arndt und Scriver, ei Männer, deren Werke noch bis auf den heutigen Tag als Erbau-gsbücher in manchem christlichen Hauswesen sich erhalten haben, und en Verdienst um die Menschheit nur der verkennen wird, dem das chste der Menschenbestimmung ein Fremdes geblieben. Da Scrivers :rksamkeit größtentheils in die Zeiten nach dem 30jährigen Kriege fällt, werden wir uns in unserer Periode auf Johann Arndt beschränken :ssen, dessen Bücher vom wahren Christenthum, wenn auch nicht

ihrem Inhalt, doch ihrem Namen nach gewiß allen von Ihnen bekannt sind.

Johann Arndt*) wurde am Tage Johannis des Evangelisten (27. December) 1555 zu Ballenstädt im Fürstenthum Anhalt geboren, wo sein Vater Jacob Arndt Hofprediger war. Die günstigsten Verhältnisse schienen auf die Ausbildung seines religiösen Sinnes wirken zu wollen; denn nicht nur waren Vater und Mutter selbst durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnet, sondern auch das Leben am anhaltischen Hofe war im Vergleich mit dem Hofleben jener Zeiten ein musterhaftes zu nennen. Ja der Fürst Wolfgang von Anhalt verwaltete damals noch in der Mitte der Seinigen bisweilen das Amt des Predigers auf ächt patriarchalische Weise. Aber dieser günstige Himmel verdunkelte sich bald. Arndt verlor seinen Vater frühe, schon im achten Jahre, und es begann für ihn eine harte, auch durch körperliche Krankheiten erschwerte Zeit. Wie Luther, so nährte auch Arndt seinen Geist schon frühe an den Schriften der Mystiker, eines heiligen Bernhard, eines Johann Tauler, Thomas a Kempis und dem Büchlein von der deutschen Theologie. Immer mehr entwickelte sich in ihm die Vorliebe für geistliche Studien, weßhalb er denn auch den anfänglichen Vorsatz, sich der Heilkunde zu widmen, aufgab und sich der Theologie zuwandte. Eine tödliche Krankheit, die ihn in seinem Knabenalter befiel, hatte diesen Entschluß in ihm zur Reife gebracht. In einem Alter von 21 Jahren und in den folgenden bezog er, wohl vorbereitet, die Hochschule zu Helmstedt. Auch Wittenberg besuchte er, wo Polycarp Leyser wohlthätig auf ihn einwirkte. Ihm verdankte er die tiefere Einsicht in die protestantische Grundlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Nach einem Aufenthalt in Straßburg genoß er in Basel den Umgang mit Simon Sulzer und dem theologisch gebildeten Arzte Theodor Zwinger, dem Stammvater eines berühmten Theologengeschlechtes. Auch nach vollendeten Studien hielt er sich noch längere Zeit in dieser Stadt auf, indem er einem polnischen Edelmann Privatunterricht daselbst ertheilte. Arndt war in seiner Jugend

---

*) Vgl. Freheri Theatrum viror. eruditione claror. p. 409. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie I. II. Pahl über Johann Arndt in Tzschirners Memorabilien 3. Bds. 1. Stück (Leipzig 1812). Schröckhs Kirchengesch. seit der Ref. IV. S. 451 ff. Horn, Gesch. der Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen I. S. 144 ff. H. L. Pertz, de Johanne Arndtio, Hannov. 1852. 4. Tholuck in Herzogs Realenc. Bd. I. S. 536. u. in den Lebenszeugen der lutherischen Kirche S. 261. Göbel, Geschichte des christl. Lebens in der rheinisch-westphälischen Kirche. 1852. II. S. 475 u. meinen Aufsatz in Gelzers Monatsbl. 1866 (Juliheft).

öfter in Lebensgefahr; so auch während seines Aufenthaltes in Basel, wo er einst bei'm Baden im Rheine fast ertrunken wäre, wenn ihm nicht ein herbeieilender Student zu Hülfe gekommen wäre. Als junger Mann von 27 Jahren kehrte Arndt in seine Vaterstadt zurück, um dort ein Schulamt zu versehen, wurde aber schon nach Verlauf eines Jahres nach der Dorfgemeinde Badeborn, unweit Ballenstädt (am Harz) berufen. Schon hier wurde er in die theologischen Streitigkeiten seiner Zeit verwickelt.

Der Herzog Georg von Anhalt, sein nunmehriger Landesherr, war den reformirten Anschauungen zugethan, sowohl in Beziehung auf den Exorcismus bei der Taufe als auf die Bilder. Beides hatte er beseitigt. Arndt dagegen hielt an der lutherischen Weise fest, und so wenig er auch sonst zu den Streittheologen gehörte, so hinderte ihn doch sein lutherisches Gewissen, den Anordnungen des Fürsten sich zu fügen. Unter'm 10. September 1590 erklärte er sich darüber schriftlich und „stellte es seinem gnädigen Herrn und Fürsten unterthänig anheim, nach gnädigem Gefallen mit ihm zu handeln.“ Schon am 21sten ward ihm seine Entlassung zugestellt. Vergebens verwandte sich die Gemeinde zweimal für ihren beliebten Prediger und Hirten. Noch wußte Arndt nicht, wohin er seinen Wanderstab setzen sollte, als er einen Ruf nach Quedlinburg erhielt, wo er 9 Jahre lang als Prediger an der St. Nicolauskirche diente. Hier erwarb er sich, trotz der vielen Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte, eine so große Liebe, daß, als er 1599 einen Ruf an die Martinikirche nach Braunschweig erhielt, die Bürger sich fast mit Gewalt widersetzten und die Kirche zu schließen drohten, wenn er die Abschiedspredigt halten wolle. Arndt hatte sich namentlich während der Pestzeit mit großer Hingebung und eigner Lebensgefahr der Kranken und Sterbenden angenommen. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, nach langem Widerstreben der Aebtissin, der Obrigkeit und der Gemeinde, seinen Abschied zu erhalten. — In Braunschweig ward ihm abermals das Leben durch Streitigkeiten verbittert, mehr politischer als theologischer Natur. Aus diesem „feurigen Ofen“ befreite ihn im Jahr 1608 ein Ruf nach Eisleben, der Geburtsstadt Luthers. Gleich diesem hoffte er auch in derselben Stadt, in der er sich wohl befand, seine Tage zu beschließen. Um so mehr setzte ihn eine fernere Berufung als Generalsuperintendent nach Celle (im Lüneburgischen) in Verlegenheit. Er wandte sich an die theologische Facultät in Wittenberg und erbat sich von ihr ein Gutachten. Dieses fiel für ihn unbefriedigend aus, er nannte es ein „einfältiges und ungegründetes“ und es reuten ihn die drei Reichsthaler, die er dafür ausgegeben. Was

hatten ihm aber auch die Wittenberger anders rathen können, als „es müsse die Entscheidung in dieser Angelegenheit lediglich von den Verhandlungen des Herzogs und der Gräfin erwartet, im Uebrigen aber alles Gott im Gebet anheim gestellt werden“? Genug, nach den mit dem Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg und dem Grafen von Mansfeld gepflogenen Unterhandlungen siedelte Arndt im Jahr 1611 nach Celle über. Mehrere vortheilhafte Rufe, die noch weiter an ihn ergingen, schlug er nunmehr standhaft aus. Sein Name war so gefeiert, daß nicht nur viele hohe und gelehrte Personen mit ihm in Briefwechsel standen, sondern auch manchen eine Reise von 70 Meilen nicht zu groß war, um den frommen Mann von Angesicht zu sehen und mit ihm über die Angelegenheiten des eignen Herzens und des Reiches Gottes sich zu unterhalten. Scheuet ja auch der Wanderer in der Wüste den weiten Weg nicht, der ihn über die öden Steppen hin zur Quelle leitet. Eine solche Quelle des Lebens aber floß aus dem Schatze seines Gemüthes zu einer Zeit, da die Kirchenlehre so oft zur öden Wüste vertrocknet schien. Aber auch hier fehlte es nicht an Anfechtungen von Seiten der streitsüchtigen Orthodoxie. Der Prediger an der Marienkirche zu Danzig, Dr. Johann Corvinus (Rabe) schleuderte den Bannstrahl wider einige seiner Amtsgenossen, die sich an den Arndt'schen Schriften erbaut und sie ihren Gemeindegliedern empfohlen hatten. Arndts Schriften, behauptete der Danziger Pastor, liefen wider das Fundament der Bibel. Dadurch wurden viele fromme Gemüther erschreckt und es fehlte nicht an schwachen Seelen, die sich einschüchtern ließen; die Verständigern hielten nur um so treuer an dem Gottesmann. Das Gekrächze des „Raben“, das den „Adler“ *) auch noch über das Grab hinaus verfolgte, mußte am Ende verstummen.

Den 3. Mai des Jahres 1621 hielt Arndt seine letzte Predigt über den Text: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten“ (Ps. 126). Als er nach Hause zurückkehrte, sagte er zu seiner Gattin: „Heute habe ich meine Leichenrede gehalten.“ Wirklich fühlte er von da eine zunehmende Schwäche seines Körpers, und schon den 11. Mai erfolgte seine Auflösung. Seine letzten Worte waren: „Ich habe überwunden.“ Und in der That konnte der fromme Mann sein Sterben ein Ueberwinden nennen; denn an vielfachen Anfechtungen und Geduldsprüfungen

*) Der Name Arndt soll so viel als „Adler“ bedeuten. Nach Arndts Tode ließ sich Corvinus von der Kanzel her vernehmen: „der Satan möge dem Arndt den Lohn seiner Werke bezahlen: er begehre nicht nach seinem Tode dahin zu kommen, wohin Arndt gefahren sei.“

hatte es ihm nie gefehlt. So streng auch Arndt der lutherischen Rechtgläubigkeit ergeben war, so konnte er es doch den übertriebenen Eiferern der Partei nicht zu Danke machen. Schon das, daß er das Streiten um Glaubenssätze nicht zur Hauptsache seines Strebens und Wirkens machte und daß er die Mystiker achtete, wenn er auch nicht alles an ihnen gutHieß, zog ihm vielfache Verdächtigungen zu, und noch nach seinem Tode wurde er mit Paracelsus, Weigel und Böhm in eine Linie gestellt, obwohl sich jedem Unbefangenen der Unterschied zwischen seiner Lehre und der der eigentlichen Mystiker dargeben mußte. — Nicht nur aber für einen Mystiker und Fanatiker, auch für einen Schwarzkünstler hielten ihn Einige und redeten ihm nach, er verstehe die Kunst Gold zu machen. Und wirklich verstand Arndt diese Kunst. Nicht nur im geistigen Sinne schied er das reine Gold der Lehre von den Schlacken der Menschensatzung, sondern auch mit irdischen Gaben wußte er auf eine Weise hauszuhalten, die ihm bei einem dürftigen Einkommen noch immer genug übrig ließ, den Armen Gutes zu thun. So warf er das Beichtgeld, das er empfing, jedesmal in den Armenkasten, und dieß war es, was ihn in's Geschrei brachte, er könne Gold machen und besitze den Stein der Weisen. *)

Von Arndts religiösen Schriften haben die schon genannten „Vier Bücher vom wahren Christenthum" den ausgebreitetsten Ruf erhalten: sie waren während seiner Wirksamkeit in Braunschweig aus Wochenpredigten entstanden und sind dann später fast in alle neuern Sprachen, selbst in's Malabarische übersetzt worden. Ueber den Zweck, den Arndt bei Herausgabe des Buches im Auge gehabt, schrieb er im J. 1621 an Herzog August: „Erstlich habe ich die Gemüther der Studenten und Prediger wollen zurückziehen von der gar zu disputir- und streitsüchtigen Theologie, daraus fast wieder eine Theologia Scholastica geworden ist. Zum andern habe ich mir vorgenommen, die Christgläubigen von dem todten Glauben ab- und zu dem fruchtbringenden anzuführen. Drittens, sie von der bloßen Wissenschaft und Theorie zur wirklichen Uebung des Glaubens und der Gottseligkeit zu bringen; und viertens zu zeigen, was das rechte christliche Leben sei, welches mit dem wahren Glauben übereinstimmt, und was das bedeutet, wenn der Apostel sagt: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir."

Nichts desto weniger konnte er es der Orthodoxie nicht zu Danke machen. Ein im Jahr 1624 verfaßtes „theologisches Bedenken" des Tübinger Professors Lucas Osiander fand in dem Buche Arndts papisti-

*) Siehe Iselin, Histor. Lexicon.

sche, enthusiastische, pelagianische, calvinische, Schwenkfeldtische, Weigel'sche und andere Irrthümer. Dagegen aber liefen noch zu Lebzeiten des Verfassers und zwar aus der Nähe und aus der Ferne eine Menge Dank- und Ermunterungsschreiben ein mit der dringenden Bitte, auch die noch ausstehenden Reste des Buches in den Druck zu geben. Arndt selbst konnte sich einstweilen dazu nicht entschließen, obgleich das schon Gedruckte bereits eine zweite Auflage erlebt hatte und in der Schweiz unter verändertem Titel war nachgedruckt worden. Er legte das Manuscript in die Hände seines treuen Schülers und geistlichen Sohnes Johann Gerhard; erst in Eisleben entschloß er sich zur Herausgabe der letzten drei Bücher. Außer den vier Büchern vom wahren Christenthum*) ist unter den Schriften Arndts das Paradiesgärtlein am bekanntesten, eine Art von Gebetbuch, in welchem das eigentlich Erbauliche noch mehr vor dem Belehrenden vorherrscht, und so auch die mystische Sprache noch auffallender als in den „Büchern vom wahren Christenthum" sich vernehmen läßt. Schon der Titel Paradiesgärtlein, wie auch die ähnlichen Titel einiger seiner andern Schriften, als „Geistliches Brotkörblein", „Haus- und Herzkirch" u. s. w., erinnern an den Geschmack der Zeit und an die Vorliebe der Mystiker zu bildlichen Ausdrücken. Man würde aber Unrecht thun, durch diese Aeußerlichkeit sich von der nähern Bekanntschaft mit solchen Schriften abschrecken zu lassen. Vielmehr hoffe ich nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich aus Arndts Schriften einige Proben mittheile. — Allerdings wiederholen sich bei ihm gewisse Gedanken, die wir schon bei Weigel und Böhm, ja sogar solche, die wir bei Paracelsus gefunden haben, wie denn überhaupt das Gepräge einer Zeit nicht so bald sich verwischt; aber wenn wir bei jenen die wahrhaft erbaulichen und fruchtbaren Gedanken aus einem Schwall von naturphilosophischen und mystischen Formeln herauslesen mußten, so kommen uns bei Arndt diese freundlichen Kinder seines Geistes wie von selbst entgegen, und leiten, ohne alle die Umwege durch den mystischen Irrgarten mit uns einzuschlagen, sogleich auf die rechte Spur, die zu dem Tempel einer geläuterten Andacht führt, an welchem die mystischen Verzierungen höchstens nur als Arabesken angebracht sind. Abgestreift ist von der Frucht die wunderliche Hülle, und der Kern liegt offen da zu jedermanns Genuß.

*) Die Titel der spätern Ausgaben nennen sechs, andere fünf Bücher. Diese Verschiedenheit rührt daher, daß kleinere Abhandlungen, die unter besondern Titeln erschienen sind, in der Folge als „fünftes" und „sechstes Buch" angefügt wurden.

Auch Arndt stellt, wie Weigel und Böhm, das lebendige Aneignen des christlichen Geistes überall voran, und dringt somit auf die geistige Wiedergeburt. Ohne diese gilt auch ihm die äußere Rechtgläubigkeit eben so wenig als die äußere Werkheiligkeit; und auch die heilige Schrift und die heilige Geschichte sind ihm nur die Mittel, wodurch das innere Leben geweckt werden soll. Ohne diese Wirkung bleibt ihre Kenntniß fruchtlos.

„Aus Gott geboren sein," sagt der Verfasser des wahren Christenthums mit einer Beredsamkeit, die aus selbsteigener Erfahrung stammt,*) „aus Gott geboren sein, ist wahrlich kein Schattenwerk, sondern ein rechtes Lebenswerk. Gott wird nicht eine todte Frucht, ein lebloses und kraftloses Werk gebären, sondern aus dem lebendigen Gott muß ja ein lebendiger Mensch geboren werden. Und unser Glaube ist unser Sieg, der die Welt überwindet. Was nun überwinden soll, das muß eine mächtige Kraft sein; soll der Glaube der Sieg sein über die Welt, so muß er eine lebendige, obsiegende, thätige, wirkliche, göttliche Kraft sein; ja Christus muß es alles thun durch den Glauben."

„Es hat Gott," **) so spricht er sich ferner über den Gebrauch der Bibel aus, „es hat Gott die heilige Schrift nicht darum offenbart, daß sie auswendig auf dem Papier als ein todter Buchstabe soll stehen bleiben, sondern sie soll in uns lebendig werden im Geist und Glauben, und soll ein ganz innerlicher neuer Mensch daraus werden, oder die Schrift ist uns nichts nütze. Es muß alles im Menschen geschehen durch Christum, im Geist und Glauben, was die Schrift äußerlich lehrt. So findest du in der Geschichte Kains und Abels das, was in dir ist, nämlich den alten und neuen Menschen mit allen ihren Werken. Diese beide sind in dir wider einander; denn Kain will immer den Abel unterdrücken und erwürgen. Was ist das anders, denn der Streit zwischen dem Fleisch und Geist, und die Feindschaft des Schlangensamens und des Weibessamens? Die Sündfluth muß in dir geschehen und die böse Unart des Fleisches ersäufen; der gläubige Noah muß in dir erhalten werden; Gott muß einen neuen Bund mit dir machen und du mit ihm; das verworrene Babel muß in dir nicht aufgebaut werden mit seiner Pracht. Du mußt mit Abraham ausgehen von aller deiner Freundschaft, alles lassen, auch deinen Leib und (dein) Leben, und allein in dem Willen Gottes wandeln, auf daß du den Segen erlangest, in's gelobte Land und

*) Buch I. S. 25 (nach der Straßb. Ausg. v. 1626).

**) Ebenda S. 26.

in's Reich Gottes kommest. — Du mußt mit Abraham streiten wider die fünf Könige, die in dir sind, nämlich Fleisch, Welt, Tod, Teufel und Sünde. Du mußt mit Lot aus Sodom und Gomorrha gehen, d. i. das ungöttliche Leben der Welt verleugnen u. s. w."

Auf ähnliche Weise redet er vom N. Test. Auch hier muß alles, was sich äußerlich mit Christo ereignete, sich innerlich wiederholen.

„Wie Christus durch den heiligen Geist im Glauben von Maria leiblich empfangen und geboren, also muß er in mir geistlich empfangen und geboren werden, er muß in mir geistlich wachsen und zunehmen ... Ich muß mit seiner Taufe getauft werden, mit ihm sterben und auferstehen .... Denn wer mit Christo nicht will der Sünde absterben, dem ist sein Tod nichts nütze; und wer nicht will mit Christo von Sünden auferstehen, dem ist seine Auferstehung nichts nütze. Wer nicht im himmlischen Wesen und Leben will wandeln, dem ist Christi Himmelfahrt nichts nütze."*)

„Christus selbst, der lebendige, ist das Buch, in dem wir lesen, woraus wir lernen sollen."**)

Auch die Wunder Jesu deutete Arndt allegorisch, wie schon vor ihm manche Kirchenväter, z. B. Origenes, ja wie selbst Luther gethan hatte, obwohl alle diese deßhalb nicht die Thatsachen selbst in Abrede stellten. So muß Christus die geistig Blinden sehend, die geistig Erlahmten stark und gesund machen, und die geistig Todten vom Tode erwecken (Buch I. S. 31). —

Während die blinden Streiter der damaligen Zeit so häufig Glauben und Werke auseinander rissen, zeichneten sich die besonnenen und frommen Theologen, zu welchen Arndt gehörte, eben dadurch aus, daß sie das neue Leben, welches die christliche Heilslehre fordert, als ein unzertrennliches Ganzes faßten. Auch Arndt ging vom Verderben der menschlichen Natur aus und schlug alle die Ansprüche nieder, welche die menschliche Selbstgefälligkeit zu machen pflegt. Die größten und herrlichsten Gaben sind ihm nichts, wenn sie nicht mit einer frommen Gesinnung gepaart sind; und wie Paracelsus, so sieht auch er in den äußern Kunstfertigkeiten nichts anderes, als die natürlichen Triebe, die wir mit den Thieren und den übrigen Geschöpfen gemein haben, wenn sie nicht durch Religion geadelt sind.

„Gleichwie eine Blume, wenn sie noch so schön ist von Farbe, von

*) Buch I. S. 43.
**) Ebenda S. 89.

eruch und Geschmack, und aber ein verborgenes Gift drin steckt (wie an derselben etliche findet), so ist doch ihre schöne Farbe, Geruch und ßer Geschmack dem Menschen nicht allein nichts nütze, sondern auch chschädlich. Also ein Mensch, wenn er noch so schöne Gaben hat, id wenn's englische Gaben wären, und ist voll Hoffarth, eigner Ehre id Liebe, so sind dieselben nicht allein nichts nütze, sondern auch hoch- ädlich; denn alles, was gut sein soll, das muß lauter und rein aus ott gehen, und aus Gott kommen und sich in Gott enden; hat's einen dern Ursprung und Ende, so kann's nicht gut sein, denn Gott ist der :sprung alles Guten. Ja, wenn der allerbegabteste Mensch nicht in zlicher Buße lebt und in Christo erneuert wird, der Welt absagt und e dem, das er hat an Gaben, sich selbst verleugnet, sich selbst haßt, d lauter und bloß an Gottes Gnade hängt wie ein Kind an der Mutter rust, so kann er nicht selig werden, sondern wird mit aller Kunst ver- mmt."*)

Von diesem erhabenen Standpunkte aus hatte ihm auch die Tugend nen Werth, wenn sie nicht aus der innigsten Liebe zu Gott hervorging, eßhalb er auch einen Unterschied zwischen der christlichen und heidnischen ugend machte, wie er von den meisten Theologen seiner Zeit gemacht urde (ebenda S. 145). Aber so wenig Werth er auf die äußere Tugend tzte, eben so wenig Werth setzte er in einen bloß äußern, im trocknen Bissen bestehenden Glauben.

„Der Glaube," sagt er (ebenda S. 112), „ist kein bloßes Wissen, ndern eine fröhliche, freudige, lebendige Zuversicht, dadurch ich Gottes llmacht an mir kräftiglich und tröstlich empfinde, wie er mich hält und ägt, wie ich in ihm lebe, webe und bin, daß ich auch seine Liebe und armherzigkeit an ihm fühle und empfinde." Daß ein solcher Glaube cht ohne Werke bleiben könne, versteht sich von selbst.

„Aus diesem immer grünenden, lebendigen Geist Gottes müssen her- rblühen die christlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein almbaum, und wächset wie eine Ceder auf dem Libanon, die der Herr pflanzt hat" (ebenda S. 121).

Die Grundkraft aller christlichen Tugenden ist die Liebe. Das er- nnte Arndt mit einer lebendigen Ueberzeugung, und im Loben und reisen dieser Liebe und ihrer unendlichen Macht ist er unerschöpflich.

„Wenn es ein Mensch recht bedenkt," sagt er an einem Orte (Buch . S. 154), „so sind wir in Gottes Liebe eingeschlossen, gleichwie wir

*) Vgl. Buch I. S. 171 und 176.

alle unter dem Himmel eingeschlossen sind, indem wir in Gott leben, weben und sind; denn gleichwie ein Mensch nirgend hinlaufen kann, der Himmel ist doch allenthalben um ihn, über ihm, unter ihm, zur Rechten, zur Linken, — also kann ein Mensch nirgend hinlaufen, die Liebe und Güte Gottes folget ihm doch nach, und rufet ihn durch alle Creaturen, ja durch sein eigen Herz und Gewissen, und spricht: Du liebes Kind! wo willt du dann hinlaufen? wo willt du hinfliehen, da ich nicht wäre? Führest du gen Himmel, so bin ich da; führest du in die Hölle, so bin ich auch da. Nähmest du Flügel der Morgenröthe und bliebest am äußersten Meer, so würde dich doch meine Hand daselbst finden. Darum komme zu mir, erkenne meine Liebe und Gnade, damit ich dir in allen meinen Creaturen begegne."

„Die Liebe," sagt er ferner (Buch I. S. 144), „ist das Gesetz der Natur, aus welchem dem menschlichen Geschlecht alles Gute entsteht, und ohne welche es vergehen müßte; denn alles, was dem Menschen Gutes geschieht, das quillet und entspringet aus der Liebe."

„Des Menschen Herz (ebenda S. 153) ist also von Gott geschaffen, daß es ohne Liebe nicht leben kann; es muß etwas lieben, es sei Gott oder die Welt oder sich selbst. Dieweil nun der Mensch etwas lieben muß, so soll er das Allerbeste lieb haben, welches ist Gott selbst, und soll diesen Affect, welchen Gott in das Herz gepflanzet und durch den heiligen Geist angezündet hat, Gott wiedergeben, und bitten, daß er seine Liebe je mehr und mehr anzünde; denn Gott liebet dich erst und entzündet deine Liebe mit seiner Liebe. Liebest du ihn aber wieder, so wirst du von ihm geliebet werden."

„Behalte die Wurzel der Liebe allzeit in dir durch den Glauben, so mag nichts denn Gutes aus dir gehen, und du wirst anfangen die Gebote Gottes zu erfüllen, die alle in der Liebe beschlossen sind" (ebenda S. 132).

Auch Arndt nimmt, wie Weigel, verschiedene Stufen des Gebetes an; aber in ganz anderer Weise. Es sind nur verschiedene Grade der Gebetsinnigkeit, nicht aber verschiedene Standpunkte der Betenden, nicht idealistische über die Form des Gebets hinausgehende Bewußtseinsformen, die er uns vorführt. So sagt er in seiner Vorrede zum Paradiesgärtlein:

„Gleichwie alle Dinge ihre Grade, ihr Auf- und Absteigen, ihr Ab- und Zunehmen haben: also hat auch das Gebet seine Grade. Der erste Grad ist, daß du vor allen Dingen Gott dem Herrn deine Sünden von ganzem Herzen in Reue und Leid abbittest. Dabei darf es aber nicht

bleiben, wie der gemeine Gebrauch ist, daß Jedermann gerne Vergebung der Sünden haben will, will sich aber nicht bessern, welches ein verkehrter Handel ist. Darum muß auch der zweite Grad folgen, daß du mit dem Leben betest, und die christlichen Tugenden von Gott erbittest und in's Herz pflanzest: sonst ist dein Gebet lauter Heuchelei und ein Gespötte. Das ist der andere Grad, beten mit dem Herzen und Munde und mit heiligem Leben. Der dritte Grad ist, beten mit lautem, kräftigem Seufzen, wie Hanna (1 Sam. 1), und mit heißen Thränen, wie Maria Magdalena, deren Thränen ihr Gebet waren ohne Worte. Der vierte Grad ist, beten mit großer Freude und Frohlocken des Herzens, wie die Jungfrau Maria in ihrem Magnificat. Der fünfte, beten aus großer feuriger Liebe. Die also beten, haben alle ihre Leibes- und Seelenkräfte in die Liebe gezogen und verwandelt, dieselben mit Gott vereiniget, daß sie vor Liebe nichts anderes gedenken, hören, sehen, schmecken, empfinden, als Gott in allen Dingen. Gott ist ihnen Alles in Allem, sie haben die Liebe Gottes überwunden und in sich gezogen. Denen offenbaret sich Gott, und kann ihnen nichts verbergen noch versagen, wie Joh. 14. geschrieben ist: Wer mich liebet, dem werde ich mich offenbaren." — Auf diese verschiedenen Grade bezieht sich denn auch die Steigerung der Ausdrücke: suchen, bitten, anklopfen (Matthäus 7. und Lucas 11).

Man hat den Mystikern häufig vorgeworfen, daß sie die geistliche Liebesgluth, die auch Arndt als den Gipfelpunkt der Andacht bezeichnet, in sinnliche Gefühlsschwelgerei haben ausarten lassen; und es fragt sich, wie weit hierin Arndt diesem Zuge der Mystik nachgegeben, wie weit auch er sich an den Geschmack und die Ausdrucksweise der Asketik seiner Zeit angeschlossen habe. In dem bisher Mitgetheilten ist uns wenigstens nichts Ungesundes begegnet, und wenn auch in seinem Buch vom wahren Christenthum und vielleicht noch mehr in dem Paradiesgärtlein Stellen vorkommen, wo das Verhältniß der Seele zu Christo als zu ihrem Bräutigam unter denselben Bildern ausgeführt wird, deren sich die Mystik von jeher bediente und wozu sie den Typus im hohen Liede zu finden glaubte:*) so wird doch von ihm auch auf diesem Gebiete ein weises

*) z. B. in einem Gebet nach dem heil. Abendmahle: „Meine arme Seele hat sich dir vermählet als deine Braut, und du hast dich mit ihr verlobt und vereinigt in Ewigkeit. Sie ist nun eine Königin geworden, weil sie dich, den König aller Könige, zum Gemahl bekommen hat. Wie wollte sie sich wieder zur Dienstmagd machen so vieler Sünden und Unsauberkeit? Ach, schmücke und ziere meine Seele mit geistlichem

Maß gehalten, und es müßte unser Urtheil auf der Oberfläche stehen bleiben, vermöchten wir nicht hinter diesen im Geschmack der Zeit übermalten Stellen den tiefern Goldgrund zu erkennen, auf den sie aufgetragen sind. Jedenfalls begnügt sich Arndt nicht mit poetischen Ergüssen des Gefühls, sondern überall wird der genaue Zusammenhang der innigsten Gottesliebe mit der thätigsten Menschenliebe nachgewiesen, so wie auch wieder der innige Zusammenhang dieser mit allen christlichen Tugenden: und eben dieß ist es, was die Schriften Arndts vor denen der gewöhnlichen Mystiker auszeichnet und sie für's Leben so überaus fruchtbar macht.

„Wie in Christo zusammengefaßt ist Gott und Mensch (sagt Arndt) durch ein unauflösliches Band, also fasset die Liebe Gottes in sich die Liebe des Nächsten; und wie göttliche und menschliche Natur nicht können getrennt werden, also auch Gottes und des Nächsten Liebe."

„Darum hat auch Gott in der Schöpfung nicht mehr denn einen Menschen geschaffen, auf daß, weil alle Menschen von einer Wurzel entsprossen, sie sich auch desto mehr untereinander liebten, als Zweiglein eines Baumes."*)

Und so läßt Arndt aus dieser reinen Gottes- und Menschenliebe alle Tugenden von selber hervorquellen. Er tritt zwar weniger in die einzelnen sittlichen Lebensverhältnisse ein, und moralisirt wenig, wie dieß überhaupt nicht im Geiste der asketischen Mystik lag; aber wo er diese Verhältnisse berührt, da zeigt er neben der religiösen Tiefe auch überall Welt- und Menschenkenntniß. So sehr er auch mit der protestantischen Kirchenlehre den Menschen für verdorben hält und untüchtig zum Guten, so bestimmt redet er doch an verschiedenen Stellen wieder von einem natürlichen Funken des Göttlichen im Menschen, den die Gnade zur lichten Flamme anfache; und so weiß er auch bei allem Unterschied, den er zwischen heidnischer und christlicher Tugend macht, die erstere zu schätzen, wo sie ihm begegnet. Diese moralische Fruchtbarkeit hat er mit Kempis gemein; nur hat er dieß als evangelischer Protestant vor ihm voraus, daß er nichts von jener klösterlichen Art an sich hat, wie wir sie bei Kempis finden. — Folgende Regeln eines christlichen Lebens, die er in seinem Buche aufstellt, mögen hier noch an ihrer Stelle stehen.**)

Schmucke, mit himmlischer Schönheit, mit starkem Glauben, feuriger Liebe, brennender Hoffnung, mit edler Demuth, heiliger Geduld, brünstigem Gebet u. s. w."

*) Siehe Buch I. S. 158 f.

**) Buch I. S. 228 ff.

„Ob du gleich nicht also vollkommen leben kannst, wie es Gottes Wort fordert, und wie du gern wolltest, so sollst du es doch wünschen. Denn solche heilige Begierde gefällt Gott wohl, und Gott nimmt sie an für die That; denn er siehet das Herz und nicht die Werke. Doch sollst du allezeit dein Fleisch kreuzigen und nicht herrschen lassen."

„In allen Dingen, die du gedenkest, redest oder thust, siehe zu, daß du die Reinigkeit des Herzens bewahrest, dich nicht verunreinigest mit hoffärtigen Gedanken, Worten und Werken, mit Zorn und dergleichen fleischlichen und teuflischen Werken; denn dadurch wird dein Herz dem Satan aufgethan und Gott zugeschlossen."

„Die Freiheit deiner Seele befleißige dich zu erhalten, daß du dieselbe nicht durch unordentliche Begierde des Zeitlichen zum Knecht und Leibeignen der irdischen Dinge machest, denn es ist ja deine Seele edler denn die ganze Welt; wie solltest du denn dieselbe den unedeln, nichtigen zeitlichen Dingen unterwerfen und verkaufen, und dein Herz an das Nichtige hängen?"

„Wenn dir Gott himmlischen Trost und Freude verleiht, so nimm dieselben mit demüthigem Dank an. Entzieht dir aber Gott seinen Trost, so wisse, daß die Tödtung des Fleisches besser sei, als die Freude des Geistes . . . . denn durch Trauern wird das Herz gebessert."

„Wenn du deinem lieben Gott nicht kannst so große und viele Opfer bringen, Andacht, Gebet, Danksagung, so bringe ihm, was du hast und vermagst, und dazu einen guten Willen und heilige Begierde, und wünsche, daß ihm dein Gottesdienst wohlgefallen möge. . . . Bitte aber deinen Herrn Christum Jesum, daß er alle deine Opfer und Gaben wolle vollkommen machen mit seinem vollkommnen Opfer; denn in ihm ist unsre Vollkommenheit, in uns ist's Stückwerk. . . . Gleichwie ein bloßes elendes Kind, wenn's nackt und unsauber ist, so ist's unlieblich, aber wenn man's schmücket und weiß anzieht, so gefällt's einem gar wohl: also ist all dein Thun an sich selbst nichts, aber wenn's mit Christi Vollkommenheit geschmückt wird, so gefallen alle deine Werke Gott wohl."

„Alle deine Feinde und Lästerer sollst du lernen mit Wohlthat und Gütigkeit überwinden und versöhnen; denn mit Rachgier, Zorn und Widerschelten gewinnt man keinen Feind. In der Tugend ist der Sieg, nicht in dem Laster. . . . Gleichwie kein Teufel den andern austreibt, so wird auch kein Laster das andere vertreiben . . . . Lasset euch nicht das Böse überwinden, sondern überwindet das Böse mit Gutem: das ist der Sieg."

„Wenn du siehest, daß ein Anderer von Gott eine Gabe hat, die du

nicht hast, so neide ihn darum nicht und mißgönn' es ihm nicht, sondern freue dich deß und danke Gott dafür."

„Die Sünde und das Laster in dem Menschen sollst du hassen als ein Werk des Teufels; aber nicht den Menschen selbst sollst du hassen, sondern dich über ihn erbarmen, daß solche Laster in ihm wohnen, und Gott für ihn bitten, wie der Herr Christus am Kreuz für die Uebelthäter gebeten hat."

„Ist dein Nächster gleich ein großer und schrecklicher Sünder, so gedenke nicht, daß du darum vor Gott besser seist; wer sich selbst dünkt, er stehe, mag wohl zusehn, daß er nicht falle."

Wenn die drei ersten Bücher des Werkes „vom wahren Christenthum" ein Ganzes bilden, das die christliche Heilsordnung umfaßt (Bestimmung des Menschen, Sünde, Erlösung durch Christus, den „wahren Heilsbrunn und Spiegel unsres Lebens" und das Leben des Wiedergeborenen im heil. Geiste), so schließt sich uns im 4. Buch die Natur auf, in die der Verfasser uns jetzt, vom Standpunkt der Erlösung aus, freudige Blicke thun läßt. In Beziehung auf Naturkenntniß freilich steht Arndt noch auf demselben Standpunkt wie Luther seiner Zeit. Auch nach ihm bewegt sich nach dem Ptolemäischen System die Sonne um die Erde, und in den vier Elementen ist ihm alles beschlossen. So glaubt er auch an den Einfluß der Gestirne, sieht in den Sonnen- und Mondfinsternissen Krankheiten dieser Himmelskörper und rechnet den Walfisch getrost zu den Fischen. Allein was thut das einer poetischen, religiösen Naturbetrachtung Eintrag? Geht darum etwas verloren von dem reichen Schatze der Erbauung, den die lebensfrische Beobachtung der Natur ihm eintrug? Wie fein und lieblich weiß er doch zu reden von dem „großen Kräuterbuch", das Gott „so wunderlich und vollkommen geschrieben." Da sieht er an jedem Kräutlein und jedem Blümlein „sonderliche Zeichen, welche sind die lebendige Handschrift und Ueberschrift Gottes, damit ein jedes Kraut gezeichnet ist nach seiner verborgenen Kraft, so künstlich, so wunderlich, so zierlich, daß sie kein Künstler wird so eigentlich nachmalen können."

Das Mitgetheilte möge hinreichen zu beweisen, welcher gesunde Geist der christlichen Frömmigkeit in Arndts Büchern weht. Kein Wunder, wenn das Volk begierig nach solcher Speise griff. Mochten immer die Schriftgelehrten ihren Bann dagegen schleudern, wie denn unter andern der schon genannte Lucas Osiander das Buch vom wahren Christenthum ein „Buch aus der Hölle" nannte: es machte sich die Wahrheit von selber Bahn. Das verschrieene Höllenbuch war in den Augen des

Volkes sogar ein von Gott ausgezeichnetes Himmels- und Wunderbuch, von dem erzählt wurde, daß verschiedene Exemplare desselben bei verschiedenen Anlässen aus Feuers- und Wassersnoth wunderbar seien gerettet worden.*) Schon die Zeitgenossen Arndts und die ihm der Zeit nach am nächsten Stehenden haben seine hohe Bedeutung erkannt. So nennt ihn Johann Valentin Andreä „die Posaune des Jahrhunderts, welche die Welt von leeren Worten zu ernsten Thaten rief und der erst nach seinem Tod zu gebührender Anerkennung gekommen." Und Phil. Jakob Spener schreibt: „Ich setze Lutherum vorne an, nachdem Gott durch ihn noch größeres Werk, so mehr in die Augen gefallen, ausgerichtet, als durch Arndtium, lasse ihm auch darin seinen Vorzug: aber dieser streicht ihm nahe, und weiß ich nicht, ob er nicht in seinen Schriften zu einem nicht geringern Werk als Lutherus mag von Gott bestimmt sein." Spener hat sogar Predigten „über J. Arndts geistreiche Bücher vom wahren Christenthum" gehalten.**) Auch der philologisch gelehrte, in keiner Weise enthusiastische Glassius, Generalsuperintendent unter Herzog Ernst dem Frommen, pflegte zu sagen: „Wem Arndt nicht schmeckt, der hat gewiß den geistlichen Appetit verloren!"

Auch in neuern Zeiten fanden Arndts Schriften fortwährend einen Weg zu den Herzen einfach frommer Menschen, so daß sie noch heute in mancher alterthümlichen Familie zu der christlichen Hausbibliothek gehören, während die feiner gebildete Welt so oft an der viel dürftigern Speise, welche die modischen Andachtsbücher ihr bieten, sich genügen läßt. Wie sollte sie es auch über sich bringen können, einen solchen „alten Tröster" zur Hand zu nehmen? Und gleichwohl frage ich, zu was wohl ein höherer Grad von Bildung gehöre, eine schon zurechtgelegte, breitgetretene Rede sich nothdürftig anzueignen, oder sich in fernliegende Zeiten und Personen zu versetzen und auch unter dem, was weniger für unsere Zeit sich eignet, das Gute und ewig Wahre mit richtigem Takte herauszufinden? Ich will darum nicht unbedingt denen beistimmen, welche die christliche Andacht allein von diesen älteren Büchern und von der in ihnen herrschenden Form abhängig machen wollen; denn eine jede Zeit bringt aus dem bessern Schatz ihres Wesens Gutes hervor. Aber das glaube ich verlangen zu dürfen, daß ein jeder, der auf wahre Bildung, ja der auch nur auf einige Kenntniß der Geschichte Anspruch machen will, mit dem Leben und den Leistungen der Männer, welche in Zeiten der Noth das geistige

*) Siehe Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie Th. II. B. 17. Cap. 6.

**) Herausgegeben von F. Heinrich, Berlin 1837.

Leben ihres Volkes bewahrt und gefördert haben, eben so wohl bekannt werden soll, als mit denen, die Städte eroberten oder neue Erfindungen in den äußerlichen Dingen brachten. Zum Schluß der heutigen Betrachtung noch eine Stelle aus dem Werk eines Mannes, der die sogenannte Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts herbeiführen half, und von dem sich also wohl nicht befürchten läßt, daß er mit einseitiger Vorliebe von diesem Zweig der Geschichte gehandelt habe. Thomas Abbt, in seinem berühmten Werke vom Verdienst, sagt in Beziehung auf die schriftstellerischen Verdienste Folgendes:*) „Ganz obenan stelle ich die Erbauungsschriften, die mit einer wahren Salbung, d. h. nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinsten Verstand geschrieben worden.... Von dieser Art sind die Schriften eines Arndt, eines Scriver und Anderer. Diese Schriften liest der gemeine Mann, in diesen erbaut er sich. Sie und sein Morgen- und Abendsegenbuch (worüber schon so oft und so unvernünftig gespottet worden) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen Malen die wichtigsten Dienste geleistet. Wenn der Fürst oder seine Diener Bluthunde und Gelderpresser sind, wenn sie dem fleißigen Handwerker nicht nur seinen Sparpfennig, sondern auch seinen Zehrpfennig wegnehmen, was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? und o! was bewahrt denn diese Menschenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft wie unsichtbar durch Wachen und Mauern durchgedrungen ist? was vor dem tödtlichen Blei, das durch die Luft zischet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Brust des Wüthrichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauern hineingepredigt worden. Der arme Städter, der arme Landmann nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröstet sich in solchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Aussicht in ein ewiges Leben, mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Versprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in seinen Zusagen besser Wort halten werde, als sein meineidiger Landesvater. Sein Abendsegen, den er mit seinem ganzen Hause liest, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er sich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt, so kommt dadurch eine gewisse Ruhe in seine Leidenschaften, eine gewisse Gelassenheit in sein Thun,

*) S. 298 (Wiener Ausgabe 1804).

›odurch seine Nachbarn und seine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht :ur die Gelassenheit, auch Muth und Freudigkeit erwächst dadurch bei ḫm .... O ihr Herren Moralisten, sammt und sonders, ihr zierlichen, ›itzigen Schriftsteller, das thut ihr nicht; ihr Dichter, vom untersten ‘lachtgedankenschmierer bis zu Young und Klopstock hinauf, das thut ḫr nicht; ihr heiligen Redner, vom schön lallenden Candidaten bis zu Nosheim hinauf, das thut ihr nicht!"

Jene Streithelden allzumal, welche zur Erhaltung der äußern Recht- ¦läubigkeit so manche saure Mühe aufgewandt, so manche Nacht durch- ›acht, so manches Buch vollgeschrieben, so manche Lanze gebrochen, ja Verfolgungen deßwegen herbeigeführt und ausgestanden haben, jene Flacius, Heßhusius, Hoe von Hoenegg und wie sie alle heißen, sie haben Luthers Werk weniger gefördert, als ein einziger Mann mit frommem Sinn und klarem Geiste. Ihre Werke leben höchstens noch in den Biblio- theken der Theologen oder modern auch dort unter Staub und Schutt ›egraben, ihre Namen prangen wohl noch in den Compendien und Tabel- en der Kirchengeschichte, aber sie haben keinen andern Klang, als den ›ohlen Klang eines Todtenschädels; während die Bäume, welche Arndt ınd nach ihm Spener pflanzten, immer wieder mit neuen Blüthen aus- chlagen, wenn auch der Frost der Zeit hie und da über sie gegangen ist. Mit ihnen zugleich leben auch die frommen Liederdichter, auf die wir spä- er zurückkommen werden, im Mund und Herzen des Volkes fort. Das ind die lebendigen Steine der Kirche, zu deren Aufbau übrigens jede Zeit ›as Ihrige beiträgt, — hier die Einen Heu und Stoppeln, dort die An- ›ern Gold und Edelsteine.



Achtzehnte Vorlesung.

Reformatorische Wirkung der Wissenschaft. Johann Valentin Andreä und seine Schriften. Die Rosenkreuzer. Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes. Die Christenburg.

Wie in den Zeiten vor der Reformation neben der Mystik und der Asketik auch noch die Wissenschaft mitwirkte eine bessere Zeit hervorzurufen, so daß Männer, wie Johann Wessel, Reuchlin, Valla, Erasmus, auch ihren Antheil an dem reformatorischen Werke auf ihre Weise erhielten: so fehlte es auch in den spätern Zeiten des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts nicht an Männern, welche vermöge eines angeborenen und ausgebildeten freien und hellen Blickes über manche Vorurtheile des Herkommens sich erhoben und so den protestantischen Geist, der sich wieder zu verlieren schien, in seiner ursprünglichen Frische zu bewahren, ja da, wo er bereits untergegangen war, ihn von den Todten heraufzubeschwören suchten. Auch diese Classe von reformatorischen Geistern müssen wir jetzt betrachten.

Wir zählen zu ihnen einen Mann, der wie Wenige es verstand, mit der einen Hand den Schutt des Veralteten hinwegzuräumen und mit der andern das Neue auf solidem Grunde aufzubauen und der somit das reinigende Handeln mit dem wirksamen, die schaffende Thätigkeit mit der das Schadhafte beseitigenden, die Klarheit des Geistes mit der Tiefe des Gemüthes, die Gediegenheit des sittlichen Ernstes mit dem scharfen Salz der Ironie und der Satire zu verbinden wußte. Mit ihm lassen Sie uns die Reihe der reformatorischen Geister unsres dermaligen Zeitabschnittes beginnen. Sein Andenken blieb längere Zeit bei den Nachkommen so gut als begraben, bis zuerst wieder der so vieles anregende

ınd belebende Herder die Aufmerksamkeit auf diesen seltnen Geist hin- enkte.*) Seitdem hat ein deutscher Theologe, Hoßbach, derselbe Ge- ehrte, dem wir auch eine gediegene Lebensbeschreibung Speners ·erdanken, das Leben des merkwürdigen Mannes ausführlicher be- chrieben.**)

Johann Valentin Andreä, der Enkel jenes streitbaren Theo- ogen, der die Concordienformel in Deutschland eingeführt hatte, ist ;eboren den 17. Aug. 1586 zu Herrenberg im Württembergischen, wo ein Vater Pfarrer war. Als fünfzehnjähriger Jüngling verlor er seinen Bater und zog mit seiner Mutter nach Tübingen. Sowohl in dem frühen Berwaistwerden, als auch darin, daß mancherlei äußerliche Unglücks- älle sein junges Leben bedrohten,***) hat seine Geschichte viel Aehnliches nit der des Johann Arndt, dessen Schriften in der Folge viel auf hn wirkten. Auch er zeigte frühe einen tiefen sittlichen Ernst. Damit ·erband er aber eine große Vielseitigkeit und Gewandtheit des Geistes. Er versuchte sich in allerlei Kunstfertigkeiten, wie im Lautenschlagen, der Malerei, dem Voltigiren. Auch mit Uhrmachern, Goldarbeitern, Tisch- ern setzte sich der lernbegierige junge Mann in Verbindung und suchte hnen etwas abzulernen. So behielt er bei aller Vertiefung nach innen ıuch offene Augen für das, was um ihn her in der Welt vorging.

Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Tübingen begab er sich mit iner Münze von zwölf Kreuzer Werth, die ihm seine arme Mutter zu- teckte, auf Reisen, brachte ihr aber nach einigen Jahren mehrere hundert Gulden wieder zurück, indem er durch eine vortheilhafte Hofmeisterstelle ·ei zwei adlichen Jünglingen sich jährlich hundert Philippsthaler verdient ·atte. Noch einmal legte er sich jetzt, und gründlicher als zuvor, auf das Studium der Theologie in Tübingen, worauf er abermals den Wander-

*) Sämmtliche Werke Thl. XX. (Nachlese zur schönen Litt. und Kunst.)

**) Hoßbach, J. V. Andreä und sein Zeitalter. Berlin 1819. Vgl. damit ie von Rheinwald herausgegebene Selbstbiographie des Mannes (Berlin 1849), Tholuck, Lebenszeugen S. 314 ff. und den Artikel von Hartmann in Her- ogs Realencyklopädie I. S. 312.

***) „Auf dem Wege nach Tübingen hatte er das Unglück, bei einem verfehl- en Sprung aus dem fahrenden Wagen mit beiden Füßen in das Rad zu kom- nen; aber wie schon einmal in seiner frühen Kindheit ein schwerbeladner Heu- vagen über ihn hinweggegangen war, ohne ihn zu beschädigen, so entrann er uch dieser Gefahr dadurch, daß unvermuthet ein im Wege liegender Stein den Wagen hemmte. Doch wurden die Beine ihm etwas verdreht, und er behielt die Spuren davon bis an seinen Tod.“ Hoßbach S. 2.

stab ergriff. Auf dieser Reise besuchte er auch die Schweiz und Genf. Diese christliche Republik, die von Calvin her eine strenge Sittenzucht bewahrte, wie sie in der lutherischen Kirche nie eingeführt werden konnte, machte einen starken Eindruck auf sein Gemüth. So fest er auch an seinem lutherischen Glaubensbekenntniß hing, so hinderte ihn dieß doch nicht, das Gute an der Schwesterkirche anzuerkennen, und redlich strebte er, obwohl vergeblich, Aehnliches im lutherischen Deutschland einzuführen. Nachdem er seine Jugendzeit noch ferner bald auf größern Reisen, die ihn auch nach Oestreich und Italien führten, bald im Umgange mit den gelehrten und frommen Theologen seines Vaterlandes*) zugebracht hatte, erhielt er im Jahr 1614 seine erste Stelle als Diaconus in Vaihingen, worauf er sich auch bald verheirathete. Schon von da beginnt Andreä's schriftstellerische Thätigkeit, welche besonders in genauer Beziehung zu dem damaligen Zustande der deutsch-lutherischen Kirche und Theologie stand.

Man würde sich eine falsche Vorstellung von der reformatorischen Thätigkeit Andreä's und ähnlicher Männer jener Zeit machen, wenn man glauben wollte, sie hätte darin bestanden, die mühsam aufgeführten Lehrgebäude der Väter in aller Hast niederzureißen, oder auch nur den Gehalt der kirchlichen Bekenntnisse im Einzelnen zu prüfen und alles auszuscheiden, was nicht aus der Schrift sich rechtfertigen ließ. Ob es ihnen zu der letztern Arbeit an Unbefangenheit des Sinnes gebrach, will ich nicht entscheiden. Genug, Andreä blieb, wie Arndt, ein entschiedener Anhänger nicht bloß der Bibellehre, sondern auch der lutherisch-orthodoxen Lehre, wie sie weiland sein Großvater in der Concordienformel niedergelegt hatte. Aber worin er sich mit Arndt von den Zeitgenossen und auch von seinem berühmten Großvater unterschied, war das, daß er diese äußere Rechtgläubigkeit nicht für das Einzige nahm, was den Christen ausmacht, daß er das geistlose Nachbeten solcher Lehrformen für eben so schädlich hielt, als Ketzerei und Irrthum, und daß er den Reichthum des menschlichen Wissens auf eine sehr geschickte Weise mit jener ungelenken theologischen Schulbildung zu verbinden und überdieß durch den Geist einer gesunden Frömmigkeit die starre Form zu beleben wußte. Ohne sich einseitig an die Mystiker anzuschließen, nahm Andreä den frommen, erbaulichen Geist eines Arndt in sich auf, suchte aber zugleich auch durch Witz und durch das attische Salz der Satire, das er sich im Studium der

*) Unter diesen erscheint der gelehrte und milde Hafenreffer, dessen Haus- und Tischgenosse er eine Zeit lang war.

llten angeeignet, das Leben der Kirche und der Wissenschaft vor Fäulniß
u bewahren.

Hören wir, auf welche treffende Weise er den damaligen Disputir-
eist der Theologen, den wir aus der Geschichte der Streitigkeiten selbst
hon einigermaßen kennen, in folgendem Gespräch uns abschildert. *)

„A. Sehr glücklich bin ich heute von einer großen Gefahr befreit
vorden. B. Wirklich? Viel Glück dazu! A. Ich danke dir, aber auch
em, durch welchen ich jetzt vorsichtiger glaube. B. Was heißt das?
annst du etwa auch unvorsichtig glauben? A. Sehr leicht; denn wenn
ch gerade einen Lehrsatz glaube, der mir sehr gesund und klar zu sein
cheint, so kann ein Wörtchen darin sein, das die gefährlichsten Folgen
ervorbringt. So kommt's, daß ich aus Unvorsichtigkeit gottlos glaube.
B. Und so klagst du dich denn wohl der Gottlosigkeit an? A. Allerdings;
aher sinne ich schon jetzt auf Formeln, um nachher so vorsichtig als
nöglich zu glauben. B. Ich, so sehr ich auch an euch die Schärfe des
Disputirens und Unterscheidens billige, kann mich doch nicht zu jener
Höhe des Genies erheben, sondern ergreife mit einfachem und fast bäu-
rischem Glauben, was ich mit der Schrift übereinstimmen sehe, und ich
bin nicht so ängstlich in Worten, daß ich daraus eine mir unbekannte
Ketzerei fürchten sollte. A. Sieh' einmal, wie sorglos du bist! Hat
Christus nicht gelitten? B. Allerdings; Preis sei ihm dafür. A. Sage
nir, nach welcher Art der Vereinigung beider Naturen? B. Ich bin so
kühn, das nicht wissen zu wollen. A. O du Unglücklicher! Aber jenes
Leiden, hatte es seinen Grund in dem vorhergehenden oder nachfolgenden
göttlichen Willen? B. Ich weiß nur, daß Gott es gewollt hat. A. O
du Elender! In der Reihe der Ursachen aber ging da der Rathschluß
Gottes über das Leiden der Schöpfung voraus, oder folgte er ihr?
B. Ich sage meinem Erlöser Dank, und forsche nicht weiter nach dem
Rathschluß. A. Da siehst du nun, welch ein Chaos von Ketzereien in
dir ist, ohne daß du es im mindesten merkst, und daß du den Hauptsätzen
unsrer Religion nicht glaubst. B. Ich glaube an die Symbole und an
die Summe unsrer Religion, welche mir die heilige Schrift von selbst
darbietet, nämlich an die Größe meines Elends, an die Ueberschwänglich-
keit der göttlichen Barmherzigkeit, an den Kampf in dem Dienste Christi,
an die Uebung der vorgeschriebenen Frömmigkeit. A. Es ist nicht genug,
dieses Allgemeine zu kennen, sondern du mußt auch die Klippen bemer-
ken, an denen die menschliche Neugierde scheitert, damit dir nicht auf dem

*) Aus dem Menippus, siehe Hoßbach S. 28.

Wege zum Heil dasselbe begegne. B. O ja, wie neue Gesetze neue Verbrechen erzeugen, so neue Lehrsätze auch neue Ketzer. A. Du solltest nicht scherzen in einer ernsten Sache. B. Ich gestehe dir, daß ich auch einst so etwas unbedachtsamer Weise versucht habe: ich wollte nämlich die Zweifelsknoten der menschlichen Vernunft alle auflösen und die Klippen ebnen; aber da jenes Spüren nach unbedeutenden Kleinigkeiten nur immer neue Zweifel herbeiführte, so wünschte ich zuerst die Erinnerung daran ganz zu verlieren, dann verstopfte ich vor ihnen so viel möglich alle meine Sinne und widmete diese dem demüthigen Gehorsam Christi. Seit der Zeit bin ich ruhiger, und werde nur noch durch die Erinnerung an meine frühere Neugierde gestört. A. Wie ist es aber möglich, daß unter so vielen Einwürfen, Unterscheidungen und sogar Sophistereien du allein ohne irgend einen Führer die Wahrheit erlangt hast? B. Sehr leicht; denn während Andere unzählige Ausleger der göttlichen Dinge um Rath fragen und den ungeheuern Widerstreit unter ihnen auszugleichen trachten, bin ich überzeugt, daß die Wahrheit der Worte Christi auf keinen Künsteleien der Auslegung, sondern auf einem einfältigen und demüthigen Willen beruht; und so suche ich meinen Gehorsam auf keine Ausflüchte oder Entschuldigungen, sondern auf eine stete Bereitwilligkeit und auf eine fromme Ausübung zu gründen. A. Das ist in der That eine bäurische Theologie. B. Mag sie es doch sein; jene aber ist eine sophistische und durch unnütze Fragen und Unterscheidungen so dornicht, daß heutiges Tages weder Petrus noch Paulus, wenn sie in's Leben zurückkehrten, ihr würden genugthun können!"

Wenn hier die Ironie vorherrscht, so nimmt dagegen die Rede Andreä's an einem andern Orte einen entschiedenern Ton des Ernstes an, wo er darüber klagt, wie man die Werke von dem Glauben getrennt, und diesen zur bloßen Sache der Disputation gemacht habe.*) „Daß die Sitten und das Leben der Christen an einer so großen Zügellosigkeit leiden, daß in den Thaten kein solcher Eifer als in den Worten, daß kein solches Streben nach christlicher Liebe als nach Scharfsinn, keine solche Uebung der Geduld als der Kämpfe, keine solche Freude an der Demuth als an der Prahlerei unter uns ist, darüber wird kein Verehrer Christi sich wundern, weil, was vereinigt wahrhaft göttlich und heilig wäre, in seiner Trennung minder geschätzt wird. Denn diejenigen, welche vor Zeiten und auch heutiges Tages die tapfersten Streiter Christi waren, hatten ihr Vermögen nicht sowohl durch Dialektik und Rhetorik, als durch

* Alethea exul p. 326. Hoßbach S. 32.

Gebet und Fasten, nicht sowohl durch Zwang als durch eine wohlwollende, reine und freimüthige Gesinnung, und führten den Streit gegen den Satan eifrigst durch beides, durch Gelehrsamkeit wie durch Rechtschaffenheit. Aber der große Haufe der Geistlichen hat nur das Eine ergriffen, und gefällt sich wunderbar, wenn er eine bewaffnete Theologie, mit bloßen Dornen der Logik gestachelt, und irgend etwas Lärm Erregendes unter dem Beifall des Pöbels behaupten kann, wovon denn der Erfolg kein anderer ist, als daß sie wie die Wahnsinnigen anders geredet zu haben scheinen, als wie sie fühlen und glauben. Denn wenn sie nun von der Kanzel zu ihren Angelegenheiten zurückkehren, so sind sie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als ein Gefäß, dem das Wasser abgezapft ist, von der Luft. — Wer jetzt ein rechtschaffenes Leben sucht, der wird ein Enthusiast, ein Schwenkfeldtianer, ein Wiedertäufer gescholten u. s. w."

So sehr Andreä die edlere Mystik zu schätzen wußte, der geist- und gemüthlosen Scholastik seiner Zeitgenossen gegenüber, so sehr erfüllte ihn jenes Treiben mit Widerwillen, das die Religion zum Vorwande nahm, um der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, und sie dem unseligen Durst nach Gold dienstbar zu machen. Mit derselben Satire, mit der er die dürren Dogmatiker verfolgte, strafte er auch die Wundersucht und Geheimnißkrämerei der Alchymisten als eine verderbliche Krankheit der Zeit. Man hat zwar längere Zeit unsern Andreä selbst im Verdacht gehabt, daß er der Stifter einer geheimen Gesellschaft oder eines Ordens von Mystikern gewesen sei, der unter dem Namen der Rosenkreuzer*) damals viel Aufsehn machte und sich weithin verbreitete; allein eine genauere Bekanntschaft mit seinen Schriften hat zu der Einsicht geführt, daß er gerade in diesen Schriften sich bloß über die Neigung seiner Zeit zu dergleichen Dingen lustig gemacht habe, und daß nur Mißverstand der Ironie seine Worte für baares Geld nehmen konnte. — Mehrere andere Irrthümer und Mißbräuche seiner Zeit, die Anmaßung der Gelehrten, die Universitäten, das Erziehungswesen zog Andreä durch seine

*) Vgl. Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz und die Turris Babel s. judiciorum de fraternitate R. C. chaos. Andreä läßt die sieben Weisen Griechenlands sich mit Cato und Seneca über die Verbesserung der Welt berathen, bis endlich die Fama eine Aufforderung an alle Gelehrten Europa's ergehen läßt, sich der Brüderschaft des Christian Rosenkreuz anzuschließen, der sich zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf einer Reise zum heil. Grabe in den Besitz magischer Künste gesetzt habe. Die Symbole des Vereins sollten eine Rose und ein Kreuz sein (dasselbe Symbol, das auch Luther in seinem Wappen führte).

scharfe Hechel, ließ es aber auch hier nicht bei bloß negativer Satire bewenden, sondern kam auch hier den Krankheiten seiner Zeit mit positiver Arznei zu Hülfe. So spricht er sich unter anderm über das Erziehungs- und Unterrichtswesen in seiner Schrift „Theophilus" folgendermaßen aus:*) „Als den Grund aller wahren oder christlichen Zucht setze ich die Frömmigkeit, den Inbegriff und das Ziel der ganzen Sache, nicht jene oberflächliche und außergewöhnliche, welche von Vielen zu den Nebengeschäften gerechnet wird, sondern die beständige, feierliche und vorherrschende, die das ganze Leben begleite und beschäftige, und die Jugend ganz durchdringe. Das ist dem zarten Alter am meisten einzuprägen, daß es Gott aufrichtigst verehre, nicht nur mit äußeren Zeichen einer scheinbaren Frömmigkeit, sondern mit innigster Empfindung des Herzens, das ganz durchschaut und gerichtet werde von Gott, den keine Heuchelei täuschen, dessen Liebe kein erlogener Gehorsam erwerben könne, der alle Herzen erforsche, die Heuchler hasse, die Liebenden wieder liebe ... Die Jugend muß mit den heiligen Schriften wie mit den Samenkörnern der Frömmigkeit befruchtet, sie müssen ihr ganz zu eigen gemacht, ihrem Gedächtniß eingeprägt und verständlich ausgelegt werden, so daß sie eher das, was Gott und die Heiligen angeht, als die Fabeln vom Aeneas und die Verwandlungen des Ovid kennt, sicherer heilige Sprüche, als Verse aus dem Virgil hersagen kann, und öfter durch heilige Lieder Gott, als durch schändliche Gesänge der Venus huldigt, kurz sich fester die Wahrheit der christlichen Religion, als die Lockung heidnischer Eitelkeit einprägt. So müßten alle Jünglinge gebildet werden, vornehmlich aber die, welche alle ihre Arbeit und ihr ganzes Leben Gott und der Kirche widmen wollen, und oft mehr profane Gelehrsamkeit, als himmlische Wissenschaft (bisweilen sogar keine von beiden) in das heilige Amt mitbringen." — Es versteht sich von selbst, daß hier Andreä nur den Mißbrauch tadelt, der mit den Schriftstellern der alten Welt damals getrieben wurde. Daß er dieselben keineswegs aus den Schulen verbannt wissen wollte, wie eine ängstliche Frömmigkeit auch in spätern Zeiten wieder angerathen hat, geht daraus hervor, daß er, selbst mit den Schönheiten des classischen Alterthums vollkommen vertraut, sogar die Form, die er seinen eignen Schriften gab, meist aus den Gesprächen des Plato und manche seiner Bilder und Allegorien aus der alten Mythologie entlehnte.**)

---

*) Hoßbach S. 144.

**) Letzteres zwar nicht immer mit dem besten Geschmacke; siehe Herder, Zerstreute Blätter V. S. 84.

ia, an derselben Stelle dringt er auf das Studium der alten Sprachen. [ber daß auch dieses mit Beziehung auf Christum geschehe, daß jeder Beist, wie er sich ausdrückt, „ein Echo von Christo“ sein müsse,*) wenn r bildend auf die Jugend einwirken solle, das war seine innigste Ueberzeugung. — Die Behandlung der alten Schriftsteller in den Schulen, uf welche sich damals fast der ganze Jugendunterricht beschränkte, wurde äufig auch durch eine schlechte Methode weniger bildsam, als sie es bei iner guten Methode hätte werden können. Wie trefflich sagt in dieser Beziehung Andreä: „Ein guter Lehrer führt,**) während ein schlechter chleppt; jener leuchtet, dieser verdunkelt; jener lehrt, dieser verwirrt; ener lenkt, dieser treibt; jener regt auf, dieser drückt nieder; jener ergötzt, ieser quält; jener bildet, dieser zerstört. Um es kurz zu sagen, wenn nicht der Lehrer selbst ein Buch, ja eine wandelnde Bibliothek und ein vandelndes Museum, wenn er nicht selbst ein Abriß und eine Handhabe er Arbeit, nicht ein Inbegriff und eine Regel der Sprachen und Wissenschaften, und zu dem allem noch eine Ehre und Zierde des Vaterlandes ınd der Kirche ist, so taugt er nicht für unsern Zweck. Denn immer on neuem Bücher anfangen und zu Ende bringen, zur Arbeit treiben ınd spornen, Vorschriften, Regeln, Dictate geben und einschärfen, das ann ein jeder; aber die Hauptsache zeigen, den Anstrengungen zu Hülfe ommen, Fleiß hervorrufen, den Gebrauch der Hülfsmittel lehren, durch Beispiel vorangehen, endlich alles auf Christum beziehen, das thut Noth, das ist die christliche Arbeit, die keine Schätze der Erde bezahlen önnen.“

Wir sehen aus dieser Stelle, daß es auch in dieser Zeit nicht an Männern gefehlt hat, welche den Lehrberuf von seiner einzig richtigen Seite aufzufassen und zu schätzen wußten, so daß es unbillig wäre zu

*) Omnis spiritus Christum resonet!

**) Ich kann mich nicht enthalten, die goldenen Worte im Original beizufügen: Nam Praeceptor bonus ducit, dum malus trahit; lucet ille, hic offuscat; docet ille, hic confundit; regit ille, hic impellit; excitat ille, hic deprimit; delectat ille, hic angit; format ille, hic destruit. Paucis dicam: nisi Praeceptor ipse liber, imo Bibliotheca et Museum inambulans sit, nisi laboris breviarium et manubrium, nisi linguarum artiumque repertorium et formula, nisi insuper Patriae et Ecclesiae decus et ornamentum audiat, non sapit ad ingenium nostrum. Nam libros repetere et exigere, ad laborem agere et stimulare, praecepta, regulas, dictataque obtrudere et inculcare cujusvis est; summam rei monstrare, facilitatem aperire, applicationem adhibere, usum docere, exemplo praeire, denique ad Christum omnia referre, hoc opus, hic sudor christianus est, quem nullae orbis opes rependerint.

behaupten, erst unsre Zeit habe die gute Methode erfunden; ob wir gleich Gott danken, daß solche Einsichten, die damals nur das Gut Einzelner waren, jetzt verbreiteter sind und immer herrschender werden. Um so wichtiger muß es uns aber sein, die Männer kennen zu lernen, welche gerade hierin einen prophetischen Geist zeigten, daß sie von der alten, schwerfälligen Weise, die Geister zu leiten, auf die neue Bahn hinwiesen, in der wir uns leichter und freier bewegen.

Daß Andreä besonders aber an den Lehrstand der Kirche strengere Forderungen stellte, als eine in den alten Schlendrian zurücksinkende Zeit, hängt mit seinem reformatorischen Geiste auf's innigste zusammen. Scharf, aber gerecht rügt er das Treiben der Miethlinge im Weinberg des Herrn in folgender Stelle: *) „Je nachdem ein Ort fruchtbar oder angenehm oder vortheilhaft für den Handel ist, lockt er die Diener des Bauchs, nicht des Wortes, fesselt sie oder ruft sie hinweg. Ist der Ort ungünstig, so fehlt es nicht an Bösewichtern, welche dorthin gleichsam verdammt werden [sogenannte Strafpfarreien, die leider auch unsre Zeit in manchen Ländern noch kennt]; die Bauern müssen dann zufrieden sein, daß sie einen Studierten haben, und sie mögen zusehen, wie sie mit ihm fertig werden. Solche Leute wenden dann weniger Sorge auf ihre Heerde, als auf ihre Schweine, und wenn sie am Sonntag etwas in der Eil Zusammengerafftes oder etwas von andern Erborgtes und Verstümmeltes mit großem Widerwillen hergeplappert, oder die bei'm letzten Gastmahl empfangenen Beleidigungen von sich abgelehnt, oder ihren Zehenten eingefordert haben, so verbringen sie die übrigen Tage der Woche so, daß man lieber davon schweigt. Die Jugend aber Christo zu weihen, zu ihm zu führen, sie mit ihm vertraut zu machen, sie zu erziehen, das unerfahrene und rohe Volk milder zu machen, von dem gewohnten Wege abzuleiten, und überhaupt nach der Weise des Paulus die Einzelnen zu belehren, zu erinnern, zu bitten, zu bessern: das sind [für sie] reine Possen, die man bei dem geringen Gehalt nicht erwarten darf. Auch ist das rohe Volk [nach ihrer Ansicht] nicht werth, mit solchen Gaben belastet zu werden, sondern die können für die Städte bewahrt werden, als wenn Gott wollte, daß die Bürger früher [als die Bauern] in den Himmel kommen sollten."

Wie genau Andreä es mit dem geistlichen Stande nahm, und wie ernstlich er Miethlinge von der Uebernahme des Lehramtes abzuhalten suchte, zeigt jenes bekannte Gedicht, welches Herder in seinen Briefen

*) Veri christianismi libertas p. 101. Hoßbach S. 148.

as Studium der Theologie (Brief 49) mitgetheilt hat, unter dem „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes." Da das)t zu lang und in einigen Wendungen zu unverständlich ist, um ınz mitgetheilt werden zu können, will ich Sie nur mit dem Inhalt nigen Stellen desselben bekannt machen.

Ein junger Candidat, den Andreä in der ersten Person einführt, als ob die Sache ihm selbst begegnet wäre, hatte, nachdem er tudien absolvirt hatte, Lust nach einer reichen und bequemen ei.

„Als ich in meinen jungen Tagen
Oft hört' von guten Pfründen sagen,
Wie daß nit feistre Suppen wären,
Als die man geb' geistlichen Herren, ...
Da dacht' ich, hat's die Gelegenheit,
So muß ich auch in's lange Kleid,
Und sehen, wie ich's dahin bring',
Daß ich um lange Bratwürst' sing'" u. s. w.

r so mit diesem Gedanken umging und „ihm sein Röcklein t daher, als ob er schon Decanus wär'" — und eben darüber nach- welche Pfarrei ihm wohl am besten mundete, denn

„B'hüt mich Gott vorm Harzen-Wald,
Den Bergen und den Klüften kalt:
Denn mein Bauch ist an Wein gewöhnt" —

r mitten in diesen Träumen, die ihn auf der Wanderung durch ein 3 Wiesenthal begleiteten, auf einen alten Mann von schneeweißem und schönem Angesicht, der auf der Wiese sein Heu zusammen- und in dem er bald den Pfarrer des Orts erkannte. Der Student ihn lateinisch an und erfuhr von ihm, daß er auf seiner Pfarrei gute Tage habe:

— „Je matter Leib, je mehr man schafft,
Je wen'ger Kunst, je mehr man's treibt,
Je unwerther, je mehr man bleibt."

unge gab ihm darauf den Rath:

„Mein lieber alter Herr,
Ihr habt euch nu gemästet sehr
Und habt der alten Batzen viel,
Drum wollt Ihr kehren um den Stiel.
Das möchten doch wir Junge leiden,
Die jetzund zehren auf die Kreiden,
Erwarten Glück bei gesundem Leib,
Einen guten Dienst und reiches Weib."

Der Alte wies ihn etwas derb zurück, und der Junge fing nun an „eine andre Pfeife zu ziehen", indem er sich einschmeichelnd, aber immerhin etwas spöttisch bei ihm nach den alten Zeiten erkundigte. Der alte Herr lobte diese alten Zeiten, und die Männer, die damals gewirkt hätten.

„Die sein nun todt, und leben noch,
Nu leben viel, und faulen doch.
Ich dank' ihn'n ihrer guten Lehr';
Doch, wie ich kommen bin hieher,
Hab' ich viel anders müssen lernen,
Die Hülsen brechen und die Kernen
Mit bitterm Schweiß herfürgewinnen —
Das werdt Ihr auch einmal noch innen!" . . .

Als darauf der junge Mann mit seiner Philosophie sich brüstete, gab ihm der Alte den trefflichen Rath, den man auch heute noch manchem geben könnte, er möge sich nur gedulden:

„Bis daß verschwindt der Luft Gebäu,
Bis daß verdaut der Pappenbrei,
Bis daß verraucht des Hirnes Dampf,
Bis daß vertobt der Witze Kampf,
Und nun die Praktik kommt zu Haus,
Die all' Theorie treibet aus."

Und nun läßt sich der Greis auf die Bitte des immer bescheidner werdenden Jünglings endlich darauf ein, ihm zu sagen, was ein Pfarrer alles glauben, wissen, thun, leiden, lassen, fürchten und hinnehmen müsse, wenn er ein rechter Diener Gottes sein wolle.

„Ich hab' gesagt, ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt.
Er glaubt ein'n Gott, den niemand acht;
Ein jeder nach sein'm Götzen tracht.
Er glaubt ein'n Himmel, der wird verschmächt;
Ein jeder hier gern ewig zecht.
Er glaubt eine Höll', die niemand fleucht;
Ein jeder die breite Straße zeucht.
Er glaubt ein Gericht, das niemand besorgt;
Ein jeder auf die Rache borgt.
Er glaubt ein'n Lohn, den niemand will;
Ein jeder will hier Füll' und Füll'.
Er glaubt ein göttlich Regiment;
Ein jeder meint, das Glück sei blind.
Er glaubt ein'n Tod, der Alles scheidt;
Und jeder pocht auf lange Zeit.

So glaubt er, was die Welt verneint,
Und ihren Augen ungereimt. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Das die Welt ungern innen wird.
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott auf's äußerst' sei veracht.
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf.
Er weiß, daß große Leuteschinder
Verflucht seien auf Kindeskinder.
Er weiß, daß große Federhahnen
Noch kommen in dem Pfuhl zusammen.
Er weiß, daß die groß' Ueppigkeit
Der Welt gereicht zu Schmach und Leid.
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärkt zu ew'gem Schmerz.
Das weiß er, will's schon niemand wissen,
Und wird sehr oft darob geschmissen. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Drittens, so muß ein Pastor thun,
Was jedermann will überstohn.
Er muß die Wahrheit jedem geigen:
Darüber zeigt man ihm die Feigen.
Er muß aufwischen jede Stund':
Darüber man ihm Uebels gunnt.
Er muß in die Pest und Lazareth,
Da mancher weit vorübergeht.
Er muß zum Feu'r, Galgen und Rad,
Zum Gefängniß und der Lüste Bad.*)
Er muß verzweifelt' Buben trösten,
Die Ruchlosen durch's Gesetze rösten.
Er muß jedermann helfen, bitten,
Rathen, warnen, kratzen und beschütten.
Er muß in alle Pfützen treten,
All' Unlust putzen und ausjäten.
Das muß er thun ohn' seinen Dank,
Bis er drob wird alt, krumm und krank. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

*) Wörtlich der „H . . . n Bad".

Viertens ein Prediger muß leiden,
Da sonst der Thurm zu ist bescheiden.
Er leidt der Leut' Abgötterei,
Aberglaub', Fluchen, Zauberei.
Er leidt Verachtung Gottes Lehr,
Dafür Wollust wird trieben mehr.
Er leidt Ung'horsam und Gespött,
Da mancher Pfaff vor Ohren geht.
Er leidt Zorn, Neid, Rachgier und Grimm,
Zank, Hader, Schelten, Ungestüm.
Er leidt Ehbruch, Unzucht und Schand,
So nur geachtet für Narrentand.
Er leidet groß' und kleine Dieb,
Finanz und was ihm sonst nicht lieb. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Zum fünften muß ein Priester lassen,
Das die Welt liebt ohn' all Maßen.
Er läßt dem Hof sein weiches Kleid,
Und bleibt ihm die Kameelhaut bescheid.
Er läßt der Schul' ihre große Witz',
Und übt sich in der Liebe Hitz.
Er läßt der Reichen Silbergeschirr
Und trinkt die Bächlein in der Irr'.
Er läßt der Aufgeblasnen Wind,
Und sich bei Christi Demuth findt; . . . . . .
Er läßt sein Recht, sein'n Nutz, sein'n Fried,
Und gnügt sich, daß er Christi Glied.
Das alles muß er willig lassen
Und noch dazu sich selber hassen. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Zum sechsten fürcht ein geistlich Mann,
Das sonst bei andern leicht gethan.
Er fürcht mit Scheu das End' der Welt,
Dafür mancher sein Hauptgut*) zählt.
Er fürcht der Kirchen böse Feind',
Gewalt und Witz, die manches Freund.
Er fürcht der Aergerniß Gefahr,
Darin sich übt die größte Schaar.
Er fürcht des Glückes gute Wort',
Daß nicht die Seele werd' bethört.

---

*) Kapital.

Er fürcht sein's eignen Gewissens Stimm',
Daß es nicht schreie wider ihn.
Er fürcht der bösen Gesellschaft Schein,
Ohn' welche mancher nit kann sein.
Er fürcht der hohen Gaben Glanz,
Die sonst auch Guts verblenden ganz.
Das ist sein' Sorg, sein' Furcht, sein' Angst,
Welchs alls die Welt verlacht vorlängst. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Zum siebenten ein Clericus,
Was niemand will, wohl nehmen muß.
Er nimmt wenig, als niemand glaubt:
Denn der thut wohl, der Pfründen beraubt.
Er nimmt das Schlechtst' vom Pfleger sein,
Die schwächste Frucht, den saursten Wein.
Er nimmt mit Müh', das saur verdient,
Noch hält man als für Geschenk die Pfründ'.
Er nimmt mit Schmerz von seinen Bauren,
Die ihn bezahlen wie die Lauren . . . . . .
Er nimmt mit Dank, was ungern geht,
Und bitt einen Dieb um Seinigs stet.
Also muß er im Bettel reisen
Und endlich lassen arme Waisen. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Wie dünkt Euch nun, mein junger Hach?
Ist Euch zur Pfarr nochmal so gach?
Gelüst' Euch noch der Pfarrer Braten?
Oder wollt Ihr der gern entrathen?"

Die Erzählung fährt dann fort:

„Ich sprach: o liebster Vater mein,
Eur Red', die gehn in's Herz hinein.
Ich bin erschlagen und erstummt,
Und dank' doch Gott für diese Stund'.
Doch bitt' ich, wollt' mich weiter lehren,
Wo ich mich nun hinaus soll kehren?" u. s. w.

worauf dann der Greis folgendes antwortet:

„Ihr habt gewählt den höchsten Stand,
Der hat mehr G'fahr, denn Meeres Sand,
Und wird durch die Welt stets angerannt:
Darum bedürft Ihr Gottes Hand."

Nachdem ihm dann der Greis noch manches über die Pflichten und Leiden des Geistlichen auseinandergesetzt, giebt sich der Jüngling bescheiden gefangen, legt sein Baret und seinen Magisterring ab und stimmt dem Alten darin bei

„Daß nit Alles, was schwarz, geistlich ist,
Daß nit All Geistlichs lauter Christ,
Daß nit All Lauters ist gesund,
Daß nit All G'sundes ist fürn Mund."

„Hierauf bat mich der ehrlich Mann,
Ich wollt mit ihm zu Hause gahn,
Daselbst ein Süpplein helfen essen,
Das Schwätzen wird sich nit vergessen.
Er muß heimtragen an der Stangen
Den hübschen Vogel, den er g'fangen,
Und ihn sein'r alten Mutter bringen,
Die weiß doch auch von diesen Dingen,
Und sagt manchem umsonst den Text — —
Das Haus, das sei da allernächst,
Da er mit seinem Holderstock
Oft spalte manchen dicken Block,
Lieb und Leid williglich gelait,
Manch tiefe Hauswunden geheilt,
Vor manchem Sturmwind sich geduckt,
Vor manchem Unglück sich entzuckt. — —

„Also ging ich mit Scham und Freud',
Mein Herz war eng und sich ausbreit,
Mein' Kunst war klein und hört' doch viel,
Mein' Reu war groß, eilt' doch zum Ziel.
Ich wollt' nit, daß ich welsche Land
Dafür hätt' g'sehen allesammt:
Denn ein Deutsch Herz, so man das findt,
Ist werther, als viel fremd.
Der sagt, was fehlt, und räth dazu,
Hiemit kommt man mit Gott zur Ruh'.
Was aber nur schwätzt: mum! mum! mum!
Und wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh' und Sorg',
Daß man im Eitlen gar erworg'." —

Das mühenreiche Leben eines christlichen Predigers, wie es Andreä in diesem Gedichte zum Theil mit Laune schilderte, mußte er später an sich selbst in allem Ernst erfahren. Seine spätere Wirksamkeit fiel in die schauerlichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, mit denen wir uns bisher noch nicht genauer bekannt gemacht haben. Er wurde 1620 Decan

(Superintendent) zu Calw, später Hofprediger zu Stuttgart, und endlich ward ihm nach vielen Kämpfen und Mühsalen in diesen Aemtern die Abtei von Bebenhausen und später die von Adelberg zu Theil. Hören wir ihn in einem Gedichte, in welchem er einen Blick auf seine bisherige Laufbahn zurückwirft, und das einen schönen Gegensatz zu der launigen Darstellung bildet, die wir eben verlassen haben. *)

„Mein'n Kampff ich nun gekämpffet hab',
Mein'n Lauf hab' ich vollendet,
Mit Freuden fahr' ich nun zu Grab,
Allda all' Müh sich endet;
Mein Seel' der Ehren Kronen trägt,
Darnach ich sehr gerungen,
Die mir Herr Jesus beigelegt,
Mir ist's Gott Lob gelungen.

Sein Wort hab' ich treulich gelehrt,
Von Gsatz und großen Gnaden,
Darbei all Gegenlehr' gewehrt,
Gewarnt vor Seelen Schaden:
Mein Leben hat der Mängel viel,
Darwider ich gestritten,
Die ich dann nicht entschuldgen will,
Thu' umb Verzeihung bitten.

Pracht, Unzucht, Geiz, Leichtfertigkeit
Hab' ich b'ständig gerüget,
Darumb erlitten manchen Streit,
Bis Gott den Sieg gefüget;
Oftmals war ich darob verhöhnt,
Mit Schwachheit auch beladen.
Dem sei Dank, den sein Gab' gekrönt,
Die Straf' geschenkt aus Gnaden.

Gesegne Gott mein liebe Gmein
Von Frommen und auch Bösen,
Jenen wöll' Gott Belohner sein,
Diese von Sünd erlösen.
Der Reich' bedenke fürders wohl,
Wie treulich er geweiset;
Der Arm' auch nicht vergessen soll,
Wie reichlich er gespeiset.

Gesegne euch Gott, Freund und Feind,
Für Bosheit und das Gute,

*) Es findet sich bei Hoßbach S. 194.

Weil beedes Gott so wohl gemeint
Durch Wohlthat und Zuchtruthe.
Im Grab laßt mich nun ruhen sein,
So lang wir sein gescheiden,
Mein Weib und Kind befohlen sein
Hernach, hernach mit Freuden."

Andreä starb in Stuttgart, wohin er im März 1654 als erwählter Landschaftsausschuß sich begeben hatte. Sein Ende erfolgte am 27. Juni ebendesselben Jahres. „Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte,*) legte er noch einmal seine geistliche Amtskleidung an und empfing gemeinschaftlich mit seiner trauernden Gattin das Mahl des Herrn, worauf, wie er gegen diese und seinen gegenwärtigen Sohn Gottlieb bezeugte, eine unbeschreibliche Ruhe sein Herz erfüllte und jede irdische Sorge verbannte. Als am Tage vor seinem Tode sein treuer College Christoph Zeller ihn besuchte, trug er diesem auf, von seinem Leichenbegängniß alles unnöthige Gepränge zu entfernen, sprach mit größter Freudigkeit von seinem nahen Ende und brach unter anderm in die Worte aus: „„Das ist unsre Freude, daß unsre Namen angeschrieben sind im Buche des Lebens."" Nach der letzten ruhigen Nacht, als schon Todeskälte die Füße und den Leib durchdrang, dictirte er noch um die Mittagszeit einen Brief an Herzog August von Württemberg (der ihm sein schweres Leben mit der ächten Huld eines christlichen Fürsten versüßt hatte), **) und ergriff die Feder, um zum letzten Mal seinen Namen zu schreiben; aber nur zwei Buchstaben konnte er vollenden. Noch besuchten ihn Herzog Eberhards Schwester, Anna Johanna, und sieben Geistliche. Als diese, weil es den Anschein hatte als wolle er ruhen, sich auf einige Zeit entfernten, bemerkte sein Sohn, daß der entscheidende Augenblick nahe sei. Auf dessen Gebet: „„Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott!"" hob der Sterbende noch einmal das Haupt aus dem Bette empor, schaute mit hellem Auge nach oben und schlug einigemal die Hände zusammen; darauf sprach er seiner lieben Hausfrau die zwölf Artikel des christlichen Glaubens mit schwerer Zunge, jedoch laut und vernehmlich nach. Und als unterdessen die sieben Geistlichen, um den Ausgang eines so merkwürdigen Lebens zu sehen, auch wieder eingetreten waren, so entschlummerte er unter dem from-

*) Hoßbach S. 257.

**) „Mein August allein — so schrieb er früher schon — ist mir noch übrig, von ihm kommt Linderung und Erleichterung meiner Leiden." Hoßbach S. 235; vgl. auch S. 236.

nen, vereinigten Gebet aller Umstehenden sanft und selig zu ewiger Ruhe."

„So war," sagt sein würdiger Biograph Hoßbach, „das Leben und der Tod des Mannes, der während einer der traurigsten Perioden unsrer Geschichte, in der Dürre des wissenschaftlichen und kirchlichen, in dem Unglück des öffentlichen Lebens der Träger und Bewahrer des noch vorhandenen Geistes und der immer rüstige Beweger aller erschlafften Kräfte wurde, der seiner Zeit vorleuchtete als eine seltene und wohlthätige Erscheinung, in der Alles vereinigt war, was ein menschliches und christliches Leben ziert, und der, von seinen Zeitgenossen verkannt oder gehaßt, von der Nachwelt kaum gekannt oder vergessen, vor vielen andern es werth ist, aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorgezogen und besonders allen denen als Muster aufgestellt zu werden, die in Glauben und Liebe sich dem großen Berufe hingegeben haben, das Werk Christi und seiner Kirche zu fördern."

Es sei gestattet, ehe wir zu anderm übergehen, noch einiges Wenige aus dem Geistesvorrath dieses Mannes mitzutheilen.

Wir haben vorhin das Bild eines Predigers und Seelsorgers betrachtet, von seiner Hand gezeichnet mitten unter den Mühseligkeiten eines schweren und vielgeschäftigen Amtes. Wir wollen jetzt noch das Bild des Theologen daneben stellen, wie er, der Welt und ihrem Treiben schon halb entrückt, in der höhern Sphäre einer frommen Beschaulichkeit weilt, und von da herab, der scheidenden Sonne gleich, den Segen spendet auf die wogenden Saatfluren des angebauten Feldes der Kirche. „Ich wurde," so erzählt Andreä in seiner allegorischen Schrift von der christlichen Republik,*) „zu dem Presbyter der Stadt geführt, nicht zu einem römischen Papst, sondern zu einem christlichen. Er war ein Mann von ehrwürdigem Alter, aus dessen Antlitz etwas Göttliches hervorleuchtete. Niemand ist kundiger des heiligen Wortes, niemand hat es mehr innerlich erfahren. Als er zu mir redete mit einer anmuthigen Lebendigkeit, erkannte ich den Gesandten und Boten Gottes; so ganz und gar nichts Irdisches hatte er an sich. Ich wollte nach unsrer Weise den Mann durch Titel ehren; aber er litt es nicht, weil er die Thorheiten der Welt verabscheut, und sagte: er sei geehrt genug, wenn ich ihn für einen Knecht Gottes und für meinen Vater hielte. Sie sagen, er werde oft von Gott begeistert und spreche dann Ueberschwengliches aus, aber mit größter Ehrerbietung vor dem göttlichen Geist. Nur einmal in der Woche und zwar

*) Bei Hoßbach S. 273.

am Sonntage redet er zu dem Volk, und unterweiset es in göttlichen Dingen; nie wird er gehört ohne innere Bewegung des Gemüths. Für Schande würde er es achten, andere zu etwas zu ermahnen, was er selbst nicht früher gethan hat, so daß er, wenn er in der Versammlung steht, auch schweigend redet. Seine ganze Zeit verwendet er auf heilige Betrachtungen und Uebungen, vorzüglich aber auf die Förderung des christlichen Lebens, und er sucht kein anderes Vergnügen als die himmlische Speise. Als er mich segnete, empfand ich in mir eine heilige Glut, die mein ganzes Gemüth durchströmte. O! die wahre Gottesgelahrtheit ist wirksamer, als alle Predigten der Fleischlichgesinnten. Ich erröthete, als ich an den Ehrgeiz, an die Habsucht, an den Neid, an die Trunkenheit so mancher dachte, die den geistlichen Stand schänden. Man sollte glauben, sie glaubten nicht wovon sie andere überreden wollen, ob sie gleich das Ueberreden gelernt haben. Mir mögen sie es nicht verdenken, daß dieser Geistliche mich entzückt hat, ein Mann von feurigem Geist, von kalter Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, rasch zum Werke, fern von Geschwätzigkeit, trunken in Gott, den Lüsten abhold, wachend für seine Heerde, schlafend für sich, der erste an Verdienst, der letzte an Ruhm."

Der Gedanke, die Christenheit unter dem Bild einer Stadt darzustellen, scheint unserm Andreä ein Lieblingsgedanke gewesen zu sein. Nicht nur in der eben genannten Schrift von der christlichen Republik, sondern auch noch in einem episch-allegorischen Gedichte führt er diesen Gedanken mit apokalyptischen Farben durch. Das Gedicht heißt die Christenburg, und ist von Grüneisen zum ersten Mal herausgegeben worden. Von Seiten des Geschmacks läßt sich zwar manches an dieser Dichtung aussetzen, namentlich die zu weit getriebene Allegorie und das häufige Einmengen künstlich ersonnener lateinischer Eigennamen. Der leitende Gedanke selbst aber, der durch das Ganze hindurchgeht, hängt so genau mit der reformatorischen Tendenz des Mannes zusammen, daß ein Ueberblick darüber dazu dienen dürfte, uns noch einmal die Kämpfe der Kirche zu vergegenwärtigen, die der Dichter zum Theil selbst mit erlebt und durchgemacht hat, und mit deren Geschichte wir uns beschäftigt haben.

Der Schauplatz, auf den der Dichter uns versetzt, ist eine Insel im Weltmeer, auf die sich bei der überhandnehmenden Bosheit alle Guten und Frommen geflüchtet haben. Die Königin, die da herrschend gedacht wird, heißt Ecclesia und ist die erwählte Braut Gottes. Erst hatte sie nur in Hirtenhütten, dann unter dem Tabernakel, und endlich in einem prachtvollen Tempel ihren Sitz, bis endlich der Bräutigam nahte und

ihr eine neue Stätte bereitete, zu der er die besten Baumeister, Petrum, Paulum u. a. m. verordnete.

„Daneben Wächter früh und spät,
Daß der Bau seine Sichrung hätt'.
Also ward es ein festes Nest,
Da Mauer und Wall thäten das Best',
Da Wacht und Wehr bestellet wohl,
Da jeder thät, was er thun soll,
Da Proviant und Speis zur Gnüg'.
Da alles bereit zu Fried und Krieg.
Die Stadt, nun Christenburg genannt,
War nunmehr weit und breit bekannt,
Darum sie auch von manchem Stand
Auf's feindlichst' wurde angerannt.
Ihr thät Gewalt groß Ueberdrang,
Noch viel mehr macht ihr List sehr bang,
Darüber mancher Thurm gefällt,
Manch festes Bollwerk ward zerschellt,
Manch tiefer Graben wurd erschütt.
Solchs alles ward ergänzet nit;
Denn nach und nach die Wacht und Hut
Der Bürger weniger thät gut;
Suchten dafür gute Gemach',
Damit verfiel manch gutes Dach.
Und schlichen ein untreue Leut',
Dadurch die Stadt kam gar in d' Beut" u. s. w.

Als nun so durch die Sorglosigkeit der Bürger die Christenheit in Verfall gerathen war, beschloß der Baumeister ein neues Castell Lautterect (Luthersect?) zu errichten, was mancher zwar zu verhindern suchte

„Doch was Gott will, läßt sich nicht ändern,
Wiewohl es kostet manchen Mann;
Denn Gott wollt' selbst die Ehre han,
Daß er mit schwachem Zeug mehr thu',
Als aller Menschen groß Unruh'."

Doch gar zu bald zeigte sich in dem neuen Castell der alte Uebelstand wieder. Mancher der Wächter suchte nur, wie er sich mäste; der Name Lautterect gab einen Vorwand zu manch ungezogenem Leben; die Steine, zum Bethaus bestimmt, wurden zum Tanzhaus verwendet, und so durch die eigene Besatzung das Werk geschändet, auf das der Herr allen Fleiß verwandt hatte. Als der Antichrist dieses erfuhr, rüstete er sich zum Kriege gegen Lautterect. Er übertrug drei seiner Vasallen die Belagerung

des Castells: Tyrannus hieß der eine, Hypocrita der zweite, Sophista der dritte. Die Besatzung in der Christenburg verachtete aber den Feind, und meinte,

— „es hätt' nit große Noth,
Weil sie zuvorderst hätten Gott,
Ein gut Gewissen, gute Sach',
Ein' feste Burg und sichres Dach,
Auch baares Geld und täglich Brot,
Ein' frische Mannschaft, Kraut und Loth" u. s. w.

Im Gefühl dieser falschen Sicherheit machten sie zwar Anstalten zur Gegenwehr, aber sehr ungeschickte. Die Führer, denen sie die Vertheidigung übertrugen, waren allesammt nicht viel werth, wie schon die allegorischen Namen Securus, Stupidus u. s. w., die ihnen der Dichter giebt, anzeigen. Gott aber, der vom Himmel herabsah auf dieses Treiben, hatte ein großes Mißfallen daran, und ließ die Christenburger in der Schlacht mit dem Antichrist eine große Niederlage erleiden. Jetzt trat eine große Verzagtheit und Niedergeschlagenheit an die Stelle des frühern Trotzes. Unterdessen sammelte der Antichrist neue Hülfstruppen und beschloß noch einmal die Stadt zu berennen; und schon entfiel einigen der Belagerten so sehr der Muth, daß sie sich bereit zeigten, dem Feind die Thore zu öffnen. In dieser allgemeinen Verlegenheit trat ein alter Mann, Reformator genannt, unter die entmuthigten Christenburger

„Und sprach getrost zum zagen Haufen:
Das sei ferne von unsers Gleichen,
Daß wir von unserm Gott abweichen;
Das sei ferne von unserm Gott,
Daß er uns laß in solcher Noth;
Das sei ferne, daß wir thun fliehen,
Wo Gott und Mensch zusammen ziehen.
So laßt uns nun zu Gott umkehren,
So wird er uns gewiß erhören" u. s. w.

„Er hatt' die Wort' kaum ausgeredt,
Alsbald sich Gottes Geiste regt.
Der gab neu Herz, neu Muth und Blut,
Daß sie die Wort' nahmen für gut,
Und schrieen all' mit lauter Stimm':
Ach, Herr, von uns das Böse nimm,
Und gieb neu Sinn, neu' Art, neu Werk,
Neu Glauben, Lieb', Hoffnung und Stärk',
Neu' Zucht, Ordnung und Disciplin;

Den Geist vermehr', das Fleisch bezähm',
Daß wir in deiner Stadt verbleiben,
Den Feind mit Ehren zurücke treiben.
So wollen wir je mehr und mehr
Deinem Namen geben Lob und Ehr',
Daß du allein uns habst errett,
Da Menschenkraft sich nimmer regt."

Ueber diesen Entschluß seiner Mitbürger hat der Greis eine hohe Freude; er fällt mit ihnen auf die Kniee und ruft Gott um Kraft zum Kampfe an, worauf er dann noch eine etwas ausführliche Auseinandersetzung des christlichen Glaubens und der christlichen Pflichten folgen läßt. Bloß Einer, Namens Witzbold, unternahm es, das Volk gegen des Greisen weise Rathschläge aufzuhetzen und es in die alte Sicherheit einzuwiegen. Er sprach:

„Liebe Leut', was will das werden?
Wollen wir gar umkehren die Erden?
Ist denn der Greis allein gescheut,
Waren nicht vor ihm auch weise Leut'?
Wie darf er denn all' sein' Vorfahren
Halten für pur lauter Narren?
Ihm gfällt kein Kirch', kein Hof, kein' Schul',
Und wirft sie all' in einen Pfuhl . . . . . .
Wer sollte aber von dem Gecken
Sich alsobald lassen erschrecken,
Und nicht vielmehr die Weise halten,
So hergebracht von unsern Alten,
Wie uns auch die Vernunft bericht,
Und nicht bringt solche los' Gedicht'
Von Armuth und Gelassenheit,
Von Contempliern und innern Freud',
Von Christi Nachfolg' und den Dingen,
Die wir auf Erden nimmer vollbringen?
Wir haben ja mit gutem Fug
Der Regiments-Regeln genug:
So ist der Lehr' Confession
Gefasset in ein Corpus schon;
Auch sein die Künste hochgeführt,
Daß billig diese Zeit florirt."

Der Greis erwiedert jedoch auf die Einwendungen Witzbolds und der ihm beistehenden Maulchristen mit aller Würde, und eine schöne, fromme Stimmung, eine wahrhaft christliche Begeisterung theilt sich der ganzen Besatzung mit. Nun eilt auch Gottes Hülfe selbst zum Entsatz herbei. Die Christenburg entzieht sich durch einen dichten Nebel den

Blicken der siegestrunkenen Feinde. Diese gerathen darüber in Verwirrung und richten unter sich selbst ein furchtbares Blutbad an.

„Was dem Meer zulief, mußt' ertrinken,
Was in die Schiff' eilt', mußt' versinken,
Was auf der Erd', zerstreut' der Wind,
Auch fraß das Feuer viel Haufen gschwind,
Wild Thier, Raubvögel und Wallfisch
Fraßen auch Gottes Feinde frisch,
Und war dergleichen nie geschehn,
Kein's Menschen Auge hat's gesehn . . . . . .
Da sah man manche stolze Rott'
Zittern und zagen vor dem Tod,
Da sah man eilen, fliehen, laufen,
Herzschlagen, Handaufheben, Raufen,
Und was mehr g'schieht in höchster Noth,
Wann Hülf', Rath, Kraft und Seel' ausgoht.
O Gott, du starker Kriegesheld,
Wie bald kannst du behalten das Feld."

Aber auch in der Christenburg war noch immer große Noth, denn die Bewohner wußten nicht, wie Gott väterlich für sie gesorgt hatte. Ein Fasten ward angestellt, und selbst das Angstgebrüll der Thiere sollte den Himmel zum Mitleiden bewegen. Endlich senkte sich die Wolke wieder, und erstaunt sahen die Belagerten die Zerstörung der Feinde, die nicht durch ihre, sondern durch Gottes wunderbare Macht geschehen war. Ein Danklied der Gemeinde, wozu der Dichter Luthers „veste Burg" als Grundton benutzte, macht den Schluß:

„Ein großer Herr ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er sah uns an in unsrer Noth,
Die uns in Eil' getroffen.
Die alte, schnöde Welt,
Gar sauer sie sich stellt,
Mit Gewalt, Schein und Geschwätz
Uns stellet Strick und Netz,
Vermeint uns zu bezwingen.

Mit unsrer Wehr war's nicht gethan,
Wir haben viel verloren,
Weil wir nicht suchten unsern Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Das Haupt seiner Gemein,
Der er giebt Kraft und Schein,
Wann sie sein' Regel haltet.

Da nun die Welt voll Teufel war
Und wollten uns verschlingen,
Da stund Christus bei seiner Schaar
Und ließ ihr wohl gelingen,
Der groß' Antichrist
Mit Macht, Wahn und List,
Empfing da sein Gericht,
Wie Gottes Wort verspricht,
Sein Schwert thät ihn bald fällen.

Das muß er ihm Gott lassen thun,
Und groß Spott dazu haben;
Lob sei Gott Vater und dem Sohn,
Darzu des Geistes Gaben,
Der unser Seel' und Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib
Gefreit vor sein'm Grimm,
Und uns bescheert den G'winn,
Daß uns das Reich soll bleiben.

Also hat dieser Krieg ein End',
Dabei man dann kürzlich erkennt,
Wie schrecklich groß des Teufels Macht,
Deß doch die Sicherheit nicht acht:
Wie g'fährlich krieg' die Christenheit,
Wann sie nicht Christum an der Seit';
Wie nöthig sei ein' rechte Reu',
Daß man das Christenthum erneu';
Wie mächtig sei das göttlich Schwert,
Wann er's wider seine Feinde kehrt.
Gott geb', daß wir es recht empfinden,
Und uns zu ihm von Herzen wenden.
So wird er g'wißlich bei uns stahn,
Wohlan, ich hab' das Mein' gethan.
Deo gloria."



Neunzehnte Vorlesung.

Franz Baco von Verulam. Johann Kepler. Der Kalenderstreit. Das copernicanische System. Abendmahlsstreit und Hexenprozeß. Hugo Grotius.

Wenn es zu den charakteristischen Merkmalen der evangelischen Kirche gehört, daß ihr Wohl und Wehe, ihre Fortschritte und ihre Hemmungen nicht allein von dem geistlichen Stande, als einer bevorzugten Priesterkaste, abhangen, sondern daß vielmehr die Aufgabe der zu bewahrenden und zu erringenden Geistesfreiheit eine gemeinsame ist, an der jeder nach der Gabe theilnehmen soll, die er empfangen hat: so können wir bei unsrer nunmehrigen Betrachtung auch die Männer nicht übersehen, die, ohne Theologen von Fach zu sein, vielmehr in andern Kreisen des Wissens und des Wirkens sich bewegend, dennoch auf den Gang der Entwicklung unseres kirchlichen und religiösen Lebens einen entschiedenen Einfluß geübt haben. Wie der Zeit der Reformation eine Epoche voranging, die man gewöhnlich als die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften bezeichnet, so regte sich auch wieder gegen Ende des 16. und noch mehr zu Anfang des 17. Jahrhunderts, zum Theil mitten unter den Kriegsstürmen, welche Europa durchzogen, ein ähnliches Streben, den Geist aus den Fesseln eines todten Formalismus zu befreien und in die Nacht der Barbarei das Licht einer unparteiischen Forschung zu bringen. Drei Männer aus verschiedenen Völkern, von verschiedenen Berufskreisen und von verschiedenen protestantischen Bekenntnissen sind es, die wir als Restauratoren der Wissenschaften herausheben und den Reformatoren unsrer Periode an die Seite stellen werden: der englische Kanzler Franz Baco oder Bacon, der deutsch-lutherische Astro-

nom Joh. Kepler, und der arminianische Niederländer Hugo Grotius. Mit diesen drei vorzüglichen Männern wollen wir uns in dieser Vorlesung beschäftigen.

Franz Baco, der Sohn des Kanzlers Nicolaus Baco, wurde den 22. Januar 1561 *) in der Nähe von London geboren. Er gehörte zu den Kindern, deren Geistesgaben sich früh auf eine glänzende Weise entwickeln. Davon legte er als Knabe eine Probe ab in Gegenwart der Königin Elisabeth. Als ihn diese Fürstin einst nach seinem Alter fragte, antwortete er sogleich: „Ich bin zwei Jahre jünger, als die glückliche Regierung Ew. Majestät.“ Die Königin nahm diese Antwort günstig auf und nannte hinfort den jungen Baco ihren kleinen Siegelbewahrer. Im 13. Jahre bezog Baco die Universität Cambridge, und schon drei Jahre nachher trat er als Schriftsteller auf, indem er die blinde Anhänglichkeit an Aristoteles bekämpfte, die auch im Zeitalter nach der Reformation unter den protestantischen Gelehrten wieder überhand genommen hatte. Die eitle Disputirsucht, wie sie unter den Philosophen und unter den Theologen seines Zeitalters herrschte, war seinem auf das Wesen der Dinge gerichteten Geiste in hohem Grade zuwider, und nicht mit Unrecht verglich er diese unermüdeten Streiter den alten Athleten, die sich den nützlichen Arbeiten entzogen, um den Körper desto leichter den überflüssigen Anstrengungen hinzugeben.

Mit seltnen Kenntnissen ausgerüstet verließ Baco die Schule von Cambridge, und begab sich im Geleite des englischen Gesandten Sir Amyas Pawlet nach Paris. Dieser setzte ein solches Zutrauen in den jungen Mann, daß er ihn zur Bestellung wichtiger Aufträge an die Königin nach England sandte, welcher Aufträge er sich auf's geschickteste

---

*) Ueber das Chronologische siehe die Anm. bei Vauzelles, Histoire de la vie et des ouvrages de François Bacon. Paris 1833. Tom. I. p. 5. Unsre Erzählung schließt sich größtentheils an dieses Werk an, so wie auch an Mallet, The life of Francis Bacon. London 1740. 8. In neuerer Zeit ist Verschiedenes über ihn geschrieben und sowohl die Würde seines Charakters als sein Verdienst um die Wissenschaft vielfach in Frage gestellt worden; so namentlich durch Kuno Fischer. Leipzig 1856. Vgl. auch Campbell (London 1845). Rémusat, Bacon. Paris 1857. Ob indessen Fischer nicht zu weit geht, wenn er von Baco sagt: „er betrachtete das Leben überhaupt nicht mit dem sittlichen Bewußtsein einer Aufgabe von ewigem Gehalt, die nach einer moralischen Richtschnur gelöst sein wollte, sondern als ein Spiel, welches zu gewinnen die schnell besonnene und richtige Taktik das einzige Mittel war“? Findet doch auch er den Grund zu Baco's Handlungsweise nicht in einer heuchlerischen Gesinnung des Mannes, sondern in seiner allzugroßen Elasticität, der es an aller Widerstandskraft fehlte. Darin stimmen wir dem Verf. vollkommen bei.

zu entledigen wußte. Nun machte er mehrere Reisen in Frankreich, beobachtete die Sitten und Gebräuche des Landes bis in alle Einzelheiten,*) und kehrte mit vielen Erfahrungen bereichert nach dem Tode seines Vaters nach England zurück, nachdem er bereits in einem Werke über den damaligen Zustand Europa's die Frucht seiner eignen Beobachtungen und seiner vielfachen Studien niedergelegt hatte.

Mit seinem 28. Jahre sehen wir Baco die gefährliche Laufbahn eines englischen Staatsmanns betreten, in einer Zeit, die durch die Reibungen politischer und kirchlicher Parteien sich vor andern auszeichnete. Leider bewahrte Baco während dieser Laufbahn nicht immer den Charakter des großen und weisen Mannes, am wenigsten den eines durch das Christenthum geläuterten und veredelten Gottesmenschen. Große Schwächen ließ er sich in seinem Benehmen zu Schulden kommen, unter denen die der Schmeichelei, des Undanks und der Bestechlichkeit nicht die geringsten sind, wenn man anders solche Hauptgebrechen des Charakters als bloße Schwächen darf gelten lassen. Es muß uns um so mehr schmerzen, daß ein Mann, der sich durch seine glänzenden Gaben von selbst empfahl, zu den niedrigsten Schmeicheleien seine Zuflucht nahm, um die Gunst der Königin Elisabeth zu erwerben. Rühmte er doch an der bereits 53jährigen Regentin in einer Lobschrift, die er auf sie verfaßte, daß auf ihrem Angesichte die rothen und weißen Rosen in freundlicher Mischung sich begegneten, womit er zugleich auf den Kampf der Häuser York und Lancaster anspielte.**) Ob bestochen durch diese Schmeicheleien oder ob in Erwägung seiner wirklichen Verdienste Elisabeth sich bestimmen ließ, ihn zu ihrem außerordentlichen Rathe zu ernennen, wollen wir nicht entscheiden. Genug, er erfreute sich ihrer Gunst, zog sich aber bald durch sein zweideutiges Benehmen in den damals herrschenden Streitigkeiten der Großen den lauten Tadel, ja den offenen Haß der Nation zu. Zwischen dem Staatsminister Robert Cecil und dem Grafen Essex herrschten große Zerwürfnisse. Baco nahm erst die Partei des letztern und wurde von ihm mit Wohlthaten überhäuft. Plötzlich aber verließ er seinen Gönner, als dieser in Ungnade gefallen war, und zog sich nicht nur feig von ihm zurück, sondern hatte sogar die Stirn, unberufen als Ankläger gegen seinen Wohlthäter aufzutreten und dessen Sturz zu befördern, der mit der Hinrichtung des Grafen endete. Mit dieser schwarzen That verdunkelte Baco seinen

---

*) Sogar die Art, wie der Rahm (die Sahne) in der Gegend von Blois bereitet wird, entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Siehe Bauzelles S. 13. Anm.

**) Bauzelles I. S. 21.

ruhm, den er sich mitten unter den Staatsgeschäften durch außerordent-
che wissenschaftliche Leistungen erworben hatte; er war der allgemeinen
Verachtung preisgegeben, und mit nichts konnte er mehr den häßlichen
Flecken auslöschen. Ein abermaliger Beweis, wie die Wissenschaft allein
s nicht vermag den Menschen zu adeln, wenn nicht die Gesinnung
hn adelt, die allein den Werth des Menschen bestimmt. Hier war die
Stimme des Volkes eine richtige, und das Urtheil, das sie fällte, ein ge-
echtes. Baco hatte viele Mühe, das verloren gegangene Zutrauen
inigermaßen wieder zu gewinnen. Zu dem sittlichen Bankerott, den er
emacht, kamen auch noch die eigenen finanziellen Zerrüttungen, so daß
r zweimal wegen Schulden verhaftet wurde. Unter Jacob I. schien ihm
edoch wieder ein günstiger Stern leuchten zu wollen. Dieser Fürst, der
ch das Ansehn eines Beschützers der Wissenschaften gab, zog ihn bei
nehrern Anlässen hervor, erhob ihn in den Adelstand, verbesserte ihm
eine Einkünfte, und machte ihn endlich im Jahr 1619 zum Großkanzler
on England mit dem Titel eines Barons von Verulam, wozu noch im
olgenden Jahr der Titel eines Viscount von St. Alban kam. Aber
uch in diesen hohen Stellen wußte sich Baco nicht in der Gunst des
Volkes zu halten. Er wurde von der Pairskammer angeklagt, von Be-
techungen getrieben das Staatssiegel zu willkürlicher Vertheilung von
Aemtern und Privilegien mißbraucht zu haben; und leider konnte der
Angeklagte sich nicht von den gemachten Beschuldigungen rein waschen,
ondern sah sich zu dem schimpflichen Schritte genöthigt, die Gnade seiner
Richter anzuflehn. Baco wurde zu einer Geldstrafe von 40000 Pf. und
ur Einsperrung in den Tower verurtheilt; die Gnade des Königs sprach
hn jedoch von der erstern frei, und bald durfte er auch das Gefängniß
vieder verlassen. Er lebte von da an im Privatstande auf seinem Land-
tze von Gorhambury, mit seinen Studien beschäftigt. Nicht lange darauf
m Ostermorgen des Jahres 1626 ereilte ihn der Tod, den er sich durch ein
hysikalisches Experiment zuzog. Den glücklichen Erfolg desselben hatte er
och mit sterbender Hand an einen Freund berichtet. Mit stolzem Selbst-
efühl verordnete er unter anderm in seinem Testamente: „Meinen Na-
ien und mein Gedächtniß hinterlasse ich den fremden Nationen und
einen eigenen Landsleuten, nachdem einige Zeit verflossen sein wird."
Wenn wir das Leben dieses Mannes mit dem Leben derer vergleichen,
ie im Dienste der Wahrheit und der Gerechtigkeit sich die Ungunst der
Menschen, ja nicht selten Gefängniß und Tod zugezogen haben, so macht
: uns freilich nicht den Eindruck eines christlichen Märtyrers. Die
Verfolgungen, die ihn trafen, waren mehr oder weniger selbstverschuldet,

und so kann auch das, was er als Reformator gewirkt hat, nicht auf jene volle Anerkennung Anspruch machen, die wir den unerschütterlichen Glaubenshelden zollen. Bei allen Mängeln seines Charakters jedoch, die in den schwierigen Verwicklungen, in welche Baco's Leben fiel, immerhin einige Entschuldigung finden mögen, verdient derselbe dennoch an die Spitze derer gestellt zu werden, die, wenn auch nicht durch die Macht des Beispiels, doch durch die Macht des Gedankens und der Wissenschaft auf Kirche und Schule einen heilsamen Einfluß geübt haben. Das ganze große Gebiet des menschlichen Wissens unterwarf Baco einer neuen Durchsicht und Prüfung. Mit einer bewundernswürdigen Kraft und Selbständigkeit, die wir ihm gar zu gerne auch im Sittlichen gewünscht hätten, erhob er sich über die Vorurtheile seiner Zeit, und mitten unter den politischen Stürmen, von denen er umhergeworfen wurde, erging er sich, ein zweiter Cicero, unablässig in den weiten Gebieten der Wissenschaft. Baco hatte einen viel umfassenden Geist. Das unermeßliche Gebiet der Natur stand eben so offen vor seinen Blicken, als das Gebiet der Geschichte, der Philosophie, der Staatsweisheit und der Theologie. So kannte er die technischen Ausdrücke jeder Wissenschaft bis auf's Kleinste und Besonderste. Mit dem Jäger konnte er von Falken und Hunden eben so gründlich sprechen, als mit den Aerzten über die Anatomie und mit den Staatsmännern über Politik.*) Aber an dem bloßen Vielwissen ließ er sich nicht genügen, sondern gab auch dem wahren Gedanken stets den schönsten Ausdruck und die geeignetste Form. Beides, Erfahrung und Speculation, suchte er auf eine lebendige Weise zu verbinden, während die meisten der Uebrigen entweder nur mit dem rohen Stoff der gesammelten Kenntnisse sich begnügten, oder mit bloßen Schattenbildern von selbstgeschaffnen Ideen sich und Andere abquälten. Die erstern (die sogenannten Empiriker) verglich er den Ameisen, die nur aufhäufen, ohne das Gesammelte in eine höhere Ordnung zu bringen, die letztern (die Idealisten) den Spinnen, dieweil sie die Ideen bloß aus ihrem Hirn spinnen, wie die Spinne die Fäden aus ihrem Leibe. Dem wahren Philosophen aber verglich er die Biene, welche zwar emsig den Stoff sammelt, aber ihn auch sinnig und künstlerisch verarbeitet.**)

Baco bildete, namentlich in Beziehung auf die Naturwissenschaften, einen heilsamen Gegensatz sowohl zu den Scholastikern als zu den Mysti-

---

*) Bauzelles I. S. 200. Daß viel Oberflächlichkeit mit untergelaufen sein mag, wollen wir nicht in Abrede stellen.

**) Apophthegmen 19. Bauzelles II. S. 198 f.

ı. Wenn die erstern das Studium der Natur gänzlich vernachlässig- und eine hohle Metaphysik in die Luft hineinbauten, der es an jeder ern Grundlage fehlte, die letztern aber ihre Phantasiegebilde an die ·lle der wahren Naturerscheinungen setzten: so schlug Baco den rich- n Weg der Beobachtung ein, und suchte alle voreiligen Schlüsse, s bloße Spiel mit Begriffen, alle Hypothesen wo möglich fern zu :en. Er wollte „der Philosophie das Fliegen abgewöhnen" und sie der auf Erden wandeln lehren, damit sie desto sicherere Tritte thue. bstverständlich war er daher ein entschiedener Gegner des alchemisti- n und astrologischen Unwesens seiner Zeit, während er als ein beson- er Denker hinwiederum nicht wagte über den Zusammenhang des :lenlebens mit der Natur ein von vorn herein absprechendes und ver- ıendes Urtheil zu fällen. „Alles," sagt er, „was man von der Macht Einbildungskraft und dem geheimen Grundtrieb der Natur (von der rkung der Sympathie u. s. w.) erzählt, scheint mir so ungewiß, daß ı sich hüten muß, positive Folgerungen daraus zu ziehen, ehe man strengsten Prüfungen darüber angestellt hat."

Ein solches besonnenes Innehalten (Suspendiren) des Urtheils :akterisirt hinlänglich die Denkweise eines Mannes, der dazu berufen :n, dem forschenden Geiste eine neue Richtung zu geben. So natür- uns jetzt dieses ruhig beobachtende Verfahren erscheint, so neu war den Zeitgenossen Baco's, und so nüchtern mußte es sich den Anma- gen eines Paracelsus und Fludd gegenüber ausnehmen, welche bereits Stein der Weisen gefunden zu haben sich rühmten, und auf's Ge- ·ewohl zuführen.

Aber nicht allein die Naturwissenschaften unterwarf Baco einer :n Prüfung: das Gesammtgebiet der menschlichen Erkenntniß wollte ı eine neue Ordnung bringen, den Zusammenhang der Wissenschaften :reinander fester begründen, und durchgehends Erfahrung und Beob- ung an die Spitze der wissenschaftlichen Untersuchung gestellt wissen. ne eigenthümlichen Ansichten hierüber legte er in seinem neuen Or- ıon an den Tag. Wie weit Baco hierin das Richtige getroffen, ist :res Orts nicht zu entscheiden: so viel dürfte indessen immer zugegeben den, daß sein Grundsatz doch zunächst auf die Naturwissenschaften chnet war, weniger auf die Gebiete, die über die sinnliche Erfahrung :usliegen; daher auch bei dieser reinen Verstandesmethode die Ein- ung seiner Philosophie auf die Theologie nur von untergeordnetem ange sein konnte. Bekannt ist zwar sein schöner Ausspruch, den er : das Verhältniß der Philosophie zum Glauben gethan hat: daß

nämlich eine leicht oben abgeschöpfte Philosophie von Gott ableite, eine tiefere aber zu ihm zurückführe. So wahr indessen dieser Grundsatz an sich ist, so ließe sich doch fragen, ob die Art des Philosophirens, wie Baco sie übte, dazu dienen konnte, die Natur der göttlichen Dinge in ihrer tiefern Wurzel zu erfassen. Baco's Philosophie ist allerdings reich an praktisch moralischen Wahrheiten, und insofern auch christlich, als sie den Verhältnissen des christlichen Staates und der christlichen Sitte angemessen ist. *) Im Uebrigen aber liegen ihm die Gebiete der Philosophie und der Religion ziemlich unvermittelt auseinander. Um aus der Philosophie in die Religion, aus dem (der Philosophie allein zugänglichen) Reiche der Natur in das der Offenbarung zu gelangen, müssen wir aus dem Boote der Wissenschaft, worin wir die alte und neue Welt umsegelt haben, in das Schiff der Kirche treten und hier die göttlichen Offenbarungen so positiv annehmen, wie sie gegeben werden. Ja, so weit ging Baco's Supernaturalismus, daß er hierin mit Tertullian sich berührend verlangte, gerade das der Vernunft Widerstreitende müsse als das wahre, göttliche Mysterium zur Ehre Gottes geglaubt werden. Als ein unbedingter Offenbarungsgläubiger schloß sich dann auch Baco überall gewissenhaft an die heilige Schrift an, deren Aussprüche er so sehr als höchste Autorität erkannte, daß er sie auch auf weltliche Wissenschaften angewandt wissen wollte. Noch mehr, er war nicht nur bibelgläubig, im strengsten Sinne des Wortes, er war auch ein entschiedner Bekenner der neunundbreißig Artikel seiner Kirche. Grade aber diese äußere Rechtgläubigkeit, die mit seiner ganzen positiven Richtung zusammenhing, hat etwas Trockenes und Abstractes, und läßt uns vermuthen, daß er sich seine christliche Ueberzeugung mehr durch Combination des Verstandes angeeignet, als daß er dieselbe innerlich in sich aufgenommen und verarbeitet hatte. Jene Durchdringung des Mystischen und des Wissenschaftlichen, wie sie in der theosophischen Speculation zu Tage tritt und wie sie zunächst dem deutschen Volkscharakter eigenthümlich ist, finden wir bei dem kühlern Engländer nicht, der uns auch in seiner Christlichkeit eher an Cicero und Seneca, als an Paulus und Johannes erinnert. Wir wollen damit nicht sagen, daß es Baco an religiösem Sinn und Gefühl gefehlt habe; nur scheint das tiefer Gemüthliche bei ihm in keinem nothwendigen Zusammenhang mit seiner theologischen Denkweise gestanden

*) Besondere Beachtung verdient sein encyklopädisches Werk de dignitate et augmentis scientiarum. (1605.) Vgl. Herders Adrastea (sämmtliche Werke zur Phil. und Gesch. Bd. X.) und Baco's Essays moral, economical and political. London 1801.

zu haben, sondern es ging, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr neben der Reflexion des Verstandes her, als daß diese wesentlich darauf geruht hätte. Dem sei übrigens wie ihm wolle, so verdient Baco doch mit Recht den Namen eines christlichen Philosophen, und auch bei allen sittlichen Fehlern des Mannes muß uns seine Gesinnung darin ehrwürdig sein, daß er die Religion allem obenanstellte, und von ihr allein die höhere Weihe des wissenschaftlichen Lebens und das Heil der Staaten erwartete. In dieser Beziehung dürfte es nicht uninteressant sein, das Gebet kennen zu lernen, womit er seine schriftstellerischen Arbeiten zu beginnen pflegte: *)

„Vater aller Dinge, der du mit dem sichtbaren Lichte deine Schöpfung begonnen und mit dem geistigen Lichte sie beschlossen, dessen Funken du dem Angesicht des Menschen eingehaucht hast, schütze und leite dieses Werk. In deiner Güte hat es seinen Anfang, deine Ehre ist sein Ende. Als du auf die Geschöpfe blicktest, die aus deinen Händen hervorgegangen waren, da erkanntest du, daß sie alle gut und vollkommen seien, und in der Befriedigung, die dein Werk dir verursachte, ruhetest du von demselben aus. Aber als der Mensch sich wandte seine eignen Werke zu schauen, da erblickte er nur Qual und Eitelkeit, und konnte die Ruhe nicht finden in ihnen. O so verleih uns denn, daß, weil die Betrachtung deiner Geschöpfe den Gegenstand unsrer Mühen und Arbeiten ausmacht, wir auch Theil haben mögen an deiner Befriedigung und deiner Ruhe. Nähre und erhalte in uns (wir flehen dich demüthig darum) den Sinn für solche Betrachtung, und habe dein Wohlgefallen daran, einen neuen Lichtstrom der Erkenntniß über die große Familie des Menschengeschlechtes zu ergießen, durch uns sowohl, als durch die, denen du ähnliche Gefühle und Triebe einhauchen wirst. Das bitten wir von deiner ewigen Liebe durch unsern Herrn Jesum, deinen Gesalbten und unsern Gott."

Es ist offenbar mehr die verständig reflectirende, als die unmittelbare Gefühlsfrömmigkeit der Mystiker, die aus diesem Gebete hervorleuchtet, da es sich mehr um theoretische Erkenntniß, als um das praktische Christenthum handelt. Auch der vollkommen orthodoxe Schluß macht mehr den Eindruck einer unvermeidlichen Formel, als eines dem Herzensbedürfniß entstiegenen Gebetsseufzers. Gleichwohl spricht die wür-

*) Writers prayer: Bacons Works T. III. p. 128. Da die englische Ausgabe der Werke Baco's mir nicht zur Hand ist, und in der lateinischen (Amsterdamer) sich das Gebet nicht vorfindet, so bin ich genöthigt, mich an die französische Uebersetzung von Bauzelles zu halten, Bd. I. S. 108.

dige Haltung des Tons uns wohlthätig an und ist uns ein Beweis, daß es verschiedene Formen der Frömmigkeit geben kann und soll, je nach den verschiednen Stimmungen und Bedürfnissen des Herzens.

Ein anderes Gebet des Kanzlers, das er in der Zeit seiner Leiden verfaßte, verdient gleichfalls unsere Aufmerksamkeit. *)

„Gnädigster Gott! barmherziger Vater! von Jugend auf mein Schöpfer, mein Erlöser, mein Tröster! Du, Herr, erforschest die geheimsten Tiefen und Gründe der Herzen, du kennst die Lauterkeit der Einen, die Heuchelei der Andern, und wie auf einer Wage wiegst du Gedanken und Handlungen der Menschen; du missest ihre Rathschläge nach der Schnur, und weder die Eitelkeit, noch die Verkehrtheit ihrer Wege kann vor dir sich bergen. Gedenke, o Herr, wie dein Knecht vor dir gewandelt, erinnere dich an das, was ich vor allem gesucht habe und was das höchste Ziel meines Strebens war. Ich habe lieb gehabt deine Versammlungen, ich habe geweint über die Trennung deiner Kirche, und an dem Glanz deines Heiligthums hab' ich mich ergötzt. Für deinen Weinstock, den deine Rechte unter diesem Volke gepflanzt hat, habe ich nie aufgehört zu beten, auf daß er Früh- und Spatregen empfange und seine Zweige ausbreite nach dem Meer und den Strömen. Köstlich war in meinen Augen der Stand des Dürftigen und derer, die ihr Brot mit Thränen essen; ich habe gehaßt alle Grausamkeit und Härte des Herzens, und mich beflissen, Allen Gutes zu thun, obwohl in verachteter Gestalt. Waren Einige feindlich gegen mich gesinnt, so habe ich ihrer nicht gedacht, und fast nie ist die Sonne untergegangen, während mein Zorn noch brannte; ich war der Taube gleich, ferne von aller Bosheit. Deine Creaturen waren mein Buch, noch mehr aber deine heilige Schrift. Dich hab' ich gesucht an den Höfen, auf dem Felde, in den Gärten, gefunden hab' ich dich in deinem Tempel."

Nach diesem etwas selbstgerechten, im Tone der alttestamentlichen Frömmigkeit gehaltenen Eingange folgt dann, in ziemlichem Abstande damit, ein Sündenbekenntniß und demüthige Unterwerfung unter den göttlichen Willen.

„Tausendfältig sind meine Sünden, zehntausendfältig meine Uebertretungen: aber deine heiligende Kraft blieb bei mir, und durch deine Gnade brannte mein Herz als ein unauslöschliches Feuer auf deinem Altar. O Herr, meine Stärke, von Jugend an tratest du mir entgegen

---

*) Lateinisch im 7. Bd. der Amsterdamer Ausg. seiner Werke S. 520 ff., französisch bei Vauzelles II. S. 175.

ieinen Wegen durch deine väterlichen Erbarmungen, durch deine ollen Züchtigungen, durch deine augenscheinliche Fürsorge. Wie Huld groß war über mir, so auch deine Züchtigungen; du warst nmer nahe, o Herr, und als mein zeitlich Gut sich mehrte, da fühlte hts desto weniger deine Pfeile, die du heimlich auf mich abschicktest. ch erhöht ward vor den Menschen, beugt' ich mich vor dir in De-

Und auch jetzt, da meine Gedanken auf den Frieden und die Ehre : Welt] gerichtet sind, fühle ich deine Hand schwer über mir, und einer alten Barmherzigkeit erniedrigst du mich, damit ich in deiner ichen Zucht bleibe als ein ächter Sohn. Gerecht sind deine Gerichte nir, meiner Sünden wegen; denn sie sind zahlreicher als der Sand leer. Aber deine Barmherzigkeit ist unendlich größer! Denn was : Sand am Meer, was Himmel und Erde? Nichts gegen deine herzigkeit. Außer meinen unzähligen Sünden bekenne ich auch daß ich dein Schuldner bin wegen der mir anvertrauten Geschenke Gaben deiner Gnade, die ich zwar keineswegs im Schweißtuch ver- n gehalten, die ich aber auch nicht, wie ich billig hätte sollen, den slern gegeben habe, um den besten Gewinn daraus zu ziehen; nein! be sie oft zu Dingen verwandt, denen ich am wenigsten gewachsen so daß ich wohl sagen kann: meine Seele war ein Fremdling auf Zug meiner Pilgerschaft. O Herr, sei mir gnädig um meines Er- willen, nimm mich auf in deinen Schooß, ja führe mich auf deinen n."

Indem ich es Ihnen überlassen muß, aus dem Mitgetheilten sich ein von Baco's Religiosität zu machen, die auch hier mehr von ihrer ichen und verstandesmäßigen Seite heraustritt, bemerke ich nur daß er gelegentlich auch der Duldsamkeit in Glaubenssachen das redete. Er lebte selbst in jenen bewegten Zeiten, wo Katholiken, fliche Protestanten und Puritaner einander gegenseitig verfolgten: uf jene Zerrissenheit der Kirche spielt auch das obige Gebet an. eziehung auf diesen Zustand verfaßte er unter anderm eine Schrift die Befriedigung und Erbauung der Kirche Englands, welche er König Jacob I. widmete und worin er die Mitte zu halten suchte en dem stürmischen Eifer der Puritaner und der Starrheit der öflichen.

„Die Kirche," sagte er einst in einem treffenden Bild zum König, ıs Auge des Staates; hat man nun Etwas im Auge, so muß man Etwas behutsam entfernen, nicht aber das Auge selbst ausreißen."*)

Vauzelles I. S. 87.

Allem Glaubens- und Gewissenszwang trat Baco entschieden entgegen. „Diejenigen, welche zum Gewissenszwang rathen, soll man ansehen als Leute, die unter dieser Lehre nur ihre eigenen Leidenschaften verbergen und ihr eigenes Interesse damit zu befördern suchen.“ Der Fanatismus, der Andere verfolgt, läßt den heiligen Geist nicht in Gestalt einer Taube, sondern eines Geiers oder eines Raben herabsteigen. Der Aberglaube ist in mancher Beziehung noch gefährlicher als der Unglaube, und Plutarch hatte nicht so Unrecht, wenn er sagte, er wollte lieber, die Leute glaubten, daß es nie einen Plutarch gegeben habe, als daß sie glaubten, es habe einen Plutarch gegeben, der seine neu geborenen Kinder immer verschlungen habe wie die Dichter von Saturn erzählen. „Der Aberglaube verhält sich zur Religion, wie der Affe zum Menschen.“ *) Baco meint auch, man müsse mit dem Vorwurf des Atheismus sehr vorsichtig sein. „Die wahren Atheisten, deren Zahl groß ist, sind die Heuchler, die das Heilige beständig im Munde führen und die Gebräuche mitmachen, ohne daß das Herz etwas davon weiß.“ — Im Uebrigen empfahl er auch in Beziehung auf religiöse Reformen ein schonendes und vorsichtiges Verfahren und war selbstverständlich ein Feind aller Reformen durch agitirte Volksmassen. **)

Wir verlassen diesen etwas zweideutigen Reformator des Wissens, um einen andern großen Protestanten von zuverlässigerm Charakter kennen zu lernen, der gleichfalls, wie Baco, zunächst auf dem Gebiet der höhern Naturkunde thätig war, der aber mit seinem ganzen deutschen Herzen zugleich der Kirche angehörte und mit edler Freimüthigkeit seinen Protestantismus sowohl gegen Katholiken als überorthodoxe Lutheraner vertheidigte. Wem wäre nicht der Name des großen Astronomen Johann Kepler bekannt? Daß aber derselbe Mann, der in der Geschichte der mathematischen Wissenschaften eine der ersten Stellen einnimmt, auch der Geschichte der protestantischen Kirche, der Geschichte der Religion und Theologie angehörte, das ist vielleicht weniger bekannt, und gerade von dieser minder bekannten Seite haben wir ihn zu betrachten. Da jedoch seine wissenschaftlichen Bestrebungen als Astronomen und Mathematikers gleichsam den festen, krystallenen Körper bilden, aus welchem die protestantische Seele hervorleuchtete, so müssen wir auch einen kurzen

---

*) Es ist daher ganz natürlich, daß die, welche den Menschen aus dem Affen entstehen lassen, auch die Religion aus dem Aberglauben herleiten.

**) Ueber den religiösen Standpunkt Baco's vgl. das Weitere bei Fischer a. a. O., besonders das 10. Kapitel (mit Belegen aus Baco's Schriften).

Blick auf Keplern den Mathematiker werfen, soweit unsre Aufgabe es uns gestattet. —

So große Umwälzungen auch die Kirchenreformation auf dem Gebiete des Glaubens, Denkens und Wissens hervorgebracht hatte, so blieb doch die Forschung nach den Gesetzen der Natur eine Zeit lang noch an das alte Herkommen gefesselt; und so waren auch die Vorstellungen von dem Weltgebäude noch dieselben, wie die alte Welt sie hatte. Das sogenannte ptolemäische System, wonach die Erde als der ruhende Mittelpunkt gedacht wurde, um welchen die Sonne und Planeten in täglichem Kreislaufe sich drehen, galt für das richtige und wurde in allen Schulen vorgetragen, bis zuerst Copernicus die Welt eines Andern belehrte. Aber erst das folgende Jahrhundert, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, wurde für die Kenntniß des sichtbaren Himmels eben so sehr ein Jahrhundert der Aufklärung, als das 16te für den unsichtbaren Himmel es gewesen war. Ja, wenn an diesem leider die Sterne sich bald wieder verdunkelten, so schlossen sich dagegen dem forschenden Blicke der Astronomen neue Gesetze auf, die selbst auch wieder auf eine fromme und sinnige Betrachtung der Schöpfung, und somit auf die Theologie im weitern Sinne, wohlthätig zurückwirkten. Im Gefolge des Copernicus bilden die Namen Tycho de Brahe, Galilei und Kepler selbst ein glänzendes Sternbild am Himmel der Wissenschaft. Verweilen wir etwas länger bei dem Letztgenannten.

Johann Kepler*) ist geboren den 27. Dec. 1571 (am Tage Johannis des Evangelisten) in der Geburtsstadt des schwäbischen Reformators Brenz, der alten Reichsstadt Weil (Weilderstadt).**) Die Familie stammte von dem adlichen Geschlechte derer von Kappel. Der Vater, Heinrich Kepler, hatte verschiedene Schicksale, trieb sich auch noch als Ehemann und Familienvater in mehreren fremden Kriegsdiensten umher,***) und führte eine Zeit lang eine Wirthschaft im Baden'schen.

---

*) Vgl. Breitschwert, Joh. Keplers Leben und Wirken (Stuttgart 1831), u. Herders Adrastea, Werke zur Phil. u. Gesch. Bd. XI. S. 481 ff. Dr. Edmund Reitlinger, C. W. Naumann u. C. Gruner, Johannes Kepler, vier Bücher in drei Theilen. Stuttgart 1868.

**) Außer Weil werden auch die schwäbischen Städte und Ortschaften Leonberg (wohin allerdings bald nach Keplers Geburt die Eltern übersiedelten), Magstatt, Eltingen (Heimathort seiner Mutter) genannt, doch s. Reitlinger a. a. O. S. 36 ff. u. Stark, Johannes Keplers Geburtsort, Bildungsgang, Bedeutung für die Theologie, in der Zeitschr. für hist. Theol. 1853. S. 627 ff.

***) Er focht sogar unter Herzog Alba gegen die Belgier, da Herzog Christoph dem

Auch die Mutter übte nicht jenen heilsamen Einfluß auf den Sohn, welcher bei so manchen großen Männern den ersten Grund zu ihrem Charakter legte. Sie war roh und abergläubisch, und galt sogar für eine Hexe, was ihr, wie wir später sehen werden, einen ärgerlichen Prozeß zuzog.*) Bloß an eine Schwester schloß der Knabe sich inniger an; denn auch die übrigen Geschwister sagten seinem Geiste nicht zu. So wurde also schon die erste Erziehung des außerordentlichen Mannes durch vielfache erschwerende Umstände gehemmt. Aber sein viel versprechender Geist durchbrach bald die Schranken, welche ein ungünstiges Geschick ihm entgegenstellte. Da der schwächliche Knabe zu den Feldarbeiten nicht zu gebrauchen war, wurde er, nachdem er bereits die lateinische Schule in Leonberg besucht und das Landexamen zu Stuttgart bestanden, — zum Theologen bestimmt und, als er den Curs der Klosterschulen zu Adelberg und Maulbronn durchgemacht hatte, in das Stift zu Tübingen gebracht. Er hatte dieselben Lehrer, deren sich auch Valentin Andreä zu erfreuen hatte, von dem er ein Jugendfreund war. Kepler war schon auf der Schule in seinen Andachtsübungen äußerst gewissenhaft. Hatte er sich in etwas verfehlt, so legte er sich eine Buße auf; hatte er des Nachts vor Schläfrigkeit das Abendgebet versäumt, so holte er es am folgenden Tag mit dem Morgensegen wieder ein. Wie ernst er es mit seinem theologischen Studium genommen, und welche würdige protestantische Gesinnung er auch später noch an den Tag legte, geht aus folgender Aeußerung hervor:**) „Mein Vorhaben ist, keinem menschlichen Vorgänger, sondern nur der heiligen Schrift zu folgen, den Zusammenhang jeder Stelle wohl zu erwägen, ihren Sinn aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zu entwickeln, mehrere Stellen desselben Apostels unter sich, dann mit Stellen eines andern Apostels und endlich mit den eigenen Worten Christi zu vergleichen.“ Schon aus diesen gesunden Grundsätzen der Auslegung, wie sie damals zu den Seltenheiten gehörten (denn auch in Tübingen herrschte damals die strenge Orthodoxie der Concordienformel), läßt sich abnehmen, was Kepler der protestantischen Kirche geworden wäre, wenn er sich ihrem Dienste unmittelbar hätte ergeben können. Aber Gott, der die Gaben verschieden vertheilt, vertheilt auch die Aemter: und so wies

---

Könige von Spanien gestattete, in Württemberg Soldaten gegen die reformirten Ketzer zu werben. Siehe Breitschwert S. 13. Reitlinger S. 45.

*) Schon früher war eine Base Keplers in Weilderstadt als Hexe hingerichtet worden. Reitlinger S. 44.

**) Bei Breitschwert S. 22 (nach Fischlini Memoria Theologor. Wirtembergensium P. II. p. 336).

er unserm Kepler den Posten auf der Sternwarte an, um von da herab des Schöpfers Größe den Menschen zu predigen und sie in die Erkenntniß der Wahrheit zu führen. Kepler, der schon frühzeitig ein ausgezeichnetes Talent für die Mathematik und Astronomie verrathen, in die ihn sein Lehrer Michael Mästlin noch tiefer eingeführt, wählte diesen Beruf nicht selbst, er wurde ihm von höherer Hand angewiesen. Er spricht sich darüber so aus:*) „Ein verborgenes Schicksal treibt den einen Menschen zu diesem, den andern zu jenem Beruf, damit sie überzeugt werden, daß sie unter der Leitung der göttlichen Vorsehung stehen. Als ich alt genug war, die Süßigkeit der Philosophie zu schmecken, umfaßte ich alle Theile derselben mit großer Begier, ohne mich auf Astronomie besonders zu legen. Auf Kosten des Herzogs von Württemberg erzogen, hatte ich beschlossen zu gehn, wohin man mich senden würde, während Andere aus Liebe zur Heimath zauderten" u. s. w. — Die Stelle nun, die ihm angetragen, ja auf die er, nach seinem Ausdrucke, durch das Ansehen seiner Lehrer hingestoßen wurde und die für seinen künftigen Beruf so bedeutend entschied, war die eines Lehrers der Mathematik und Moral am Gymnasium zu Grätz im Herzogthum Steiermark. Er trat dieselbe unter dem Titel eines „Landschaftsmathematicus" nach seinem vollendeten theologischen Curse als ein 22jähriger Jüngling an. „Ich ging mehr mit Anlagen, als mit Kenntnissen zu dieser Wissenschaft ausgerüstet," sagt der bescheidene Mann von sich selbst.

Schon der Auftrag, welchen Kepler erhielt, den steiermärkischen Kalender auf's Jahr 1594 nach der gregorianischen Zeitrechnung zu verfertigen, gab ihm Veranlassung, seine wahre protestantische Gesinnung einem falschen Lutherthum, das sogar in einem verjährten Irrthum sich gefiel, freimüthig entgegen zu setzen.

Es ist bekannt, wie der Papst Gregor XIII. den alten julianischen Kalender dadurch verbesserte, daß er durch den Mathematiker Aloysius Liglio die Schaltjahre genauer berechnen und, um das bisher Versäumte in der Rechnung einzuholen, vom 4. Oct. 1582 an zehn Tage überspringen ließ, von wo dann die Zählung des neuen Stils beginnen sollte. So zweckmäßig diese Einrichtung war, so eigensinnig widersetzten sich ihr damals die Protestanten, aus dem einzigen Grunde, weil sie vom Papst kam, dem Antichrist. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß es derselbe Papst war, der die Bartholomäusnacht als ein glückliches Ereigniß gefeiert hatte. Nicht allein das gemeine Volk nahm Aer-

*) Bei Breitschwert S. 28.

gerniß an der Neuerung, sondern ganze theologische Facultäten erklärten das Unternehmen als ein antichristliches, „das von dem gräulichen reißenden Bärwolf“ (Währwolf?), dem Papste, herkomme,*) zu Beförderung der Abgötterei und womit man die Christenheit wieder unter das römische Joch bringen, ja, den aus der Kirche ausgetriebenen Satan wieder in dieselbe einführen wolle. Nicht nur wurden übelangebrachte Bibelsprüche (z. B. wie stimmt Christus mit Belial?) dagegen in's Feld geführt; sondern auch die albernsten Gründe, wie man sie höchstens dem gemeinen Manne verzeiht, z. B. es werde dem neuen Kalender zu Gefallen nicht früher und nicht später Sommer werden, wurden von den gelehrten Herren dem Pöbel vordemonstrirt, und fanden bei diesem natürlich mehr Beifall als die Berechnungen der Astronomen. Ja, in einigen Städten, wie namentlich in Augsburg, kam es darüber zu den größten Tumulten, worin einige der lutherischen Prediger den Unverstand so weit trieben, daß sie das Volk wider die Obrigkeit verhetzten und endlich abgesetzt werden mußten. — Kepler setzte sich also, indem er sich zum Gregorianischen Kalender bekannte, schon dadurch der Verdächtigung seiner Glaubensgenossen aus; denn auch in Steiermark waren die Ansichten, zumal unter den Theologen, getheilt. Der vorurtheilsfreie Oberprediger David Thonner war für die Neuerung, während ein gewisser Dr. Jeremias Homberger dagegen eiferte. Aber Kepler, der nach seinem eignen Bekenntniß „in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen das ehrte, was er mit dem Worte Gottes übereinstimmend fand,“ war nicht der Mann, sich durch solche unverständige Urtheile einschüchtern zu lassen. Er handelte nach seiner Ueberzeugung, im Kalender wie in der Theologie. Das Eine prüfte er nach den Gesetzen der Natur, das Andere nach der Schrift; und was die Prüfung bestand, das behielt er, ohne zu fragen, ob es vom Papst oder vom Kaiser, von Rom oder Wittenberg komme. So beschämte er die weit, welche ihren Protestantismus nur in dem Eigensinn an den Tag legten, womit sie sich dem Bessern widersetzten.**)

Aber noch in einem andern Punkte gerieth seine mathematische Ueberzeugung mit der Lehre der damaligen Theologen, ja mit der vulgären Meinung überhaupt in Conflict. Schon vor ihm hatte ja der große Copernicus (geb. 1473 zu Thorn in Westpreußen, gest. 1543)

*) Siehe das Gutachten des akademischen Senats von Tübingen bei Breitschwert S. 27. Menzel V. S. 108 ff. und Reitlinger S. 118.

**) Bekanntlich hat sich die griechische Kirche bis auf den heutigen Tag widersetzt; daher die verschiedene Zählung nach „altem und neuem Stil“. England nahm erst 1752 den Gregorianischen Kalender an.

das wichtige Gesetz von der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse entdeckt, welches sowohl der sinnlichen Wahrnehmung als auch den Vorurtheilen der Zeit widersprach. Noch immer hatte das alte, ptolemäische System seine Anhänger. Selbst Baco ließ sich, von seinem Grundsatz der sinnlichen Erfahrung ausgehend, aus Mangel an gehörigen mathematischen Kenntnissen, von der herkömmlichen Meinung nicht abbringen, und der gelehrte Astronom Tycho de Brahe gab sich alle Mühe, das Alte zu retten und es mit einigen neuen Hypothesen aufzustutzen, welche die Sache mehr verwirrten als zurecht brachten. War es doch eben nicht nur die Täuschung der Sinne, welche der Annahme des copernicanischen Systems zuwider war; sondern tiefer wurzelte der Widerwille in einer falschen theologischen Aengstlichkeit. Die äußerliche Auffassung der Lehre, daß die heilige Schrift von Gott eingegeben sei, führte am Ende dahin, daß man die Bibel auch im Wissenschaftlichen für das Buch der Bücher hielt und ihre Autorität auf Gegenstände anwandte, über welche uns eine übernatürliche Belehrung zu geben nicht in den Absichten der Vorsehung liegen konnte. Ob die Sonne sich um die Erde drehe, oder die Erde um die Sonne — war keine Glaubensfrage, und aus weisen Absichten theilte Gott darüber den Menschen keine geschriebene Offenbarung mit, so wenig als er ihnen die Entdeckung eines vierten und fünften Welttheils oder die Erfindung der Buchdruckerkunst oder Aehnliches durch einen Propheteu verkünden ließ. Grade darin sollte sich der Glaube vom Wissen unterscheiden, daß jener, dem Himmlischen zugewendet, des Leitsterns der Offenbarung bedurfte, wenn er nicht untergehen sollte im Irdischen, dieses aber der eignen Forschung des Menschen und der endlichen Entwicklung überlassen blieb. Gleichwohl nahmen die Theologen sowohl als ein großer Theil der Laien darum an dem copernicanischen System Anstoß, weil es einer Bibelstelle zu widersprechen schien. Der Umstand nämlich, daß Josua die Sonne stille stehen heißt, und daß somit dieses Stillestehen als ein Wunder, nicht aber als die Regel des Weltlaufs erscheint, gab den Gegnern des Copernicus eine starke Waffe in die Hand. Mit dem Worte Gottes glaubten sie nun alle Gründe der menschlichen Vernunft niederschlagen zu können, bedachten aber nicht, daß sie über den Begriff des „Wortes Gottes" selbst im Unklaren waren und von ihm Dinge forderten, die nicht in seinen Bereich gehören. Wie klar und richtig sah auch hierin Kepler! „Die Bibel," sagt er,*) „spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit dem

*) Bei Breitschwert S. 36. Eine goldne Stelle, die sich manche blinde Eifrer für den Bibelbuchstaben auch noch in unsern Tagen hinter's Ohr schreiben sollten.

Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie; sie will einen höhern Zweck erreichen. Es ist tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte seinen Wunsch. Wie? Das war hier nicht zu untersuchen." Gleichwohl verfuhr Kepler behutsam in der Mittheilung dieser Wahrheit. Er schrieb deßhalb an seinen Freund Mästlin: „Was ist zu thun? Ich denke, wir ahmen den Pythagoräern nach und theilen uns das, was wir entdecken, unter der Hand mit . . . ; denn die Wächter der heiligen Schrift machen aus einer Mücke einen Elephanten!"

Zeigte sich also Kepler schon darin als Protestant, daß er seine wissenschaftliche Ueberzeugung auch auf Gefahr der Verketzerung hin auszusprechen wagte,*) so zeigte er sich nicht minder als solchen, wo es galt, seinen evangelischen Glauben im Angesicht der römischen Kirche auch unter Verfolgungen zu bekennen. Kepler hatte sich um dieselbe Zeit an eine einheimische Adeliche augsburgischer Confession vermählt, als unter Erzherzog Ferdinand (dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II.) in den östreichischen Erblanden eine Verfolgung gegen die Protestanten in Steiermark ausbrach. Schon die Rücksicht auf die neu geknüpften Familienbande, noch mehr aber das zuvorkommende Benehmen der Jesuiten gegen ihn, welche den Ketzer über dem Mathematiker zu vergessen suchten, hätten einen schwächern Charakter, als den Keplers leicht bewegen können, sich in die Umstände zu fügen und zur katholischen Religion überzutreten. Und wirklich schienen sich auch die Jesuiten der Hoffnung hinzugeben, Keplern zu gewinnen; denn als Ferdinand den Befehl erließ, daß alle Protestanten auswandern sollten, wirkten sie dem geschätzten Gelehrten eine Vergünstigung für seine Person aus. Aber Kepler, der zwar alles vermied, was die Klugheit unter diesen Umständen zu vermeiden gebot, blieb dennoch seinem evangelischen Bekenntniß standhaft getreu; und als endlich auch ihm nichts anderes übrig blieb, als die Güter seiner Gattin innerhalb 45 Tagen entweder zu verkaufen oder zu verpachten und aus dem Lande zu ziehen, so wählte er das Letztere und wanderte aus. Denen, die ihn zum Uebertritt bereden wollten, antwortete er offen:**) „Ich habe das augsburgische Bekenntniß aus dem

*) Ernstlich hatte unter anderm der Tübinger Theologe Hafenreffer seinen Schüler Kepler gewarnt, seine Hypothesen irgendwie mit der Bibel in Verbindung zu bringen.

**) Breitschwert S. 51. Menzel V. S. 328.

elterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen der Versuchung geschöpft, ihm hange ich an, heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel. Darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Uebung der Religion und den Gebrauch der Sacramente." — So wußte also Kepler wohl zu unterscheiden, was in der Religion — Religion sei, d. h. Gewissenssache, und was der bloßen Meinung und der wissenschaftlichen Forschung angehöre. So frei er im letztern Punkte war einer engherzigen Buchstabenorthodoxie gegenüber, so streng hielt er an dem, was ihm Glaubenssache, Heiligthum des Herzens geworden. So durchdrang sich in ihm, als in einem ächt protestantischen Charakter, Klarheit des Gedankens und Gediegenheit der Gesinnung, Freiheit der Ansicht und Gebundenheit des Willens im Gehorsam Christi. Wie selten aber sind solche harmonische Geister, und wie würdig daher die seltenen, daß wir ihrer gedenken!

Kepler wurde für den bewiesenen Glaubensmuth bald entschädigt. Durch den berühmten Tycho de Brahe, Director der kaiserlichen Sternwarte in Prag, erhielt er daselbst eine Anstellung, indem er die astronomischen Tabellen, welche Kaiser Rudolf verfertigen ließ und welche von ihm die rudolfinischen Tabellen heißen, auszuarbeiten bekam. Bald darauf starb auch Tycho, und Kepler wurde sein Nachfolger. In diese Zeit fallen seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, wie die, daß die Bahn, welche die Planeten beschreiben, keine kreisförmige ist, wie Tycho angenommen hatte, sondern eine elliptische; woran sich denn noch andere Beobachtungen anschlossen, deren Resultate unter dem Namen der drei Kepler'schen Regeln die Grundlage der neuern Astronomie bilden. Daß er dabei zugleich auch, nach den Forderungen der Zeit, die Astrologie treiben und sich auf Deutungen der Constellation einlassen mußte, die über den Bereich der sichern Wissenschaft hinausliegen, war freilich eine traurige Nothwendigkeit, besonders in einer Zeit, welche die Begebenheiten des 30jährigen Krieges und alle die Möglichkeiten, vor denen die Reiche Europa's zitterten, in ihrem dunkeln Schooße trug. Wie weit er selbst das Unwesen der Astrologie vollkommen durchschaute, oder wie weit er als ein beschränkter Sterblicher noch selbst mit dem einen Fuß in der Schlinge des Irrthums war, während er mit dem andern den mächtigen Schritt vorwärts that, wollen wir Kundigern zu entscheiden überlassen.*) Wir haben es ja nicht mit Kepler dem Astronomen

*) Vgl. darüber das Nähere in der angeführten Schrift von Reitlinger u. s. w.

als solchem, sondern nur mit Kepler dem Protestanten zu thun; und auch von dieser Seite zeigt er sich uns noch ferner in einem vortheilhaften Lichte.

Nach dem Tode Kaiser Rudolfs, des mächtigen Gönners der mathematischen Wissenschaften, trat Kepler in die Dienste des folgenden Kaisers Matthias, nahm aber bald darauf mit dessen Bewilligung eine Lehrstelle auf dem Gymnasium zu Linz an. Kaum daselbst angelangt wurde er von dem dortigen lutherischen Pastor Hitzler als Ketzer bezeichnet und vom Abendmahl ausgeschlossen, weil er die Concordienformel nicht unterzeichnen und die Reformirten nicht ausdrücklich verfluchen wollte. Kepler hatte nämlich schon damals, als er sich dem Studium der Theologie widmete, an der lutherischen Lehre vom Abendmahl gezweifelt, und auch jetzt verhehlte er diese Zweifel nicht. Aber eben dieß zog ihm nun auch die Verunglimpfungen seiner eignen Glaubensgenossen zu. Als er sich in dieser Angelegenheit an das Consistorium von Stuttgart wandte, stellte ihm dasselbe ein Bedenken aus, das ein Muster von theologischer Arroganz und Beschränktheit zugleich genannt werden darf. Derselbe Mann, der sich so edel für sein protestantisches Bekenntniß gewehrt und seine Existenz deßwegen auf's Spiel gesetzt hatte, wurde jetzt von seinen eigenen Glaubensbrüdern nicht undeutlich „ein Wolf im Schafspelze" genannt, seine Duldsamkeit gegen die Reformirten wurde ihm als Untreue, seine Zweifel gegen die lutherische Lehre vom Abendmahl als Dünkel und Fürwitz angerechnet, wozu ihn seine mathematische Wissenschaft verleite, auf welche freilich jene guten Männer als auf eine armselige brotlose Kunst herabschauten, die sich vor der theologischen Weisheit in den hintersten Winkel verkriechen müsse. So wagten Leute, die an Geist und Muth hinter Kepler weiter zurückstanden, als die kleinsten Schulknaben hinter ihrem Lehrer, in aufgeblähter Unwissenheit über einen der größten Männer des Jahrhunderts abzusprechen!*) Wie edel nimmt sich abermals dagegen der protestantische Kepler aus! So wenig er den Jesuiten den Gefallen that, zu heucheln, so wenig seinen lutherischen Glaubensdrängern. „Ich könnte (so schrieb er an seinen Freund Mästlin) allem Streit ein Ende machen, wenn ich (die Concordienformel) unterschriebe ohne alle Ausnahme; aber es ist mir nicht gegeben, in Glaubenssachen zu heucheln. Ich will ihren

---

S. 119 ff., woraus hervorgeht, daß Kepler für seine Person den abergläubischen Standpunkt der Astrologie großentheils überwunden hatte.

*) Das merkwürdige Bedenken findet sich abgedruckt bei Breitschwert Beilage 3.

)aß nicht theilen . . . , ich verdamme meine Brüder (die Reformirten) ıicht: sie stehen oder sie fallen, so sind sie des Herrn und meine 3rüder!"

Noch in einer andern Sache erhielt endlich Kepler Gelegenheit, der Barbarei des Zeitalters, die leider auch noch unter dem Schutze der pro-estantischen Theologie fortwucherte, muthig entgegenzutreten. Seine igene Mutter wurde, wie ich schon vorhin bemerkte, von Vielen als eine lnholdin d. h. als eine Zauberin oder Hexe verschrieen und ihr endlich örmlich der Proceß gemacht. Ihm, dem Sohne, ward nun das traurige Geschäft, der Anwalt der verfolgten Mutter zu werden und sie der Folter, ie schon ihrer wartete, und dem Feuertode zu entziehen. Merkwürdig st, daß Kepler von sich aus es nicht wagte, dem Hexenglauben überhaupt ntgegenzutreten (sei es, daß er selbst darüber nicht im Klaren war, oder aß er nicht unnöthig den Streit vervielfältigen wollte); immerhin aber eigte er auch hier in dem einzelnen Falle Besonnenheit und Ruhe des lrtheils, und eröffnet so gewissermaßen die Reihe derer, welche später em verderblichen Hexenglauben entgegentraten. So war Kepler in jeder Beziehung Protestant: er war es nicht nur in der Aufklärung, er war s auch in der Gesinnung und in der Glaubenstreue. Daß ein Mann, vie er, auch seinen wissenschaftlichen Beruf, den er trieb, aus einem ıöhern, religiösen Standpunkte betrachtete, läßt sich erwarten. Wir haben orhin ein Gebet des Baco angeführt, das er seinen schriftstellerischen lrbeiten vorausschickte. Mit folgendem Gebete schloß Kepler sein Werk iber die Harmonie der Welt:*) „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, aß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über as Werk deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, soviel mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen onnte. Ist etwas von mir vorgebracht worden, das deiner unwürdig st, oder habe ich eigene Ehre gesucht, so verzeihe mir gnädiglich." Noch rwähnen wir, daß Kepler in dem Gesammtplan des Weltgebäudes ein Bild der heiligen Dreieinigkeit zu entdecken und die Gedanken Gottes zu rrathen glaubte, die ihn bei der Schöpfung der Planeten geleitet.**)

---

*) Breitschwert S. 153.

**) Da die Welt eine Kugel ist, so muß sie aus drei Theilen bestehen, dem Mittelunkt, der Oberfläche und dem Zwischenraum. Den ersten nimmt die Sonne ein, ie Oberfläche ist der Fixsternhimmel, den Zwischenraum erfüllt das Planetensystem." Diese drei Theile in ihrer Harmonie sind unserm Astronomen ein Symbol der Dreiinigkeit, insofern die Welt wegen ihrer Kugelgestalt ein Bild Gottes ist. S. Reitinger S. 128 ff. u. Stark a. a. O. S. 642.

In seinen letzten Lebensjahren suchte endlich Kepler bei dem Herzog von Friedland, Albert von Wallenstein, eine Zuflucht, in dessen verblendeten Augen er jedoch weit hinter dem Astrologen Seni zurückstand, und deßhalb auch vergebens auf die verheißene Besoldung warten mußte. Der Sturz des Friedländers zog aber auch Keplers Lebensende herbei. Als sich nämlich 1630 der Reichstag in Regensburg versammelte, um Wallenstein das Commando abzunehmen, begab sich Kepler ebenfalls dahin, um seine Schuldforderung anzubringen. Von der Reise entkräftet verfiel er in eine Krankheit und starb in Regensburg den 15. November im 59. Lebensjahr. Kepler war klein, zart und schmächtig von Gestalt und hatte viel an den Augen zu leiden.*)

Der dritte Reformator des 17. Jahrhunderts, der uns zu betrachten übrig bleibt, ist gleichfalls kein Theolog von Beruf, aber ein Mann, der durch seine schriftstellerische Thätigkeit noch mehr als die beiden genannten unmittelbar auf die theologische Wissenschaft gewirkt und auch durch den Muth, den er in Verfolgungen bewies, sich das Recht erworben hat, in der Zahl der wahren Protestanten als einer der ausgezeichnetsten genannt zu werden.

Im Jahr 1583 am heiligen Osterfeste wurde zu Delft in Holland Hugo Grotius (de Groot) geboren. Glücklicher als Kepler in diesem Stücke, genoß er eine gute christliche Erziehung. Er selbst gedenkt in einem seiner Briefe, die er in höherm Alter schrieb, der treuen Sorge seiner Eltern, denen er nie genug für ihren sorgfältigen Unterricht danken könne. Dieser guten Erziehung kam aber auch seine glückliche Naturanlage zu Hülfe. Wie Baco, so gehörte auch Grotius zu jenen ausgezeichneten Kindern, die durch frühe Entwicklung ihrer Geisteskräfte und ein glückliches Gedächtniß den künftigen Gelehrten verrathen. Schon im neunten Jahre erfreute er seinen Vater mit lateinischen Versen, und noch früher als einst Melanchthon, schon vor seinem zwölften Jahre konnte er die Universität beziehen. Er studierte zu Leyden unter der Aufsicht des Franz Junius, und zog auch bald die Aufmerksamkeit des gelehrten Jo-

*) Sein Grab ward drei Jahre nachher, bei dem Sturm von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar verschüttet, und erst im Jahr 1808 ließ der edle Carl von Dalberg, damaliger Bischof von Regensburg, dem unsterblichen Mann ein Denkmal errichten. Aber dabei sollte es nicht bleiben. Ein colossales Bild Keplers mit vier Seitenstatuen und Reliefs, wozu die edelsten Kräfte sind aufgeboten worden, erhebt sich nunmehr auf dem Markte der Geburtsstadt Keplers, worüber C. Gruner in der Vorrede zu der angeführten Schrift von Reitlinger. Gleichzeitig sind Keplers sämmtliche Werke durch Dr. Frisch herausgegeben worden.

seph Scaliger auf sich, der nicht nur sein Lehrer, sondern bald auch, obwohl an Jahren verschieden, sein inniger Freund wurde. Auch viele andere Gelehrte rühmten an dem Knaben (wie einst Erasmus an Melanchthon) seine männliche Reife und sein Genie, das größer sei als das des großen Erasmus. Er hieß der „beispiellose Jüngling“ (adolescens sine exemplo). Wie Franz Baco den englischen Gesandten Pawlet, so begleitete der junge Hugo Grotius den trefflichen Johann von Oldenbarnevelt, den Helden seines Vaterlandes, auf einer Gesandtschaftsreise nach Frankreich; und wie einst der kleine hoffnungsvolle Kanzler Englands vor der großen Königin Elisabeth, so stand auch der junge Grotius vor Frankreichs König Heinrich IV., der ihn zum Zeichen seines Wohlgefallens mit einer goldnen Kette beschenkte, an der das königliche Bildniß hing. Dieß machte auf das Gemüth des aufstrebenden Jünglings einen großen Eindruck, und als er sich, von seiner Reise zurückgekehrt, malen und in Kupfer stechen ließ, so fehlte auch die Kette mit dem Bildniß nicht. Zu dieser Auszeichnung gesellte sich die des juridischen Doctorgrades und eines frühen schriftstellerischen Rufes. Durch die Ausgabe eines lateinischen Dichters aus dem spätern Zeitalter (des Marcianus Capella), die er schon in seinem vierzehnten Jahre besorgte, setzte er die gelehrte Welt in gerechtes Erstaunen. — Wir übergehen die den fernern Studien und gelehrten Arbeiten gewidmete Jugendzeit des Grotius, um sogleich seine männliche Laufbahn während der politischen und kirchlichen Verwicklungen seines Vaterlandes, die wir in einer frühern Vorl. betrachtet haben, in's Auge zu fassen. Das Leben des gefeierten Mannes fiel in die Zeit der schon berührten Streitigkeiten über die Gnadenwahl. Grotius hatte seinen christlichen Religionsunterricht aus den treuen Händen seines Lehrers Uytenbogaard erhalten, der der gemäßigten arminianischen Gesinnung zugethan war, und seine Freundschaft zu Oldenbarneveld bestärkte ihn in diesen Grundsätzen. Der erste Schritt, durch den er sich verdächtig machte, war ein Gedicht auf den verstorbenen Arminius, worin er denselben selig pries, ohne sich jedoch ein Urtheil über sein religiöses System zu erlauben. Aber schon an die Seligkeit des Arminius zu glauben, galt ja Vielen für ein Verbrechen! Wodurch aber Grotius sich immer größere Verdächtigungen zuzog, war seine Theilnahme an mehrern officiellen Schritten der Remonstranten und die Abfassung solcher Schriften, in denen er die harten Maßregeln der herrschenden Partei als unchristlich und widerrechtlich tadelte. Genug, laut dem Beschluß vom 29. August 1618 wurde auch Grotius (wie schon früher [Vorl. 15] erzählt worden) nebst Barnevelt und dem ihm befreundeten Hoogerbeets

in Verhaft genommen. Erst wurde er in eine dunkle Kammer gebracht, in welcher er drei Tage und drei Nächte bei verschlossenen Fenstern, ohne Licht, bleiben mußte, ehe man ihm ein anderes Zimmer zum Gefängniß anwies. Lange dauerte es, ehe er nur verhört wurde. Streng ward er unter dieser Zeit von aller Berührung mit der Außenwelt fern gehalten. Seine Gemahlin Maria (eine Tochter des Bürgermeisters von Reigersberg zu Veer in Seeland), mit welcher er seit 1608 vermählt war, suchte schriftlich um die Erlaubniß nach, zu ihrem Gatten in's Gefängniß ziehn und bis nach Austrag der Sache bei ihm verweilen zu dürfen. Es wurde ihr abgeschlagen, und als Grotius von einer heftigen Krankheit ergriffen ward, wurde ihr sogar das süße Geschäft der Pflege nicht gegönnt. Selbst in Gegenwart der Gefangenwärter sollte Maria ihren Mann nicht sprechen dürfen. Mit erfinderischer Grausamkeit wählte man grade die Zeiten zu seinem Verhör, in welchen er am meisten litt. Durch allerlei Kunstgriffe suchte man von ihm vergebens ein Geständniß zu erpressen, das ihn zum Verräther des Vaterlandes und des Glaubens gemacht hätte. Auch die Gesandten von Frankreich verwandten sich umsonst für den Gefangenen und seine Leidensgenossen. *)

Oldenbarnevelds Haupt war unterdessen gefallen, und noch nicht alle Gefahr für Grotius vorüber. Seiner Gemahlin wurde von hoher Hand zugewinkt, sie möge um Gnade flehen für ihren Mann, um ihn einem schrecklichen Urtheilsspruch zu entziehen. Aber die heldenmüthige Frau antwortete mit edelm Stolze: „Das werd' ich nie thun, und hat er es verdient, so schlagt ihm den Kopf ab.“ Grotius selbst billigte diese Antwort. Er wollte sein Leben nicht erkaufen mit der Erniedrigung seiner Gattin. Aber seine Freiheit sollte er ihrer aufopfernden Liebe verdanken.

Grotius wurde zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt. Den 5. Juni 1519 wurden er und Hoogerbeeks unter einer Bedeckung von 25 Soldaten über Dordrecht und Gorkum

---

*) Der gelehrte Scriverius ersann jedoch ein Mittel, den Gefangenen Nachrichten mitzutheilen. Bücher waren ihnen erlaubt. Scriver besorgte die Ausgabe eines lateinischen Dichters des 16. Jahrhunderts, des Johannes Secundus. In den Abdrücken, die er den Gefangenen zuschickte, ließ er einige ächte Verse weg und setzte an ihre Stelle andere, welche die Nachrichten enthielten, die er ihnen mittheilen wollte. Um die Aufmerksamkeit auf diese eingeschobenen Stellen hinzulenken, war der Bogen, der die Verse enthielt, nicht wie die übrigen aufgeschnitten. Grotius fand den Schlüssel zu diesem Geheimniß bald, das aber durch das größere Ungeschick seines mitgefangenen Freundes Hoogerbeeks verrathen ward.

dahin abgeführt. Sein Vermögen sollte dem Staat anheimfallen. Bloß vierundzwanzig Stüber sollten täglich den Gefangenen bewilligt werden. Die Frauen aber wiesen das Anerbieten mit Verachtung zurück. Anfänglich hatten beide Frauen, die des Grotius und des Hoogerbeeks, sich in Gorkum niedergelassen, von wo aus sie mit ihren Kindern ihre gefangenen Gatten in Löwenstein besuchten. Nun aber wurde beschlossen, daß die Frauen sich entweder müßten auf immer mit einsperren lassen, oder ihre Besuche meiden. Die alles aufopfernde Liebe wählte das Erstere. Konnten auch erst die Frauen mit vieler Mühe auswirken, daß ihnen zweimal in der Woche gestattet wurde das Schloß zu verlassen, um Lebensmittel einzukaufen und andere Geschäfte zu besorgen, so ward ihnen auch diese Vergünstigung bald wieder entzogen. Kein Mensch durfte mit den Gemahlinnen oder Mägden sprechen und ihnen nicht einmal sagen, wie viel Uhr es sei. Hoogerbeeks' Frau erkrankte im Kerker. Die Frau des Grotius durfte die hülfsbedürftige Freundin nicht besuchen. Sie mußte sie, ohne weibliche Pflege, in den Armen ihres bekümmerten Gatten sterben lassen. Aber auch Grotius' Frau wurde wieder von ihrem Gatten getrennt; denn als sie einmal das Schloß verlassen hatte, ward ihr die Rückkehr dahin verweigert, und erst nach einer drei- bis viermonatlichen Trennung konnte sie endlich von den Gewalthabern die ihr entzogene Erlaubniß wieder erpressen.

Während dieser Leidenszeit suchte sich Grotius durch Studien zu erheitern, die großentheils mit religiösen und theologischen Forschungen zusammenhingen. In kurzen Versen suchte er seinen geliebten Kindern die Hauptlehren des Christenthums darzustellen; auch legte er hier schon den Grund zu seiner nachmaligen Schrift über die Wahrheit der christlichen Religion. Gleichwie Luther auf der Wartburg in der Uebersetzung der Bibel den herrlichsten Trost fand, so arbeitete Grotius in den trüben Stunden, in welchen, wie bei Luther, sein Leib und Geist angegriffen war, seine Anmerkungen zum N. Test. aus, welche in der Folge so großen Segen stifteten und den Schriftforschern eine neue Bahn eröffneten.

Endlich schlug die Stunde der Rettung. Die einzigen Freunde, die dem Gefangenen geblieben waren, seine Frau und seine Bücher — sollten ihm endlich wieder an die freie Luft helfen.

In Gorkum nämlich besorgte ein Freund, Namens Daatselaar, die Büchersendungen an Grotius, die er zu seinen gelehrten Arbeiten in reichem Maße bedurfte. Der Commandant von Löwenstein ließ die Kisten, in welchen die Bücher transportirt wurden, anfänglich mit der größten Genauigkeit eines Mauthbeamten untersuchen; als er aber immer nur

Bücher und wieder Bücher fand, so ließ er endlich in seiner Strenge nach. Dieß entging dem scharfen Blicke seiner bekümmerten Gattin nicht, und sie erlaubte sich eine List, die der alles höhnenden Gewaltthätigkeit gegenüber auch vor dem strengsten Gerichte wohl kaum der Entschuldigung bedarf. Das Mittel war zwar gewagt, aber ohne Wagniß war für dießmal an kein Gelingen zu denken. Der Kasten, in dem die Bücher gesandt wurden, war nicht mehr als vier Fuß lang, und ließ, außer durch das Schlüsselloch, keine Luft ein. Und doch sollte eben dieser Kerker dem Grotius zur Freiheit verhelfen. Aus großer Sorgfalt ließ ihn die Gattin zu verschiedenen Malen den Versuch machen, ob und wie lange er es in der engen dumpfen Lage aushalten könne; und erst als die angestellten Versuche ihrem Wunsch entsprachen, kam es zur Ausführung des Planes. Am 22. März 1521, als eben der Commandant abwesend war, hielt Frau Grotius bei dessen Gattin an, eine Kiste mit Büchern fortschicken zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß legte sich Grotius in die Kiste, und die leeren Stellen füllte die sorgliche Gattin mit Büchern und Werg aus. Als die zwei dazu bestellten Soldaten den Kasten wegtragen wollten und ihn schwerer fanden, als sonst, sagten sie: „Sollte der Arminianer auch wohl drin stecken?“ Grotius' Gattin antwortete leicht hin: „Wenigstens sind es arminianische Bücher.“ Die Kiste wurde von einer treuen und im Geheimniß unterrichteten Magd begleitet und in einem Fahrzeug nach Gorkum in das Haus des Gastfreundes gebracht. Grotius verließ, fast ohnmächtig, den engen Kerker, in dem er zwei bis drei Stunden fast ohne Luft gewesen war. Die Hausfrau seines Gastfreundes verschaffte ihm die Kleidung eines Maurergesellen, und so wanderte er, nicht ohne Herzklopfen, den Meßstab in der Hand und in Begleit eines Maurermeisters, über den vollen Markt in Gorkum, von wo er sich dann weiter nach Antwerpen begab, das ihm bei seinen Freunden gastliche Aufnahme bereitete. Von hier aus schrieb er an die Generalstaaten und erklärte, weil er umsonst gehofft, durch ihren Befehl mit Weib und Kindern in Freiheit gesetzt zu werden, weil man sich vielmehr bemüht habe, sein Unglück durch neue Verleumdungen zu vergrößern, so habe er, mit Gottes Beistand, ohne Gewalt und ohne Bestechung, sich selbst die Freiheit gegeben. Dann bezeugte er abermals seine Unschuld und schloß mit dem Wunsche für des Vaterlandes Freiheit, Ruhe und Wohlfahrt. Auf den Rath seiner Freunde und mit Empfehlungen des französischen Gesandten Maurier versehen wandte er sich auf Umwegen nach Paris, wo er am 13. April glücklich ankam.

Die beherzte Frau büßte ihre List mit engerem Verhafte. Aber bald

siegte der Eindruck, den dieses aufopfernde Benehmen machte, selbst über die erbitterten Feinde. Sie wurde auf Befehl des Prinzen Moritz und der Mehrheit der Stände ihrer Haft entlassen, und traf im Herbst desselben Jahres mit ihrem Gatten in Paris zusammen.

Der Aufenthalt des Grotius in Frankreich war für ihn in mehrfacher Beziehung nützlich, so viele Unannehmlichkeiten er auf der andern Seite auch hier zu überwinden hatte. Der Haß einer engherzigen theologischen Parteisucht verfolgte ihn auch dahin, und die streng Reformirten wollten ihn als einen Gegner der Dordrechtischen Lehre ebensowenig als ihren Glaubensbruder anerkennen, wie die strengen Lutheraner den Kepler als den ihrigen. Was Wunder, wenn dann der Verfolgte durch den Umgang mit geistreichen und freisinnigen Katholiken eine bessere Meinung von dem Wesen der alten Kirche zu schöpfen anfing, als sie unter seinen protestantischen Zeitgenossen herrschte! Denn das muß man den Katholiken jener Zeit und besonders den Jesuiten zum Lobe nachsagen, daß sie gelehrte Männer andrer Confessionen weit mehr zu schätzen wußten, als die befangenen Protestanten, wie dieß uns schon Keplers Leben gezeigt hat. Uebrigens ließ sich Grotius so wenig als Kepler zu einem Uebertritte verleiten. Seine äußere Lage war drückend, und wenn auch Ludwig XIII. durch den Prinzen von Condé vermocht wurde, ihm einen Jahrgehalt von 3000 Livres zu bewilligen, so wurde ihm doch derselbe lange genug vorenthalten. Auch als Verbannter und äußerlich Gedrückter tröstete sich Grotius mit den großen Bildern der Vorzeit, mit einem Themistokles, Coriolan, Alcibiades, Aristides, Phocion, Rutilius Rufus, die ein ähnliches Loos getroffen. Aber sein hauptsächlicher Trost blieb ihm auch hier die Religion Jesu Christi, die er nicht sowohl in den engen Formen einer dogmatischen Partei, als vielmehr im hingebenden Geiste der Liebe, der Demuth, der Geduld und der Hoffnung fand. Auch in seiner jetzigen Lage trat er als Schriftsteller auf. Sein berühmtes Werk „über das Recht des Kriegs und Friedens“ fällt in diese Zeit. Vergebens suchte Richelieu den berühmten Mann an Frankreich zu fesseln. Unter der Verwaltung dieses Ministers fühlte sich Grotius unheimlich im fränkischen Lande und sehnte sich nach seiner Heimath zurück. Dazu schien auch die Gelegenheit günstig. Sein Hauptfeind Moritz war gestorben und der Prinz Heinrich von Oranien flößte ihm Zutrauen ein. Dennoch wußten es seine Feinde durchzusetzen, daß er zu ewiger Verbannung verurtheilt ward. So von seinem eignen Vaterlande ausgestoßen trat er unter dem Kanzler Oxenstierna in schwedische Dienste bei der Königin Christina, und begab sich im Jahr 1634 nach Stockholm, wo er zum

Staatsrath und Gesandten am französischen Hof ernannt ward. In dieser Eigenschaft erschien er, trotz der Einwendungen Richelieu's, 1635 in Paris. Zehn Jahre lang blieb er auf seinem wichtigen Posten, den er mit Umsicht, mit Kraft und Würde behauptete. Endlich legte sich auch die Wuth seiner Gegner. Auf seiner Rückkehr nach Schweden über Holland wurde er in Amsterdam auf ehrenvolle Weise empfangen. Auch der Empfang der Königin Christina war seinen hohen Verdiensten angemessen; doch glaubte Grotius zu finden, daß Viele am Hofe ihm nicht günstig seien. Er forderte seine Entlassung, und warf sich auf ein Schiff, noch ungewiß, wohin er gehen wollte, ob in sein Vaterland, oder sonst wohin? Da ward er vom Sturme nach der pommerschen Küste verschlagen, und kranken Leibes nach Lübeck und von da nach Rostock gebracht. Der Arzt hielt seine Krankheit erst nur für eine Folge der übermäßigen Anstrengung während der Gefahr, in der sich der schon bejahrte Mann befunden. Bald aber zeigte sich, daß ärztliche Hülfe vergebens sei. Als Grotius sich mit dem Gedanken des Sterbens vertraut gemacht hatte, ließ er einen Geistlichen rufen. Daß derselbe ein Lutheraner war, daran nahm er, erhaben über die Vorurtheile seiner Zeit, keinen Anstoß. Ein würdiger Theologe von Rostock, Johann Quistorp, wurde Zeuge der letzten Augenblicke des großen Mannes. Von seiner Hand haben wir noch einen Brief, in dem er die mit ihm gehabte Unterredung mittheilt. „Ich kam," so erzählt Quistorp, *) „um neun Uhr Abends (den 18. August alten Stils) zu dem Sterbenden, den ich schon im Todeskampfe fand. Ich redete ihn mit den Worten an, daß ich wohl gewünscht hätte, in gesunden Tagen mich mit ihm zu unterhalten. Er erwiderte: „„So will es nun Gott."" Darauf ermahnte ich ihn, daß er sich möge zu einem seligen Abschied bereiten; ich forderte ihn auf, sich als einen Sünder zu bekennen und seine Fehler zu bereuen; und als ich im Verlauf des Gesprächs mich auf den Zöllner berief und auf die Gnade Gottes, die dieser erlangt habe, antwortete er: „„Ich bin dieser Zöllner!"" Ich fuhr dann fort, ihn auf Christum hinzuweisen, außer dem kein Heil zu finden sei. Er erwiderte: „„Auf Christum allein setz' ich alle meine Hoffnung."" Dann sprach ich mit lauter Stimme und auf Deutsch die Gebetsformel, welche mit den Worten beginnt: „„Herr Jesu, wahrer Mensch und Gott"" u. s. w. Er folgte meinen Worten mit gefalteten Händen und leiser Stimme. Als ich geendet, fragte ich ihn, ob er mich verstanden? Er bezeugte, daß er mich wohl verstanden habe.

*) In den Epistol. eccles. et theol. p. 828.

Dann fuhr ich fort, ihm aus dem Worte Gottes die Stellen zuzurufen, die man den in's Ende Gefallenen in's Gedächtniß zu rufen pflegt. Ich fragte ihn wieder, ob er mich verstehe? worauf er antwortete: „„Deine Stimme höre ich, aber das Einzelne wird mir schwer aufzufassen."" Nachdem er dieß gesagt hatte, schwieg er ganz stille und hauchte bald darauf seinen Geist aus, Punkt Mitternacht. — Sanft ruhe seine Asche!" — So weit der Bericht des würdigen Quistorp.

Grotius starb in einem Alter von 62 Jahren, im August 1645. Seine Gemahlin beweinte den Tod ihres Geliebten um so schmerzlicher, je unerwarteter er sein Leben, entfernt von den Seinigen, geendet hatte. Sie ertrug den Verlust, wie es ihrer würdig war, mit gefaßter, großer Seele. Drei Söhne und drei Töchter hatte sie ihm geboren. Von den letztern waren ihm zwei in die Ewigkeit vorangegangen; von den Söhnen widmeten sich zwei den Gefahren des Kriegs, und der eine nicht ohne Erfolg der Gelehrsamkeit.

Der Körper des Verstorbenen wurde einbalsamirt und in der Marienkirche zu Rostock beigesetzt, in der Folge aber nach Delft gebracht in die Gruft seiner Väter. Einfach war die Grabschrift, die er sich selbst gesetzt hatte: „Hier ruht Hugo Grotius, der Batavер, der Gefangene, der Verbannte, deines Reiches Gesandter, glorreiches Schweden."*)

Die drei ausgezeichneten protestantischen Geister, die wir bis anhier mit einander betrachtet haben, haben unter sich etwas Gemeinsames, sind aber doch wieder verschieden von einander. Baco, Kepler und Grotius haben das mit einander gemein, daß sie, ohne dem geistlichen Stande und Berufe anzugehören, der eine als Mathematiker und Astronom, die beiden andern als Staatsmänner, dennoch zur Reformation der Kirche beigetragen haben. Aber die Art, wie sie reformatorisch wirkten, ist eine verschiedene. Während K e p l e r in seiner theologischen Denkweise mehr den deutschen Charakter darstellt und einige Aehnlichkeit mit seinem Landsmann und Jugendfreunde Valentin Andreä wahrnehmen läßt, zeigen sich B a c o und G r o t i u s mehr als reflectirende Geister, der Verstand tritt bei ihnen noch ausschließlicher hervor, als bei Kepler, dem bei der Abstraction des Geistes, die seine Wissenschaft forderte, doch das schwäbisch Gemüthliche wieder sehr nahe liegt. Aber auch Baco und Grotius zeigen bei manchen zufälligen Aehnlichkeiten ihres äußern Lebens eine große Verschiedenheit. Während Baco's öffentlicher Charakter nicht ohne gewaltige Flecken blieb, nöthigt uns gerade die Standhaftigkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit des Grotius eine um so größere Achtung ab. In d i e s e r

*) L u d e n, Hugo Grotius nach seinen Schicksalen und Schriften. Berl. 1806.

Beziehung stehen dann wieder Grotius und Kepler auf einer Linie dem Baco gegenüber. Was Kepler in der lutherischen, das hatte Grotius in der reformirten Kirche zu leiden; beide wurden auch von den Katholiken mehr geschätzt, als von ihren Glaubensgenossen. Auf jeden Fall gehört Grotius in einem noch engern Sinne der Geschichte des Protestantismus an, als Baco; denn wenn er auch nicht Reformator des Wissens in dem Umfange war, wie der Kanzler von England, so war er dagegen mehr als dieser ein Held des gereinigten Glaubens und ein Märtyrer der Gewissensfreiheit. Aber auch noch in einer andern Beziehung verdient Grotius unter die protestantischen Kirchenlichter gerechnet zu werden, nämlich in Beziehung auf seine schriftstellerische Thätigkeit. In dieser Beziehung hat Grotius den Vorrang vor Baco und Kepler anzusprechen, indem er sich specieller als beide mit der gelehrten Theologie beschäftigt und sich, obwohl als Laie, einen bedeutenden Namen in der theologischen Literatur erworben hat. Seine Leistungen auf diesem Gebiete nach dem strengen Maßstab der Wissenschaft zu würdigen gehört freilich nicht hieher; aber seine theologische Richtung im Allgemeinen verdient wohl noch einer genauern Beachtung, da sie uns wieder eine neue Seite des protestantischen Geistes darstellt, die wir bisher weniger berührt haben.

Wir haben bisher das Wesen der protestantischen Lehre in jener Zeit kennen gelernt entweder unter der Form einer starren Orthodoxie, oder unter der Form der Mystik, oder endlich in der Gestalt einer einfachen, schlichten Frömmigkeit, die sich in ihrem Ausdruck zwar an die kirchliche Orthodoxie anschloß und auch manches von den Mystikern entlehnte, dabei aber hauptsächlich auf ein frommes, praktisches Leben drang, wie wir dieß bei Arndt, und mit etwas mehr Weltweisheit und Satire vermischt bei Valentin Andreä gefunden haben. Bei Grotius finden wir, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon eine modernere Form des Christenthums, wie sie von den spätern Zeiten, namentlich von der Zeit des 18. Jahrhunderts aufgenommen und weiter bearbeitet wurde. Wenn nämlich die ältern Protestanten, sowohl die Orthodoxen als die Mystiker, die Sprache der Bibel in ihrer reichen Bildlichkeit, in der ganzen Fülle des orientalischen Ausdrucks stehen ließen, ohne diese Bilder in Begriffe aufzulösen, sondern ihre theologischen Begriffe vielmehr diesen Bildern anpaßten, so finden wir bei Grotius, im strengen Gegensatz gegen die mystische Richtung, das Bestreben, den göttlichen Gehalt und Kern der Schrift aus seiner geheimnißvollen Verhüllung wo möglich herauszuschälen, und das Göttliche dadurch den Menschen näher

zu bringen, daß er es mehr auf die zur damaligen Zeit geläufigen Begriffe und Sprachweisen zurückzuführen und gleichsam in dieselben frei zu übersetzen versuchte. Man denke sich auch in der That den Abstand zwischen einem prophetisch begeisterten Orientalen der alten Welt und einem ruhig reflectirenden Niederländer des 17. Jahrhunderts, so wird man zugeben müssen, daß zwischen der Art des erstern und des letztern, über religiöse Zustände sich auszudrücken, wohl mehrere Mittelstufen liegen können, und daß somit dem letztern das dunkel und wunderlich klingen mag, was dem erstern ganz wie natürlich erscheint. Wenn z. B. der Sohn der Wüste das Heilsame und Erquickende der Lehre mit nichts Trefflicherem zu vergleichen wußte, als mit dem lebendigen Quellwasser, das den Pilger nach langem lechzenden Durste erquickt, so konnte dieses Bild für den zwischen lauter Kanälen eingedämmten Niederländer nicht dieselbe Gewalt haben, und man hat sich nicht zu verwundern, wenn ihm der prosaische Ausdruck für dieselbe Sache ebenso genügte, als der poetische. Unser deutsches Volk hat nun darin freilich eine glückliche Anlage vor andern, daß es mit einer gewissen Beweglichkeit des Geistes sich leicht in andere Zustände versetzt und sich die lebendige Ausdrucksweise jedes Volkes, besonders das Poetische, das in einer Nation oder in einer Zeit liegt, leicht zu eigen macht; und so ist namentlich durch Luthers Bibelübersetzung der Orientalismus der Bibel auch in unser deutsches Blut und Fleisch verwandelt worden. Weniger ist dieß bei andern Nationen der Fall, welche mehr den Maßstab des Verstandes als den der Phantasie und des unmittelbaren Gefühls an die Erscheinungen des Lebens anzulegen gewohnt sind, und überhaupt mehr das Allgemeine, als das Besondere und Individuelle, das Concrete in den geschichtlichen Thatsachen auffassen. Wir haben schon bei Baco etwas Aehnliches bemerkt. Auch Grotius betrachtete die christliche Lehre vorzugsweise als Lehre und hob die moralische Seite derselben, das, was sie auch mit der allgemeinen Sittenlehre gemein hat, besonders heraus; doch unterwarf er auch zugleich das Dogmatische noch einer freiern und unbefangenern Prüfung, als Baco. Grotius hat insofern etwas Aehnliches mit seinem ältern Landsmann Erasmus, daß er, wie dieser, die heilige Schrift besonders durch Erläuterung ihres Sprachgebrauchs aus den alten Schriftstellern und durch Zusammenstellung ihrer Lehren mit ähnlich lautenden Aussprüchen der menschlichen Weisen des Alterthums in den Kreis der verständigen Reflexion hineinzog*) und ihre menschliche Seite, die sie mit

*) Man sehe z. B. seinen Commentar zur Bergpredigt.

andern Schriften gemein hat, mehr noch als ihre göttliche Eigenthümlichkeit betonte. Eine gewisse Nüchternheit ist überhaupt der Charakter der Grotius'schen Theologie, so wie der arminianischen Religion überhaupt. Während z. B. die Rechtgläubigen und die Mystiker der damaligen Zeit fast in allen Geschichten und Aussprüchen des A. T. Weissagungen und Vorbilder auf Christum fanden, wobei sie oft in willkürliche Spielereien verfielen, suchte Grotius wieder den ursprünglichen historischen Sinn jener Stellen auf und gab nur in den wenigsten Fällen eine directe Weissagung zu. Wir würden aber sehr unrecht thun, Grotius aus dieser Besonnenheit und Nüchternheit ein Verbrechen machen zu wollen, oder auch nur einen nachtheiligen Schluß auf die Beschaffenheit seines Glaubens zu wagen. Wer es weiß, wie leicht die Gedankenlosigkeit sich der Menschen auch bei'm Lesen der heiligen Schrift bemächtigt, wie leicht man sich auch oft mit unverstandnen Bildern begnügt und das Bild für die Sache nimmt; wer sich daran erinnert, wie der Mißverstand vieler bildlichen Ausdrücke in der Schrift auch dem falschen Mysticismus und dem unerbaulichen Wortgezänke der Orthodoxen Nahrung gab, und in welche unfruchtbare Grübeleien auch der Verstand mancher hocherleuchteten Theologen sich verlor: der muß gerade diesen Männern solche Versuche Dank wissen, die Schrift vor möglichem Mißverstande zu bewahren, und sie vor der denkenden Vernunft zu retten. Man ist oft, und besonders in unsrer Zeit, gar zu leicht mit dem Vorwurf bei der Hand, daß durch solche Versuche der Inhalt der Schrift verflacht werde; und allerdings kann in der Verdeutlichung der Schrift auch zu viel geschehen. Und so ist es auch Grotius begegnet, daß er manches Eigenthümliche ihres Ausdrucks verwischte, indem er ihn aller Bildlichkeit entkleiden wollte. Aber man muß hierin billig sein, und wenn wir auf der einen Seite bei einem Jacob Böhm und einem Johann Arndt das Streben nach der Tiefe zu würdigen gesucht haben, so darf auch des Grotius Streben nach Klarheit und Verständlichkeit uns nicht anstößig werden; denn beides gehört mit zur vollen Durchbildung der christlichen Erkenntniß. Mag man also immerhin sagen, das Christenthum des Grotius und der ihm Gleichgesinnten sei mehr ein Verstandeschristenthum als ein Gefühlschristenthum gewesen, so darf man daraus doch nicht folgern, daß es ihm selbst an religiösem Gefühl und an Begeisterung gefehlt habe. Ein Mann, der wie Grotius lebte, kämpfte und starb — man erinnere sich an sein rührendes, erbauliches Ende —, der verdient wohl gerechter beurtheilt zu werden, eingedenk der Mahnung des Apostels, daß das Reich Gottes nicht stehe in Worten, sondern in der Kraft. Und diese Kraft er-

fuhr Grotius wahrlich an seinem Herzen so gut als Böhm und Arndt an dem ihrigen, und es zeigt sich eben nur darin wieder die Vielseitigkeit des Christenthums, daß es nicht abhängig ist von der einen oder andern Form, sondern in verschiedenen Formen dieselben Erweisungen des Geistes zur Folge hat. Wenn die Mystiker bisweilen in Zungen redeten, so befliß sich dagegen Grotius, durch ruhigen Vortrag der Wahrheit die Gemeinde des Herrn zu erbauen, und suchte dabei nicht seine, sondern Gottes Ehre. Weit entfernt übrigens, daß Grotius deßhalb die Geheimnisse des Christenthums verachtet hätte, weil er sie mehr bescheiden bei Seite ließ, zeigte er sich vielmehr in seinen Schriften als einen frommen Verehrer der göttlichen Offenbarung, und erkannte gar wohl die Grenzen des menschlichen Verstandes. Er beugte sich in Demuth vor der Tiefe des göttlichen Reichthums, wenn er auch diese Tiefe zu erschöpfen sich weniger berufen fand als Andere. — Neben seinen Erklärungen des N. T. ist es besonders seine Vertheidigungsschrift von der Wahrheit der christlichen Religion, mit der er sich einen unsterblichen Namen in der Theologie gemacht hat. Die Veranlassung zu diesem Werke verdient noch eine Bemerkung. Grotius verfaßte es gleichfalls während seiner Gefangenschaft. Er wollte damit den Seeleuten seiner Nation, die auf ihren weiten Reisen oft mit Heiden, Juden und Muhammedanern in Berührung kamen, ein Verwahrungsmittel in die Hände geben gegen den möglichen Abfall vom Christenthum; deßhalb verfaßte er auch die Schrift zuerst in niederländischen Versen. Später überarbeitete er sie lateinisch, und dehnte sie zu einer gelehrten Abhandlung aus. Die etwas gelehrte und philosophische Beweisführung, deren sich Grotius in diesem Werke bedient, muß zwar in jedem Unbefangenen den Zweifel wecken, ob dieß gerade der rechte Weg gewesen sei, die schlichten Matrosen bei ihrem Christenthum zu erhalten: da würden gewiß Luther, Arndt oder andere populäre Theologen den richtigern Ton getroffen haben. Aber wenn in großen Dingen schon oft die Absicht genügt, und man die anderweitigen Verdienste des Werkes in Betracht zieht, so wird man auch von dieser Seite den christlichen Denker lieb gewinnen, der alles anwandte, um seine Gaben Christo dienstbar zu machen.

Die Theologie des Grotius kann in gewissem Betracht als eine Theologie der Vermittlung angesehen werden. Er wollte nicht brechen mit der orthodoxen Lehre, suchte sie aber zu mildern und ihre scharfen Kanten möglichst abzurunden. So war ihm die Anselmische Versöhnungslehre zu stark, als daß er sie in seine Denkweise hätte verarbeiten können: aber eben so wenig konnte ihm die Socinianische Fassung genügen, auf

die wir später werden zu reden kommen. Grotius stellte eine eigenthümliche Versöhnungslehre auf, wonach der Anselmische Begriff der von Gottes Gerechtigkeit geforderten Genugthuung mit dem einer freiwilligen Lossprechung (solutio) des Sünders von Seiten Gottes vertauscht wurde. In dem Tode Jesu sah Grotius ein von Gottes Strafgerechtigkeit statuirtes Exempel, wobei freilich ein Unschuldiger getroffen wurde, wie das etwa bei'm Decimiren eines Regimentes geschieht, wodurch aber nicht Gott versöhnt, sondern der Abscheu vor der Sünde nur in den Augen der Menschen um so größer werden mußte.*)

Wir haben somit die verschiedenen Gestaltungen des religiösen Geistes innerhalb der protestantischen Kirche kennen gelernt. Bei vielen Mängeln, die wir entdeckten und die einen Rückschritt vom ächten Protestantismus in die Zeiten der Scholastik andeuteten, haben wir doch auch manche kräftige, würdige und wahrhaft erbauliche Stimmen der protestantischen Kirche vernommen. Die Zahl der Männer, welche sich an die Wirksamkeit der Reformatoren anschlossen oder dieselbe erneuerten, ließe sich noch leicht vermehren. An den bisher genannten möge es uns aber genügen. Und so könnten wir den zweiten Theil unsrer Aufgabe als beendet ansehen, welcher darin bestand, die innere Geschichte des Protestantismus zu betrachten, nachdem wir uns zuvor mit dessen äußeren Schicksalen beschäftigt hatten. Es bleibt uns jetzt aber noch ein dritter Abschnitt zu betrachten übrig, nämlich die Geschichte der christlichen Religionsparteien, welche weder zum lutherischen noch zum reformirten Kirchenverbande gehörten, sondern welche entweder besondere Gemeinschaften für sich bildeten, oder, ohne von der Reformation sich berühren zu lassen, beharrlich in der alten Kirche zurückblieben, mit andern Worten: die Geschichte der protestantischen Secten auf der einen, die Geschichte des Katholicismus auf der andern Seite; woran sich dann endlich noch zum Schlusse unsrer ersten Periode ein allgemeiner Ueberblick über die christlichen und sittlichen Verhältnisse im Großen und Ganzen anreihen wird.

---

*) Vgl. dessen Schrift: Defensio fidei catholicae de satisfactione Christi vom Jahr 1617 (1730) und Baur, Geschichte der Versöhnungslehre S. 414 ff., wo das dogmatisch Ungenügende dieser Vorstellung nachgewiesen ist.

Zwanzigste Vorlesung.

:e protestantischen Secten. Die Wiedertäufer. Menno Simonis und die Menno- :en. David Joris und sein Proceß. Das christliche Martyrthum eines Joristen etel). Die Unitarier. Reformation in Italien. Bernhard Occhino. Lälius Socinus und sein Neffe Faustus. Reformation in Polen. Lehrbegriff der Socinianer.

Wir wissen aus der Geschichte der Reformation, daß sich gleichzeitig it derselben auch solche Parteien aufthaten, welche auf einem andern ege, als Luther und seine Anhänger in Deutschland, auch auf einem dern, als Zwingli und Calvin in der Schweiz, die Kirche reformiren müssen glaubten. Unter diesen zeichneten sich die Wiedertäufer s, deren frühere Geschichte ich hiemit als bekannt voraussetzen darf. ichdem ihrem Reich in Münster war ein Ende gemacht worden, hielten sich ruhiger, doch sehen wir auch nachher noch in den Niederlanden anaptistische Bewegungen hervortreten, bei denen es nicht an gewaltthätii Excessen fehlte. Zu solchen kam es unter anderm im Jahr 1548 in voll und der Umgegend. Die „Kinder von Emlichen",*) wie sie sich nnten, sandten Brandbriefe aus, die die Leute in Schrecken setzten, und blieb nicht bloß bei der Drohung. Auch aus den Jahren 1554 und 59 wurden in Oberyssel, in der Gegend von Deventer durch mördeche Banden schreckliche Dinge verübt, und zwar aus Rache gegen die n der Obrigkeit verhängten Verfolgungen der Secte, gegen welche nn die Obrigkeit auch wieder einschritt. Das wilde Feuer des wieder-

*) Die Kinder zweier hingerichteten Wiedertäufer, Roleff und Johann Morveld von Emlichen (Emmelenkamp) s. Nippold in Niedners Zeitschr. für histor. eol. 1864. 4. S. 510 ff.

täuferischen Wesens wurde gedämpft durch einen Mann, der, selbst Mitglied der Secte, reformatorisch in ihr auftrat. Es ist das Menno Simonis, nach welchem die Mennoniten sich abzweigten vom alten anabaptistischen Stamme. Wir können sie die ernüchterten, die nach heftigen Paroxysmen zur Ruhe gekommenen Wiedertäufer nennen. Menno, ein Friesländer, war als katholischer Priester im Jahr 1536 zum Protestantismus übergetreten; aber weder Luther, noch Bucer, mit dem er zusammentraf, befriedigten ihn. Er schloß sich bezüglich der Kindertaufe und auch der christologischen Meinungen an die Wiedertäufer an, deren Ansichten er auch noch in andern Stücken theilte, während er die Extravaganzen mißbilligte. In Friesland, Geldern, Holland, Brabant schlossen sich Viele an ihn an. Alles Schwören, aller Prunk in Kleidung, alles Streiten und Hadern war streng untersagt. Der Krieg wurde, unter dem Gesichtspunkt der Rache betrachtet, für unerlaubt erklärt, und ebenso die Ehescheidung. Zur Taufe und zum Abendmahl trat auch noch die Fußwaschung als eine von Christo angeordnete Handlung hinzu. Menno starb im Jahr 1561. Nach seinem Tode theilten sich seine Anhänger in eine strengere und in eine mildere Partei. Zu den Milderen (den Groben) hielten sich die Waterländer, zu den Strengen (Feinen) die Flaminger und besonders die Friesländer. Unter anderem wurde auch darüber gestritten, ob und wie viel ein Christ Eigenthum besitzen dürfe, z. B. ob ein eignes Haus. Die Einen bejahten, die Andern verneinten die Frage (Huiskoper und Anti-Huiskoper).

Neben den Mennoniten bestanden nun aber auch die alten Wiedertäufer fort, die sich selbst wieder in mancherlei Parteien spalteten. Als anabaptistisches Sectenhaupt tritt besonders ein Mann hervor, der seiner phantastischen Ansichten und seiner merkwürdigen Schicksale wegen noch weiter unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

David Joris aus Delft*) hatte sich im Jahr 1544 unter dem Namen Johann von Brügge an den Rath zu Basel gewandt, ihm als einem um der Religion willen Verfolgten mit seiner Familie eine Zufluchtsstätte zu gestatten. Der Rath bewilligte dieß gern, da er in dem Flüchtling einen Glaubensgenossen zu erkennen meinte, und derselbe auch durch sein ganzes Aeußere, durch einen ehrbaren, sittlichen Wandel sich

*) Eigentlich aus Gent gebürtig, aber in Delft erzogen, wo seine Mutter her war. Vgl. F. Trechsel, David Joris, ein Bild aus dem 16. Jahrhundert, in dem Taschenbuche „Alpenrosen“ auf 1838 (Aarau), und in seinen „Antitrinitariern“ (Heidelberg 1839) I. S. 35—55. Nippold in der Zeitschr. für hist. Theol. 1863. 1 u. 1864. 1.

empfahl, und überdieß durch den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens dem gemeinen Wesen eher zum Vortheil als zur Last zu werden versprach. In der That zeichnete sich auch bald der Fremdling durch einen gewissen Aufwand in Wohnung, Kleidung und Dienerschaft, so wie durch seine Wohlthätigkeit aus. Er miethete und kaufte bald darauf ein Haus in der Stadt und dann das Schlößlein in Binningen, woher er sich auch in der Folge Johann von Binningen nannte; überdieß hatte er noch andere Besitzungen in der Umgegend. War auch manches räthselhaft in den Schicksalen und dem Benehmen des Mannes, so zweifelte doch niemand an seiner Rechtlichkeit und an seinem guten Christenthum; denn er besuchte mit den übrigen Christen fleißig den Gottesdienst, nahm an der Feier des Abendmahls Theil, und befliß sich auch in seinem Hauswesen einer musterhaften Ordnung und eines stillen, bescheidenen Wandels. Seine Freigebigkeit verschaffte ihm überdieß viele Freunde, und die Armen segneten den frommen Geber als einen Vater und Versorger. So lebte Johann von Brügge zwölf Jahre unter Basels Bürgern, als er im Jahr 1556 bald nach dem Tode seiner Gattin starb. Er wurde neben dieser in der St. Leonhardskirche zur Ruhe bestattet, und eine große Anzahl Volkes, ja auch viele der Vornehmsten und Angesehensten gaben ihm das feierliche Geleite. Kurz vor seinem Tode zwar hatten sich dunkle Gerüchte verbreitet, daß es um den Glauben des Mannes nicht richtig stehe, daß er auch unter einem falschen Namen in Basel wohne; und was den Verdacht noch bestärkte, war die Stadtsage, daß am Tage seines Absterbens ein kalter Strahl in's Haus geschlagen habe und das obere Getäfel eines Gemaches eingestürzt sei. Das Gerücht wurde zwei Jahre nach seinem Tode lauter, und immer deutlicher wurde er von demselben als der berüchtigte Wiedertäufer David Joris bezeichnet. Eine genaue Untersuchung wurde nun angestellt, seine überlebenden Kinder, die Verwandten und die Dienerschaft wurden streng verhört, seine hinterlassenen Papiere in Beschlag genommen, und gegen die Ueberlebenden sowohl als gegen den Todten ein förmlicher Ketzerproceß eingeleitet. Aus der Untersuchung ergab sich, daß der genannte Johann von Brügge allerdings mit seinem eigentlichen Namen David Joris geheißen, daß er der Sohn eines herumziehenden Gauklers gewesen, und eine Zeit lang die Glasmalerei (vielleicht auch Goldmacherei) getrieben habe.*) Daß er mit den Wiedertäufern in Verbindung gestanden, war außer Zweifel.

*) Daß indessen diese aus gegnerischen Quellen stammenden Angaben nicht durchweg zuverlässig seien, hat Rippold a. a. O. gezeigt.

Er hatte sogar heftige Verfolgungen und grausame Strafen*) wegen seines Glaubens in Holland ausgestanden, und endlich nach verschiedenen Schicksalen in Holland und Friesland den Entschluß gefaßt, sein Vaterland zu verlassen und sich in die Stille zurückzuziehn, von wo er jedoch einen lebhaften Briefwechsel mit seinen Glaubensgenossen unterhielt. David Joris war indessen nicht bloß Wiedertäufer; er hatte sich vielmehr sein eigenes System gebildet, das zwar manches in sich hielt, was schon frühere Wiedertäufer vor ihm und manche Schwärmer nach ihm behaupteten, was aber auch in genauer Verbindung mit der nicht geringen Meinung stand, die er von seiner eigenen Person hatte. Er hielt sich, insofern die Aussagen über ihn richtig sind, für nicht weniger als für den zweiten Messias selbst. Da er nämlich die alte Lehre früherer Schwärmer wieder aufwärmte, daß die Weltgeschichte in drei verschiedenen Zeitaltern sich abwinde, wovon die Zeit des A. T. die Zeit der Kindheit, die Zeit des N. T. das Jünglingsalter dargestellt habe, worauf nun das Mannesalter der Menschheit oder die Zeit des neuen Jerusalems folge, so sah er sich als den Christus-David, als den wahren Gesalbten Gottes, den König des neuen Reiches an, und versprach sich von dieser Herrschaft die höchste Vollkommenheit, mit der er die Welt zu beglücken hoffte. Wenn im alten Bunde der Glaube geherrscht, im neuen Bunde die Hoffnung, so sollte in der bald anbrechenden Zeit des Himmelreichs die Liebe herrschen, als die höchste dieser drei. Alle Aeußerlichkeit des weltlichen Regiments und des Kirchenthums sollte um diese Zeit dann verschwinden, Gott alles in allem sein. Diese Lehre hielt aber Joris geheim und theilte sie nur den Eingeweihten mit, die er für die Tiefe derselben empfänglich hielt; und eben darum, weil er der Hoffnung lebte, daß die Gestalt dieser Welt bald vergehen werde, machte er es sich und seinen Anhängern zur Pflicht, einstweilen an die bestehenden Gebräuche als an ein Vergängliches sich anzuschließen, um keinen Verdacht zu erwecken. Daher läßt sich auch sein kirchliches Verhalten während seines Aufenthalts in Basel erklären. Noch vieles andere Wunderliche wurde über ihn ausgesagt. Man redete ihm nach, daß er sich unsichtbar machen könne, daß er, ein zweiter Salomo, die Sprache der Thiere und der Vögel verstehe, und daß er die Seinen mit der Ver-

*) Im 27. Jahr seines Alters war er verurtheilt worden, auf dem Markte zu Delft öffentlich am Pranger ausgestellt und gestäupt zu werden, nachdem ihm zuvor mit einer Ahle die Zunge durchstochen worden. Ueberdieß wurde er auf drei Jahre aus der Stadt verbannt. Später (1538) wurde seine Mutter als Wiedertäuferin im Kloster der Zellenbrüder zu Delft enthauptet und dort begraben (Nippold I. S. 62).

heißung getröstet habe, er werde nach drei Jahren wieder aus dem Grabe auferstehn. Merkwürdigerweise ging diese Weissagung, jedoch in einem ganz andern Sinne in Erfüllung, als sich wohl der falsche Prophet eingebildet hatte. Einem Gutachten der Universität zufolge, das ein wichtiges Actenstück zu der Geschichte dieses Schwärmers wie zur Geschichte der Zeit bildet, sollte nämlich ein auffallendes Exempel an dem Leichnam, den Schriften und dem Bildniß des Erzketzers statuirt und die Feuerstrafe, der der Lebende entgangen war, an ihnen in Ausübung gebracht werden. Nach diesem Gutachten wurde zu Recht gesprochen und das Urtheil mit aller Feierlichkeit eines Auto-da-Fé vollzogen. Den 13. Mai 1559 (also ungefähr drei Jahre nach dessen Absterben) wurde die Leiche des David Joris wieder ausgegraben, und dann nebst dem Bildniß und den Schriften des Mannes auf einen Karren geladen, der in Begleit des Scharfrichters und einer Menge Volks den Weg nach der Richtstätte vor dem Steinenthor antrat. Als der Zug daselbst angelangt war, wurde der Deckel des Sarges weggehoben und die Leiche, die noch ziemlich unentstellt war und besonders an ihrem Barte erkannt wurde, an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden. Sie war nach Weise der adlichen Leichen in einen langen Rock von feiner Leinwand gehüllt, und auf dem Haupte prangte noch das schwarze Baret mit rothem Unterfutter. Nun ward der Holzstoß angezündet, und Joris wurde sammt dem Bildniß und den Schriften ein Raub der Flammen.*) Nicht aber an dem Todten allein begnügte man sich die jämmerliche Ketzerstrafe zu vollziehen, sondern auch die noch lebenden Mitglieder seiner Familie, die unterdessen in Haft und Untersuchung gewesen, wurden in Mitleidenheit

*) Was das Bild betrifft, so muß es entweder mehrere Bildnisse von ihm gegeben haben, oder es muß, sei es einem Freunde des Verurtheilten oder einem Freunde der Kunst, geglückt sein, das Bildniß selbst zu retten und ein anderes Bret unterzuschieben — genug, wir besitzen das wohlgemalte Bildniß des David Joris noch; es gehört zu den schönsten Gemälden der Basler öffentlichen Kunstsammlung und wird nach dem Zeugniß der Kenner als ächt befunden. Als Anspielung auf die wohlthätige Gesinnung des Mannes hat der Künstler im Hintergrunde des Gemäldes die Geschichte vom barmherzigen Samariter angebracht. Das Bild selbst trägt das Gepräge eines ausgezeichneten Charakters. Aus dem schönen Faltenwurf eines reichen Gewandes tritt uns eine edle Gestalt in stolzer Haltung entgegen; aus den kleinen Augen spricht ein tiefer, aber dunkler Geist, und über das länglichte Gesicht verbreitet sich eine gewisse Ruhe, welche an die Stille der tief gründenden Wasser erinnert; und selbst der röthliche, zwiegespaltene Bart, der den feinen Mund umrahmt, giebt dem seltnen Kopfe einen eigenthümlichen Reiz männlicher Schönheit. Von Joris' Schriften ist besonders „das Wunderbuch“ zu nennen, das er durch Ketels Vermittlung im Jahr 1542 herausgab.

gezogen. Das Vermögen des Ketzers ward nach gutspanischem Inquisitionsrecht confiscirt, und einige Wochen nach der Leichenhinrichtung am 6. Juni fand im Münster die öffentliche Kirchenbuße und Abschwörung statt, welche die Verwandten des Verurtheilten, an 16 Personen beiderlei Geschlechts, in Gegenwart der Synode und einer großen Menge Volkes leisten mußten. Antistes Simon Sulzer hielt dabei die Predigt über das Evangelium vom guten Hirten. Welchen Eindruck diese ganze Begebenheit auf die katholischen Mitstände der Schweiz machte, läßt sich denken. In Solothurn ward eine Satire ausgetheilt, worin Basel der Vorwurf gemacht wurde, daß es die todten Ketzer verbrenne und die lebenden gewähren lasse.

Ein merkwürdiges, ja erhebendes Gegenbild zu dieser tragi-komischen Procedur bildet das um 15 Jahre früher fallende Martyrthum eines der Schüler und Anhänger unsres falschen Propheten, an dem wir sehen mögen, wie auch in den wiedertäuferischen Kreisen, mitten unter dem Unkraut der Schwärmerei die reine Blüthe evangelischer Gesinnung sich entfalten und im muthvollen Zeugentode sich bewähren konnte. Dieser Schüler unsers David war Joriaen (Georg) Ketel in Deventer. Er war durch den Meister Joris von seinen Ausschweifungen an fürstlichen Höfen zu einem ernsten christlichen Wandel bekehrt worden. Dafür blieb er seinem Lehrer zeitlebens dankbar. Da er mit Seidenstoffen handelte, hieß er auch der Zuydenlakenkooper. In seinem dreiunddreißigsten Jahre war er um Pfingsten 1544 verhaftet und in's Gefängniß geworfen worden. Vier- oder fünfmal stand er die Folter aus. Er beharrte auf dem Bekenntniß, daß er von David Joris nichts als Gutes gelernt habe, nämlich Gottes Wort und wie man den alten Menschen mit seinen bösen Lüsten tödten soll. Zwölf Wochen hatte er im Kerker geschmachtet, als ihm endlich das Todesurtheil eröffnet wurde. Nach dieser Verurtheilung schrieb er ein Testament an seine Kinder, das wir als das Vermächtniß eines sogenannten „Schwärmers und Sectirers" mittheilen, das manchen Orthodoxen, der solche Schwärmer verdammt, wie manchen Aufgeklärten, der ihrer herzlos spottet, beschämen könnte. Es lautet so:*)

„Höret, meine Kinder, die Lehre eures Vaters und vergesset nicht die Unterweisung eurer Mutter, sondern neiget eure Ohren zu ihrem Verständniß. Ich bin in der Welt umher gegangen und habe die Dinge darin genau untersucht, ob von allem was geschaffen ist etwas der Seele Friede und Ruhe geben möge. So habe ich mein Alter auf dreiunddreißig

*) Bei Nippold a. a. O. II. S. 502 ff.

Jahre gebracht und habe doch weder Ruhe noch Friede finden können, denn allein in der heiligen Furcht des Herrn und dem Gehorsam gegen Gott. Denn der hat mir immer Trost in der Noth gegeben und hat mich das Sterben gelehrt, bevor mein Sterbetag kam, auf daß ich sterben könnte wann Gott mein Herr wollte. Darum thut, meine lieben Kinder, alles was ihr thut mit der Furcht Gottes. Lasset die nimmer mehr aus euern Augen kommen. Bindet sie zu einem Gedenkzeichen auf eure Arme und die Liebe Gottes als ein Siegel auf euer Herz. Lasset die Furcht Gottes euch überall den Weg weisen; denn sie wird euch zeigen, was wahre Weisheit ist.

„Habt immer Freude daran Gutes zu thun und eure Uebertretungen gegen Gott und Menschen zu bessern. Habt alle Menschen von Herzen lieb wie Gott euch geboten hat, und denen, die eurer Liebe und Barmherzigkeit bedürfen, beweiset sie fleißig nach eurem Vermögen. Habt ihr viel, so gebt milde, habt ihr wenig, so beweiset Gunst. Seid schnell im Geben, aber langsam im Empfangen. Lasset keine Begierde nach irdischen Dingen euer Herz überwinden, wodurch ihr Gott vergessen möchtet; denn die Begierde der Eitelkeit wendet immer von Gott ab. Hütet euch, meine Kinder, vor Lügen und Afterreden; denn Lüge erweckt Neid und Streit zwischen Bruder und Bruder, und tödtet die Seele; sie macht Stadt, Land und Leute zu Schanden. Wählet auch nicht was euern Augen am besten gefällt, sondern laßt euch überall von Gottes Furcht und Weisheit leiten. Seid geneigt zum Vergeben und langsam zum Zorn. Ach, meine lieben Kinder, hütet euch immer vor der vergifteten Süßigkeit der Wollust; denn es giebt nichts was schädlicher ist und den Geist der Furcht Gottes und des Verstandes ehe auslöscht als Wollust. Darum, meine Kinder, nehmet vor allen Dingen die heilige Furcht des Herrn an; denn die wird euch keinen Tag und keine Stunde mit Frieden lassen, ohne zu ermahnen und zu unterweisen in Gottes benedeitem Wort und Willen; denn sie ist eine Lehrerin in der Erziehungsschule Gottes und schärft den Jüngern den Verstand um Weisheit zu empfangen. Wollt ihr vom Bösen erlöst und vor dem Verderben bewahrt sein, so fürchtet Gott, und wollt ihr ewig leben, so bewahret euer Herz vor Schalkheit und eure Lippen vor Betrügerei. Der wahren Weisheit Anfang ist die Furcht des Herrn, und eine selige Weisheit haben die zu erwarten, die sich in der Furcht Gottes üben; denn sie werden einen Preis erlangen, der ewig währen wird. O wie selig sind die, die den Herrn fürchten; denn ihnen geht das Licht auf in der Finsterniß von dem gütigen, gnädigen und barmherzigen Herrn. Darum, meine Kinder, lasset eure Augen nicht ruhen, um nach

ihr auszusehen, und wenn sie euch zu Gesicht kommt, so ergreifet sie und spiegelt euch in ihrem unbedeckten Anschein; denn in ihrem Licht und Gesicht ist Untödtlichkeit und sie ist eine Mutter und Wurzel der Unsterblichkeit, und alle die in ihr wirken, werden Gott sehen. Darum, meine Kinder, begebet euch unter ihr Joch und laßt sie eure Fürsprache sein in allem was ihr beginnt; denn sie wird euch nimmermehr zu Schanden werden lassen. Befehlt ihr das Gesicht eurer Augen an, so wird euch das tödtliche Gesicht des giftigen Basilisken nicht hinderlich sein, und kämet ihr auch am Mittag an; ja vor allem Bösen wird sie euch bewahren. Befehlt ihr euern Weg an. Weiter, meine lieben Kinder, befehle ich euch, daß ihr einander von ganzem Herzen lieb habt als wahre Kinder Gottes; denn ihr habt jetzt doch keinen andern Vater als Gott im Himmel und seinen Sohn, Jesum Christum. Wenn der denn euer Vater ist, so schlaget nicht aus der Art, sondern werdet gleich geartet dem Ebenbild unsers Herrn Jesu Christi und vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Uebet euch schon von Jugend auf in der heil. Schrift; denn was geschrieben ist, ist zu unsrer Lehre geschrieben, damit wir durch den Trost der Schrift Hoffnung auf Gott haben sollen; denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nützlich zur Gottseligkeit. Weiter, meine Kinder, befehle ich euch, die ihr die Aeltesten seid, daß ihr den Jüngeren behülflich seid in allem was ihr vermöget. Und wenn ihr voneinander entfernt werdet, so lasset eure Herzen um so mehr nacheinander verlangen und lasset die Liebe unter euch wachsen; denn ich habe euch lieb gehabt. Meine lieben Kinder, wenn der barmherzige Gott euch eure Mutter noch behalten läßt, so seid ihr in allen Dingen gehorsam bis zum Tod; denn sie hat um euertwillen Schmerzen gelitten; darum sollt ihr sie ehren; denn das ist Gott wohlgefällig, der euch geschaffen hat. Und wenn sie nun mit mir zum Schlaf gelegt wird, so sorget nicht; denn Gott wird euch Vater und Mutter sein; denn er hat Freude daran, euch Gutes zu thun, wenn ihr die rechten Waisen seid; denn er scheuet sich nicht, ein Vater aller Wittwen und Waisen zu heißen; darum nehmet eure Zuflucht zu ihm und lasset ihn keinen Augenblick aus euern Herzen kommen; denn er ist euer Gott, Vater, Herr und Mann. Von ganzem Herzen befehle ich ihm euch und euren Samen ewig. Und das Licht seiner wahrhaftigen Erkenntniß möge vom heutigen Tage an in euch Allen wachsen zu Lob, Ehre und Preis seines allerdurchlauchtigsten Namens. O Herr, mein Gott, du hast gesagt und fest versprochen, daß der Same derer, die deinen Namen zu ehren begehren und dein benedeites Wort glauben, nimmermehr zu Schanden werden soll; darum, o mein Gott, bitte ich dich

durch deinen benedeiten Sohn und dein heiliges Wort, Jesum Christum, daß du ihre jungen Herzen zu dir ziehest und sie zu dir kommen lässest; denn wer kann sonst das Herz neigen zu dir zu kommen, denn allein du, mein Gott? Denn so ist gesprochen durch den heiligen Mund deines Sohnes Jesu Christi, nämlich: Niemand kommt zu mir, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater. Darum, Herr, befehle ich sie dir: ziehe sie, leite sie, lehre sie in deiner Wahrheit und bewahre sie ewiglich vor dem Bösen, denn sie sind dein.

„Weiter, meine lieben Kinder, gebiete ich euch, daß ihr euch hütet vor böser Gesellschaft, nämlich vor denen, die ihre Zunge an Lügen gewöhnt haben, die Schändlichkeit und Afterrede von Andern sprechen und Gott nicht fürchten. Diese kennet, und machet mit ihnen keine Gemeinschaft, sondern vermeidet sie mit Tugend in aller Sanftmuth. Hasset keinen Lebenden, sondern bittet für die, die euch Böses thun. Erfreuet euch an denen, von welchen ihr allerlei Tugend und Gerechtigkeit lernen könnt, und bei denen, die euch strafen und euch unterweisen in der Gerechtigkeit, bei denen seid gerne; denn Einer, der öffentlich straft, ist besser als Einer, der heimlich liebt. Darum, meine Kinder, haltet euch an diese und lasset euch ihre Gegenwart nicht verdrießen; denn die euch vor dem Bösen warnen, die haben euch lieb, und die von solchen Feinden geschlagenen Wunden sind heilsam. Ferner gebiete ich euch, daß ihr eure Zeit nicht vergeblich durchbringt; denn nichts beklagt der Mensch in seiner letzten Noth, wenn er von hinnen muß, so sehr, als daß er seine köstliche Zeit nicht wahrgenommen habe; denn ihr seht, daß der Tag der Betrübniß nach Gott bei den Gerechten und der Tag der Fröhlichkeit und der Eitelkeit bei den Ungerechten gleich schnell dahineilt; ja, wie ein Wind, der weht und vergessen wird. Aber wenn ihr fröhlich sein wollet, so seid in eurem Gott fröhlich; und wenn ihr betrübt seid, so seid in eurem Gott betrübt; denn göttliche Betrübniß wecket eine ewige Fröhlichkeit. Hiermit, meine lieben Kinder, will ich euch dem wahren Gott vom Himmel und seinem Sohn, Jesu Christo anbefehlen: der möge euch Alle zu seiner Ehre und zu eurer Seligkeit glücklich an Seele und Leib wie einen Lorbeerbaum aufwachsen lassen und seinen Geist in euch ausgießen. Amen."

Nachdem er ihnen dann noch einmal Mutter und Geschwister anbefohlen, ermahnt er sie unter anderm auch, das tägliche Gebet, das Gebet des Herrn mit solcher Andacht zu sprechen, „daß ihr jedes Wort prüfen und schmecken möget." Sie sollen seiner also gedenken, „daß sie

einen Vater gehabt haben, der sein Blut für den Namen Jesu vergossen hat, so daß sie sich seiner nimmermehr zu schämen brauchen." —

Voller Freude ging der Verurtheilte seiner Hinrichtung entgegen, die auf offnem Markte statt fand. Zu den Umstehenden sagte er: „Meine lieben und frommen Bürger. Ich bitte euch um Gottes willen, es mir nicht übel auszulegen, daß ich so fröhlich bin; denn ich kann nicht anders: ich muß jetzt fröhlich sein in meinem Gott." Und so dankte er denn auch auf dem Richtplatz Gott, daß er ihn würdig geachtet für seinen Namen zu leiden. Er sprach: „O Gott, wenn es möglich wäre, daß ich nach diesem Tode wieder auferstehen und dann noch einmal für diese Wahrheit Gottes vom Himmel sterben könnte, du weißt, o mein Gott! daß mein Herz solches wünschen und mit Freude thun würde!" — Auch hier bekannte er sich als einen Anhänger des David Joris, der mit ihm auf dem Grund der Lehre der Apostel und Propheten stehe. Als der Bürgermeister ihm erwiderte, David Joris sei der schändlichste Ketzer, der je auf Erden gelebt habe, rief er: „Der Tag des Herrn wird es offenbar machen, ob du oder ich recht gezeugt." Dann kniete er nieder, befahl Gott seinen Geist und empfing den Todesstreich.

Wir haben dieses Martyrthum eines schwärmerischen Anhängers des Schwärmers Joris mitgetheilt, um die psychologische Thatsache zu constatiren, daß die einfachste, nüchternste Frömmigkeit sich in einem Gemüthe unversehrt erhalten kann auch unter den Einflüssen verderblicher Irrlehren, zum Zeugniß der wunderbaren Führungen und Bewahrungen Gottes in Betreff der Menschenseelen. Wie weit hinaus reichen diese doch über die Grenzsteine, welche die menschliche Beschränktheit in ihrem dogmatischen Dünkel zu setzen sich herausnimmt!

Wir wenden uns nun einer andern häretischen Gruppe jener Zeit zu, in welcher nicht, wie bei den Wiedertäufern, das mystische Element, sondern vielmehr die verneinende Seite des Protestantismus heraustrat und welche durch ihren Widerspruch gegen die Grundlehren von der Person Christi und der Dreieinigkeit sich eher den Vorwurf des Unglaubens und der Gottlosigkeit, als den der Schwärmerei zuzog.

Bekanntlich schlossen sich die Reformatoren in den genannten Lehrstücken unbedingt an die katholische Glaubenslehre an, wie dieselbe auf den Concilien der ersten Jahrhunderte war festgesetzt worden. Es waren in diesen Lehrbestimmungen Ausdrücke enthalten, wie sie allerdings in der Bibel selbst nicht vorkommen. Diese lehrt uns zwar einen Gott verehren, der der Vater Jesu Christi ist, einen Sohn Gottes, der als das Wort von Ewigkeit her bei Gott war und in Jesu Christo in mensch-

licher Persönlichkeit (im Fleisch) erschien, einen heiligen Geist, der schon im alten Bunde die Propheten beseelte, der in Christo ohne Maß wohnte und der nach seiner Erhöhung in den Himmel als sein Stellvertreter (Paraklet) die Gemeinde leitet und in den Herzen der Gläubigen wirkt. Wie aber Vater, Sohn und Geist sich selbst wieder zu einander verhalten, und wie man sich ihre Dreiheit und ihre Einheit zu denken habe, darüber lehrt die heilige Schrift nichts. Selbst die Ausdrücke Person, Dreieinigkeit, Natur u. s. w. sind — wenn auch nicht schriftwidrig — doch wenigstens nicht der Schrift entnommen, sondern stammen aus dem theologischen und philosophischen Sprachgebrauch der Schulen jener Zeit. Was kann es auch dem christlichen Gemüthe frommen, zu wissen, wie der Vater zum Sohn sich verhalte, ob der Sohn gezeugt oder geschaffen sei, ob der heilige Geist vom Vater allein ausgehe oder auch vom Sohne? Das alles gehört mehr dem Gebiete des theologischen und metaphysischen Denkens, als dem Gebiete des religiösen Glaubens an. Dieser begnügt sich mit der Thatsache, daß Christus der Sohn Gottes und der Erlöser der Menschen, und daß der heilige Geist zur Erweckung, Bekehrung, Erleuchtung der Einzelnen und zur Belebung und Erhaltung der Kirche wirksam sei. Auf Gott Vater, Sohn und Geist wird der Christ getauft, nicht aber auf die Bekenntnisse von Nicäa und Constantinopel, welche bloß von ihrem Standpunkt aus versucht haben, den Inhalt ihres Glaubens in menschliche Formen zu fassen. An dem einfachen historischen Glauben von der Offenbarung Gottes durch den Sohn und den Geist, d. h. mit andern Worten an den Thatsachen der Schöpfung, der Erlösung und einer fortgehenden Heiligung, hätte man sich wohl können genügen lassen, wenn kein anderes als ein sittlich religiöses Bedürfniß die Christen geleitet hätte. Aber von jeher lag in der Schwierigkeit, die es für den menschlichen Verstand hat, das eine göttliche Wesen sich sowohl im Verhältniß zu sich selbst als wieder in seinem Verhältniß zur Schöpfung, Erlösung und Heiligung zu denken, ein verborgener Reiz, der die speculativen Köpfe zu weiter liegenden Bestimmungen aufforderte; und in dieser sehr begreiflichen Wißbegierde, die aber nie zur Sache der Religion hätte gemacht werden sollen, lag eine Quelle unsäglicher Streitigkeiten. Diese Streitigkeiten, wie sie besonders vom 3. bis zum 5. Jahrhundert, ja noch weiter hinein die Kirche bewegten, waren zwar durch die genannten Concilien einigermaßen zur Ruhe gebracht worden; aber auch im Mittelalter griffen die Scholastiker einen Gegenstand wieder auf, an dem sie ihren metaphysischen Scharfsinn üben konnten, bis endlich der wichtigere Streit, den die Reformation erregte, eine Zeit lang diese Spitze

sindigkeiten zurückdrängte. Aber schon während der Reformation gab es Einzelne, die sich damit unzufrieden zeigten, daß Luther, Zwingli und Calvin nicht auch hierin eine Neuerung des Glaubens vorgenommen hätten. Zum Theil verband sich der Widerspruch gegen die Kindertaufe mit dem Widerspruch gegen die hergebrachte Dreieinigkeitslehre, weil man beide für unapostolisch hielt; zum Theil aber auch machte sich der letztere Widerspruch für sich geltend. Der unglückliche Michael Servet büßte seinen Eifer gegen die Trinitätslehre mit dem Feuertod, und auch noch andere sogenannte Antitrinitarier oder Unitarier, welche bald nur die kirchliche Dreieinigkeit in ihrer damaligen Form, bald aber auch die Lehre von der göttlichen Natur Christi selbst offener oder versteckter leugneten, wurden als Staatsverbrecher behandelt und bestraft. So unter andern auch Valentin Gentilis (Gentile) aus Cosenza im Neapolitanischen, welcher schon zu Calvins Zeiten in Genf eingekerkert und auf ein ihm abgedrungenes Bekenntniß hin freigelassen, dann aber 1566 in Bern öffentlich enthauptet wurde. *)

So wenig nun aber die Verfolgung der Wiedertäufer den Irrthum derselben mit Gewalt auszurotten vermochte, so wenig wurden durch diese Verfolgungen ähnliche verneinende Geister abgeschreckt, ihren Widerspruch gegen die Trinitätslehre einzulegen; und wie die reformirten Wiedertäufer durch Menno Simonis, so erhielten die Unitarier durch Faustus Socinus ihre kirchliche Einrichtung und ihren bestimmten historischen Sectennamen, den der Socinianer.

Ehe wir jedoch zur eigentlichen Geschichte des Socinianismus übergehn, wird es hier am Platze sein, einen kurzen Blick auf die protestantischen Bewegungen in Italien zu richten, die wir absichtlich bis hieher verschoben haben. Daß sich in Italien frühe schon ein gewaltiger reformatorischer Geist regte, geht aus der Geschichte der Reformation selbst, ja schon aus der Geschichte des 15. Jahrhunderts hervor. In Italien hatte ja die Wiederherstellung der Wissenschaften ihren Anfang genommen, und selbst unter dem Schirme der päpstlichen Hoheit hatte die Pflanze edlerer Geistesbildung ihre gesegneten Aeste über den Süden Europa's und von da weiterhin in die übrigen Weltgegenden verbreitet. Aber auch außerdem war Italien schon im Mittelalter der Heerd jener stürmischen Bewegungen geworden, welche Arnold von Brescia im 12., Savonarola im 15. Jahrhundert begünstigten; und fortwährend erhielten sich in Piemont und den angrenzenden Gegenden, trotz allen Verfol-

*) Vorl. Bd. III. (Reformationsgeschichte) S. 593. Anm.

gungen, die Gemeinden der Waldenser. Als nun Luther von Deutschland aus den päpstlichen Stuhl angegriffen, da fand seine Lehre auch Anklang in der Nachbarschaft dieses Stuhles selbst. In Pavia und Venedig wurden seine und Melanchthons Schriften gedruckt und verkauft, in Mailand und Turin, in Como und Florenz hatte die Reformation ihre Anhänger, und bis in den Kirchenstaat hinein verbreitete sich das Wachsthum der gehaßten Secte. Am Hofe der Prinzessin Renata von Ferrara, der Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, fanden viele um des Glaubens willen Verfolgte Zuflucht, und eine Verbindung mit den Reformatoren der Schweiz ward lebhaft unterhalten.*) Aber auch im untern Italien, namentlich im Neapolitanischen, verbreitete sich die freiere Lehre, und hier war es besonders ein Mann, der durch seine feurige Beredsamkeit, durch seinen strengen heiligen Wandel und durch seine kühnen Behauptungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Bernhardin Occhino, aus Siena gebürtig,**) hatte sich dem aus dem Franciscanerorden hervorgegangenen Orden der Capuziner angeschlossen und predigte als General derselben nicht nur in Neapel, sondern auch in vielen Städten Italiens, wohin man ihn während der Fastenzeit berief. Schon sein äußeres Auftreten war merkwürdig: „Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches, mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem hartnäckigen Fasten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen."***) Er ging immer zu Fuß, schlief auf seinem Mantel und versagte sich den Genuß des Weins. Dazu kam, wie einst bei Savonarola, eine hinreißende Beredsamkeit, die so mächtig war, daß man einst in Neapel während einer einzigen von ihm gehaltnen Predigt 5000 Scudi für die Armen im Klingelbeutel aufhob. Wo immer er auftrat, reichte der Platz nicht zu für die Zuhörer, die an seinen Lehrstuhl sich hinandrängten. Gerüste mußten aufgerichtet, Thüren und Fenster ausgehoben, Ziegel weggebrochen werden, um den seltnen Mann Gottes zu hören. Aber nicht das niedere Volk allein, viele italienische Große, selbst Cardinäle und Prälaten besuchten seine Vorträge und bewunderten die Kraft seiner Rede. „Ich er-

*) Vgl. hierüber besonders die Schrift von Jules Bonnet: Vie d'Olympia Morata, épisode de la renaissance et de la Réforme en Italie. Paris 1850.

**) Geb. 1487. Vgl. über ihn Bayle, Dictionnaire; Schellhorn, Ergötzlichkeiten Bd. 3 von Anf.; Ranke, Geschichte der Päpste I. S. 141 bis 143. Trechsel, Antitrinitarier II. S. 202 ff. u. C. Schmidt, in Herzogs Realenc. X. S. 523—27.

***) Ranke a. a. O.

öffnete ihm mein Herz," sagt der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde; mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligern Mann gesehn."*) Kaiser Karl V., der ihn in Neapel gehört hatte, bezeugte von ihm, daß er die Steine vermöge in Thränen aufzulösen. Besonders aber war es ein Mann, der ihm seine ganze Gunst zuwandte, der spanische Ritter Johann Valdez, dessen protestantische Gesinnungen wir schon früher kennen gelernt haben. Obwohl nun die Vorträge Ochino's überwiegend praktischer Natur waren, so konnte es doch den Aufmerksamen nicht entgehn, daß es eben die Kraft der evangelischen Wahrheit sei, welche seinem großen natürlichen Talente zur Unterlage diente; auch hielt Occhino mit dem Bekenntniß seiner freiern Ansichten immer weniger zurück, so daß ihm endlich der päpstliche Nuntius das Predigen untersagte, und er aus Italien fliehen mußte, worauf er sich nach Genf begab, im Jahr 1542. Hier sammelte sich um ihn eine Gemeinde von italienischen Flüchtlingen, er schloß Freundschaft mit Calvin und trat in den Ehestand. Später versuchte er sein Glück in Deutschland, und predigte eine Zeit lang in Augsburg. Von da weggewiesen wandte er sich nach Basel und Straßburg; dann fand auch er unter Eduards VI. Regierung eine Zuflucht in England. Von der katholischen Maria vertrieben hielt er sich in kurzen Zeiträumen in Straßburg, Genf und Basel auf, bis er endlich im Jahr 1555 eine Anstellung in Zürich als Prediger bei der aus Locarno geflüchteten Gemeinde erhielt. — Bis dahin erscheint Occhino als ein Märtyrer des Protestantismus, und seine einzigen Verfolger waren die der alten Kirche. Nun aber beginnt auch die Verfolgung gegen ihn von Seiten seiner protestantischen Glaubensbrüder und die Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit. Durch die Herausgabe seiner Dialogen, in denen er zwar nicht seine eigne Meinung, wohl aber allerlei Gegenstände vortrug, welche Stoff zu weitern Untersuchungen darbieten konnten, zog er zuerst den Tadel der öffentlichen Stimmführer auf sich. So ward er beschuldigt, daß er gefährliche sittliche Grundsätze zu verbreiten suche, indem er der Vielweiberei das Wort rede; aber auch rücksichtlich der Dreieinigkeitslehre warf man ihm verderbliche Irrthümer vor. Occhino leugnete zwar die kirchliche Lehre nicht bestimmt, aber schon das, daß er die nicht verdammen wollte, welche anders lehrten, machte ihn in der damaligen Zeit einer Gemeinschaft mit ihren Grundsätzen mehr als verdächtig. Occhino flüchtete sich in seinem vorgerückten Greisenalter

---

*) Ranke a. a. O.

) Polen, und von da abermals vertrieben nach Mähren, wo er zu :e des Jahres 1554 in einem Dorfe (Schlackau) starb.

Aus dem Geburtsorte Occhins stammte ein andrer italienischer Renator, Lälius Socinus,*) geb. 1525 in Siena, aus einem paischen Geschlechte, ein feiner Kopf, weniger tiefsinnigen als beweglichen istes, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und angenehmen ten. Auch er erkannte bald die Irrthümer der katholischen Kirche, oß sich an gleichgesinnte Freunde an, verließ aber schon als ein 22jäh:r Jüngling sein Vaterland und knüpfte auf seinen weiten Reisen durch nkreich, England, die Niederlande, Deutschland und die Schweiz fache Verbindungen an, die in seinen gelehrten Bestrebungen ihn förten und seinem nach Wahrheit strebenden Geiste neue Nahrung und regung gaben. Mit Melanchthon, Calvin, Bullinger und andern ßen Männern der Zeit stand Lälius Socinus in persönlicher Verbinig und freundschaftlichem Briefwechsel; aber bald zog er sich durch ie gewagten Behauptungen den Tadel und die Warnung der Freunde Besonders zeigte er seit einem Aufenthalt in Polen eine gewisse Hinjung zu der Lehre der Antitrinitarier, welche in jenem Lande besonders sich gegriffen hatte. Calvin betrachtete ihn von dieser Zeit an mit jwohn, und auch Bullinger ward nachdenklich. Im Jahr 1558 begab Lälius Socin nach einem Aufenthalt in Italien und der Schweiz rmals nach Polen, begrüßte dann noch einmal flüchtig sein Vaterland,) starb in Zürich 1562. Zur offenen Verketzerung seiner Lehre war nicht gekommen, da er sich mehr zweifelnd als bestimmt verneinend igedrückt hatte; aber schon die Kälte, mit welcher seine protestantischen :unde über seinen Tod sich äußerten, läßt deutlich erkennen, für weß istes Kind sie ihn gehalten haben.

Bestimmter noch als Lälius trug sein Neffe Faustus Socin,). den 5. December 1539 zu Siena, die Lehre vor, welche nach ihm die cinianische genannt wurde.

Wie wir nun vorhin einen Blick auf die Reformation Italiens :rfen mußten, um die Wiege des Socinianismus zu entdecken, so müssen :r jetzt uns nach Polen wenden, um das engere Vaterland dieser Secte nnen zu lernen. Schon längere Zeit hatte dieses östliche Flächenland n um des Glaubens willen verfolgten Husiten und böhmischen Brüru ebenso zum Asyl gedient, wie die Gebirge und Thäler des südlichen

---

*) Vgl. über ihn Orelli in der Basler wissenschaftl. Zeitschrift Bd. II. Heft 3 b die gelehrten Abhandlungen von Illgen; auch Trechsel a. a. O. S. 137 ff.

öffnete ihm mein Herz," sagt der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde; mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligern Mann gesehn."*) Kaiser Karl V., der ihn in Neapel gehört hatte, bezeugte von ihm, daß er die Steine vermöge in Thränen aufzulösen. Besonders aber war es ein Mann, der ihm seine ganze Gunst zuwandte, der spanische Ritter Johann Valdez, dessen protestantische Gesinnungen wir schon früher kennen gelernt haben. Obwohl nun die Vorträge Occhino's überwiegend praktischer Natur waren, so konnte es doch den Aufmerksamen nicht entgehn, daß es eben die Kraft der evangelischen Wahrheit sei, welche seinem großen natürlichen Talente zur Unterlage diente; auch hielt Occhino mit dem Bekenntniß seiner freiern Ansichten immer weniger zurück, so daß ihm endlich der päpstliche Nuntius das Predigen untersagte, und er aus Italien fliehen mußte, worauf er sich nach Genf begab, im Jahr 1542. Hier sammelte sich um ihn eine Gemeinde von italienischen Flüchtlingen, er schloß Freundschaft mit Calvin und trat in den Ehestand. Später versuchte er sein Glück in Deutschland, und predigte eine Zeit lang in Augsburg. Von da weggewiesen wandte er sich nach Basel und Straßburg; dann fand auch er unter Eduards VI. Regierung eine Zuflucht in England. Von der katholischen Maria vertrieben hielt er sich in kurzen Zeiträumen in Straßburg, Genf und Basel auf, bis er endlich im Jahr 1555 eine Anstellung in Zürich als Prediger bei der aus Locarno geflüchteten Gemeinde erhielt. — Bis dahin erscheint Occhino als ein Märtyrer des Protestantismus, und seine einzigen Verfolger waren die der alten Kirche. Nun aber beginnt auch die Verfolgung gegen ihn von Seiten seiner protestantischen Glaubensbrüder und die Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit. Durch die Herausgabe seiner Dialogen, in denen er zwar nicht seine eigne Meinung, wohl aber allerlei Gegenstände vortrug, welche Stoff zu weitern Untersuchungen darbieten konnten, zog er zuerst den Tadel der öffentlichen Stimmführer auf sich. So ward er beschuldigt, daß er gefährliche sittliche Grundsätze zu verbreiten suche, indem er der Vielweiberei das Wort rede; aber auch rücksichtlich der Dreieinigkeitslehre warf man ihm verderbliche Irrthümer vor. Occhino leugnete zwar die kirchliche Lehre nicht bestimmt, aber schon das, daß er die nicht verdammen wollte, welche anders lehrten, machte ihn in der damaligen Zeit einer Gemeinschaft mit ihren Grundsätzen mehr als verdächtig. Occhino flüchtete sich in seinem vorgerückten Greisenalter

*) Ranke a. a. O.

nach Polen, und von da abermals vertrieben nach Mähren, wo er zu Ende des Jahres 1554 in einem Dorfe (Schlackau) starb.

Aus dem Geburtsorte Occhins stammte ein andrer italienischer Reformator, Lälius Socinus,*) geb. 1525 in Siena, aus einem patricischen Geschlechte, ein feiner Kopf, weniger tiefsinnigen als beweglichen Geistes, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und angenehmen Sitten. Auch er erkannte bald die Irrthümer der katholischen Kirche, schloß sich an gleichgesinnte Freunde an, verließ aber schon als ein 22jähriger Jüngling sein Vaterland und knüpfte auf seinen weiten Reisen durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland und die Schweiz vielfache Verbindungen an, die in seinen gelehrten Bestrebungen ihn förderten und seinem nach Wahrheit strebenden Geiste neue Nahrung und Anregung gaben. Mit Melanchthon, Calvin, Bullinger und andern großen Männern der Zeit stand Lälius Socinus in persönlicher Verbindung und freundschaftlichem Briefwechsel; aber bald zog er sich durch seine gewagten Behauptungen den Tadel und die Warnung der Freunde zu. Besonders zeigte er seit einem Aufenhalt in Polen eine gewisse Hinneigung zu der Lehre der Antitrinitarier, welche in jenem Lande besonders um sich gegriffen hatte. Calvin betrachtete ihn von dieser Zeit an mit Argwohn, und auch Bullinger ward nachdenklich. Im Jahr 1558 begab sich Lälius Socin nach einem Aufenthalt in Italien und der Schweiz abermals nach Polen, begrüßte dann noch einmal flüchtig sein Vaterland, und starb in Zürich 1562. Zur offenen Verketzerung seiner Lehre war es nicht gekommen, da er sich mehr zweifelnd als bestimmt verneinend ausgedrückt hatte; aber schon die Kälte, mit welcher seine protestantischen Freunde über seinen Tod sich äußerten, läßt deutlich erkennen, für weß Geistes Kind sie ihn gehalten haben.

Bestimmter noch als Lälius trug sein Neffe Faustus Socin, geb. den 5. December 1539 zu Siena, die Lehre vor, welche nach ihm die socinianische genannt wurde.

Wie wir nun vorhin einen Blick auf die Reformation Italiens werfen mußten, um die Wiege des Socinianismus zu entdecken, so müssen wir jetzt uns nach Polen wenden, um das engere Vaterland dieser Secte kennen zu lernen. Schon längere Zeit hatte dieses östliche Flächenland den um des Glaubens willen verfolgten Husiten und böhmischen Brüdern ebenso zum Asyl gedient, wie die Gebirge und Thäler des südlichen

*) Vgl. über ihn Orelli in der Basler wissenschaftl. Zeitschrift Bd. II. Heft 3 und die gelehrten Abhandlungen von Illgen; auch Trechsel a. a. O. S. 137 ff.

Frankreichs und Oberitaliens den Waldensern. Mehrere unabhängig auf ihren Gütern herrschende Woiwoden hatten den Geflüchteten Schutz verliehen wider die Verfolgungen des Klerus, und sich an ihre Forderungen angeschlossen, indem auch sie auf dem Genuß des Kelchs im Abendmahl nachdrücklich bestanden. So fand denn auch Luthers und Zwingli's Lehre trotz der Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legte, in Polen bald einen bedeutenden Anhang. Unter der duldsamen Regierung Sigismunds II., mit dem Beinamen August, konnte sich der Protestantismus immer weiter ausbreiten und zwar unter verschiedenen Formen. Böhmische Brüder, Lutheraner und Calvinisten lebten und lehrten hier neben einander. Besonders zeichnete sich unter den Letztern Franz Lismanin, von der Insel Corfu gebürtig, aus. Er hatte als Mitglied des Franciscanerordens bei der Königin Bona, der Gemahlin Sigismunds I., das Amt eines Beichtvaters bekleidet, und obwohl er immer rücksichtsloser die Grundsätze des gereinigten Evangeliums vertheidigte, so wußte er sich nichts desto weniger in der Gunst seiner freisinnigen Herrin zu erhalten. Diese Gunst ward ihm auch von Seiten des jetzigen Königs, Sigismunds II., zu Theil; doch verminderte sich dieselbe auffallend, seit Lismanin, von einer Reise nach Italien und der Schweiz zurückgekehrt, sich offener als bisher für die reformirte Lehre erklärt und auf den Rath Calvins sich verheirathet hatte. Aber bei diesem Uebertritt ließ es der polnische Reformator nicht bewenden. Auch er trat, besonders durch Lälius Socinus bearbeitet, den Grundsätzen bei, welche von vielen italienischen Freunden der Reformation im Geheimen genährt wurden; auch er ward ein Antitrinitarier. In die Reichsacht erklärt floh er nach Preußen, wo er im Jahr 1563 in einem Anfall von Wahnsinn das Leben endete.*)

Immer mehr wurde indessen Polen eine Zufluchtsstätte für die, welche mit ihren unitarischen Grundsätzen sonst nirgends auftreten durften. Die Reformation hatte sich mittlerweile in Polen durch den gelehrten a Lasko (Laski), einen polnischen Edelmann, weiter verbreitet, und die verschiednen Parteien der böhmischen Brüder, der Lutheraner und Reformirten hatten sich im Jahr 1570 auf einer Synode zu Sendomir einander genähert, und wenn sie sich auch nicht zu einer Kirchengemeinde vereinigten, doch wenigstens einander Duldung zugesichert.

In diesen sogenannten Consens waren nun freilich die Unitarier nicht aufgenommen; aber unter dem Schutze des siebenbürgischen Für-

*) Vgl. Schröckhs Kirchengeschichte seit der Reformation Band II. S. 696 f.

sten Stephan Bathori hob die durch mehrere italienische Flüchtlinge*) verstärkte Partei ihr Haupt immer kühner hervor, so daß sie bereits in der Stadt Rakow ihre eigne Kirche, Schule und Druckerei hatte, und ihre Lehre in einem besondern Katechismus an's Licht zu stellen wagte (Catechismus Racoviensis). So standen die Sachen, als nun auch Faustus Socinus im Jahr 1579 nach Polen kam. Er brachte die Leugnung der Dreieinigkeit keineswegs als eine neue Lehre in's Land, er fand sie vor; ja seine Ansichten waren sogar noch in einigen Stücken mehr der rechtgläubigen Lehre gemäß, als die der bisherigen Unitarier, so daß sich diese anfangs sträubten, ihn in ihre Gemeinde aufzunehmen. Durch den Einfluß einiger Großen des Landes gelang es ihm jedoch, sich allmälig einen Anhang zu erwerben. Mit vieler Standhaftigkeit ertrug er die Verfolgungen, die ihm besonders von Seiten der Katholiken bereitet wurden, und durch sein einnehmendes Wesen machte er sich bei Vielen beliebt. So gelang es ihm allmälig, seinen Einfluß auf die unitarische Partei so weit geltend zu machen, daß diese nicht nur manche Einrichtungen von ihm annahm, sondern auch ihren Lehrbegriff nach dem seinigen ummodelte und endlich von ihm sogar den Namen der socinianischen Partei erhielt. Faustus Socinus selbst starb im Jahr 1604. Aber seine Lehre breitete sich unter manchen Verfolgungen in Polen und Siebenbürgen weiter aus, ward von Katholiken und Protestanten vielfach bestritten, doch ebenso von manchen gewandten Schriftstellern, die aus dieser Schule hervorgingen, vertheidigt, und wohl auch hie und da von solchen im Stillen gehegt, die mit ihrer Ueberzeugung nicht offen herauszutreten wagten.

Fragen wir nun, worin die Lehre der Socinianer bestand und noch bis auf diesen Tag besteht, so ist allerdings das Ursprüngliche ihres Lehrbegriffs die Leugnung der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit; ihre Grundlage ist Unitarianismus oder die Lehre von einem Gott. Eine alte Lehre freilich, die ja auch das Christenthum mit dem Mosaismus und der Lehre Muhammeds gemein hat; denn daß man nicht drei Götter verehren soll, hat die Kirche von jeher gelehrt. Aber indem die Socinianer gleichwohl die orthodoxe Kirche dieses Irrthums beschuldigten, so beschränkten sie, um jeden Mißverstand auszuschließen, die Lehre von einem Gott dahin, daß dieser eine Gott ihnen auch nur in der einen Person, in der des himmlischen Vaters erschien. Sie leugneten somit die Gottheit des Sohnes und des Geistes, welche die rechtgläubige

*) Georg Blandrata, Johann Paul Alciatus u. A.

Kirche sowohl der Katholiken als der Protestanten bekennt, ohne damit die Einheit des göttlichen Wesens aufheben zu wollen. Daraus geht hervor, daß sie auch den Stifter des Christenthums nur als Menschen, nicht als den Gottmenschen auffassen und die kirchliche Lehre von zwei Naturen in Christo verwerfen. Man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man aus diesen Aeußerungen auf eine moralische oder religiöse Geringschätzung der Person Christi schließen wollte, die auf einer unfrommen oder gar einer ruchlosen Gesinnung beruhte. Vielmehr legen die Socinianer durchweg in ihren Bekenntnissen eine große und entschiedene Hochachtung gegen den Stifter des Christenthums an den Tag, den sie als einen außerordentlichen Propheten und Gesandten Gottes, als den von ihm verordneten Messias, als den Lehrer und Beglücker der Menschheit, als den obersten sittlichen Gesetzgeber und das höchste Vorbild in allem Guten verehren. Sie leugnen auch nicht, daß Gott ihn vor allen übrigen Menschen auf wunderbare Weise ausgezeichnet hat, sie glauben an seine übernatürliche Herkunft, an seine Wunder, an seine Auferstehung, an seine Himmelfahrt. Ja, sie halten dafür, daß er von Gott dem Vater auf außerordentlichen Wegen (durch momentanes Entrücktwerden in den Himmel) Belehrungen und Offenbarungen erhalten habe, und verehren in dem in den Himmel entrückten Jesus das unsichtbare Oberhaupt der Kirche, zu dem sie ihre Gebete richten. Auch die Bibel, besonders die Schriften des N. T., halten die Socinianer in großem Ansehn, und betrachten sie, wie die übrigen Protestanten, als die Regel der Wahrheit; freilich legen sie dieselbe auf ihre Weise aus, wobei man aber weniger an absichtliche Verfälschung zu denken braucht, als an unabsichtlichen Irrthum und an eine Befangenheit des Geistes, an der auch viele Orthodoxe litten. Auch in andern Lehrstücken weichen die Socinianer von den Bestimmungen der protestantischen Kirche ab. Sie verwerfen die Erbsünde im augustinischen Sinne, und glauben, daß in der gewissenhaften Befolgung der Lehre Jesu und in einem tugendhaften Wandel das Heil der Christen vor allem zu suchen sei, der aber (wohlverstanden!) nicht in todter Werkheiligkeit bestehn dürfe, sondern auf einer frommen Gesinnung beruhen müsse. Eben deßhalb heben sie auch im Leiden und Tode Jesu das sittliche Beispiel vor allem heraus, und verwerfen die kirchliche Lehre von einem fremden Verdienst ebenso, wie die von einer fremden, vererbten Schuld. Die Taufe ist ihnen sonach ein bloßer Einweihungsact in die Gemeinschaft, ohne Beziehung auf die Erbsünde, das Abendmahl ein bloßes Gedächtnißmahl, ohne mystische Gnadenwirkung. Damit verbanden aber die Socinianer eine

sehr strenge Moral und erklärten sogar manches für unchristlich und unerlaubt, was in den größern rechtgläubigen Kirchenparteien geduldet wurde. So verwarfen einige derselben, wie die Wiedertäufer, den Eid, den Krieg und die Todesstrafen. Ueber einzelne Punkte herrschten jedoch auch unter ihnen wieder verschiedene Meinungen, in die wir uns hier nicht einlassen können.*)

So viel geht aus dem Bisherigen hervor: die sogenannte socinianische Lehre ist nicht erst von einem Einzelnen, am wenigsten erst von Faustus Socinus erfunden worden, von dem sie nur zufällig ihren Namen hat; sondern sie hatte schon einen bedeutenden Anhalt in den Meinungen der Zeit, ja sie stand in genauer Verbindung mit dem Entwicklungsgange der Reformation selbst, vorzüglich in Italien und in Polen. Socinus bildete sie nur weiter aus und bewahrte sie sogar vor manchen weitern Abwegen. Auch sah es diese Lehre nicht auf Vertilgung des Christenthums in den Gemüthern ab, sie hatte keine irreligiöse, keine unsittliche Tendenz. Diese Gerechtigkeit muß ihr jeder Billige widerfahren lassen, und wir dürfen ihr daher unsere Achtung nicht versagen, da jede auf ernstlichem Nachdenken beruhende Ueberzeugung unsre Achtung verdient. Eine andere Frage ist dann freilich die, ob diese Auffassung des Christenthums die richtige, und ob sie in der That ein Fortschritt in der wahren protestantischen Erkenntniß sei? Dieß werden wir nach einer unbefangenen Prüfung eben so bestimmt leugnen müssen, als wir das Erstere ihr zugestanden haben. Wir betrachten den Socinianismus mit Recht als eine Abirrung von der reinen Lehre des Evangeliums, als eine, wenn auch nicht absichtliche, doch immer willkürliche Entstellung des apostolischen Bekenntnisses, als eine einseitige, die tiefern Bedürfnisse des Herzens verkennende Verstandesrichtung, die doch auch wieder selbst den Verstand nicht vollkommen befriedigt, sondern an die Stelle der verbannten Geheimnisse nur andere größere Räthsel setzt.**) Aber

---

*) Eine ausführliche Darstellung des socinianischen Systems giebt Otto Fock in seiner Schrift: Der Socinianismus nach seiner Stellung in der Gesammtentwicklung des christlichen Geistes, nach seinem historischen Verlauf und seinem Lehrbegriff. Kiel 1847. Vgl. auch M. Schneckenburger, Lehrbegriffe der kleineren protestantischen Kirchenparteien, herausgegeben von Hundeshagen. Frankf. 1863. S. 27 ff. u. Herzog, in der Realenc. XIV. S. 490 ff.

**) Es ist eher die Geheimniß- als die Wunderscheu, welche dem Socinianismus zur Last fällt. Rationalismus und (äußerlicher) Supranaturalismus sind in ihm gemischt. „Die beiden feindlichen Brüder liegen hier noch friedlich neben einander in derselben Wiege," wie Strauß richtig bemerkt. Das mystische Element fehlt ihm da-

zur Entschuldigung dieser Einseitigkeit läßt sich dasselbe anführen, was auch den Mystikern von der andern Seite zur Entschuldigung diente, die Zähheit und der Eigensinn vieler sogenannten rechtgläubigen Theologen, welche an den Ausdrücken der Schule und den Bestimmungen der Concilien fester hielten als an der Grundlehre der Schrift, und am Buchstaben der letztern fester als an ihrem Geiste. Hätte man schon früher mit der freisinnigen Milde eines Grotius *) die Lehrstücke von der Dreieinigkeit und der Person Christi einer unbefangenen Prüfung unterworfen, hätte man, über Nebenbestimmungen hinwegsehend, die Hauptsache, auf die es ankommt, die durch Christum gewordene Offenbarung Gottes in der Menschheit, auf eine lebendige, mehr das Gemüth ergreifende Weise dargestellt, ohne dabei zu ängstlich auf die Begrenzung der Begriffe von Seiten des Verstandes zu achten, so hätte man vielleicht den Bruch verhüten können. So aber wurden tüchtige Kräfte der Kirche entzogen und durch die Hartnäckigkeit der Einen die der Andern befestigt. So riß sich der Socinianismus los als eine unreife Geburt vom Mutterkörper der protestantischen Kirche und verkümmerte endlich als eine im dürren Erdreich dahinsterbende Pflanze, der es am belebenden und erfrischenden Thau, an der höhern Gemeinschaft im Geiste gebrach; denn mit dem bloßen Verneinen (das lehrt uns die Geschichte des Socinianismus) erbaut man noch keine Kirche; es bedarf einer festen, positiven Grundlage, wenn das Gebäude nicht in der Luft hängen soll.

Das fühlte die alte, katholische Kirche gar wohl, und nicht ohne Triumph blickte sie jetzt von ihrem verwitterten Felsen herab auf die beginnende Zerstückelung und Zerbröckelung des protestantischen Lehrgebäudes, das, wenn sie es auch mit ihrem Bannstrahl nicht mehr erreichen könne, doch nächstens in sich selbst zerfallen werde. Und wirklich war dazu aller Anschein vorhanden. War doch schon im Anbeginn die Kraft der Gemeinschaft gebrochen worden durch die Trennung der Protestanten in Lutheraner und Reformirte; wieder gebrochen wurde dann die Kraft dieser gesonderten Kirchenkörper durch die Streitigkeiten und die verschiedenen Richtungen in ihnen selbst; und dazu kam nun endlich die von Jahrzehend zu Jahrzehend sich mehrende Zahl der Secten.**)

---

gegen ganz, so wie auch das tiefer speculative — eine Erneuerung des alten Ebionitismus!

*) Auch dieser wurde eben deßhalb des Socinianismus verdächtigt, wogegen er sich jedoch vertheidigte.

**) Sie alle namentlich aufzuführen kann unsre Absicht nicht sein. Neben den

Um so interessanter ist es nun zu sehen, welche Kraft diese alte Kirche aufgeboten, welche Wege sie eingeschlagen und welcher Werkzeuge sie sich bedient hat, um die gepriesene Einheit in ihr aufrecht zu erhalten, ihr Ansehn der protestantischen Kirche gegenüber zu sichern und wo möglich die Abtrünniggewordenen in ihren Schooß zurückzulenken. Wir können diese Betrachtung nach drei Jahrhunderten mit einem unbefangenern Sinne anstellen, als die damaligen Protestanten es konnten. Wir dürfen sogar, wenn wir unparteiisch sein wollen, das Großartige ihrer Anstrengungen, das neben vielem Kleinlichen sich zeigt, den reinern Eifer, der neben dem unreinen einherging, und die höhern geistigen Gaben und Kräfte, die auch hier neben der Beschränktheit und dem Aberglauben im Spiel waren, nicht übersehen. Auf folgende Punkte werden wir dabei unser Augenmerk zu richten haben: auf die Feststellung der Lehre durch das Concil von Trient, auf die Gründung neuer Orden zur Bewachung und Ausbreitung des Katholicismus, vor allem auf die Gründung und Fortpflanzung des Jesuiten-Ordens, auf die Persönlichkeit der ausgezeichnetsten Päpste und Kirchenobersten, und endlich auf die geistreichen, frommen und freisinnigen Männer überhaupt, an denen es auch nach der Reformation in der katholischen Kirche — wir dürfen wohl sagen: Gott sei Dank! — nicht gefehlt hat.

Socinianern wurden die Arminianer fortwährend als Secte behandelt, während sie in der That mehr eine Fraction der reformirten niederländischen Kirche bildeten. Indessen sind aus dem Arminianismus auch wirkliche Secten hervorgegangen. So die der Collegianten (Rhynsburger), die während der Verfolgungen, die von der Dordrechter Synode über die Arminianer verfügt wurden, sich zu einer religiösen Genossenschaft zusammenschlossen, um's Jahr 1620. Drei einfache Landleute, die Brüder Johann, Adrian und Gilbert van der Codde verbanden sich mit noch einigen Andern zu religiösen Conventikeln (Collegia), die sie in dem Dorfe Rhynsburg hielten, daher ihr Name. Sie berührten sich darin mit den Wiedertäufern und den (etwas später entstandenen) Quäkern, daß sie vom äußern Wort absehend auf das Innere sich zurückzogen, den Eingebungen des Geistes lauschten und der Gabe der Weissagung sich rühmten. Sie tauften durch Untertauchen und verwarfen, gleich den Mennoniten, den Krieg und das Bekleiden obrigkeitlicher Aemter, wie sie denn auch keinen geordneten Lehrstand hatten. Uebrigens beflissen sie sich in allen Stücken einer strengen Sittlichkeit. Erst mit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist die Secte erloschen.



Einundzwanzigste Vorlesung.

Der Katholicismus nach der Reformation. Das Concil von Trient. (Martin Chemnitz, Fra Paolo Sarpi und Pallavicini.) Robert Bellarmin. Der Jesuitismus und die Jesuiten. Das Collegium romanum. — Die Missionen der Jesuiten. Franz Xaver und seine Nachfolger.

Die katholische Kirche müßte sich und ihre Geschichte verkennen, wenn sie leugnen wollte, eine Rückwirkung auf sich selbst von Seiten der Reformation erlitten zu haben.*) So anhaltend sie sich den Neuerungen widersetzte, so wurde sie doch mit in den Strom hineingerissen, und sah sich bei der neuen Gestaltung der Dinge genöthigt, das aus dem Schiffbruche herauszuretten, was ihr zu ihrem Bestehen nothwendig war, das hingegen am alten Gebäude auszubessern, was der Besserung bedürftig und fähig schien. So machte auch sie in ihrem Innern eine Reformation durch, und es beginnt seit der Kirchentrennung auch eine neue Periode für die Geschichte des Katholicismus, der uns von da an ein anderes Bild darstellt, als in den Tagen des Mittelalters. Grundlage dieses neuern Katholicismus sind die Beschlüsse des Tridentiner Concils, sein Hebel ist das Ordenswesen und vor allem der Jesuitismus, und die Geschichte des Papstthums ist aus einem wichtigen Theil der Weltgeschichte zu einem bloßen Abschnitt der europäischen Staatengeschichte geworden.

*) Unparteiische katholische Schriftsteller gestehen dieß auch offen ein. „Die Reformation hat sie (die Kirche) allmälig von der absoluten Herrschaft der römischen Curie befreit, und die Reibungen mit der evangelischen Kirche haben wissenschaftliche Bestrebungen gefördert und manches hinweggetilgt, was ohne die Reformation geblieben, manches in's Leben gerufen, was ohne sie nimmer erstanden wäre." Ellendorf, Der heil. Bernhard S. 197.

Da es nun unsre Aufgabe nicht sein kann, eine vollständige Dar- llung dieses neuern Katholicismus zu geben, sondern da wir nur der ergleichung wegen einiges daraus herbeiziehen müssen, um von da eder ein neues Licht auf die Geschichte des Protestantismus fallen zu ssen, so begnüge ich mich aus jedem der genannten Gebiete nur das rauszuheben, was unsern Zweck fördert. So kann ich über die Ge- ichte des Concils von Trient, das freilich für den eigentlichen Kirchen- storiker von hohem Interesse ist, hier ganz kurz sein, indem ich mich rauf beschränke, die wichtigsten Momente herauszuheben und die Re- ltate der weitläufigen Verhandlungen desselben anzuführen. Das Con- . war, wie wir früher gesehen haben, *) mit Ende des Jahres 1545 nter Paul III. eröffnet und 1547 unter dem Vorwand der Pest nach ologna verlegt worden; nur wenige Bischöfe blieben in Trient zurück. on Julius III. wurde es im Mai 1551 wieder eröffnet, aber schon im pril des folgenden Jahres wiederum auf zwei Jahre vertagt. Der Ei- r in Behandlung der Dogmen war bereits etwas abgekühlt; jedoch war niges Ergänzende in Betreff der Sacramente festgestellt worden. Die erhandlungen mit den protestantischen Abgeordneten aus Württemberg id Brandenburg hatten zu keinem Ziele geführt. Erst nach zehnjährigem tillstand (bereits nach Abschluß des Augsburgischen Religionsfriedens) nd unter Pius IV. eine neue Convocation des Concils statt, dessen Er- fnung sich jedoch bis in den Anfang des Jahres 1562 verzog. Anwe- nd waren meist Spanier und Italiener. Die Verhandlungen bezogen h meist auf innere kirchliche Angelegenheiten, während von der Frage er die Stellung des Protestantismus in der Kirche füglich Umgang nommen wurde. Desto mehr trat die alte Frage über das Verhältniß r päpstlichen Macht zur bischöflichen in den Vordergrund, wobei es oft bedenklichen Auftritten kam. Der römische Einfluß machte sich auch er so weit geltend, daß bei dem lebhaften Briefwechsel zwischen dem oncil und dem Stuhl zu Rom nicht etwa von Protestanten, sondern n gut katholischen Spaniern die Spottrede aufgebracht wurde, der hei- ge Geist, der die Synode inspirire, komme im Felleisen von Rom nach rient. Die wahre Inspiration kam aber auch hier von dem Jesuiten- den, der selbst den Papst beherrschte. Auch über die Priesterehe und n Laienkelch kam es zur heftigen Debatte zwischen der französischen id der spanischen Partei. Der Gallicanismus unterlag dem Ultramon- nismus. Das Concil schloß seine Sitzungen mit dem 14. Decem-

*) Vorl. Bd. III. S. 640.

ber 1563. — Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Aufgabe des Concils, so war sie, wie schon früher gezeigt, eine doppelte. Einmal galt es dem Protestantismus gegenüber das alte Gebäude zu stützen und zu schützen, dann aber auch die längst auch von katholischer Seite gewünschte Reformation auch in katholischem Sinne zu vollziehn. Die Frage: was ist katholisch? was soll ferner als katholisch gelten? was soll ferner in der Kirche, und zwar mit dem Bewußtsein des Gegensatzes zum Protestantismus gelehrt und geübt werden? sollte hier ihre endgültige Entscheidung finden. Mit dem Tridentinum und dessen Bestimmungen hat der römische Katholicismus in seinem Gegensatz zum Protestantismus seinen Abschluß erreicht. Wie schon in den frühern Sitzungen, namentlich in der 4ten und den folgenden, die Lehre festgestellt worden in Absicht auf die Schrift, die Rechtfertigung, die Sacramente u. s. w. haben wir in der Reformationsgeschichte gezeigt. Was Wunder, daß nun auch durch diese Bestimmungen der Widerspruch der Protestanten auf's neue hervorgerufen wurde? Da war es denn der sächsische Theologe Martin Chemnitz, der mit seiner geharnischten Streitschrift (Examen Concilii Tridentini), an der er zehn Jahre mit der jenem alten Theologengeschlecht eigenen Ausdauer gearbeitet, den Concilsbeschlüssen entgegentrat und dagegen die Lehrsätze des Protestantismus mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigte. (Das Buch erschien 1565 bis 1573.) Aber auch aus dem katholischen Lager erhob sich ein jugendlicher, geistvoller Kämpfer, der Servitenmönch Fra Paolo Sarpi, dessen freimüthige Geschichte des Concils im Jahr 1619 in Genf erschien, und dem dann freilich in der Mitte des 17. Jahrhunderts von jesuitischer Seite ein nicht zu verachtender Gegner in Sforza Pallavicini erwuchs, den der Ordensgeneral „wie ein Condottiere einen Soldaten" zum Kampfe commandirte. Auch fehlte es sonst nicht der alten Kirche an scharfsinnigen und geistreichen Theologen, welche das Tridentinische Lehrsystem gegen alle Widersprüche zu vertheidigen unternahmen. Vor allen Dingen verdient hier Robert Bellarmin genannt zu werden, der ein bedeutendes Werk über „die Controversen seiner Zeit" geschrieben hat. Geboren den 4. Oktober 1542 zu Montepulciano in Toscana, ein Neffe des nachmaligen Papstes Marcell II., verdankte er die ersten religiösen Eindrücke seiner Mutter. Schon als kleiner Knabe hielt er vom Schemel herunter rührende Reden über das Leiden Christi. Er war von seinem Vater, einem Mann von altem, aber heruntergekommenem Adel zum Staatsdienste bestimmt worden; ihn aber zog ein innerer Beruf zum Dienst der Kirche. In Padua, wo er studierte, faßte er als siebenzehnjähriger Jüngling den Entschluß in den Jesuitenorden einzutreten,

um da sowohl für sein eigenes Seelenheil, als für das Wohl der Kirche beten und arbeiten zu können. Er stellte zur rechten Zeit seine scharfe, gewandte Feder in den Dienst der Kirche Roms und wurde bei seiner feinen classischen Bildung und seiner wohlgeübten Dialektik der hauptsächlichste Vertreter der tridentinischen Orthodoxie. Nachdem er in Löwen einen theologischen Lehrstuhl bekleidet und den Ausbruch der niederländischen Erhebung mit erlebt hatte, erhielt er von Gregor XIII. einen Ruf an das neu gegründete Collegium romanum, von dem später die Rede sein wird. Da verfaßte er denn im Jahr 1581 und im folgenden sein genanntes Werk, das auch für die protestantische Wissenschaft dadurch von Wichtigkeit geworden, daß sich aus ihm als der besten und sichersten Quelle das katholische System studieren läßt. Ohne alle Zuthat von seiner Seite und — man muß es gestehen — auch ohne den Zusatz von groben Schmähungen hat Bellarmin in würdiger Weise die streitigen Punkte in's Licht gestellt mit einer Objectivität, für die man ihm nur danken kann. Damit hat er den Kampf mit den Gegnern in eine neue Bahn geleitet und auch diesen wieder Gelegenheit zu Verantwortung gegeben. Für seine Verdienste um die Kirche hat er denn auch 1599 den Cardinalshut erlangt. Er starb in hohem Alter, nachdem er einzig dem Heil seiner Seele gelebt, den 27. September 1621. Noch sterbend soll er seine Seele zur Hälfte dem Erlöser, zur andern Hälfte der Jungfrau Maria vermacht haben.*)

Mit den bloßen Bestimmungen auf dem Papier (mit Concilienbeschlüssen und Controversschriften) hätte jedoch der Katholicismus schwerlich eine innere Wiedergeburt seines Wesens bewirkt. Von einer „unsichtbaren Kirche", von der die Protestanten redeten, wollte er nichts wissen. Er sah darin „eine platonische Republik", ein abstractes Ideal. War es doch eben Bellarmin, der den Satz aufstellte, die Kirche müsse eben so sichtbar, eben so palpabel sein, als die irdischen Reiche es sind, Frankreich oder die Republik Venedig. Der Katholicismus mußte daher auch, ähnlich den Staaten dieser Welt, ein allezeit schlagfertiges Heer in's Feld stellen, fest geordnet und militärisch disciplinirt. Das Mönchthum war schon längst aus seiner Einsamkeit herausgetreten und hatte sich unter die Fahnen des Papstthums gestellt. Man sehe die Geschichte der Bettelmönche im Mittelalter. Aber nun bedurfte auch das Mönch-

*) Vgl. Thiersch in Herzogs Realenc. II. S. 11 ff. Bayle (Dict. hist. crit.) nennt den Bellarmin la meilleure plûme de son temps, en matière de controverse.

thum einer neuen Organisation. Die schon bestehenden Orden mußten reformirt, zu ihnen aber noch frische Streitkräfte hinzugethan werden, deren allgemeines Feldgeschrei war: Es lebe der Papst, es sterbe die Ketzerei! Von einigen dieser neu entstandenen Orden, wie dem der Capuziner, Pauliner (Barnabiten), Theatiner, Somasker, haben wir schon in der Reformationsgeschichte gehandelt,*) und vorläufig haben wir uns auch schon mit dem Stifter des Jesuitenordens, Ignaz Loyola und dem Orden selbst bekannt gemacht. Es sei uns indessen gestattet, auf die bedeutendsten derselben zurückzukommen und ihre Wirksamkeit in der Zeit der Gegenreformation. Es sind hier namentlich die beiden Orden der Capuziner und der Jesuiten näher in's Auge zu fassen.

Wir haben schon vernommen, wie bereits zur Reformationszeit die im Jahr 1528 gestifteten Capuziner durch ihre Hingebung, namentlich auch während der in Italien herrschenden Pest sich auszeichneten. Und dieselbe Hingebung bemerken wir an ihnen, wo es galt, die von der Kirche Abgefallenen wieder in den Schooß derselben zurückzuführen. Kein ödes Thal ist dem Capuziner zu entlegen, keine Reise ist ihm zu beschwerlich, keine Stunde der Nacht zu spät, keine des Morgens zu früh, wo die Pflicht des Ordens ihn ruft entweder Hülfe zu leisten oder Propaganda zu treiben. Er ist mit Wenigem zufrieden, bettelt sich durch, läßt den Spott der Welt mit stoischem Gleichmuth über sich ergehen, und versüßt sich sogar noch die Beschwerden seines Standes durch eine gewisse Jovialität des Sinnes. Der Capuzinerorden hat seine wichtige Stellung in der katholischen Kirche besonders darin, daß er den Katholicismus populär zu machen weiß, was sich besonders auch in der ihm eigenen Beredsamkeit kundgiebt. Die Capuzinerpredigten sind zum Sprüchwort geworden. Eine derbe Trivialität, welche die Grenzen des guten Geschmacks unbedenklich überschreitet, wenn sie nur der Wirkung gewiß ist, macht das Charakteristische derselben aus. Freilich sind auch die Capuziner zugleich Stützen des crassesten Aberglaubens geworden. Sie waren es, welche das Teufels- und Hexenbannen und anderes der Art zu ihrem besondern Beruf machten, und der Glaube an ihre Macht ist noch heutzutage groß unter dem Volk, und zwar nicht nur unter dem katholischen, sondern auch unter einem großen Theil des protestantischen Volkes. Und doch war es derselbe Capuzinerorden, der im Anfang seines Entstehens sogar der Ketzerei beschuldigt wurde. Aus ihm war ja, wie wir unlängst gesehn haben, der italienische Reformator Occhino her-

*) In der 35. Vorl. Bd. III. S. 642 ff.

vorgegangen. Unter der Capuzinerkutte schlug wohl auch hie und da ein edleres Herz und auch gar manche Capuzinerpredigt war mehr als eine Capuzinade. Wir konnten das an Occhino sehen, aber er stand nicht allein da. Bis auf diesen Tag hat der Orden neben trivialen auch wieder geistreiche und ausgezeichnete Redner in's Feld geführt. Der Orden ist und bleibt eine Macht, deren die katholische Kirche sich je und je zu bedienen wußte.

Aber noch viel größer war der Einfluß des Jesuitenordens. Wir können so zu sagen keinen Schritt thun in der Periode in der wir jetzt mit unserer Betrachtung stehen, ohne seinen Anstiftungen, seinen Eingebungen, seiner Mitwirkung zu begegnen. Wir haben in ihm den entschiednen Antipoden des Protestantismus zu erblicken; als solchen betrachtet er sich selbst und faßt, wie wir schon früher gesehen haben, eben deßhalb seine Mission als eine providentielle. Wir können es ihm nicht verdenken von seinem Standpunkte aus, so wenig als wir es unsern protestantischen Vorfahren übel deuten, wenn sie die Jesuiten mit nahe liegendem Witze die „Jesuwider" nannten und in ihnen die Satelliten des Erbfeinds der Christenheit erblickten. Die Aufgabe der Geschichte ist aber die, eine jede Erscheinung möglichst aus dem durch sie selbst gegebenen Zusammenhang zu begreifen und ihr eben dadurch gerecht zu werden. Wir müssen deßhalb noch einmal auf die Person des Stifters zurück, indem wir die Bekanntschaft mit dessen äußerer Geschichte (aus den frühern Vorlesungen) voraussetzen. Wir haben in Ignaz Loyola einen nicht ungewöhnlichen Charakter kennen gelernt. Mag man sein Leben abenteuerlich nennen, so unterschätzt man sein ritterliches Wesen offenbar, wenn man ihn, wie schon geschehen, dadurch lächerlich zu machen sucht, daß man ihn den geistlichen Don Quichote nennt. Und noch größeres Unrecht thun ihm die, welche in ihm den schlauberechnenden, verschmitzten Ränkeschmied sehen, der mit bewußter, infernaler Bosheit darauf gesonnen, dem Evangelium Jesu, nach dessen Namen er seine Gesellschaft nannte, Abbruch zu thun. Daß es Loyola mit seiner Frömmigkeit Ernst war, daß er unter heißen Kämpfen seines Innern den Frieden Gottes suchte (wie Luther an seinem Orte), daß er aus eigner Erfahrung etwas wußte von der Seligkeit eines Gott suchenden und Gott liebenden Herzens, muß Jeder anerkennen, der ein Auge hat für geistliches Leben. Wer darin nur Heuchelei, Selbstbetrug und Maske sehen will, mag es thun, aber dann muß er auch an die „Heiligen" der eignen Confession denselben Maßstab anlegen, und da fragt sich, wie weit von diesem Standpunkte aus überhaupt noch ein parteiloses Verständniß religiöser

Erscheinungen möglich ist. Ich halte es für angezeigt, die religiöse und moralische Seite Loyola's erst unbeschrieen hervortreten zu lassen, ehe wir in die kritischen Erörterungen über den Jesuitismus eingehen. Wir halten uns in unsern Mittheilungen an die eignen Aussprüche Loyola's, wie sie uns theils aus seinen Schriften, theils aus den Angaben seiner Biographen (Ribadeneira, Maffei u. A.) entgegen getreten;*) wir geben sie, ohne weitere Ordnung, wie wir sie vorgefunden:

Man muß eifriger darauf beharren, den innern Menschen zu bezähmen, als den Leib, und mehr die Bewegungen der Seele, als die der Glieder in Schranken halten.

Wenn Liebe und Menschlichkeit nicht die Wahrheit zur Begleiterin haben, so werden sie weder Liebe noch Menschlichkeit, sondern Betrug und Eitelkeit sein.

Gott um Gottes willen verlassen ist eine große Summe geistigen Gewinns und kein Verlust.

In der Geringschätzung kleiner Sünden liegt meistens mehr Gefahr als in jener der größten.

Die Wahrheit kann wohl bekämpft, aber nicht überwunden werden.

Es ist gefahrvoll, Alle auf einen Weg zum Fortgang bringen zu wollen, noch schlimmer aber Andere nach sich zu messen.

Wenn alle von Gott geschaffenen Güter in die eine, und Kerker, Ketten, Schmach in die andere Wagschale gelegt würden, so müßten jene diese um nichts überwiegen.

Der Eifer, welcher auf Beherrschung der Leidenschaften verwendet werden sollte, wird unzweckmäßig auf anhaltendes Gebet verwendet.

Thue und rede nichts, ohne vorher zu überdenken, ob es Gott gefalle, dir heilsam sei und dem Nächsten zur Erbauung diene.

Wer im Dienste Gottes Großes zu leisten verlangt, hüte sich vor allem zu klug sein zu wollen.

In einem wohlgeordneten Hause (der Jesuiten) müssen die Greise jugendlich und die Jünglinge wie Greise leben, so daß man bei jenen jugendliches Feuer, bei diesen aber die Bedachtsamkeit des Alters finde.

---

*) Wir halten uns dabei an die Sententiae et effata S. Ignatii, welche der Bischof von Mainz, Joseph Ludwig im Jahr 1808 veröffentlicht hat, und zwar in Ermanglung des Originals an zwei Uebersetzungen, die uns zur Hand sind: 1) Gedanken und Sprüche des h. Ignatius zu Beherzigung an jedem Tage des Jahres. Cöln u. Aachen 1828. 2) Des h. Ignatius von Loyola Kernsprüche der christl. Lebensweisheit, vertheilt auf alle Tage des Jahres. A. d. Lat. von Ludolf Lange. 2. Aufl. Paderborn 1860.

Die Arbeiter im Weinberge des Herrn dürfen nur mit einem Fuß auf der Erde stehen, den andern aber stets zum Gehen aufgehoben haben.

Wer Gott besitzt, entbehrt nichts, wenn er auch alles entbehrt.

Auch im verborgenen Herzen rede so, als redetest du vor der gesammten Menschheit.

Die Verleugnung des eigenen Willens ist mehr werth, als die Erweckung der Todten.

Wer unter den Menschen sicher zu wandeln und zu leben verlangt, muß einen hohen Werth drein setzen, daß er gegen Alle gerecht und Keinem nachtheilig sei.

Strebe mehr nach Tugend als nach Wissenschaft.

Wer die Welt verachtet, der soll einer Bildsäule gleichen, die sich gleich wenig weigert, mit Lumpen behangen oder des Purpurs entkleidet zu werden, der sie zierte.

Kein Holz ist tauglicher, die Flamme der göttlichen Liebe aufzunehmen, als das des heil. Kreuzes.

Kein Sturm ist so gefährlich, als gänzliche Stille des Meeres, und kein Feind so gefährlich, als gänzlicher Mangel an Feinden.

Nur deine Liebe, o Gott! und deine Gnade schenke mir, dann bin ich reich genug und verlange nichts weiter.

Wen Menschenfurcht erfüllt, der wird nie etwas Tüchtiges für Gott zu Wege bringen.

Glaube nicht, daß du dem Eifer der Frömmigkeit entziehest, was du der Nothdurft der Natur gestattest.

Wir sollen uns nicht darum des Brotes der Engel [des Abendmahlsgenusses] enthalten, weil wir etwa keine süßen Gefühle dabei empfinden; denn es wäre dieß eben so, als wenn Einer verhungern wollte, weil er keinen Honigkuchen hat.

Wer Gott erkennt kann sich nicht allein von der Betrachtung des Himmels und der Gestirne, sondern auch von der des kleinsten Blümleins zur Liebe Gottes emporschwingen.

Liebe auch die Verruchtesten, liebe an ihnen den Ueberrest des Glaubens an Christum; und wenn ihnen auch dieser mangelt, so liebe die Tugend, deren sie entbehren, liebe das heilige Bild, welches sie an sich tragen, liebe das Blut Christi, durch welches sie nach deinem Glauben erlöst sind.

Einen Geistlichen, der nichts andres sucht als Gott, traurig zu

sehen, ist ein eben so großes Wunder, als Einen heiter zu sehen, der alles sucht, außer Gott.

Bei der Hülfe, die wir unserm Nächsten bringen, müssen wir die Engel nachahmen, die, um das Heil der Menschen zu befördern, keine Art von Thätigkeit unterlassen, hinsichtlich des Erfolges aber, er mag sein welcher er will, nichts von ihrem ewigen seligen Frieden verlieren.

Ich will lieber, daß die Diener Gottes sich durch Tugend, als durch Anzahl auszeichnen, und mehr durch die That, als durch den Namen und die Kleidung sich unterscheiden.

Lasset uns freudig vorwärts wandeln, versichert, daß wir kein Kreuz, welches es immer sein mag, ohne Christum tragen werden, und daß sein Schutz stets mächtiger ist, als die Verschwörung all unsrer Feinde.

Das Vertrauen auf Gott muß in uns so stark sein, daß wir in Ermangelung eines Schiffes dennoch glauben sollen, auch selbst auf einem bloßen Brette über das Meer kommen zu können.

Es ist die gewöhnliche Art des Satans, den Blick mehr nach außen, als nach innen zu lenken. Gott arbeitet mehr das Innere aus und baut es mehr an, als das Aeußere.

Es ist eine gefährliche Sache, Alle auf demselben Wege zur Vollkommenheit zwingen zu wollen; wer dieß beabsichtigt, erkennt nicht, wie verschieden und vielfältig die Gaben des heil. Geistes sind.

Wünsche vor Allen für einen Thoren gehalten zu werden, damit du ein Weiser seiest vor Gott.

Wer selbst böse ist, hat auch leicht Andere im Verdacht, so wie der, welcher an Schwindel leidet, glaubt, alles um ihn her bewege sich, woran nicht die Dinge, sondern das unruhige Blut in seinem Kopfe schuld ist.

Wer die Vollkommenheit liebt, muß voll Demuth sein, wie die Lampe voll Oel. Demuth muß das Innere erfüllen und in jeder Lage sich offenbaren.

Nicht die Fülle des Wissens, sondern der Sinn für eine Sache und die innere Prüfung derselben erfüllt das Verlangen der Seele.

Wo Regel und Maß fehlen, wird das Gute zum Bösen, die Tugend zum Laster.

So oft wir fremde Fehler kund thun, kommen unsere eigenen zum Vorschein.

Diese Mittheilungen mögen hinreichen, von der Seelenbeschaffenheit des Ignatius, von seinen Lebensansichten und sittlichen Maximen

ein günstigeres Bild zu geben, als das Vorurtheil zugesteht. Wenn die so verrufene Jesuitenmoral nichts Schlimmeres enthielte, als solche Sätze, wer möchte sie verdammen? Bei aller Innigkeit der frommen Gefühle, die Ignatius mit den Mystikern theilt, zeigt sich uns auch wieder ein reiches Maß von Lebenserfahrung und aus ihr herfließender Lebensweisheit. Wir begegnen auch solchen Aeußerungen, die eher an den besonnenen Philosophen, als an den Schwärmer erinnern, für den man im besten Falle Loyola halten zu müssen glaubt.

Und dennoch entdecken wir mitten unter dem vielen Schönen und Guten, das übrigens auch aus den Schätzen früherer Kirchenlehrer (wie Augustin, Thomas von Aquin u. s. w.) geschöpft ist, wieder Anderes, das schon den Keim in sich trägt, aus welchem jene verrufene Moral hervorgegangen ist. Es ist, um es kurz auszudrücken, das feine pelagianische Gift, das sich überall erzeugt, wo der Seele jener tiefere Grund und Halt fehlt, den eben Luther in der Lehre von dem rechtfertigenden Glauben gefunden hat. Anklänge daran finden wir allerdings auch bei Loyola, und Einzelnes, ja das meiste bisher Mitgetheilte würde auch jeder Protestant unbedenklich unterschreiben. Aber jene auf den Zweck gerichtete, nur diesen beabsichtigende Klugheit springt uns sofort in die Augen, wenn wir Aeußerungen wie diese vernehmen:

Ausgezeichnete Klugheit mit minderer Heiligkeit ist höher zu schätzen, als vorzügliche Heiligkeit mit minderer Klugheit; oder:

Eine Unze Heiligkeit, verbunden mit vollkommener Gesundheit wirkt mehr zum fremden Seelenheil, als eine große Heiligkeit bei einer Unze von Gesundheit; oder:

Ein guter Seelenjäger (!) muß bei Vielem sich benehmen, als wüßte er es nicht. Ist er einmal Herr über den Willen seines Zöglings geworden, dann kann er ihn nach Wunsch auf dem Wege der Tugend führen; oder:

Mit Leuten, die nur auf eigenen Gewinn denken, muß man nicht sogleich von Angelegenheiten der Seele sprechen; dieß hieße „ohne Köder angeln". Sehr bezeichnend!

Zu einer solchen äußerlichen Pastoralklugheit gehört denn unter anderm auch der Rath, den Ignatius den Seelsorgern ertheilt, mit Weltmenschen Vormittags über geistliche Dinge, Nachmittags nur über weltliche zu reden u. dergl. m.

Wie sittlich roh wird unter anderm auch das Verhältniß zu den Frauen aufgefaßt, wenn den Jüngern Loyola's der Rath ertheilt wird,

alle und jede Gemeinschaft mit Frauen, sogar mit geistlich gestimmten zu vermeiden, weil aus dem Umgang mit ihnen entweder Rauch oder Flamme entstehe!

So wird auch der unbedingte Gehorsam unter die Satzungen der Kirche mit denselben Worten gefordert, die schon dem Johannes Hus auf dem Concil zu Constanz vorgehalten wurden: daß wir auch das, was uns weiß erscheint, schwarz nennen müssen, sobald es einmal die Kirche als schwarz erkannt hat. Nicht zu reden von der auf die Spitze getriebenen Mariolatrie, wonach wir bei'm heil. Abendmahl nicht nur mit Christi Fleisch, sondern auch „mit seiner Mutter heiligstem Fleische gespeist werden". Dieß gereichte dem heil. Ignatius zu ganz besonderem Trost! —

Daß die Askese des Ignatius eine elastische war, darauf ist auch schon von Andern hingewiesen worden. Hier galt dem Stifter des Ordens das Einhalten des rechten Maßes. So sagt er unter anderm:

Wir müssen Gott ebensowohl Rechenschaft ablegen über die Verweichlichung des Leibes, als über zu große Strenge; oder:

Wo größere Lasten aufgelegt werden, als die Kräfte zu tragen vermögen, da wird dem unbändigen Pferde zwar der Sporn eingesetzt, aber seine Wildheit nicht durch den Zaum zurückgehalten.

Dieß führt uns von der Persönlichkeit des Stifters hinüber zu den Grundsätzen des Ordens über Seelenleitung und Seelenführung, zur Jesuitenpädagogik.*)

Es wäre auch hier unrecht anzunehmen, Loyola habe es systematisch auf Seelenmord, auf Erstickung und Ertödtung alles individuellen Lebens abgesehen, aus rein selbstsüchtigen Zwecken; er habe eine geistliche Räuberbande heranziehen wollen zum Verderben der Menschheit. Wir sind unsers Orts überzeugt, daß er, wie einst die Pharisäer, meinte Gott einen Dienst zu thun und dessen Ehre zu fördern, wie seine eigene Seligkeit, wenn er ein Streitheer um sich sammle zur Vertilgung der Ketzerei und der Gottlosigkeit. Er betrachtete sich als ein Werkzeug in Gottes Hand, und Werkzeuge wollte er auch sich schaffen zu Ausführung seines großartig angelegten Kriegsplans. Wie er selbst Soldat gewesen, so wollte er sich auch Soldaten erziehen, die willenlos dem Commando folgen und deren Losung ist: siegen oder sterben. So wurden ihm die

*) Hierüber besonders Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit des Ordens in Deutschland. Leipzig 1870. (Gelzers Monatsbl. 1870. März. S. 153 ff.)

Menschen allerdings Mittel zum Zweck. Die Erziehung wurde in seinen Händen geistliche Abrichtung, geistliche Dressur. Nicht umsonst heißen die geistlichen Uebungen „Exercitien". Es galt ihm in der That, ein wohl einexercirtes und disciplinirtes Heer in's Feld zu stellen: daher unbedingter Gehorsam gegen die Oberen, Selbstverleugnung, Unterdrückung alles Eigenwillens, selbst der Stimme des eignen Gewissens, in der Jesuitenmoral obenan steht. Wie es aber nicht nur gilt, den Einzelnen einzudrillen und ihm alle Kunstgriffe der Waffenhandhabung beizubringen, sondern auch Jeden an seinen Posten zu stellen und ihn für das Ganze zu verwenden, so ging auch die jesuitische Taktik von jeher darauf aus, die individuellen Begabungen der Einzelnen zu studieren und sie dem Ganzen nutzbar zu machen. Mit der Mechanisirung der Erziehung verband sich sodann auch deren Concentration, d. h. eine planmäßige, organisatorische Leitung, deren Fäden in der Hand des Obern zusammenhingen, ohne daß der Einzelne davon Kenntniß hatte, so wenig als der einzelne Soldat im Gliede von den Planen des Feldherrn.

Es ist vielleicht keine Nation mehr geneigt zum Geltendmachen individueller Freiheit, als die deutsche, aber gerade diesem deutschen Individualismus, wie er in der Reformation so erschreckend für die römische Kirche hervorgetreten, sollten nun Schranken gesetzt werden. Dieß geschah unter anderm durch die Stiftung des Collegium germanicum zu Rom, „des heil. Ignatius ureigenste Schöpfung, das Zwinguri für das sich reformirende deutsche Volk". In diesem Collegium sollten deutsche Jünglinge zu Weltpriestern, Missionaren, Professoren herangebildet und je nach Befinden dem Organismus des Ordens als dienende Glieder eingefügt werden. „In Rom sollte der Leib des großen Polypen sein, der seine tausend Fänge durch die Menge der Collegien über ganz Deutschland ausbreitete." Die Stiftungsbulle vom Jahr 1552 spricht es offen aus, es handle sich darum, unerschrockene Glaubenshelden in allen Gauen Deutschlands zu gewinnen, welche zur Entdeckung des verborgenen Giftes der Ketzerei, zur Besiegung und Vernichtung der offenen Irrthümer mit Wort und That verwandt werden könnten. Die Sache hatte guten Erfolg. Schon am Ende des ersten Jahres konnten zweiundzwanzig, im folgenden fünfundfunfzig deutsche Jünglinge in Bearbeitung genommen werden, nachdem sie schon gleich bei'm Eintritt durch feierlichen Eid dem Orden sich verbindlich gemacht. Auch eine Pension für junge adliche Herren wurde mit dem Institut des Collegiums verbunden, und bald war der Zudrang aus vornehmen Familien so groß, daß der Raum nicht hinreichte alle aufzunehmen. Betrachten wir die

Einrichtung des Collegiums etwas näher! Das Alter der Aufnahme ist das zwanzigste Jahr. Ein halbes Jahr dauert die Probezeit und dann folgt, je nach dem Befund dieser Probezeit, entweder die feierliche Verpflichtung (Profeß) oder der Austritt. Absoluter Gehorsam unter die Oberen und das Versprechen, keinem andern Lebensberuf sich hinzugeben als eben diesem, der dem Orden sich dienstbar macht, bildeten den Inhalt des Gelöbnisses. Und nun der Lehrgang selbst!*)

Zuerst werden ein Paar Monate auf Erlernung des Chordienstes und Einübung des Rituals verwendet; täglich ist die Messe zu hören; täglich sind fromme Betrachtungen und Gewissenserforschungen anzustellen. Die größte Versündigung ist Ungehorsam oder Widerspenstigkeit gegen die Oberen. Sie kann sofort mit Ausstoßung bestraft werden. Die Aufsicht und Controle ist bis auf die Minute peinlich genau; jede freie Regung des Geistes oder des Körpers ist verboten. Es ist nicht gestattet allein auszugehen oder Briefe zu empfangen, noch andere Bücher als die vorgeschriebenen zu besitzen. Jeder Zögling hat seine Zelle, deren Fenster aber so mit Brettern verschlagen sind, daß er nur den Himmel sehen kann. Die Ausstattung des Zimmers besteht einfach aus Bett, Betstuhl, Crucifix, etlichen Heiligenbildern, Tisch, Stuhl und Schreibzeug. Die Lehrbücher, um kein Ueberschauen des Ganzen oder Vorauseilen zu gestatten, werden meist bogenweise nach dem Gange des Vortrags überreicht. Die Schüler, welche den dreijährigen philosophischen und den vierjährigen theologischen Cursus durchmachen, sind so von einander getrennt, daß sie nicht mit einander reden können. Wenn jeder sein Morgengebet, seine vorgeschriebene geistliche Betrachtung geendet, stumm und still die Messe gehört und gefrühstückt, wenn er dann Kleider und Zimmer selbst gereinigt hat, geht er auf den Ruf des Glöckleins, den Rosenkranz abbetend, ohne sich umzuschauen nach dem Collegium romanum, wo sich die Schüler aller Anstalten und Nationen zum Anhören der Vorlesungen zusammenfinden. Schweigend erwartet jeder auf dem ihm angewiesenen Platze den Lehrer; schweigend geht er nach Schluß der Stunden wieder zurück. Von Austausch der Gedanken, von Jugendbekanntschaften ist hier nicht die Rede. Sie *sollen* nicht sein. Jeder soll einsam und gesammelt für sich leben. Das Herz mit seinen Bedürfnissen hat hier keine Rechte. Es muß sterben; nur der kalte Verstand und des Willens Gefügigkeit sollen groß und stark werden. Es ist überhaupt nur zweimal des Tages und stets nur je Zweien eine kurze

---

*) Nach Zirngiebl bei Gelzer a. a. O.

Unterhaltung gestattet. Zum Privatstudium ist wenig Zeit gelassen. Fast jede Stunde von Morgens fünf bis Abends neun Uhr ist reglementarisch besetzt. Zum Nachdenken und selbständigen Verarbeiten kann und soll ja keine Gelegenheit geboten sein. Die wöchentlichen und monatlichen Verhöre und Disputationen, der gewissenhafte Anschluß an den Wortlaut des Vorgetragenen, die Kleinheit der vorzunehmenden Pensen und die massenhafte Wiederkehr eines und desselben Unterrichtsgegenstandes mit Ausschluß alles Andern: das alles trägt dazu bei, daß bei den Schülern eine Gründlichkeit und Festigkeit in den Pensen erreicht wird, welche nicht größer, überraschender und blendender sein kann. Das philosophische Studium ist hinlänglich damit charakterisirt, daß es lediglich als Vorbereitung auf die Theologie angesehen wird. Sein Resultat ist Schlagfertigkeit des Denkens, formale Verstandesbildung und scholastische Spitzfindigkeit. Das theologische Studium umfaßt ausschließlich Dogmatik; Exegese und Kirchengeschichte werden so gut wie nicht betrieben. Der heilige Thomas ist das köstlichste Kleinod. Die heilige Schrift wird nur spärlich und nach der kirchlich festgestellten Auslegung behandelt. Von Weltgeschichte bekommen die Schüler nichts zu lesen als die Geschichte der Päpste.

Allmonatlich wird jeder Einzelne von dem geistlichen Vater ausgeforscht und ergründet. Da kann und darf nichts verschwiegen werden, was etwa das Herz bewegt.

Was wir bis dahin als noch in der Gegenwart bestehend berichtet haben, gilt auch von der historischen Vergangenheit; es ist so ziemlich das, was seit der Gründung bestanden hat, denn „seit fast drei Jahrhunderten ist an dem jesuitischen Schulgeist und Schulregiment kein Wanken und Schwanken bemerkbar, eine Thatsache, auf welche die Jesuiten mit Stolz hinweisen.“ Den Grund zu dieser Ordnung hatte im Jahr 1584 der Jesuit Aquaviva gelegt, und diese Ratio atque Institutio studiorum Societatis Jesu ist bis auf diesen Tag fast unverändert in Geltung geblieben.

Ueber die Organisation und den Geist des Ordens fügen wir noch Folgendes bei.

Bei dem Tode des Stifters zählte der Orden bereits tausend Mitglieder in hundert Collegien vertheilt. Von dreizehn Provinzen, in die er zerfiel, kamen allein sieben auf die pyrenäische Halbinsel, drei auf Italien, eine auf Frankreich, zwei auf Deutschland. Der Orden zerfällt in vier Classen: 1. Novizen (Lehrlinge), 2. Scholastici (Lehrer der Jugend und Pfleger der Gelehrsamkeit), 3. Coadjutoren (sowohl aus dem geistlichen, als dem weltlichen Stand) und 4. Professen (welche

die Gelübde geleistet haben). Aus dieser Classe werden die obersten Leiter (Superior, Rector) gewählt, deren höchstes Oberhaupt wieder der Ordensgeneral in Rom ist. Ihm steht ein Rath der Assistenz zur Seite.

Was uns bei dem Orden der Jesuiten sofort in die Augen fällt, ist, daß er bei allem mönchischen Zuschnitt und aller Mönchsaskese doch wieder nichts weniger als weltflüchtig, sondern in höchstem Grade weltförmig ist. Weit entfernt durch allzu große Strenge die Gemüther abzustoßen, versteht es der Jesuitismus die düstern Falten der rigoristischen Askese zierlich auszuglätten und Blumen auf die Dornenbahn der Tugend zu streuen. Er weiß das Angenehme mit dem Nützlichen, das Ergetzliche mit dem Erbaulichen auf's sinnreichste zu verbinden. So wird in den Jesuitenpensionen ebensowohl durch ein Theater für die Recreation der Zöglinge, als durch die Bußkammer für ihr Seelenheil gesorgt. Wie wurde doch auch unter dem Einfluß des Ordens der katholische Cultus so geschmeidig und anziehend für die sinnlichen Menschen eingerichtet! An die Stelle des ernsten gothischen Stiles mit seinen hochanstrebenden Spitzbogen und seinen keuschen, allen falschen Zierrath abweisenden Formen trat allmälig jener der Augenlust der Menge durch seine Ueberladenheit mit Schnörkeln, durch bunte Farben und Flittergold sich empfehlende, bis in die äußerste Geschmacklosigkeit sich verirrende Rokkoko der Jesuitenkirchen. Die traurigen Buß- und Klagepsalmen der alten Kirche lösten sich in süße schmelzende Melodien auf, und rauschende Symphonien begleiteten die Messe. Der weltförmigen Ausschmückung der Kirchen und Altäre entsprach eine den Schwachheiten der menschlichen Natur entgegenkommende Weichlichkeit, die den harten Betschemel mit Sammt zu überziehen und die scharfe Zuchtruthe der Disciplin zu vergolden verstand. Dieses seltsame Gemisch von Weltlichem und Geistlichem und der leichte Uebergang von der einen Form in die andere (ist doch auch der Jesuit nicht an die Ordenstracht gebunden; er kann die lange Robe mit der kurzen Robe vertauschen je nach Bedarf), dieses Ineinanderschillern von Weichlichkeit und Strenge, von Mittelalterlichem und Modernem, von Geistesfreiheit und Geisteszwang, von Demuth und Anmaßung, von anscheinender Beschränktheit des Asketen und schlauer Berechnung des Diplomaten, die in die Börsenspeculationen der Weltkinder eben so gut eingeweiht ist, als in die theologischen Speculationen des heil. Thomas von Aquin, in dem Rechenbuche eben so gut zu Haus ist, als in dem Brevier, in das sie sich ausschließlich zu vertiefen scheint — das alles ist, wenn wir mit einem Wort es sagen sollen, das Charakteristische des Jesuitismus, der auch seiner zeitlichen Erscheinung

nach den Uebergang aus der mittelalterlichen in die neue Welt macht. Dieses Gemisch ist aber keineswegs ein zufälliges Zusammenfinden der verschiedenartigsten Elemente: alles ist bedingt durch einen höhern Zweck, und dieser Zweck ist kein andrer, als unbedingte Unterwerfung der Einzelnen unter die Macht der Kirche, oder vielmehr unter die Macht des Ordens. Dieses consequente Festhalten und Verfolgen des einmal gesetzten Zweckes, dieses umsichtige Anwenden aller Mittel, die zum Zwecke führen (mit dialektischer Beseitigung aller Gewissensscrupel), ist ein ferneres Merkmal des Jesuitismus, das uns jene scheinbare Milde und Schmiegsamkeit begreiflich macht. Man erweiterte die Schlinge, damit die Verirrten eher eingingen; und es blieb dann immer noch derselben Hand vorbehalten, sie wieder enger zusammenzuziehn, sobald die Noth es zu erfordern schien. Dieser Schein von Liberalität, womit sich der Jesuitismus umgab, zeigt sich auch unverkennbar in den vorhin besprochenen Erziehungsgrundsätzen des Ordens. Während der unbedingteste militärische Gehorsam die Grundlage derselben bildet, so daß alles bis auf das scheinbar Geringfügigste in abgemessenen Vorschriften bestimmt wird: so sucht dagegen der Jesuitismus innerhalb dieses Kreises der Individualität des Einzelnen den möglich freisten Spielraum zu gestatten. Die Einförmigkeit und Eintönigkeit der frühern Klostererziehung wird hier mit den feinsten Elementen einer höfischen und weltmännischen Bildung verflochten; denn die Jesuiten wollen ja nicht Mönche für's Kloster, sie wollen Staatsmänner, Gelehrte, Aerzte, Künstler, Schöngeister, jeden auf seine Weise erziehen, damit er ihnen auch auf seine Weise nützlich werde. Dieses scheinbare Gewährenlassen der persönlichen Freiheit, dieses kluge Individualisiren der verschiedenen Charaktere, das ohne eine scharfe Menschenkenntniß gar nicht denkbar ist, machte es den Jesuiten möglich, die fähigsten Köpfe in ihr Interesse zu ziehn und für jeden Posten, der auf ihren Bollwerken zu besetzen war, einen tüchtigen Wächter und Streiter zu erhalten. Konnte man daher sich bei einer Person nur versichern, daß sie alles nach den Zwecken des Ordens thun und unternehmen würde, so gab man es auf, ängstlich ihre Schritte zu leiten, sondern überließ ihr gerne einen Schein von Selbständigkeit, damit durch diesen Schein der Eitelkeit des Handelnden geschmeichelt und zugleich sein Eifer verdoppelt würde. Aber man verlor einen solchen doch nie aus den Augen, und bei jedem möglichen Mißbrauch, den der Einzelne von dieser Freiheit machen konnte, war auch schon dafür gesorgt, ihm die weitere Bahn seines Wirkens abzuschneiden. Die Jesuiten machten es ungefähr mit ihren Lehrlingen, wie die Knaben mit den

Hirschschrötern. Sie sperrten sie nicht immer und ewig in die dumpfe Schachtel einer Klosterzelle ein, sie ließen sie willig am warmen Sonnenstrahl die Flügel entfalten, und gaben dem Faden, an dem sie das aufstrebende Insect hielten, die möglichste Länge; aber immer hielten sie doch den Faden in der Hand, und wenn nicht die Scheere einer fremden Gewalt den Faden durchschnitt, so blieb der kühne Segler der Lüfte bei all dem Flattern seiner Schwingen — ein armseliger Gefangener.

Man hat den Jesuiten häufig nachgerühmt, daß sie die Wissenschaften befördert haben, und es ist wahr bis auf einen gewissen Punkt. Es sind namentlich die sogenannten exacten Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie), in denen Einige bis auf den heutigen Tag Großes geleistet haben. Es ist das ein Gebiet, das allem Ideologischen, aller Einmischung des individuellen Denkens möglichst fernliegt. (Hier berührt sich der Jesuitismus mit dem Buonapartismus.) So beschränkt sich auch die jesuitische Philosophie auf das Eindrillen einer formalen Logik und Ausbildung einer auf die einzelnen Fälle eingerichteten Gewissensdialektik (Casuistik), während die tiefere Speculation, die freie Bewegung des Geistes im Reich der Ideen, ihr ein unzugängliches Gebiet bleibt. Auch in der Philologie haben es einige Väter des Ordens weit gebracht; aber nicht in den Geist des classischen Alterthums einzudringen, sondern lediglich das Linguistische, Antiquarische in seiner Besonderheit zur Virtuosität auszubilden, darauf ward es abgesehen, weil man auch solche sprach- und stilgeübte Leute gebrauchen konnte. (Das Ausmerzen alles dessen aus den Classikern was der Jugend anstößig oder im Sinne des Ordens gefährlich werden konnte, gehörte auch mit zum jesuitischen Verfahren.) Wie die Religion zum Mittel herabgewürdigt wurde zur Erreichung hierarchischer Zwecke, so auch die Wissenschaft. Jeder weiß aber, wie es um den Geist und die innere Kraft und Würde der Wissenschaft steht, wenn diese nicht Selbstzweck, sondern bloßes Mittel ist. Schon das giebt uns einen eigenen Begriff von der jesuitischen Wissenschaftlichkeit, wenn wir vernehmen, daß ein weltliches Mitglied des Ordens, im Fall es noch nicht lesen und schreiben konnte, es nicht lernen durfte ohne Bewilligung des Ordens. Natürlich — denn so gut die Wissenschaft und Gewandtheit des Geistes an dem einen Orte den Zwecken des Ordens förderlich war, eben so gute Dienste konnte an einem andern Orte die Ignoranz leisten. Für beides waren Pflanzschulen nöthig; unter beiderlei Classen von Menschen mußte ein Vorrath von Kräften zu beliebiger Verfügung vorhanden sein. Dieses Ersticken aller individuellen Freiheit ist eine der größten Gewaltthaten des Ordens. Der freie Wille

des Einzelnen war gänzlich verkauft an den Willen einer Gesammtheit, deren künstliches Gefüge der Einrichtung einer großen Maschine glich, deren Räder alle ineinander greifen, ohne daß eines den Zweck seiner eigenen Thätigkeit, geschweige die des andern genau kennt, und deren Organismus bloß dem Lenker der Maschine bekannt ist. So war auch das Gewissen des Einzelnen nicht mehr sein Gewissen. Was er im Auftrag des Ordens that, das war gerecht, wenn es hundertmal das größte Verbrechen schien; jedes Mittel war erlaubt, das zum Zweck führte, ja der Zweck heiligte die Mittel! Alle Familienbande, alle bürgerlichen Pflichten, alle Pflichten des gemeinen Christen sind aufgehoben für den Jünger Jesu, der keinen andern Gehorsam kennt, als den gegen seine Oberen. Welche furchtbare Wirkungen dieser weit verzweigte und künstlich gegliederte Orden gebracht hat, ist hinlänglich bekannt, und die Geschichte der Verfolgungen hat uns schon früher in den Abgrund derselben schauen lassen. Ich wiederhole daher nicht die noch immer nicht ganz gehobenen Beschuldigungen des Königsmordes und andere Verbrechen, die auf dem Orden lasten, und auch in die weitern Grundsätze seiner Theologie und Moral können wir uns hier nicht einlassen, da dieselben erst später, namentlich im Kampfe mit den Jansenisten, ihre Entwicklung erhielten. Ich beschränke mich darauf, nur noch kürzlich die Wirksamkeit des Ordens zu schildern, die er bald nach seiner Stiftung nach außenhin entwickelt hat. Schwerlich hatte Loyola selbst schon eine Ahnung von dem, was die Gesellschaft, die er stiftete, leisten würde. Er traf fast blindlings den rechten Augenblick, der durch die Umstände vorbereitet war. Der ganze Jesuitismus ist somit nicht als das Werk eines Einzelnen, er ist als eine Erscheinung der Zeit zu betrachten. In ihm sammelte der durch die Reformation geschwächte Katholicismus wieder seine Kräfte, und schuf sich in ihm eine neue und, wer will es leugnen? eine der Zeit mächtig imponirende Form.

Die Ausbreitung des Jesuitenthums erfolgte sehr schnell. In Spanien, Portugal, Italien, in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland, zuerst in Baiern und in Köln, richteten die Väter Jesu ihre Schulen auf, wenn auch mit verschiedenem Glück und Erfolg. Aber auch auf ihre Niederlassung in den fremden Welttheilen müssen wir noch einen Blick werfen. Schon im Jahr 1540,*) in welchem der Jesuiten-

*) Ueber die Missionsthätigkeit der Jesuiten und der katholischen Kirche vgl. S. Francisci Xaverii Epist. Libri IV. Paris 1631. 12. Dallas, Über den Orden der Jesuiten, a. d. Engl. Düsseldorf 1820. S. 41 ff. in den Anmerkungen. Wittmann,

orden die päpstliche Bestätigung erlangt hatte, reisten zwei Schüler desselben, Rodriguez und Xaver, nach Portugal, um von da aus ihre apostolische Thätigkeit über das Weltmeer hin auszudehnen; und wirklich ging Franz Xaver das Jahr darauf mit dem Titel eines apostolischen Legaten und in Begleitung zweier Ordensbrüder unter Segel und langte im Jahr 1542 in Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Ostindiens, an. Schon früher hatten die Franciscaner in diesen Gegenden das Christenthum unter Heiden und Muhammedanern zu verbreiten gesucht; aber Xaver zeigte einen Eifer, der die Thätigkeit der frühern Sendboten beschämte, und der ihm in der Folge den Namen eines Apostels der Indier und die Glorie des Heiligen verschafft hat. Zu Goa erhob sich ein Collegium, in welchem an hundert Eingeborene als Missionszöglinge herangebildet wurden; er selbst aber bereiste das Festland und die Inseln. Mit einer Klingel in der Hand sammelte er die Schaaren um sich, und der nächste beste Baum ward ihm zur Kanzel. Den Katechismus ließ er in's Malabarische übersetzen, und bald lebten die geistlichen Lieder, die er die Knaben lehrte, als Volkslieder im Munde der Fischer.*) Auch an wunderthätigen Handlungen ließ er es nicht fehlen; selbst Todte soll er auferweckt haben. Ebenso wurde ihm die Sprachengabe der Apostel in wundergläubiger Uebertreibung zugeschrieben. So Viele drängten sich zur Taufe hinzu, daß er ganze Tage bis zur Erschöpfung dem Geschäft des Täufers sich hingab. „Arme und Zunge" (schreibt er) versagen mir oft aus Müdigkeit den Dienst, wenn ich die Schaaren des Volkes taufen soll." Fragen wir aber nach dem Unterricht der der Taufe vorherging, so beschränkte sich dieser auf Einlernen des Confiteor, des Paternoster, des Ave Maria und Salve Regina. Von der Fischerküste durch einen Aufstand vertrieben wandte sich Xaver nordwestlich nach dem Lande Travancor, wo er allein in einem Monat 10000 Heiden getauft haben soll. Auch hier erhob sich die Priesterschaft gegen ihn. Den bewaffneten Schaaren, die wider ihn anwogten, soll er mit dem Kreuz in der Hand entgegengetreten sein und ihnen Halt geboten haben. Oft brachte er ganze Tage und Nächte im Gebet zu für die Seelen, die er zu retten gedachte. Niemand wird ihm das Zeugniß eines brennenden

Die Herrlichkeit der Kirche in ihren Missionen. Augsburg 1841. Steitz, Art: Katholische Missionen, in Herzogs Realenc. IX. S. 553. Ludwig de Marees, Die Missionsthätigkeit des Jesuiten Franz Xaver in Asien (in Rudelbachs und Guericke's Zeitschrift für lutherische Theolog. und Kirche. 1860. 2.) Rev. Venn und W. Hoffmann, Franz Xavier, ein weltgeschichtliches Missionsbild. Wiesbaden 1869.

*) Ranke II. S. 490.

Missionseifers versagen, wobei er weder seinen Vortheil noch seine Ehre, wohl aber neben der Ehre Gottes auch die Ehre der heiligen Jungfrau, der römischen Kirche und vor allem das Ansehn und die Ehre des Ordens suchte. Aus mehreren Gegenden Indiens kamen Abgeordnete an ihn, die ihn zu sich einluden. Bald finden wir ihn auf der Halbinsel Malakka in Hinterindien, bald in Macassar auf der Insel Celebes, bald wieder auf den Molukken (Gewürzinseln), den Marianen-Inseln und auf Amboyna. Aber sein Wirkungskreis sollte sich noch weiter ausdehnen.

Ein vornehmer Japanese Namens Anger kam eines Tages nach Malakka als Flüchtling. Er hatte, so heißt es, einen Mord verübt, wofür er bei den Bonzen keine Vergebung erlangen konnte. Er suchte sie bei dem Heils- und Friedensboten Xaver. Nachdem Anger in Goa die Taufe erlangt, erhielt er den christlichen Namen Paulus. In Begleit dieses Neubekehrten und zweier Zöglinge, Cosmus Turrianus und Johann Fernandez, reiste nun Xaver im August 1549 selbst nach Japan. Die ersten Bekehrungen geschahen in Cangoxima. Viele Schwierigkeiten stellten sich seiner weitern Wirksamkeit entgegen. Allein sein Muth trotzte jeder Gefahr, und sein Eifer hob ihn über jede Bedenklichkeit hinweg. Nicht nur die Sprache der Japanesen eignete er sich immer vollkommener an, sondern auch die Sitten des Landes. Schon er brachte hier den Grundsatz in Anwendung, den die Jesuiten bei allen ihren Missionen befolgten: er schloß sich an die vorhandenen Religionsformen, die äußerlich manches mit dem Katholicismus gemein hatten und sogar auf frühere Spuren des Christenthums deuteten (Xaver sah darin Nachäffungen des Teufels) sorgfältig an, unterzog sich dem üblichen Fasten und suchte mit den Priestern des Buddha, den Bonzen, im besten Vernehmen zu stehn; obwohl ihm grade diese manche Schwierigkeiten in den Weg legten und seiner Lehre mit listigen Einwürfen und verfänglichen Fragen begegneten. Schon rüstete er sich zu einer weitern Reise nach China, als er auf dem Wege dahin am 2. December des Jahres 1552 auf der Insel Sancian starb, nachdem er die letzten Briefe geschrieben. Kein Genosse war bei ihm, dem er seinen letzten Gedanken zuflüstern konnte; kein Priester reichte ihm den letzten Trost der Kirche oder begrub seinen Leichnam in geweihter Erde. Mitten im Getöse der Krämer und Kaufleute und Matrosen entschlief er und wurde schnell im Sande des Meerufers begraben. Er starb (sagt einer der Berichte) in einem Schuppen aus Stangen und Baumzweigen. Da fanden ihn portugiesische Handelsleute, als der letzte Lebensfunke noch nicht verglommen war und waren Zeugen seines letzten Athemzuges. Diese Kaufleute

begruben die Leiche vorläufig in ungelöschtem Kalk. Erst ein Jahr nach Xavers Tode wurde sie zu Schiffe nach Goa gebracht und in der dortigen Kapelle des Jesuitencollegiums beigesetzt. Wochen lang strömte das Volk herbei den heiligen Mann zu sehen, dessen Leiche sich unversehrt erhalten haben soll.*) Im Jahr 1622 ward er von Gregor XV. heiliggesprochen. Nach den freilich panegyrisch gefärbten Angaben römisch-katholischer Berichterstatter hätte Xaver „während eines zehnjährigen Aufenthalts in Indien in einer Strecke von mehr als dreitausend Stunden das Evangelium gepredigt, bei 52 größere und kleinere Staaten dem sanften Gesetz Jesu unterworfen, beinahe eine Million mit eigner Hand getauft und die Grenzen des Christenthums bis an die äußersten Endpunkte des südlichen und östlichen Asiens erweitert." **)

Auch nach Xavers Tode gaben die Jesuiten ihre Absichten auf China nicht auf, und auch in Ostindien dauerte ihre Mission fort. So trat in Madaura zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Pater Nobili in die Fußtapfen Xavers. War bisher das Christenthum nur als die Religion der verachteten Pariaskaste betrachtet worden, so führte Nobili es bei den Vornehmen ein. Auch er bequemte sich an Tracht und Sitten der Braminen, und Papst Gregor XV. billigte dieses kluge Verfahren. Auch Hieronymus Xaver, der Neffe des verstorbenen Franz, suchte den Kaiser Akbar günstig für die Christen zu stimmen. Im Jahr 1599 ward zu Lahore das Weihnachtsfest auf's feierlichste begangen; die Krippe mit dem Jesuskinde war zwanzig Tage lang ausgestellt; zahlreiche Katechumenen zogen mit Palmen in den Händen in die Kirche und empfingen die Taufe. Der Kaiser las mit vielem Wohlgefallen eine persisch verfaßte Lebensbeschreibung Jesu, auch ließ er sich ein Muttergottesbild, nach dem Muster der Madonna del Popolo in Rom entworfen, in den Palast bringen, und zeigte es seinen Frauen. Drei Prinzen aus königlichem Geblüt empfingen im Jahr 1610 die Taufe. Auf weißen Elephanten ritten sie nach der Kirche, wo Pater Hieronymus sie mit Pauken- und Trompetenschall empfing.***)

*) Vgl. Francisci Xaverii Epistolar. libri IV. Paris 1691. 12. und die katholischen Werke von Wittmann, Dallas, Marshal. Vom protestantischen Missionsstandpunkt aus ist seine Wirksamkeit beurtheilt in der oben angeführten Schrift von Rev. H. Venn und W. Hoffmann. Manches Interessante über ihn findet sich auch in Sailers Briefen aus allen Jahrhunderten, 5. Sammlung S. 23 ff.

**) Dallas über den Orden der Jesuiten (a. d. Engl.). Düsseldorf 1820. S. 57.

***) Ranke II. S. 459.

In China war es der Jesuit Ricci, der zuerst die Bahn brach.
n Geleite der mathematischen Wissenschaften, die bei den Chinesen in
hem Ansehn standen und auch von den Jesuiten mit Erfolg betrieben
rrden, sollte die christliche Lehre — so hoffte er — den leichtesten Ein-
ng finden; die Anbequemung an die Religion des Confutsius und
e Tracht der Mandarinen sollte dabei nachhelfen. Auch den Weg der
eschenke verschmähte er nicht. Eine künstliche Schlaguhr verschaffte
m Zutritt am Hofe von Peking, und die Verfertigung von Land-
rten für den Kaiser gab ihm Anlaß, die Zwischenräume der Karte mit
ristlichen Symbolen und Sprüchen auszufüllen. Auch hierin bewies
an seinem Theil die Gewandtheit und die Klugheit des Ordens:
r fing mit Mathematik an und hörte auf mit Religion."*) Ricci
rb im Jahr 1610. In demselben Jahr trat eine Mondfinsterniß ein.
ie Jesuiten hatten dieselbe richtiger prophezeit, als die Mathematiker
s himmlischen Reichs; und auch dieser Sieg in der Wissenschaft war
nen ein günstiger Vorbote ihres Sieges in der Religion. Schon Ricci
tte mehrere Anhänger gewonnen; aber 1611 ward die erste christliche
rche in Nanking eingeweiht, und im Jahr 1616 sah man dergleichen
on in fünf Provinzen des Reichs. In Ricci's Fußtapfen trat mit dem
hr 1624 der Jesuit Adam Schall, der gleichfalls als Astronom und
athematiker sich bewährte. Indem wir die weitern Schicksale der Mission
China der Betrachtung eines spätern Zeitraums überlassen müssen,
nden wir uns wieder nach Japan, dem Lande, in welchem Xaver
s Meiste gewirkt hatte. Unter seinem Nachfolger Cosmo de Torres
urriano) machte das Christenthum bald weitere Fortschritte im Lande.
rei Japanesische Fürsten, die von Omura, Fakuschima (oder Arima)
d Bungo erhielten in der Taufe die Namen Bartholomäus, Protasius
d Franciscus. Diese „drei Könige" entschlossen sich sogar zu einer
eise in's Abendland, um dem Statthalter Christi in Rom persönlich ihre
uldigung darzubringen. Es blieb aber bei einer Gesandtschaft von drei
panesischen Jünglingen im Jahr 1580. Der alte Papst Gregor XIII.
rgoß bei dem Empfange Thränen der Rührung. Hatten die Japane-
chen Fürsten den Mann auf dem Stuhle zu Rom als „Stellvertreter
s Himmelskönigs" begrüßt, so sandte Gregors Nachfolger Sixtus V.
n Schreiben an den Fürsten von Bungo, worin er ihm meldete, daß er
n und seine Collegen als christliche Majestäten anerkenne. Die Ge-

*) Ranke II. S. 494.

sandten waren reichlich beschenkt und zu Rittern des goldenen Sporns erhoben worden. Damals zählte die römische Kirche in Japan 200000 Bekehrte, 250 Kirchen, zahlreiche Schulen, ein Seminar und Novizenhaus, worin auch viele eingeborene Zöglinge ausgebildet wurden.*) Seit dem Jahr 1587 brachen in Folge der innern Parteiungen und unter dem Einflusse europäischer Politik Verfolgungen über die Gemeinde aus, und viele der Neubekehrten litten mit ihren geistlichen Vätern den Märtyrertod. Kein Alter, kein Geschlecht ward verschont. Mehr als 20000 Christen sollen (nach Pufendorfs Angabe)**) in dem einzigen Jahr 1590 theils enthauptet, theils an's Kreuz geschlagen, theils verbrannt worden sein. Am 5. Februar 1597 wurden auf einem Hügel nahe bei Nangasaki jene 26 Märtyrer hingerichtet, die in unserm Jahrhundert von Pius IX. (1862) kanonisirt worden sind. Nach dem Jahr 1638 gab es keinen einzigen offenen Bekenner des Christenthums mehr im ganzen japanischen Gebiet.***)

Auch in Abyssinien (Habesch) drangen mit Anfang des 17. Jahrhunderts die Jesuiten mit Hülfe der Portugiesen ein, wurden aber auch hier in Folge der innern Zerrüttungen und eines blutigen Empörungskrieges im Jahr 1634 verdrängt.†) Daß endlich in dem neuentdeckten und eroberten Welttheile schon früher das Christenthum durch die roheste Gewalt verbreitet worden war, ist bekannt, und hier gereicht es den Jesuiten zum unbestreitbaren Verdienst, die Erlösung der Eingeborenen vom Joche ihrer spanischen Bedrücker bewirkt und die Gesittung der Amerikaner auf einem mildern Wege, auf dem der klugen Leitung und des väterlichen Wohlwollens, herbeigeführt zu haben. Die im Jahr 1610 durch die Jesuiten Cataldino u. Mazeta gegründete christliche Republik von Paraguay gab zwar bekanntlich in der Folge vielen Anlaß zu Beschwerden, und trug zum nachherigen Sturz des Ordens

*) Siehe die Anmerkung zu Dallas S. 92. Ranke a. a. O. u. Zöckler, Art. Japan in Herzogs Realenc. XIX. S. 666. (Von älteren Werken: Epistolae Indicae et Japanicae de multorum gentilium in variis insulis ad Christi fidem per societatem Jesu conversione. Lovanii 1570.

**) Bei Dallas a. a. O. S. 96, wo sich auch manche einzelne Züge der gräßlichen Verfolgung aufgezeichnet finden.

***) Dallas S. 119.

†) Vgl. des Missionars Gobat Nachrichten über Abyssinien im Basler Missions-Mag. Jahrg. 1834. 1. Quartal.

nicht wenig bei. Wenn aber auch manches sich eingeschlichen haben mochte, was Tadel und Strafe verdiente, so darf doch eine unparteiische Geschichte das viele Gute nicht verkennen, das unter ihrer Regierung geleistet worden.*)

Und so hätten wir denn den Riesenschritten, womit dieser mächtige Orden sich verbreitete, mit flüchtigen Blicken über die Fluthen des Weltmeers nachgeschaut. Manche einzelne, wahrhaft rührende und erbauliche Züge ließen sich noch aus der jesuitischen Missionsgeschichte herausheben. Nur noch ein Wort zum Schluß in Beziehung auf den Orden selbst.

Der Name eines Jesuiten ist bei vielen unsrer Glaubensgenossen so verschrieen, wie der Name eines Pharisäers;**) und doch hatten ja auch — die Pharisäer ihren Gamaliel, und so die Jesuiten manchen tüchtigen Arbeiter im Weinberge des Herrn. — Der Geist des Ordens (das hat sich uns unzweideutig aus dem Bisherigen ergeben) läßt sich auf keinen Fall von einem rein sittlichen, geschweige denn von dem christlichen Standpunkte aus rechtfertigen, und schwerlich wird ein protestantisches Gewissen mit den Grundsätzen der jesuitischen Moral sich befreunden können. Aber wie oft sind die Menschen besser, als ihre Grundsätze! wie oft werden auch umgekehrt die Vergehungen Einzelner einer ganzen Gesellschaft aufgebürdet! Mehrere ältere und neuere Darstellungen der Jesuitengeschichte sind einseitig und leidenschaftlich: doch haben auch Protestanten die Vertheidigung der Geschmähten übernommen. So sagt Joh. von Müller:***) „Der erste Plan des Jesuitenordens war einfach salbungsvoll, unschuldig; die Gesellschaft verdient den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden, und seit Pythagoras ist in der Geschichte kein ähnliches Institut, welches zugleich wilden und halb und sehr verfeinerten Völkern mit großem Erfolg Gesetze gegeben hätte." Auch Robertson lobt die Verdienste der Jesuiten um die Völker von Amerika, und in neuern Zeiten hat ein andrer Engländer, Dallas, sogar eine förmliche Schutzschrift für sie verfaßt. So ruft gewöhnlich ein Extrem dem andern. Uebrigens steht uns über den Orden um so weniger jetzt schon ein volles Urtheil zu, als wir ihre

*) Siehe die Stelle aus Robertson bei Dallas S. 13 ff. und die Anmerkungen zu Dallas selbst S. 448 ff.

**) Viele sehen, wie der fromme Bischof Sailer sagte, in jedem Jesuiten „den Teufel mit oder ohne Ziegenbocksfüße".

***) Allgemeine Geschichte Band III. S. 24—26.

Geschichte nur bis auf einen Zeitpunkt verfolgen konnten, von dem an sie noch viel Wichtiges thaten und litten. Nur Eins bleibt für dießmal zu wünschen übrig, daß der so oft mißbrauchte Wahlspruch der Gesellschaft „Alles zur Ehre Gottes“ um so reiner von allen denen beherzigt werde, die in einem freiern und umfassendern Sinne, als sie, nach dem Namen Jesu sich nennen.



Zweiundzwanzigste Vorlesung.

lissionsanstalten der katholischen Kirche (Propaganda). — Mißglückte Anfänge der tantischen Mission. Villegaignon. — Reformen des Mönchthums. Feuillanten. ıng neuer Orden. Vincenz S. Paula und die Priester der Mission (Lazaristen). Die barmherzigen Schwestern, Ursulinerinnen und Visitantinnen.

ß der Jesuitenorden nicht nur den Katholicismus nach innen zu tigen und gegen den Protestantismus mit allen ihm zu Gebote nden Mitteln zu vertheidigen geeignet war, sondern daß in ihm eines der geschicktesten Werkzeuge zu Verbreitung des römisch-katho- :n Christenthums unter den nichtchristlichen Völkern sich darbot, ıns unsre letzte Vorlesung gezeigt. Der Name der Jesuiten und der römischen Propaganda sind auf's engste verbunden. Es war entlich der Papst Gregor XIII., der sich der Mission im In- und ;ande mit wahrer Begeisterung hingab. Wir haben bereits das :gium Romanum erwähnt, aus welchem der Jesuitenorden seine ge- :n Schüler hervorgehen sah. Unter Gregor hatte es seine gegen- ige Gestalt erlangt. Es umfaßte 360 Zellen für die Studierenden, uf 20 Hörsäle sich vertheilten. Es sollte ein „Seminar aller Na- n" sein. Schon bei der Gründung wurden 25 Reden in eben so verschiedenen Sprachen gehalten, gleichsam ein neues Pfingstfest! diesem römischen Collegium standen die Nationalcollegien in Ver- ıng, welche wir als die eigentlichen Missionsanstalten der katholi- Kirche betrachten können. Sie verdanken ihre Gründung sämmt- em Stifter des Jesuitenordens. Das älteste und berühmteste dieser gien ist das im Jahr 1552 gegründete deutsche (Collegium Ger- cum),*) dessen wir bereits gedacht haben. Jeder in dieses Institut

*) Vgl. den Artikel: Collegia nationalia von Meier, in Herzogs Realenc. II. 30 ff. nebst der dort weiter angeführten Litteratur, und dessen Schrift: Die ganda, ihre Principien und ihr Recht. Göttingen 1852, nebst dem Artikel aganda" v. Klippel, b. Herzog XII. S. 200 ff.

Eintretende hatte zu geloben, daß er sich unverweigerlich dahin werde als Missionar senden lassen, wohin man ihn sende. Dem germanischen Collegium schlossen sich nachgerade ein griechisches (1577), ein englisches (1579), ein (1584) mit dem deutschen vereinigtes ungarisches, ein maronitisches und ein thracisch-illyrisches an. Zweiganstalten des deutschen Collegiums entstanden wieder in Deutschland selbst, in Wien, Prag und Fulda, die sich jedoch als exotische Pflanzen nicht zu halten vermochten. Am Schluß des Jahres 1600 kam dann noch unter Clemens VIII. das schottische Collegium hinzu. Alle diese verschiedenen Missionsanstalten erhielten mit dem Jahr 1622 ihre Concentration durch Gründung des großartigen Collegiums zur Verbreitung des katholischen Glaubens (de propaganda fide catholica) unter Papst Gregor XV. Diese Centralbehörde der katholischen Mission, die wir nun kurzweg unter dem Namen der Propaganda begreifen, besteht aus 18 Cardinälen, 2 Prälaten, einem Ordensgeistlichen und einem Beamten, welche sich wöchentlich einmal unter dem Vorsitz des obersten Kirchenhauptes in einem besonders hierzu bestimmten Palast versammeln. Ihre noch weitere Ausbildung erhielt die Propaganda während des dreißigjährigen Krieges unter Urban VIII. Eine reiche Bibliothek und eine trefflich eingerichtete Buchdruckerei, aus der die Missionsschriften hervorgingen, wurden mit der Stiftung verbunden.

Diesem großartigen Bollwerk des katholischen Glaubens gegenüber nahm sich die evangelische Kirche, die noch immer ihrer eigenen Existenz nach außen sich zu erwehren hatte, allerdings aus wie der Hirtenknabe David mit seiner Schleuder und seinem Gottvertrauen. Auch sie war von Anfang eine Missionskirche; aber zunächst stand ihr die Aufgabe, das in die Kirche Christi eingedrungene Heidenthum mitten in der Christenheit zu bekämpfen, und erst später konnte sie ihr Augenmerk auf die Heidenwelt draußen richten. Indessen fehlte es auch schon gleich in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens nicht an schüchternen Anfängen zu einer Verbreitung des Christenthums unter nichtchristlichen Völkern. Merkwürdigerweise äußerte sich dieser Missionstrieb zuerst in der Kirche Calvins, die von Anfang an mehr einen welterobernden Muth zeigte, als die zunächst auf die Landeskirche gerichtete Aufmerksamkeit der lutherischen und auch der zwingli'schen Reform. Dieser erste Versuch muß freilich als ein mißlungener bezeichnet werden, da ihm von Anfang an ein starker Schlagschatten des Abenteuerlichen anhaftete.

Es war der edle Admiral Coligny, der durch einen Malteserritter und Viceadmiral in der Bretagne, Nicolas Durand de Ville-

gaignon, sich zu einem Unternehmen bereden ließ, welches angeblich auf eine Colonisation der Reformirten in Brasilien und auf Verbreitung des christlichen Glaubens in diesen Gegenden abgesehen war. Als früherer Befehlshaber einer Galeere wußte Villegaignon seinen Plan zunächst dem König von Frankreich, Heinrich II., von der staatsökonomischen und politischen Seite darzustellen und zur Ausführung seines Planes zwei wohl ausgerüstete Schiffe und eine Summe von 10000 Livres zur Verfügung zu erhalten. Dem Admiral und den Reformirten dagegen spiegelte er das Bild einer christlichen Ansiedelung in den reizendsten Farben vor. Es sollte in der neuen Niederlassung alles auf den Fuß der Genfer Kirchenordnung gestellt, alles nach den Vorschriften des Evangeliums eingerichtet werden, mit der Aussicht auf die schönsten Erfolge der Mission unter den Heiden, die eben von dieser Niederlassung aus unternommen werden sollte.

Im Juli 1555 schiffte sich Villegaignon ein. Er segelte (nachdem er zuerst war nach Dieppe verschlagen worden) an Africa vorüber der neuen Welt zu. Nach einer mühsamen Reise erreichte er im November die Bai von Guanabara (Rio de Janeiro). Hier suchte er erst sich niederzulassen; doch da er weder gegen die Eingeborenen, noch gegen die Portugiesen, die da schon früher Fuß gefaßt, sich zu schützen vermochte, wählte er eine kleine Insel in der Nähe zu seinem Aufenthalt, der er den Namen Coligny gab. Er dachte zuvörderst auf Befestigung des Eilandes, als dessen Vicekönig er sich betrachtete, durch Errichtung eines Fort. Die reformirten Colonisten, die sich da niedergelassen, trauten jedoch um so mehr den guten Versicherungen ihres Führers, als dieser anfänglich in der That einen redlichen Eifer zur Ausführung der kirchlich religiösen Zwecke an den Tag zu legen schien. Schrieb er doch an Coligny und zugleich an Calvin in Genf und bat um die Zusendung von Predigern, die im Stande wären, sowohl einen erbaulichen Einfluß auf die Colonisten zu üben, als das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen. Coligny verwandte sich bei Calvin auf's dringendste für die Sache. Er gewann auch einen Freund, den schon in Jahren vorgerückten Edelmann Philipp von Gorguilleray, Sieur du Pont, der sich aus Liebe zu Gott und seinem Worte bereit zeigte, an die Spitze der Missionsunternehmung zu treten. Dieselbe Bereitwilligkeit zeigten zwei Prediger, der schon 50jährige ehemalige Carmelitermönch Peter Richer, und sein jüngerer Gefährte, Wilhelm Charlier. Ihnen gesellten sich noch eilf Männer aus verschiedenen Ständen zu. Den 10. September 1556 verließ die glaubensmuthige Schaar Genf und wandte sich Paris zu, nachdem sie

den Admiral in Chatillon besucht und seinen Segen zum Unternehmen empfangen hatte. Auch in Paris schlossen sich einige neue Glieder der Gesellschaft der Auswanderer an. Zu Honfleur in der Normandie schifften sie sich ein unter Anführung eines Neffen von Villegaignon Namens Bois le Conte. Drei Schiffe mit etwa 300 Seelen am Bord, darunter sechs Frauen, verließen am 3. November den Hafen. Im März 1557 langten sie in der Bai von Guanabara an. Sie wurden von Villegaignon auf's beste und mit lauter Danksagung gegen Gott empfangen. Schon am Tage der Ankunft hielt Richer die erste Predigt, der dann noch weitere an Sonn- und Montagen nachfolgten. Die guten Leute freuten sich der ungehinderten Verkündigung des göttlichen Wortes, und auch Villegaignon erheuchelte andächtige Erregungen. Allein die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Die Colonisten konnten sich bald überzeugen, daß es dem verschmitzten Abenteurer weniger um das Reich Gottes und die für dasselbe zu gewinnenden Seelen, als um die Befestigungsarbeiten zu thun war, zu denen er sie anhielt. Sie unterzogen sich auch diesem Frondienste, wenn ihnen nur das Eine blieb, das sie am höchsten schätzten, die Ausübung des Gottesdienstes nach ihrem Gewissen. Allein schon bei der ersten Feier des heiligen Abendmahls kam die Treulosigkeit Villegaignons an den Tag. Mit den reformirten Colonisten hatte sich auch ein ehemaliger Doctor der Sorbonne Cointa (auch Hector genannt) eingeschifft, als wäre er einer ihrer Glaubensgenossen. Nun aber entpuppte sich nur zu bald der alte Meßpriester. Er verlangte, daß nach römischem Gebrauch der Wein mit Wasser vermischt werde. Diesem widersetzten sich die evangelischen Prediger. Ebenso wollte er daß bei der Taufe Oel, Speichel, Salz gebraucht würden. Anfänglich gaben die Evangelischen die Hoffnung nicht auf, diese Differenz zu überwinden, nachdem Villegaignon und Cointa ein Glaubensbekenntniß vor der Gemeinde abgelegt hatten. „Wir leben," schrieb Richer im April an Calvin, „der getrosten Hoffnung, daß auch dieses Edumäa ein Besitzthum Christi werden wird." Als die Zwistigkeiten sich gleichwohl wiederholten, beschloß man ein Gutachten von Calvin einzuholen durch eine Deputation, die man mit einem der zurückkehrenden Transportschiffe nach Genf sandte. Bis dahin sollte Richer sich der streitigen Punkte auf der Kanzel enthalten und der Gebrauch der Sacramente so lange suspendirt sein. Zu jener Deputation war der jüngere Prediger Charlier verwendet worden. In seiner Abwesenheit dachte Villegaignon mit dem alten Richer desto leichter fertig zu werden. Kaum war die Deputation abgesegelt, so ließ er auch sofort die Maske fallen und erklärte sich offen dahin, Calvin sei ein schändlicher

Ketzer; nicht dem ketzerischen Genf, sondern der Sorbonne stehe der Entscheid zu. Er verlangte unbedingte Unterwerfung unter das katholische Dogma von der Brotverwandlung. Er untersagte nun auch den evangelischen Gottesdienst und sogar das gemeinsame Gebet der Reformirten. Diese sahen sich genöthigt, sich im Geheimen bei Richer zu versammeln, um das Mahl des Herrn zu halten. Es kam endlich so weit, daß der Vicekönig die Colonisten von der Insel vertrieb. Nach einem Aufenthalt von acht Monaten verließen sie das Fort Coligny und zogen sich auf das feste Land, um bei den Wilden gastfreundliche Aufnahme zu suchen. Damit thaten sie auch den ersten Schritt in das Missionsgebiet. Die Eingeborenen des Landes zeigten sich nicht ungeneigt, den ihnen ertheilten Unterricht anzunehmen, und zum Behuf desselben wurde bereits ein kleines Wörterbuch angefertigt; allein die ganze Sache war von kurzer Dauer. Villegaignon beherrschte von seiner Insel aus auch diese Gegend des festen Landes und legte den Colonisten alle möglichen Hindernisse in den Weg. Sie entschlossen sich zur Heimreise. Allein das Schiff, auf welchem sie dieselbe antraten, war durch und durch wurmstichig, so daß das Wasser von allen Seiten eindrang. Fünf aus der Gesellschaft zogen vor, es zu verlassen, und in einem Boote ruderten sie unter viel Beschwerden einem französischen Dorfe des Festlandes zu, das von Fort Coligny aus gegründet war. Sie geriethen auf's neue in die Gewalt des Vicekönigs. Er verlangte von ihnen Abschwörung ihres Glaubens, und als sie sich dessen mannhaft weigerten und ihr Bekenntniß offen darlegten, ließ er sie in Ketten und in's Gefängniß werfen. Sie aber stärkten sich unter einander im Gebet. Der Eine von ihnen wurde von einem Felsen herab in's Meer gestürzt, ein Zweiter durch Henkershand erdrosselt, ein Dritter erlag einem gleichen Schicksal. Solches geschah im Februar 1558. Was soll ich die Leiden und Gefahren noch weiter erzählen, denen die ausgesetzt waren, die auf dem Schiff geblieben und nach vielen Mühsalen die alte Heimath wieder erreichten? Nur so viel sei gesagt, daß von den Predigern der eine, Richer, in la Rochelle eine Stelle erhielt und die Belagerung der Stadt noch mit erlebte, ein anderer, Johannes de Leri, zuletzt als Pfarrer in Bern starb. Nicht lange darauf löste sich die amerikanische Colonie ganz auf. Das Fort wurde von den Portugiesen zerstört. Villegaignon kehrte nach Frankreich zurück und bekämpfte auch von da aus in Streitschriften die reformirte Lehre, deren aufrichtige Bekenner er so treulos verrathen hatte. *)

---

*) Der genannte Prediger Leri hat die ganze Geschichte der Niederlassung erst in

Wie kläglich nimmt sich in den Augen der Menschen dieser erste Missionsversuch der evangelischen Kirche aus, gegenüber dem mit vollen Segeln in die See stechenden Missionsschiff der Jesuiten, gegenüber der großartigen Propaganda! Es war eben auch hier dem Protestantismus beschieden, sich erst der Bluttaufe zu unterziehen, ehe er neben der römischen Kirche als ebenbürtiger Rival auftreten konnte.

Nachdem wir um des Contrastes willen diesen Rückblick in die Geschichte des Protestantismus uns erlaubt, kehren wir nun wieder zur Geschichte der katholischen Kirche zurück, und zwar zur Geschichte des Mönchthums, von dem wir das letzte Mal unsern Ausgang genommen haben.

Daß durch die Reformation viele Gebrechen des Mönchthums an den Tag gekommen, war eine Thatsache, deren Anerkennung die eifrigsten Vertheidiger des Katholicismus sich nicht entziehen konnten. So hat unter Andern Bellarmin ein eigentliches Klagelied (gemitus columbae) über den Verfall der geistlichen Orden angestimmt. Und so kann es uns nicht wundern, wenn hie und da mit Mönchsreformen Ernst gemacht wurde. In diese Reformen näher einzugehen kann unsere Aufgabe nicht sein. Nur im Vorbeigehn sei erwähnt, daß der alte, einst durch seine Strenge berühmte Cistercienserorden einen neuen Zweig trieb in dem Orden der Feuillanten. Wir sind diesem Orden bereits begegnet bei der Erwähnung Ravaillacs, des Mörders von Heinrich IV., der ein Glied desselben war. Der Orden hat seinen Namen von einer sechs Stunden von Toulouse gelegenen Abtei von Feuillans, *) die unter Citeaux stand. Ein dortiger Abt, Jean de la Bareira (um's Jahr 1574) führte dort heilsame Reformen ein, die im Jahr 1587 die päpstliche Bestätigung erhielten. Unter Clemens VIII. erhielt der Orden seine völlige Befreiung von Citeaux und wurde unmittelbar dem päpstlichen Stuhle unterstellt. Es gingen aus diesem Orden einige bedeutende Männer hervor, wie der Cardinal von Bona, ein Vertreter der reinern Mystik, der ein Buch im Geiste von Thomas a Kempis geschrieben hat (Manuductio ad coelum). Auch Frauen traten als Feuillantinnen zusammen. In der französischen Revolution erhielt der Name der Feuillanten

---

französischer, dann in lateinischer Sprache beschrieben: Historia navigationis in Brasiliam, quae et America dicitur, a Joanne Lerio Burgundo. Genev. 1586. 2. Ausg. 1598. Vgl. Bayle Dictionnaire, in den Artikeln: Villegaignon u. Richer. Henry, Calvin III. S. 135 (Beilage 11). Thelemann in Herzogs Realenc. XVII. S. 204 ff.

*) So geheißen von einem Marienbild, das in einer ihrer Kirchen unter blühenden Reisern gesehen wurde. S. Iselins Lexicon (Nôtre Dame de Feuillans).

(ähnlich wie der der Jacobiner) eine politische Bedeutung, indem eine mehr königlich gesinnte Fraction in dem ehemaligen Kloster des Ordens ihre Versammlungen hielt.

Bedeutender für unsere Geschichte sind die neu entstandenen Congregationen von Männern und Frauen, die zugleich mit hervorragenden Persönlichkeiten zusammenhängen.

Ein Mann, der in der Geschichte der wohlthätigen Orden eine vorzügliche Stelle verdient, ist Vincenz von Paula.*) Geboren an der Grenze der Pyrenäen in dem gasconischen Dorfe Pouy um Ostern des Jahres 1576, war er der Sohn armer Eltern, von denen er bald als Hirte gebraucht, bald zu andern ländlichen Geschäften verwendet wurde. Schon als Knabe zeigte Vincenz große Neigung zur Wohlthätigkeit. Als er einst Mehl aus der benachbarten Mühle holen mußte und auf dem Wege von einem Dürftigen um eine Gabe angesprochen wurde, theilte er ihm, weil er kein Geld hatte, schnell von dem Vorrath mit, den er bei sich führte; ein andermal schenkte er einem Armen seine ganze Baarschaft, die in dreißig Sous bestand. Da der Knabe außer diesem Hang zur Wohlthätigkeit auch gute Gaben des Geistes verrieth, so kam er mit Bewilligung seiner Eltern, nachdem er das zwölfte Jahr erreicht hatte, unter die Leitung der Franciscaner in dem benachbarten Städtchen Acqs, von denen er den lateinischen Unterricht erhielt. Vincenz widmete sich dem geistlichen Stande. Er studierte weiter in Toulouse, und ward Priester im Jahr 1600. Durch mancherlei widrige Schicksale wurde der Ernst des jungen Mannes geprüft, und sein Streben auf Ungewöhnliches, Ueberirdisches hingeleitet. Auf einer Reise über's Meer, die er im Sommer des Jahres 1605 unternahm, ward er von Seeräubern angegriffen und nach einer tapfern Gegenwehr, bei der er mit einem Pfeil am Fuß verwundet wurde, als Sklave nach Tunis gebracht. Nach mehrmaligem Wechsel seiner Herren ward er endlich an einen Franzosen aus Nizza verkauft, der unlängst seinen Christenglauben abgeschworen hatte und ein Verehrer Muhammeds geworden war. Durch eine der Frauen des Renegaten brachte es jedoch Vincenz dahin, daß sein Herr seinen Abfall vom Christenthum herzlich bereute und nun mit ihm sich auf's neue zum Bekenntniß des christkatholischen Glaubens verband. Beide Männer flüchteten im Jahr 1607 auf einem kleinen Nachen nach

*) Vgl. über ihn W. Hollenberg, in Herzogs R. E. XVII. S. 218. Ev. K. Z. 1832 Nr. 70, nebst 1830 Nr. 22; dazu: Sailers „Briefe aus allen Jahrhunderten" Band IV. S. 195 ff.

Frankreich. Der ehemalige Gebieter des Vincenz, der nun sein Freund geworden, trat in Avignon wieder feierlich zum Glauben seiner Väter über und widmete den Rest seines Lebens, als Mitglied des Ordens der barmherzigen Brüder in Rom, den Werken der christlichen Liebe. Vincenz selbst aber, den seine fernern Schicksale nach Paris führten, wurde daselbst mit Peter von Berulle näher bekannt. Dieser, der Sohn eines Parlamentsraths zu Paris, hatte im Anschluß an das Werk von Philipp Neri *) in einer Vorstadt von Paris das Oratorium Jesu gegründet (1611), das (1613) von Paul V. seine Bestätigung erhielt. Berulle verschaffte unserm Vincenz die Pfarrei Clichy in der Nähe von Paris. Bald darauf empfahl er ihn dem Grafen Gondy von Joigni zum Lehrer seiner drei Söhne und zum Hausgeistlichen. So klein dieser Wirkungskreis schien, so viele Gelegenheit bot er dem frommen Manne dar, auf das Gemüth des Grafen sowohl als das der Gräfin vortheilhaft einzuwirken, den Erstern von Uebereilungen der Leidenschaft abzuhalten **) und die Letztere in den Werken der Wohlthätigkeit mit Rath zu unterstützen. Hier war es denn auch, wo ihm die Vorsehung den Faden an die Hand gab, den er weiter ausspinnen sollte zu einem großartigen Liebeswerke.

Im Jahr 1617 ward Vincenz auf einem der weitläufigen Güter des Grafen zu einem Kranken gerufen. Der Mann, bereits ein Sechziger an Jahren, stand im Rufe eines frommen, unbescholtenen Wandels. Als ihn aber Vincenz zur Beichte aufforderte, bekannte dieser eine Menge von Sünden, die er bisher in der Beichte verheimlicht und die ihm auch niemand zugetraut hatte. Ergriffen von dieser unerwarteten Thatsache ließ Vincenz sich von der Gräfin bewegen, am nächsten Feste von Pauli Bekehrung eine allgemeine Beichte unter seinen sämmtlichen Pfarrkindern zu veranstalten. Alles drängte sich zu dieser außerordentlichen Handlung hinzu. Viele, die in der Ohrenbeichte dieselbe Zurückhaltung mochten bewiesen haben, wie jener Kranke, bekannten jetzt offen ihre Sünden, und die Wirkung der ganzen erschütternden Scene offenbarte sich als eine große und heilsame. Jetzt erst zeigte es sich, wie unzulänglich der bisherige Unterricht und die Seelsorge der meisten Pfarrgeistlichen gewesen war, und eine außerordentliche Veranstaltung zur religiösen Bildung des Volkes stellte sich als Bedürfniß heraus. Die

*) Vorles. Bd. III. S. 650.

**) So mahnte er ihn z. B. von einem Duell ab. Siehe evang. Kirchenzeit. a. a. O. S. 616.

Gräfin war die erste, welche zur Errichtung einer solchen Anstalt die Hand bot. Sie setzte eine Summe von 16000 Livres für einen geistlichen Orden aus, der es übernehmen wollte, von Zeit zu Zeit eigene Heilsboten auf die gräflichen Güter zu senden, welche den Landleuten das Wort Gottes verkünden und Beichte hören sollten. Nachdem Vincenz das gräfliche Haus verlassen, erhielt er (abermals durch Vermittlung Berulle's) die sehr geringe Pfarrei Chatillon-les Dombes in Bresse. Es gelang ihm hier Calvinisten zum Katholicismus, Weltmenschen zum Christenthum zu bekehren, Männer wie Frauen. Vor allen Dingen nahm er sich auch hier der Armen an und that den ersten Schritt zur Organisirung des Almosenwesens. Als er einst auf die Bitte einer wohlthätigen Frau eine arme Familie von der Kanzel herab den Gemeindemitgliedern zur Unterstützung empfohlen hatte, bemerkte er, daß die Masse der zugetragenen Lebensmittel das Bedürfniß weit überstieg. Er beschloß Ordnung zu schaffen und legte damit den Grund zu einem Armenvereine (confrérie de charité), bei welchem zunächst sich Frauen betheiligten.

Was nun aber die vorhin erwähnte Stiftung betrifft, so fand sich unter den schon bestehenden Orden keiner, der die Sache übernehmen wollte. Nur Vincenz fuhr für seine Person in dem gewohnten Eifer fort. Er sollte auch der Stifter eines neuen Ordens werden, der es sich recht eigentlich zur Pflicht machte, das Verlorene zu suchen, das Verwundete zu heilen und die Verirrten wieder zurecht zu bringen. Unter Mitwirkung des Grafen und seines Bruders, des Cardinals und Erzbischofs von Paris Johann Franz von Gondy, kam das Werk zu Stande. Statt 16000 wurden jetzt 40000 Livres ausgesetzt, und Vincenz an die Spitze eines Vereins von Priestern gestellt, die, ohne besonderes Gelübde und ohne feste Anstellung, sich bereit finden ließen, überall, wohin Bischöfe sie beriefen oder Pfarrer sie zuließen, zu gehen und des verwahrlosten Volkes mit Unterricht und Seelsorge sich anzunehmen. So entstanden die Priester der Mission, einer Mission, die nicht sowohl auf das Ausland, als auf das Inland, auf die Heidenwelt innerhalb der christlichen Kirche, berechnet war (innere Mission). In kurzer Zeit verbreiteten sich die Anstalten dieser Missionspriester über ganz Frankreich. Im Jahr 1627 gab ihnen Ludwig XIII. seine königliche, und 1631 Urban VIII. seine päpstliche Bestätigung. Da ihnen in der Folge auch noch die weitläufige Priorei von St. Lazarus zu Paris eingeräumt wurde, so erhielten sie von da den Namen Lazaristen oder Väter des heiligen Lazarus, und im Jahr 1638 wurde auch in Rom ein Priesterhaus für den Orden

errichtet. Wo nur immer zu helfen, zu heilen, zu bessern war, da zeigte sich Vincenz von Paula und sein Orden zu helfen bereit. Den Galeerensklaven, den Soldaten, dem Hofe wie den Bettlerschaaren trat ihr Ernst und ihre Liebe entgegen, und als bereits im Inland Bedeutendes geschehen war, dehnte sich die Mission auch weiter nach andern Gegenden der Erde aus. Besonders hatte sich Vincenz und seine Priester während der Kriegszeit um die Hungerleidenden in Lothringen verdient gemacht. Er ist der Erfinder der Bewahranstalten für Findelkinder (Krippen, crèches).

Doch noch eine andere Stiftung ist es, welche dem Vincenz von Paula ihr Dasein verdankt und welche von jeher auch den Beifall der Protestanten erworben, ja sogar eine edle Eifersucht und einen Wetteifer zwischen beiden Kirchen rege gemacht hat. Nach dem Tode der Gräfin von Joigni schloß sich nämlich der rastlos thätige Jünger Christi an eine andere fromme Frau an, an die Wittwe des Geheimschreibers der Maria von Medicis, Louise de Gras. Im Einverständniß mit dieser Frau stiftete Vincenz, nachdem er schon früher eine Verbindung milder Frauen in's Leben gerufen hatte, den bekannten Verein der barmherzigen Schwestern (filles de charité), die von ihrer grauen Kleidung, die sie wählten, gewöhnlich soeurs grises genannt werden, und deren gesegnete Wirksamkeit allgemein und unter allen Confessionen anerkannt ist. Diese Stiftung der barmherzigen Schwestern fällt in's Jahr 1634. Die Glieder dieses Ordens sollten nicht wie die eigentlichen Nonnen durch ewige Gelübde gebunden sein, und der Austritt sollte ihnen jederzeit wieder freistehn. Thätige Menschenliebe, eine allen Ekel, alle Weichlichkeit, alle Vorurtheile des Standes und der falschen Scham überwindende Hingebung zum Dienste der Kranken und andrer Hülfsbedürftigen, verbunden mit den Uebungen katholischer Andacht, bildeten das Grundgesetz des Ordens. Frauen von vornehmem Stande traten bald in denselben ein, und noch vor seinem Tode sah Vincenz 28 Häuser dieser Genossenschaft in Paris.*) Vincenz sagt von diesen Schwestern: „Ihr Kämmerchen ist ihre Zelle, die Pfarrkirche ihre Kapelle, die Straßen der Stadt und die Hospitäler sind ihr Kloster, der Gehorsam ihre Clausur, die Furcht Gottes ihr Gitter und ihr Schleier die heilige Zucht.“ Ueberhaupt legte Vincenz kein Gewicht auf das Aeußer-

*) Zur Zeit der ersten französischen Revolution zählte man ihrer 300 in Frankreich; vor der Juliusrevolution im Jahr 1830 betrug die Zahl der barmherzigen Schwestern in Paris allein etwa 400, und in ganz Frankreich etwa 4000.

liche. Nur was in Christo gethan ist, ist ihm ein wohlgefälliges Werk (rien ne me plait qu'en Jesus Christ). *)

Wir müssen bei diesem Anlaß noch anderer, ähnlicher Frauenverbindungen in der katholischen Kirche gedenken. Dahin gehören besonders die Ursulinerinnen und die Visitantinnen.

Angela von Brescia, **) in einem Dorfe (Dezenzano) am Gardasee in Oberitalien geboren, hatte sich schon in frühen Jahren einem frommen klösterlich strengen Leben geweiht. ***) Da sie ihre Eltern frühzeitig verlor, lebte sie mit einer ältern Schwester unter der Aufsicht eines Onkels. Beide Schwestern bestärkten sich gegenseitig im Eifer religiöser Uebungen. Sie schliefen auf bloßer Erde und weckten sich des Nachts zum Gebet; ja eines Tages entflohen sie sogar in die Einsamkeit, um dort als Eremitinnen zu leben, ließen sich aber endlich bewegen, in's pflegeelterliche Haus wieder zurückzukehren. Nach dem Tode der ältern Schwester verdoppelte Angela ihre Anstrengungen, und trat in den weiblichen Franciscanerorden der Clarissinnen. Sie wallfahrtete nach den heiligen Orten, selbst nach Jerusalem, und verband sich bereits im Jahr 1537 in einem Alter von 26 Jahren mit einigen ihrer Freundinnen zu einem religösen Frauenvereine, der sich keineswegs klösterlich von der Welt absondern, sondern vielmehr mit dem Geiste christlicher Liebe der Betrübten und Verlassenen sich annehmen sollte. Der heiligen Ursula und ihren 11000 Jungfrauen sollte der Orden geweiht sein, der denn auch wirklich vier Jahre nach der Stifterin Tode von Papst Paul III. im Jahr 1544 bestätigt wurde. Ein ausgezeichneter Prälat der katholischen Kirche, Carlo Borromeo von Mailand, wirkte dem Orden auch unter den folgenden Päpsten noch manche Vergünstigungen aus. Besonders war es die weibliche Erziehung, welche in der Folge den Ursulinerinnen mit einem fast unbegrenzten Zutrauen übertragen wurde, namentlich in Frankreich, wo sie zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts sich festsetzten, so daß die Pensionate dieser frommen Schwestern am Ende die häusliche Erziehung des weiblichen Geschlechts fast ganz verdrängten, was vielleicht damals ein Vortheil war, später aber auch manche Nachtheile mit sich führte.

---

*) Vgl. (Brentano) Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Coblenz 1831.

**) Vgl. Helyot a. a. O. Bd. IV. S. 161 ff.

***) Sie hat viel Aehnliches mit der heiligen Theresia aus Castilien, der Reformatorin des weiblichen Karmeliterordens, von welcher wir in der Reformationsgeschichte gehandelt haben. Vgl. Bd. III. S. 653.

Wenn Carlo Borromeo den Orden der Ursulinerinnen durch sein Ansehen hob, so war es ein ihm gleichgesinnter, nicht minder ausgezeichneter Mann der katholischen Kirche, der fromme Bischof von Genf, Franz von Sales, welcher den Orden der Visitantinnen stiftete. Auf das Leben und die Ansichten dieses Mannes (so wie auch des Carlo Borromeo) werden wir in der nächsten Vorlesung zurückkommen. Hier bemerken wir nur, daß Franz von Sales in Verbindung mit einer frommen Katholikin, der Baronesse von Chantal, auf den Trinitatissonntag des Jahres 1610 einen Frauenorden stiftete zu Ehren der Heimsuchung unsrer lieben Frau — (Orden der Visitation). Der Orden entsprach seinem Namen allerdings. Wie Maria mit dem heiligen Christkind unter dem Herzen über das Gebirge wandelte, die befreundete Elisabeth heimzusuchen: so scheuten auch die frommen Frauen dieses Ordens kein Hinderniß, um nächst der leiblichen Erquickung den Trost der Religion den Kranken zu bringen, und, den Heiland im Herzen tragend, sie heimzusuchen in den Thälern und Klüften des Elendes. Und so hatte denn neben der nach außenhin gerichteten Heidenmission auch die sogenannte innere Mission ihre Vertreter in der katholischen Kirche der Neuzeit gefunden. Auch hierin konnte die protestantische Kirche nicht sofort den Wettlauf mit ihr antreten. Das Armenwesen, das Schulwesen, die Krankenpflege war zwar von Anfang an auch ein Gegenstand evangelischer Fürsorge; aber bei der Uebertragung der bischöflichen Rechte und Pflichten der Kirche an den Staat und dessen Vertreter wurde auch hier vieles der obrigkeitlichen Verwaltung zugewiesen, die nur zu bald in einen geschäftlichen Mechanismus auszuarten Gefahr lief. Daneben machte sich denn auch die Privatwohlthätigkeit geltend, und diese oft mit erstaunenswerther Hingebung. Der Gedanke aber einer freiwilligen Association, welcher der katholischen Kirche durch das Ordenswesen nahe lag, mußte in der protestantischen Kirche erst reifen, ehe er verwirklicht werden konnte. Und wenn hierbei — (was namentlich die Diaconissen betrifft) der katholischen Schwesterkirche einiges abgesehen und abgelernt wurde: wer wollte darin etwas Schiefes und Ungehöriges erblicken? Wenn sich im Schooß des nach-tridentinischen Katholicismus so manches entwickelte, mit dem wir nicht einig gehen können, ja, das wir von unserm Standpunkt aus verwerflich finden, warum soll nicht die Uebung in Werken der Barmherzigkeit, komme sie woher sie wolle, noch immer für uns eine Aufforderung sein: „Gehe hin und thue desgleichen"?



Dreiundzwanzigste Vorlesung.

as Papstthum und die Päpste nach der Reformation. Paul IV. Pius IV. und V. regor XIII. Sixtus V. Carlo Borromeo und die katholische Schweiz. Franz von Sales und die katholische Mystik. Fra Paolo Sarpi. Michael Bajus. Die griechische Kirche.

Es ist gewiß keiner der geringsten Vorzüge des ächten Protestantismus, aß er mit historischer Unbefangenheit auch die Erscheinungen auf dem ebiete andrer Religionsparteien zu würdigen sich vorsetzt. Nicht als b diese Unparteilichkeit ursprünglich zu seinen Vorzügen gehört hätte! Bie wäre dieß auch möglich gewesen zur Zeit des Kampfes und der Auf- egung? — Aber darin zeigt sich das Princip des Protestantismus als in großes und edles, daß es in seiner weitern Entwicklung auch diese Stufe zu erreichen vermochte, und daß, wo es sie noch nicht erreicht hat, s wenigstens darnach strebt. Diesem Princip gemäß haben wir bereits n Beziehung auf die gegründeten Orden der Barmherzigkeit und der Bohlthätigkeit dem Katholicismus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, nd haben sogar zugestanden, daß die Jesuiten häufig ungerecht be- rtheilt worden sind.

Daß eine möglichst gerechte, historisch parteilose Beurtheilung auch er katholischen Kirche und ihrer Geschichte der jetzigen protestantischen Bissenschaft nichts Unmögliches sei, mag uns die Art beweisen, mit der n neuerer Zeit von Seite der Protestanten das Papstthum beurtheilt nd dargestellt worden ist. Nicht nur sind bekanntlich mehrere der größ- en Päpste des Mittelalters, wie Gregor VII. und Innocenz III., mit iner fast nur zu großen Vorliebe von protestantischen Schriftstellern ezeichnet worden, sondern auch die neuere Papstgeschichte seit der Re-

Wenn Carlo Borromeo den Orden der Ursulinerinnen durch sein Ansehen hob, so war es ein ihm gleichgesinnter, nicht minder ausgezeichneter Mann der katholischen Kirche, der fromme Bischof von Genf, Franz von Sales, welcher den Orden der Visitantinnen stiftete. Auf das Leben und die Ansichten dieses Mannes (so wie auch des Carlo Borromeo) werden wir in der nächsten Vorlesung zurückkommen. Hier bemerken wir nur, daß Franz von Sales in Verbindung mit einer frommen Katholikin, der Baronesse von Chantal, auf den Trinitatissonntag des Jahres 1610 einen Frauenorden stiftete zu Ehren der Heimsuchung unsrer lieben Frau — (Orden der Visitation). Der Orden entsprach seinem Namen allerdings. Wie Maria mit dem heiligen Christkind unter dem Herzen über das Gebirge wandelte, die befreundete Elisabeth heimzusuchen: so scheuten auch die frommen Frauen dieses Ordens kein Hinderniß, um nächst der leiblichen Erquickung den Trost der Religion den Kranken zu bringen, und, den Heiland im Herzen tragend, sie heimzusuchen in den Thälern und Klüften des Elendes. Und so hatte denn neben der nach außenhin gerichteten Heidenmission auch die sogenannte innere Mission ihre Vertreter in der katholischen Kirche der Neuzeit gefunden. Auch hierin konnte die protestantische Kirche nicht sofort den Wettlauf mit ihr antreten. Das Armenwesen, das Schulwesen, die Krankenpflege war zwar von Anfang an auch ein Gegenstand evangelischer Fürsorge; aber bei der Uebertragung der bischöflichen Rechte und Pflichten der Kirche an den Staat und dessen Vertreter wurde auch hier vieles der obrigkeitlichen Verwaltung zugewiesen, die nur zu bald in einen geschäftlichen Mechanismus auszuarten Gefahr lief. Daneben machte sich denn auch die Privatwohlthätigkeit geltend, und diese oft mit erstaunenswerther Hingebung. Der Gedanke aber einer freiwilligen Association, welcher der katholischen Kirche durch das Ordenswesen nahe lag, mußte in der protestantischen Kirche erst reifen, ehe er verwirklicht werden konnte. Und wenn hierbei — (was namentlich die Diaconissen betrifft) der katholischen Schwesterkirche einiges abgesehen und abgelernt wurde: wer wollte darin etwas Schiefes und Ungehöriges erblicken? Wenn sich im Schooß des nach-tridentinischen Katholicismus so manches entwickelte, mit dem wir nicht einig gehen können, ja, das wir von unserm Standpunkt aus verwerflich finden, warum soll nicht die Uebung in Werken der Barmherzigkeit, komme sie woher sie wolle, noch immer für uns eine Aufforderung sein: „Gehe hin und thue desgleichen“?

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Papstthum und die Päpste nach der Reformation. Paul IV. Pius IV. und V. gor XIII. Sixtus V. Carlo Borromeo und die katholische Schweiz. Franz von Sales und die katholische Mystik. Fra Paolo Sarpi. Michael Bajus. Die griechische Kirche.

s ist gewiß keiner der geringsten Vorzüge des ächten Protestantismus, er mit historischer Unbefangenheit auch die Erscheinungen auf dem biete andrer Religionsparteien zu würdigen sich vorsetzt. Nicht als diese Unparteilichkeit ursprünglich zu seinen Vorzügen gehört hätte! e wäre dieß auch möglich gewesen zur Zeit des Kampfes und der Aufung? — Aber darin zeigt sich das Princip des Protestantismus als großes und edles, daß es in seiner weitern Entwicklung auch diese ufe zu erreichen vermochte, und daß, wo es sie noch nicht erreicht hat, wenigstens darnach strebt. Diesem Princip gemäß haben wir bereits Beziehung auf die gegründeten Orden der Barmherzigkeit und der hlthätigkeit dem Katholicismus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, haben sogar zugestanden, daß die Jesuiten häufig ungerecht beheilt worden sind.

Daß eine möglichst gerechte, historisch parteilose Beurtheilung auch katholischen Kirche und ihrer Geschichte der jetzigen protestantischen ssenschaft nichts Unmögliches sei, mag uns die Art beweisen, mit der neuerer Zeit von Seite der Protestanten das Papstthum beurtheilt d dargestellt worden ist. Nicht nur sind bekanntlich mehrere der größ- Päpste des Mittelalters, wie Gregor VII. und Innocenz III., mit er fast nur zu großen Vorliebe von protestantischen Schriftstellern eichnet worden, sondern auch die neuere Papstgeschichte seit der Re-

formation, mit der wir uns eben jetzt werden zu beschäftigen haben, hat sich in neuerer Zeit einer gediegenen und umsichtigen Bearbeitung von protestantischer Seite zu erfreuen gehabt. Das Werk von Leopold Ranke: „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert," dessen 2. Band den besondern Titel führt: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (Berlin 1833. 3 Bde.) hat wohl nicht nöthig, unserer Aufmerksamkeit erst empfohlen zu werden. Seine läuternden Wirkungen sind bereits auf die neuere Geschichtschreibung so entscheidend übergegangen, daß die frühere Darstellungsweise des Papstthums, wie sie der aufgeregten Leidenschaft willkommen sein mochte, jetzt kaum noch unter wahrhaft gebildeten Leuten auf Beachtung Anspruch machen darf.

Ich habe angedeutet, daß das Papstthum seit der Reformation ein ganz anderes Bild gewährt, als das frühere. Nachdem ein großer Theil des Abendlandes von der alten katholischen Kirche sich losgerissen hatte, ging auch die welthistorische Bedeutung des Papstes unter. Er ist nicht mehr das Oberhaupt der gesammten abendländischen Christenheit, sondern nur eines allerdings noch bedeutenden, aber geographisch zerrissenen und zerstückelten Theiles derselben. Als souveraine Fürsten des Kirchenstaates dagegen treten die Päpste zugleich mit auf in dem bereits beginnenden Kampfe um das europäische Gleichgewicht, und da wiegt denn noch immer ihre geistliche Würde bedeutend genug, um das zu ergänzen, was an Ausdehnung des Länderbesitzes ihnen abgeht. Die Stellung, welche die Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts zu den europäischen Mächten beider Confessionen, und zu den italienischen Großen insbesondere einnahmen, die Anstrengungen, die sie machten zur Hebung des Kirchenstaates in polizeilicher und finanzieller Hinsicht, sind lauter Gegenstände, die ihrer Natur nach mehr der politischen, als der Kirchengeschichte angehören, und die wir deßhalb bei Seite lassen. Nur inwiefern auch in dieser Zeit vom Papstthum aus eine geistig-sittliche Wirkung auf die Kirche geübt worden ist, gehört solches mit in den Kreis unserer Darstellung. Statt also die sämmtlichen Päpste in ununterbrochener Reihe zu betrachten, werden wir uns erlauben, nur einzelne merkwürdige Charaktere derselben herauszuheben, an denen wir irgend eine reformatorische oder auch eine entgegenwirkende Tendenz bemerken. Ein hervorstechender Charakter begegnet uns gleich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Person Pauls IV., des schon früher genannten Caraffa, der den Orden der Theatiner gestiftet hat. Nachdem vor ihm Julius III. ein üppiges, weltliches Leben geführt, Marcell II. aber zu kurz regiert

hatte, um die Wünsche der strengern religiösen Partei zu befriedigen,*) gelangte Caraffa als ein beinahe achtzigjähriger Greis auf den päpstlichen Stuhl; aber noch hatten seine tief liegenden Augen das Feuer der Jugend nicht verloren; er war groß und hager, abgehärtet durch viele Entsagungen, streng und gebieterisch. Sein ganzes Streben ging darauf aus, die alte Glaubensstrenge wieder aufzurichten, was er durch Herstellung der Inquisition am sichersten zu bewerkstelligen hoffte. Um so merkwürdiger ist es, daß eben dieser Papst, dessen kirchliches System vollkommen zu dem Philipps II. in Spanien paßte, dennoch mit eben diesem König durch die weltliche Politik in Krieg verwickelt wurde, und daß Alba, der Ketzerfeind, die Waffen gegen den heiligen Vater zu tragen genöthigt war, während umgekehrt in des Papstes Heer eine Menge deutscher Protestanten dienten. Aber auffallend ist es auch, wie schonend Philipp und Alba den Papst während des ganzen Feldzugs behandelten und wie wenig sie von dem Rechte des Siegers Gebrauch machten, wo es sich um die Friedensbedingungen handelte. Als Alba nach Rom gekommen, küßte er, der Sieger, dem überwundenen Papste in aller Demuth den Pantoffel und bekannte, daß er nie eines Menschen Angesicht mehr gefürchtet habe, wie das des heiligen Vaters.**) Nach Beendigung dieses in seiner Art eigenen Krieges legte nun Paul IV. Hand an die Reformation der Kirche. Er führte eine strenge Disciplin ein, verbot den Priestern Geld für die Messe zu nehmen, und hielt alle Geistlichen, selbst die Cardinäle, zum fleißigen Predigen an. Er selbst ging mit seinem Beispiel voran. Aber dem Volke war mit all seiner Strenge nicht gedient, vielmehr machte er sich dadurch bei den Römern verhaßt. Wenn seine Gönner während seiner Lebzeiten eine Denkmünze auf ihn schlagen ließen, auf welcher Christus mit der Geißel des Eifers den Tempel reinigt, so riß dagegen der Pöbel nach seinem Tode die Bildsäule des Papstes von ihrem Postamente und schlug dieselbe in Stücken. Das verhaßte Gebäude der Inquisition ward überdieß geplündert, Feuer in dasselbe eingelegt und die Gerichtsdiener des Tribunals mißhandelt. Mehr Gunst erwarb sich Pius IV., Pauls IV. Nachfolger, ein Mediciäer, der vom Jahr 1559 bis 1565 regierte, und der mehr durch Mäßigung als durch Strenge das päpstliche Ansehn zu sichern

*) Bullinger bezeichnet ihn (im Brief an seinen Sohn, b. Pestalozzi S. 601) als einen „ausgemachten Papst, als einen alten, ausgespitzten Ränkeschmied, ergraut in aller Arglist". Andere haben günstiger über ihn geurtheilt.

**) Ranke I. S. 296.

suchte. Seine Nachgiebigkeit gegen die weltliche Macht war eine kluge: „er war," sagt Ranke,*) „der erste Papst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der fürstlichen Gewalt entgegen zu setzen, mit Bewußtsein aufgab." Den geistlichen Hirtenstab, den er mit Milde geführt, legte er mit den Worten Simeons aus den Händen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren." Die beiden großen Männer Carlo Borromeo und Philipp Neri waren Zeugen seines Todes.**) — Eine ausgezeichnete Persönlichkeit in ihrer Art war sein Nachfolger Pius V. (Michele Ghislieri), nicht sowohl ausgezeichnet durch glänzende Gaben des Witzes und Verstandes, als durch die Festigkeit seines Willens und durch den eisernen Mönchscharakter, den er während seines ganzen Pontificats an den Tag legte. Michele Ghislieri***) war von geringer Herkunft, zu Bosco, unfern Alessandria in Oberitalien, im Jahr 1504 geboren. Schon in seinem 14. Jahre ging er in ein Dominicanerkloster, und ergab sich da mit Leib und Seele der Armuth und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderte. Von seinem Almosen behielt er nicht einmal so viel, um sich einen Mantel zu machen, und noch als Beichtvater des Governators von Mailand reiste er nie anders als zu Fuß und seinen Sack auf dem Rücken. Auch als Verwalter von Klöstern zeigte er sich streng und sparsam. Mit dieser äußersten Strenge der Sitten verband er aber auch die Strenge des katholischen Glaubens und den unversöhnlichsten Ketzerhaß, wie dieß bei allen der Fall sein mußte, welche die Reformation der Kirche innerhalb derselben zu bewirken trachteten. Als Mitglied der Inquisition hatte er sein Amt besonders im Veltlin und der Umgegend mit großer Strenge, aber auch unter eigner Lebensgefahr verwaltet. Noch als Cardinal und auch als Papst bewahrte er die alte Strenge seines klösterlichen Haushaltes. Er hielt die Fasten in ihrem vollen Umfange, erlaubte sich kein Kleid von feinerem Zeuge, hörte alle Tage die Messe und las sie bisweilen selbst. „Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißen Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt."†) Auch war Pius gütig und leutselig. Doch konnte er leicht in Zorn entbrennen, wenn ihm wider-

*) Ranke I. S. 347.

**) Fleury, Hist. ecclésiastique (Contin.) tom. 34. p. 267.

***) Nach Ranke I. S. 352 ff.

†) Ranke a. a. O. S. 354.

sprochen wurde; denn das ertrug er nicht, und seine Strenge gegen Verbrecher und Ketzer kannte keine Milderung. Die Regierung dieses Papstes ist auch besonders wichtig für die Geschichte der katholischen Schweiz, indem er und sein Nachfolger Gregor XIII. durch Einführung einer ständigen Nuntiatur die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz noch enger an den päpstlichen Stuhl ketteten, so wie auch unter ihm durch das Organ des Erzbischofs Carlo Borromeo von Mailand die feindselige Stimmung der katholischen Stände gegen die reformirten in fortwährender Aufregung erhalten ward. Noch wichtiger aber ist Pius durch seinen Sieg über die Türken, deren Seemacht bei Lepanto vernichtet wurde. Pius V. starb den 1. Mai 1572. Als er seinen Tod kommen sah, besuchte er noch einmal die sieben Hauptkirchen Roms, um von diesen heiligen Orten Abschied zu nehmen; dreimal küßte er die letzten Stufen der Scala Santa. *) — „Welch eine Mischung," sagt Ranke, „von Einfachheit, Edelmuth, persönlicher Strenge, hingegebener Religiosität und herber Ausschließung, bitterm Haß, blutiger Verfolgung!" —

Seinen Nachfolger Gregor XIII. kennen wir bereits aus der bisherigen Geschichte, indem er sich uns auf der einen Seite durch den Jubel, womit er die Greuel der Bluthochzeit feierte, als einen argen Ketzerhasser, auf der andern Seite durch den verbesserten Kalender als einen Freund des Fortschritts auf dem Gebiete der Wissenschaft gezeigt hat. Sein eigentlicher Name ist Hugo Buoncompagno, sein Geburtsort Bologna. Er regierte von 1572—85. Auch er suchte durch strenge Sittlichkeit die Würde des päpstlichen Stuhles aufrecht zu erhalten und in genauer Vollziehung der geistlichen Pflichten seinen Vorfahr wo möglich noch zu übertreffen. Es ist überhaupt als ob sich die Päpste dieser Zeit das Wort gegeben hätten, durch die höchste sittliche Strenge den Protestantismus zu beschämen, weil sie wohl fühlten, daß nur so sie sich in den Augen der Welt halten könnten; — ein Beweis, wie günstig von dieser Seite der Protestantismus auf das Papstthum zurückgewirkt hat, das ohne ihn zuletzt in sittlicher Fäulniß untergegangen wäre. Die ersten Jahre seines Pontificats las Gregor jede Woche dreimal selbst die Messe, und späterhin wenigstens alle Sonntage. **) Vor allem suchte er einen streng kirchlichen Unterricht zu befördern, was er durch Unterstützung der Jesuiten am sichersten zu erreichen glaubte. Durch ihn erhielt, wie schon bemerkt, das Collegium derselben in Rom eine erweiterte Gestalt,

*) Ranke I. S. 373.

**) Ranke I. S. 423.

und ebenso sorgte er dafür, daß auch für Deutschland und die Schweiz fortwährend Männer gebildet würden, die im Stande wären, den rein-katholischen Glauben daselbst zu verkünden und den Protestantismus mit den geeigneten Waffen zu bekämpfen; denn auch bei ihm ging mit dem Reformationseifer die Ausrottung der Ketzer Hand in Hand. Wir haben seines Ortes die Befangenheit der Protestanten getadelt, mit der sie sich dem neuen Kalender entgegensetzten, bloß weil er vom Papste kam. Wir dürfen aber auch nicht verhehlen, daß die furchtbar gehässige Gesinnung, welche dieser Papst gegen die protestantische Kirche an den Tag legte, eben nicht geeignet sein konnte, seinem Werke Zutrauen zu verschaffen. Drei Jahre nach der Bulle, in welcher er die Kalenderverbesserung bekannt machte, erschien eine andere, die wiederaufgewärmte Bulle In coena Domini, in welcher er nicht allein alle Ketzer, sondern auch alle Beschützer derselben jedes Ranges und Standes in den Bann that, so wie er alle die feierlich verdammte, welche sich den geistlichen und weltlichen Herrschaftsrechten des römischen Stuhls in irgend einer Weise zu entziehn gesonnen wären. *) In diesen Gesinnungen eines Hildebrand, dem zu Ehren er den Namen Gregor gewählt hatte, starb der alte Papst lebenssatt und schwach; er sah zum Himmel auf, und rief: „Du wirst aufstehen, Herr! und dich Zions erbarmen!" **)

Sein Nachfolger wurde ein Mann, dessen Geschichte unstreitig eine der interessantesten Partien der neuern Papstgeschichte bildet. Die Jugendgeschichte Sixtus' V. — wem wäre sie nicht bekannt? wenn auch nicht alles, was von diesem seltnen Mann erzählt wird, verbürgt ist. Sein Vater Peretto Peretti, slavischer Abkunft, lebte als Pächter in der Mark Ancona, zu Grotte a Mare bei Fermo. Es hatte ihm einst geträumt, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen werde; deßhalb nannte er den Knaben, der ihm im December des Jahres 1521 geboren wurde, Felix. Dieser Felix Peretti war der nachmalige Sixtus V. Seine früheste Entwicklungsgeschichte hat viel gemein mit der des Vincenz von Paula, mit der wir uns in der letzten Vorlesung beschäftigt haben. ***) Auch ihn sehen wir den ziemlich armen Eltern nachhelfen in ihren ländlichen Geschäften, wozu auch mitunter das Hüten der Hausthiere gehörte; daher die etwas übertriebene Sage, er sei aus einem Schweinehirten ein Papst geworden. Auch ihn retteten,

*) Menzel V. S. 109 f.

**) Ranke a. a. O. S. 437.

***) Vincenz lebte ein halbes Jahrhundert später.

wie später den Vincenz, die Franciscaner für den Dienst der Wissenschaft und der Kirche, indem ein Verwandter des elterlichen Hauses, der diesem Orden angehörte, Fra Salvatore, sich seiner annahm. Der junge Felix half sich kümmerlich durch. Sein Stück Brot, das er täglich mit auf den Weg nahm, wenn er die benachbarte Schule der geistlichen Väter besuchte, verzehrte er an einem Brunnen, der ihm den Trunk zu seiner Mittagskost bot. Mit dem zwölften Jahr trat er förmlich in den Orden.*) Sein Oheim hielt ihn strenge, aber Felix selbst bewährte während seiner Studienzeit einen musterhaften Eifer. Oft saß er, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang des Klosters, oder bei der Lampe, die vor dem Allerheiligsten in der Kirche brannte, mit seinem Buche. Nachdem er sich auf den Universitäten von Ferrara und Bologna weiter gebildet hatte, erwarb er sich mit vielem Lobe die akademischen Grade.

Zum Beweise, wie die Inquisition auf jedes in der Kirche aufkeimende Talent ihre scharfen Augen richtete, zum Beweis aber auch, wie klug der junge Mönch seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen wußte, dient folgender Vorfall.**)

Im Jahr 1552 hielt Felix die Fastenpredigten in der Kirche St. Apostoli zu Rom mit großem Beifall. Da fand er eines Tages auf der Kanzel einen Zettel, auf welchem die Hauptsätze seiner bisherigen Predigten enthalten waren; neben jedem stand mit großen Buchstaben: „Du lügst.“ Peretti war besonnen. Er ließ sich nichts merken, hielt seine Predigt mit gewohnter Fassung bis zu Ende, und schickte, als er nach Hause kam, den Zettel selbst in die Inquisition. Es stand nicht lange an, so erschien auch der damalige Großinquisitor Michael Ghislieri (den wir eben vorhin als Papst Pius V. kennen gelernt haben) in seinem Gemach. Peretti selbst erzählte in der Folge, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes mit seinen strengen Brauen, seinen tiefliegenden Augen, den scharf markirten Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Eine strenge Prüfung begann jetzt; aber Peretti führte seine Sache so geschickt, daß des Inquisitors Angesicht sich allmälig aufheiterte und er ihm endlich mit heißen Thränen um den Hals fiel, ihn zu umarmen; denn er hatte einen Gleichgesinnten in ihm gefunden. Jetzt war Peretti's Glück gemacht. Der mächtige Großinquisitor ward sein Beschützer. Bald gelangte er selbst zum Amt eines Inquisitors, und stieg zum Bischof,

*) Späterhin verbot das Tridentiner Concil diese frühen Gelübde.

**) Ranke I. S. 440.

zum Cardinal empor. Als solcher führte er den Namen Montalto von dem Castell in der Nähe seines Geburtsortes. Er lebte still, sparsam, fleißig für sich hin. Gewöhnlich wird erzählt, er habe sich krank gestellt, sei hustend und gebückt am Stabe einhergeschlichen, und habe damit die übrigen Cardinäle getäuscht; diese hätten dann den Kränklichen gewählt, damit er bald wieder einem von ihnen Platz machen könnte. Kaum aber habe sich Montalto durch diese List auf den Stuhl Petri geholfen, so habe er die Krücken weggeworfen und sich in seiner vollen Manneskraft gezeigt; das Te Deum laudamus habe er mit so kräftiger Stimme intonirt, daß Alle, die es hörten, darob erstaunten; denn nur so lange habe er nach seinem eigenen Geständniß sich gebückt, als er die Schlüssel Petri gesucht, jetzt aber, nachdem er sie gefunden, habe er das Haupt wieder aufgerichtet. Diese Erzählung ist fast in alle Geschichtsbücher übergegangen und lebt als Anekdote in Aller Munde; allein der umsichtige Ranke erklärt sie für ein Märchen. Man sei vielmehr einstimmig gewesen im Conclave, daß man unter den damaligen Umständen eines kräftigen Mannes bedürfe; und darum habe man Montalto gewählt, der zwar schon 64 Jahre alt, „aber von starker und guter Complexion“ gewesen sei.*) Genug, im Jahr 1585 sah sich Montalto am Ziel seiner Wünsche. Er nannte sich nun als Papst Sixtus V. Ein großer Theil von dem, was den Namen dieses Papstes unsterblich gemacht hat, gehört der klugen und kräftigen Verwaltung des Kirchenstaates und somit der politischen Geschichte an. Bekannt ist seine Strenge, womit er das Land von Banditen säuberte und die öffentliche Sicherheit herstellte. Schon am Tage seines Regierungsantritts und später noch täglich sah man Galgen errichten; aller Orten traf man auf Pfähle, auf denen Banditenköpfe aufgesteckt waren, und innerhalb eines Jahres war die Säuberung vollendet. Ueber seine finanziellen Unternehmungen, über das was er zur Hebung der Gewerbe und des Wahlstandes that, müssen wir wegsehn, und auch seinen gewaltigen Bauunternehmungen dürfen wir nur einen flüchtigen Blick schenken. Seine Wasserleitungen erinnerten an ähnliche Werke zur Zeit der alten Cäsaren: Berge wurden geebnet, neue Straßen angelegt, Sümpfe getrocknet. Die Säulen des Trajan und Antonin wurden wieder hergestellt und den Aposteln Petrus und Paulus geweiht. Alles aber übertraf die Aufstellung des Obelisken vor der St. Peterskirche, worüber er selbst in seinem Tagebuche anmerkte, daß ihm das größte und schwierigste Werk gelungen sei, welches

*) Ranke S. 443 f.

er menschliche Geist habe erdenken können. Die Vaticanische Bibliothek ergrößerte und bereicherte er auf eine solche Weise, daß sie als eine eue Schöpfung betrachtet werden konnte, und auf sein Geheiß wölbte ch die majestätische Kuppel über der Peterskirche. Dieses alles verdient erechte Bewunderung. — Fragen wir nun aber nach der kirchlichen und eligiösen Stellung des Papstes, so bemerken wir auf der einen Seite icht den finstern Mönchsernst mehrerer seiner Vorfahren, auf der anern auch nicht ihren Ketzerhaß in dem hohen Grade, obwohl auch er icht frei war von zelotischen Anwandlungen. So sehr er sich einzschränken und zu entbehren wußte, wo es noth that, so sehr liebte er uch wieder Pracht und fürstlichen Aufwand. Er verweilte gerne bei eitern Gesprächen an der Tafel, ohne jedoch der Würde des Fürsten der der Würde des Priesters etwas zu vergeben.*) Sixtus V. war der Zeitgenosse Heinrichs IV. und der Königin Elisabeth. Beide that er in den Bann, aber, wie behauptet wird, mehr des päpstlichen Decorums wegen, ls aus Ueberzeugung. Selbst ein großer Geist, mußte er auch Achtung aben vor fremder Größe, wenn er auch nicht so groß war, um über des Vorurtheil sich zu erheben. Sein Geist hatte wenigstens mehr Verwandtschaft zu Elisabeth und Heinrich, als zu Philipp II., dem er war scheinbare Hülfe leistete gegen Elisabeth, dessen Argwohn er aber leichwohl bei der stets bewiesenen Mäßigung nicht entgehen konnte; enn Philipps Partei wollte, wie Ranke bemerkt, „katholischer sein, als er Papst“. Auch die Jesuiten liebte Sixtus nicht. Als sie ihm einen Beichtvater aus ihrem Orden anboten, antwortete er, es schicke sich esser, daß sie ihm beichteten, als daß er ihnen beichten sollte.**) Sixtus tarb, als eben ein Ungewitter sich über dem päpstlichen Palast entlud. Die Menge, die ihm nicht wohlwollte, deutete dieß auf einen geheimen Pact mit dem Bösen, der ihn unter Donner und Blitzen mit sich fortgeführt habe, und ließ an der Bildsäule ihre Rache aus, wie früher an er seines Vorfahren Pauls IV. Der Grund des Hasses war indessen in verschiedener. An Caraffa hatte man den strengen Reformator, an Sixtus mehr den Gelderpresser gehaßt; denn nur diese Erpressungen nd gehäuften Auflagen hatten es ihm möglich gemacht, trotz der vielen ostbaren Unternehmungen dennoch einen reichen Schatz von drei Millionen Scudi zu hinterlassen, der nach seiner Verfügung nur in äußer-

*) Siehe Iselins histor. Lexicon IV. S. 366.
**) Iselin a. a. O. S. 364.

sten Nothfällen, unter denen er den Türkenkrieg und die Ketzerkriege bezeichnete, angegriffen werden sollte.

Fragen wir uns, was in der Regierung dieses Papstes uns Bewunderung abnöthigt, so ist es mehr die Eminenz seines Verstandes, dem auch sein fester Wille diente, als die tiefere Richtung des Gemüths und der heilige Ernst der Gesinnung, den wir bei beschränktern Männern und bei entschiedenern Ketzerfeinden, wie bei einem Caraffa und Ghislieri, dennoch zu achten nicht umhin konnten. Der Kirche als solcher und der Reformation derselben (auch vom katholischen Standpunkt aus) war mit solchen feurigen, entschiedenen, aufopfernden Charakteren mehr gedient, als mit klugen Staatsmännern. Es mag noch hervorgehoben werden, daß er einige gute Einrichtungen traf. So setzte er in der Bulle Immensa vom Jahr 1587 funfzehn Congregationen von Cardinälen nieder, die sich mit verschiedenen Zweigen der Administration zu beschäftigen hatten, z. B. auch mit der Marine. Die Zahl der Cardinäle setzte er auf Siebzig fest. Nur sittlich unbescholtene, musterhafte Männer sollten gewählt werden. Die Bischöfe sollten sich binnen gewisser Zeiträume von drei, fünf und zehn Jahren in Rom zu Synoden versammeln, um das Beste der Kirche zu berathen. Die beiden kirchlichen Uebersetzungen der Bibel, die griechische der Septuaginta und die lateinische der Vulgata ließ er in erneuerter Recension herstellen, die von ihm den Namen trägt.

Nach einigen Päpsten, die nur kurze Zeit regierten (Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX., Clemens VIII., Leo XII.), folgte Camillo Borghese als Papst Paul V. (1605—1621). Er ist durch seinen Kampf mit Venedig berühmt. Dieses wollte auch in kirchlichen Dingen seine Selbständigkeit behaupten und demgemäß die Geistlichen nach den eignen Rechten der Republik richten. Der Papst sah darin einen Eingriff in seine Rechte. Er erließ ein Monitorium im Jahr 1605, worin er den Dogen, den Senat und Alle die ihnen anhangen, mit dem Bann belegte, von dem niemand lösen könne als der Papst in der Stunde des Todes. Die Stadt bedrohte er mit dem Interdict. — Die dem Papst ergebenen Orden, die Jesuiten, Capuziner und Theatiner zogen aus der gebannten Stadt ab, die übrige Geistlichkeit kehrte sich so wenig als die Laien an den Bannstrahl und setzte den Gottesdienst fort. Hier that sich besonders als ein Gegner der römischen Politik hervor der schon früher genannte Servitenmönch Fra Paolo Sarpi, der die Rechte der Republik gegen die Jesuiten (Bellarmin, Baronius, Mariana, Suarez) vertheidigte.

Heinrich IV. von Frankreich gelang es endlich, den Frieden zu vermitteln, und zwar zum Vortheil Venedigs.*)

Gregor XV. (Ludovisi, 1621—23) ist uns bereits als Stifter der Propaganda genannt worden.**) Unter seinem Nachfolger Urban VIII. (1623—44) erhielt dieselbe noch eine weitere Ausdehnung. Auf ihn und Innocenz X. als die Päpste des dreißigjährigen Krieges gedenken wir später zurückzukommen.

Schließlich erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit noch auf einige Männer hinzulenken, die entweder vorzugsweise durch die Größe ihres Charakters, durch den Ernst ihrer Gesinnung, durch den Eifer ihrer Frömmigkeit und die Strenge ihrer Sitten den Katholicismus zu halten gesucht, oder die auch wieder durch ihre wissenschaftliche und freisinnige Richtung dem Protestantismus sich genähert haben. In die erste Classe gehören besonders zwei hochgestellte Prälaten der katholischen Kirche, die auch in die schweizerischen Verhältnisse vielfach eingegriffen und sich als entschiedene, zugleich aber als würdige Gegner der Reformirten dargestellt haben: der eine ist Carlo Borromeo, Erzbischof von Mailand, der andere Franz von Sales, Bischof von Genf. —

Wenn der Reisende den beschwerlichen Pfad über die Alpen hinter sich hat, und ihn bereits die mildern Lüfte des italischen Himmels umwehen, so sind es dicht an der Grenze unsers schweizerischen Vaterlandes die Zaubergärten der Borromeischen Inseln, in welchen Kunst und Natur sich vereinigen, seinen entzückten Augen das Titelblatt zu einem der schönsten Werke der Schöpfung zu entrollen. Verfolgt er dann weiter das rechte Ufer des Langensees, so erhebt sich unfern Arona eine mächtige eherne Bildsäule, welche segnend über die Gegend hinschaut: es ist die Statue von Carlo Borromeo, der zwar nicht jenen Inseln den Namen und das Dasein gab,***) aber der fast ein Jahrhundert früher die Wüstenei der Kirche in einen Garten Gottes umzuschaffen sich bemühte, und Gut und Leben daran setzte. Mit dem Gedanken an ihn be-

*) Gelzers Monatsbl. Mai 1859: Paolo Sarpi und der italienische Patriotismus zu Anfang des 17. Jahrh. von B. E.

**) Er machte auch einige Bestimmungen wegen der Papstwahl, indem er drei Wege bezeichnete, auf denen der oberste Bischof der Christenheit könne gewählt werden: 1) durch Scrutinium, wobei $^2/_3$ der Cardinäle nothwendig, 2) durch Compromiß, (einen Ausschuß von Cardinälen), 3) durch Quasi-Inspiration (Adoratio), wenn alle Wähler wie durch Instinct des heiligen Geistes auf eine Person sich vereinigen.

***) Bekanntlich war es erst Vitaliano Borromeo, der im Jahr 1671 die nackte Felseninsel Isola bella bekleiden ließ.

tritt der Wandrer sodann das Riesengebäude des Domes von Mailand; und wenn er es nach seinen äußern und innern Verhältnissen und Verzweigungen durchlaufen und durchmessen, so läßt er sich noch hinableuchten in die reiche Gruft, in welcher ein silberner Sarg die Ueberreste des großen Bischofs bewahrt, der einst in dieser Kathedrale den Sitz des heiligen Ambrosius mit neuem Ruhm der Heiligkeit geschmückt hatte. Bei diesem gefeierten Namen lassen Sie uns einen Augenblick verweilen.

Carlo Borromeo*) wurde geboren den 2. October 1538 auf dem Stammschloß seiner erlauchten Ahnen, zu Arona am Langensee (Lago Maggiore). Schon sein Vater, Gilbert, muß ein Mann von trefflichen Eigenschaften des Herzens gewesen sein. Die Mutter, Margaretha von Medicis, war eine Schwester des nachmaligen Papstes Pius IV. Schon im zarten Alter zeichnete sich Karl durch männlichen Ernst und kindliche Gottesfurcht aus. Er mied die Spiele der Genossen und übte sich in der Einsamkeit im Messelesen und in der Handhabung der priesterlichen Gebräuche. Entschieden sprach sich damit sein Beruf zum geistlichen Stande aus. Schon als Kind trug er, der Sitte des Zeitalters gemäß, den Priesterrock, und sein mächtiger Ohm machte den in strenger Frömmigkeit erzogenen, vielbegabten Nepoten bereits in seinem 22. Jahre zum Cardinal und Erzbischof von Mailand, zu einer Zeit, als Carlo noch nicht einmal die geistliche Weihe erhalten hatte, die er sich in der Stille nachgeben ließ; allerdings ein starkes Stück Nepotismus. Die schwierigsten Aufträge legte der Papst in seine Hand, und der apostolische Jüngling unterzog sich denselben mit der Tüchtigkeit eines in Geschäften gereiften Geistes und mit einer alles aufopfernden Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit. „Man weiß nichts anderes," sagt ein Zeitgenosse von ihm,**) „als daß er rein von jedem Flecken ist; er lebt so religiös und giebt ein so gutes Beispiel, daß er den Besten nichts zu wünschen übrig läßt." Gleichwohl traute Borromeo nicht seiner Kraft und Weisheit allein. Er sammelte die gelehrtesten Köpfe um sich und vertiefte sich mit ihnen bald in die Werke des Alterthums und in das Studium der Philosophie, bald wieder besprach er mit ihnen das Wohl der Kirche. Allem bischöflichen Prunke entsagte er freiwillig, trug keine andern als wollene Kleider, und beschränkte wöchentlich einmal seine Mahlzeit freiwillig auf

*) Vgl. die von J. M. Sailer herausgegebene Schrift: Der heilige Karl Borromeus, ein Handbüchlein für unsern Klerus. Augsburg u. s. w. 1823. Ranke, Bd. I. S. 321 ff. und 363 ff. Fleury, Histoire ecclésiastique (Contin.) tom. 34. p. 250 ss. Der sonst so breite Schröckh erwähnt seiner kaum im Vorbeigehn!

**) Hieronymo Soranzo bei Ranke a. a. O.

Wasser und Brot oder ein Paar Feigen. Auch härtere Kasteiungen und Geißelungen nahm er, der mittelalterlichen Sitte getreu, mit sich vor. Durch diese Frömmigkeit erregte er Anstoß bei den weltlich gesinnten Prälaten, die ihn sogar der Heuchelei beschuldigten. Aber Borromeo ließ sich nicht irre machen. Indem er bei der Reformation seines eigenen Hauses anfing, dehnte er dieselbe in immer weitern Kreisen über seinen Sprengel aus. Nicht nur legte er Priesterseminarien an und gewöhnte Laien und Weltgeistliche an eine strengere Zucht, nicht nur gab er drei Viertheile seiner Einkünfte her zu nützlichen Einrichtungen, zu Verschönerungen des Gottesdienstes und zur Pflege der Armen, sondern überall war er durch persönliche Gegenwart thätig. In allen Richtungen bereiste er fortwährend seine Diöces, es gab in derselben keinen Ort, den er nicht zwei-, dreimal besucht hätte; in das höchste Gebirge und die entlegensten Thäler verfügte er sich. Aber nicht bei'm Aufsehn allein ließ er es bewenden. Er predigte selber, las Messe und spendete die heiligen Sacramente; und das alles mit einer Würde, einer Salbung, einem ausdauernden Ernste, wie man es bei dem Mechanismus der katholischen Liturgie nicht gewohnt war. Einen Altar zu weihen forderte eine Ceremonie von acht Stunden, und doch rechnet man 300 Altäre, die er nach und nach geweiht hat.

Freilich brannte neben dem Liebeseifer in dem Herzen des Bischofs auch die Gluth des römischen Glaubenseifers, die wir so oft auch bei den Edlern der katholischen Kirche in verzehrende Flammen ausschlagen sehen. Die Thäler der Schweiz waren es vorzüglich, auf welche Borromeo sein Augenmerk richtete, und von ihm ging besonders (wie schon bemerkt) eine mächtige Reaction gegen den Protestantismus unseres Vaterlandes aus.

Es dürfte daher hier am Orte sein, über die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz und über die weitern Schicksale des Protestantismus daselbst seit der Reformation etwas Weniges einzuschalten.

Wir wissen, daß seit dem unglücklichen Ausgang des Kappeler Krieges die Scheidewand zwischen den protestantischen und katholischen Orten der deutschen Schweiz gezogen war; während um eben diese Zeit in der französischen Schweiz der Kampf der Parteien immer lebhafter wurde, bis durch Calvins Ansehn gehoben der Protestantismus daselbst immer tiefere Wurzel faßte. Durch ihre Verhältnisse zu Savoyen blieb jedoch die junge protestantische Republik von Genf fortwährenden Anfeindungen bloßgestellt, und nur durch das engere Anschließen an Zürich, zu welchem sie im Jahr 1580 in ein Burgrecht trat, ward es ihr mög-

lich, einigen Widerstand zu leisten. So weit Genf und Savoyen, auf das wir später zurückkommen werden. Aber auch östlich von da, in den enetbürgischen Landen, besonders in der Vogtei Locarno, hatte (wie in Oberitalien überhaupt) die evangelische Lehre Eingang gefunden, und von da vertrieben hatten die gewerbthätigen Flüchtlinge in dem gastlichen Zürich sich angesiedelt.*) Auch nach der Vertreibung jener Familien erhielt sich indessen in jenen Gegenden, so wie auch im Veltlin, ein Heerd der antikatholischen Stimmung, und es war somit die Aufgabe der Päpste und ihres Anhangs, diesen Heerd womöglich zu zerstören. Eine kräftige Verbindung mit den katholischen Ständen der Eidgenossenschaft, in deren Gebiet ein Theil der ketzerischen Thäler lag, war dazu vor allem erforderlich. Eine solche dauerndere Verbindung als bisher einzuleiten und zugleich den Samen der Ketzerei auszurotten, wo er um sich gegriffen, dazu ward Carlo Borromeo von dem ihm gleichgesinnten Papst Pius V. ausersehen. Nachdem er bereits das Amt eines Inquisitors im Mailändischen versehen und strenges Verfahren gegen die Ketzer geübt hatte, verfügte er sich in die nördlichen Districte der mailändischen Diöces, in das Livinerthal, in das Thal von Bregno und in die Landvogtei Riviera, welche sämmtlich damals unter der Botmäßigkeit der drei schweizerischen Urkantone standen. Mit großer Freude und unter vielen Ehrenbezeugungen ward der Erzbischof von diesen katholischen Ständen empfangen, und des Landes kundige Männer wurden ihm mitgegeben, als er die beschwerliche Reise in die entlegensten Winkel dieser Thäler antrat. „Ueberall," so erzählt ein katholischer Schriftsteller,**) „ging der heilige Prälat hin, seine verlorenen Schäflein in den Felsenklüften und in den unzugänglichsten Orten aufzusuchen. Den größten Theil der Reise war er genöthigt zu Fuß zu machen und durch den Schnee sich Bahn zu brechen; öfter mußte er sich der Steigeisen bedienen, um über die abschüssigen Felsen wegzukommen. Aber mit Vergnügen ertrug er Hunger und Frost, Durst und Anstrengung, und bei einem Stück schwarzen Brot, einer Hand voll Schneewasser und einigen Kastanien, fast der einzigen Frucht, welche die wilden Gebirge boten, dachte er auf das Heil der ihm anvertrauten Seelen." Ausrottung der Ketzerei und Reformation im katholisch-hierarchischen Sinne gingen bei ihm stets Hand in Hand. Er fühlte es wohl, daß mit trägen und

---

*) s. Vorl. Bd. III. S. 612. 13.

**) Der Fortsetzer von Fleury a. a. O. S. 544. Vgl. Sailer. S. 49 und 70.

unwissenden Geistlichen der Kirche nicht gedient sei. Diese setzte er ab, wo er sie fand; denn auch für den schlechtesten Winkel der Christenheit sollten diese Miethlinge nicht gut genug sein. Gerade diese verlassenen Posten sollten nach seinem Sinne mit schlagfertigen Wächtern besetzt sein, damit der Feind durch sie nicht eindringe in das Herz der katholischen Christenheit. Wo es an solchen Männern fehlte, da trat Borromeo selbst ein; und so wenig einst der Kanzler Gerson es verschmäht hatte, selber Kinderlehre zu halten, so wenig hielt es Borromeo unter seiner Würde, die armen Hirtenkinder selber in der christkatholischen Lehre zu unterrichten. Durch kleinere und größere Geschenke an Kinder und Erwachsene, durch die Leutseligkeit, womit er die Herren des Landes an seine Tafel zog, machte er sich die Herzen geneigt; mehr aber noch wirkte der gewaltige Eindruck seiner persönlichen Leistungen und seiner alles überwindenden Hirtentreue. Nach Mailand zurückgekehrt sorgte Borromeo weiter dadurch für die katholische Schweiz, daß er ein eigenes Seminar für junge Priester stiftete, worein er sogleich sechs junge Leute verpflanzte, die er mit sich genommen hatte, um sie für den geistlichen Stand bilden zu lassen. Auch veranlaßte er, wie schon bemerkt, den Papst Pius V. zur Errichtung einer ständigen Nuntiatur. Auf seinen Namen schlossen dann später die fünf alten Orte in Verbindung mit Solothurn und Freiburg den goldenen oder Borromeischen Bund, im Jahr 1586, wodurch die Kluft zwischen den Reformirten und Katholiken noch weiterhin befestigt wurde. — So sehr es uns auf der einen Seite schmerzt, daß gerade dieser Mann das Werkzeug zu dieser Trennung werden mußte, so wenig dürfen wir seinen Eifer verkennen, der ihn weit über eine andere Partei der katholischen Kirche erhebt, die damals, wie zu allen Zeiten — leider auch in der protestantischen Kirche — ihre Anhänger fand; eine Partei, der es am wohlsten war, wenn alles bei'm Alten blieb und die jeder Reformation, sie mochte von gutkatholischer oder von der entgegengesetzten Seite ausgehn, schon darum abhold war, weil ihre Bequemlichkeit dadurch gestört und ihr Eigennutz gefährdet wurde. Diese mächtige Partei einer unbedingten Stabilität trat auch gegen den ihr immer lästiger werdenden Erzbischof von Mailand auf. In ihren Augen war jeder Reformator ein Ketzer: so auch der entschiedenste Ketzerfeind Borromeo.

Wenn wir schon gleich im Zeitalter der Reformation mehrere neue Orden haben entstehen sehen, vorzüglich auch zum Heil der leidenden Menschheit, so lag der Grund dieser Erscheinung zugleich darin, daß mehrere der schon bestehenden Orden von ihren frühern Zwecken abgewichen

und zu einer Reformation nur schwer zu bewegen waren. Zu diesen verunstalteten Orden gehörte der Orden der **Humiliaten**. Dieser im 12. Jahrhundert entstandene und von Innocenz III. im 13. Jahrhundert bestätigte Orden hatte in Mailand und der Lombardei seinen Sitz. Ursprünglich bestand er aus einem Verein frommer Laien, die besonders in Tuchmanufactur ihren Broterwerb suchten, daneben aber Werke der Barmherzigkeit übten und gemeinschaftliche Andachten verrichteten. Aber in der Folge artete diese Brüderschaft, die ein förmlicher Mönchsorden geworden war, in Schwelgerei und Müßiggang aus. Carlo Borromeo suchte aus reinem Eifer dieses vaterländisch kirchliche Institut wieder zu heben und zu seiner einfachen, frommen Gestalt zurückzuführen. Aber eben dieß hätte ihm bald das Leben gekostet. Die Humiliaten waren so erbittert über ihn, daß, als er einst zur Nachtzeit in seiner Kapelle die Hausandacht verrichtete (es war den 26. Octbr. des Jahres 1569), ein Flintenschuß von einem der Mönche auf ihn losgefeuert wurde. Merkwürdig ging der Schuß in eben dem Augenblick los, als der Sängerchor in der Kapelle die Worte des Erlösers intonirte: „**Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.**" Augenblicklich verstummte die Musik, alles gerieth in Bewegung; Borromeo allein zeigte sich unverwirrt, hieß die Aufgestörten ihre Plätze wieder einnehmen und setzte unverweilt die Andacht fort mit einer Ruhe der Seele und einer Heiterkeit des Angesichts, als ob nichts vorgefallen wäre. Dieß wirkte gewaltig. Der Schuß hatte ihn im Rücken gestreift und hinterließ nur eine leichte Verwundung. Jedermann sah in diesem Vorfall eine augenscheinliche Rettung von höherer Hand. Das Ansehn des Bischofs stand fester als je. Eine allgemeine Procession ward angeordnet; Glückwünsche des Papstes und vieler Fürsten liefen ein; die Feinde verkrochen sich und der Orden der Humiliaten ward aufgehoben. — Carlo Borromeo fuhr fort als Vater seiner Mailander zu wirken. Als im Jahr 1570 die Hungersnoth, im Jahr 1576 die Pest regierte, war **er** einer der ersten, die thätige Hülfe leisteten. Leib und Leben widmete er dem Volke, dessen Vater er war. Wo das Elend am größten, da sah man ihn als rettenden Engel. Man glaubte an Wunder, die seine Nähe wirke. Nach einem thatenreichen, der Tugend und Frömmigkeit geweihten Leben starb Carlo Borromeo in einem Alter von 46 Jahren, den 3. Nov. 1584. Sein Körper hatte nicht nur viel gelitten durch die Anstrengungen auf Reisen und durch Nachtwachen, die seine unermüdliche Hirtensorge erforderte; sondern auch die vielen Kasteiungen hatten tiefe Narben zurückgelassen. Was Wunder, wenn der Mann, der zum Märtyrer des neuern Katho-

licismus geworden, auch unter dessen Heilige versetzt ward!*) Ein sonderbares Gemisch war in diesem Charakter von hingebender Frömmigkeit und hierarchischem Geiste, von evangelischem Liebeseifer und inquisitorischer Härte, von freiem Reformationsgeiste und von demüthiger Unterwerfung unter die Satzungen der Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Nie empfing er ein päpstliches Breve anders, als mit entblößtem Haupte! Sein Andenken blieb in Segen.

Wenige Jahrzehende nach diesem Manne wirkte in seinem Sinne, vielleicht mit noch mehr religiöser Innerlichkeit, im Geiste der katholischen Mystik ein andrer Mann, der gleichfalls auch in unserm Vaterlande das Geschäft des Bekehrers übernahm, dabei aber auch in der That ein Leben darstellte, das im Stande war, ein gutes Vorurtheil für die Religion zu erwecken, die solch ein Leben erzeugte.

Franz von Sales, den wir bereits als den Stifter des Ordens der Heimsuchung kennen, verdient in mehrfacher Hinsicht unsre Beachtung. Er wurde geboren den 21. August 1567**) auf dem Schlosse Sales im Savoyischen. Den Namen Franz erhielt er von seinen streng katholischen Eltern zu Ehren des heiligen Ordensstifters von Assisi. Nachdem er auf dem Collegium in Annecy seine erste Bildung erlangt hatte, bildete er sich zu Paris unter den Benedictinern und Jesuiten zum Theologen aus. Schon hier ward ihm der Unterschied klar zwischen der bloßen Wissenschaft und dem, was er und die Frommen seiner Zeit Meditation nannten. Während jene mehr nur den Geist schärft und einzelne Fähigkeiten desselben ausbildet, giebt diese der Seele eine erquickende Nahrung und fördert sie in ihrem gesammten Heil.***) In dieser contemplativen Geistesrichtung zeigt die Jugendgeschichte auch dieses Mystikers viel Aehnliches mit der Luthers, so verschieden ihre spätere Entwickelung war. Auch er mied, wie Borromeo, die Spiele der Kind-

---

*) Paul V. erließ im Jahr 1610 auf Betrieb Philipps III. von Spanien die Canonisationsbulle, wonach das Andenken an den Heiligen jährlich den 4. Novbr. gefeiert werden sollte. Die Bulle findet sich in Sailers Schrift mitgetheilt S. 152 ff., wo auch die Wunder aufgeführt werden, die er verrichtet haben soll.

**) Die ausführliche Biographie von Marsollier war mir nicht zur Hand, auch nicht die neuere von Rensing. Ich bin meist Helyot gefolgt, Histoire des ordres monastiques T. IV. p. 327. und Schröckh III. S. 506 ff., womit zu vergleichen Sailers Briefe aus allen Jahrhunderten Bd. III. S. 127 ff. Damit zu vergleichen der kurze Artikel von Reuchlin in Herzogs Realenc. IV. S. 483.

***) La méditation est fort differente de l'étude; car la fin de l'étude est la science, mais la fin de la méditation est l'amour de Dieu et la pratique de la vertu. (Introduction à la vie dévote. Paris 1825 p. 64.)

heit, und brachte die Stunden, welche die Studiengenossen zur Lustbarkeit verwandten, am liebsten in Gebet und in Betrachtung der heiligen Vorbilder zu, denen seine jugendliche Seele nachstrebte. Wie Luther einst in einer entscheidenden Stunde seines Lebens ein unvorsichtiges Klostergelübde that, das in der Folge ihn reuete: so that auch Franz von Sales vor dem Angesichte der heiligen Jungfrau das Gelübde ewiger Keuschheit, jedoch ohne nachherige Reue. Gleich Luther hatte auch er viele Stunden geistlicher Betrübniß, ohne jedoch auf demselben Wege, wie dieser, aus ihr errettet zu werden. Seine Retterin ward ihm die Mutter Gottes (wie er glaubte), und die Frucht seiner Kämpfe war, wie bei Loyola, eine nur um so größere Anhänglichkeit an die Religion der Väter. Auch er sollte übrigens, wie Luther, Calvin u. a. große Männer, nach dem Wunsche seiner Eltern eine weltliche Laufbahn durchmessen, ward aber immer wieder zur Theologie hingetrieben und durch den gelehrten Jesuiten Possevin in seinem Vorsatz bestärkt. So trat er, nachdem er sich in Padua der Rechtsgelehrsamkeit beflissen hatte, in den Priesterstand, zum großen Leidwesen seiner Eltern, die ihm schon eine Senatorstelle in Chambery und eine würdige Braut bestimmt hatten. Obwohl Genf unter der Zeit zum Protestantismus übergegangen war, so bewahrte doch die katholische Kirche ihrem System gemäß alle Ansprüche auf die Besetzung der kirchlichen Aemter daselbst. So wurde Franz von Sales durch eine päpstliche Bulle zum Propst von Genf bestimmt, dessen katholischer Bischof seinen Sitz in Annecy hatte. Er predigte mit großem Beifall. Schon sein erster öffentlicher Vortrag hatte auffallende Bekehrungen vornehmer Personen zur Folge. Aber auch des rohen Landvolks erbarmte er sich und predigte den Armen das Evangelium.

Ein ähnlicher Auftrag ward ihm rücksichtlich der Schweiz, wie dem Carlo Borromeo. Als nämlich der Herzog von Savoyen im Jahr 1594 den Genfern die Landschaft Chablais entrissen, in welcher bereits Calvins Lehre sich ausgebreitet hatte, so war das Erste, daß er den Bischof beauftragte, durch ausgesandte Geistliche die Abgefallenen wieder in die katholische Kirche zurückzuführen. Es bedurfte dazu unterrichteter, entschlossener und frommer Männer, die im Stande wären die katholische Religion von ihrer Lichtseite darzustellen und ihr durch den eignen frommen Wandel den sichersten Nachdruck zu geben. Und wer war dazu geeigneter, als unser Franz von Sales? Er bewies den Eifer eines Borromeo. In der härtesten Witterung unternahm er, in Begleitung eines Verwandten, seine Missionsreise. Die Thüren wurden ihnen von den Calvinisten verschlossen; selbst ihr Leben stand auf dem Spiele. Dennoch

iegte die Beharrlichkeit und der apostolische Eifer des Mannes über alle Schwierigkeiten; und wenn auch die päpstliche Belobungsbulle, die von hm rühmt, „daß er 72000 Ketzer bekehrt habe," den Mund etwas voll nimmt, so scheint doch wenigstens seine Wirkung auf die Gemüther eine außerordentliche gewesen zu sein. Unter diesen Bekehrungen hebt sich die es Connetable von Lesdigieres als die glänzendste heraus. Ob Franz n seinem Bekehrungseifer auch verwerfliche Mittel angewandt habe, ürfte sich wohl kaum mit Sicherheit ermitteln lassen. Er soll zu gewaltthätigen Maßregeln, namentlich zur Deportation der reformirten Geistichen gerathen, ja er soll in einer vertraulichen Unterredung mit Theodor Beza die Bestechung versucht und ihm im Namen des Papstes Clemens VIII. auf den Fall seines Uebertritts zur römischen Kirche einen Jahrgehalt von 4000 Goldstücken verheißen haben. Das Erstere kann vohl möglich sein, da auch frömmere Gemüther von Härte gegen Andersenkende nicht immer frei waren. Das Letztere that er, wenn er's that, us Auftrag des Papstes, und da hat freilich leider die Moral eines reuergebenen Katholiken ein Ende. Im Uebrigen scheint aber doch die Güte und Sanftmuth der Haupthebel seiner Bekehrungsthätigkeit gewesen zu sein. Denn also pflegte der Cardinal du Perron von ihm zu sagen: urch Gründe getraue er sich jeden Ketzer in der Welt zu widerlegen, aber a, wo es auf wahre Bekehrung ankomme, da müßte er die Sanftnuth eines Franz von Sales besitzen. *) Zur Belohnung für seine vielen Verdienste um die Kirche ward Franz von Sales im Jahr 1599 von dem Bischof von Genf zu seinem Coadjutor und im Jahr 1602 zu dessen Nachfolger erwählt. Auch als Bischof (in partibus infidelium) fuhr r fort selbst zu predigen und zu katechisiren, während er auf der andern Seite zur Unterdrückung des Protestantismus nicht minder thätig war. Den Purpur des Cardinals, der ihm angeboten wurde, lehnte er ab, und eine Einkünfte verwandte er dermaßen zu Wohlthaten, daß er selber Mangel litt.

Als ihn die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, Christina von Frankreich, die Tochter Heinrichs IV., zu ihrem Almosenier (aumônier) machen wollte, bedingte er sich zwei edle Freiheiten aus: 1) in seinem Kirchsprengel bei seiner Heerde leben zu dürfen, und 2) keine Besoldung on ihr anzunehmen zur Zeit, wenn er keine Aufträge von ihr zu verichten hätte. Die Prinzessin ließ sich die beiden Bedingungen gefallen, nd gab ihm einen Diamant von großem Werth zum Geschenke, „mit

*) Siehe Iselin, Histor. Lex. unter Sales.

der Bedingung," setzte sie hinzu, „daß Ihr ihn aus Achtung für mich behaltet." „„So lange,"" erwiderte der Bischof, „„bis ihn die Armen nöthig haben."" „In diesem Falle," sagte die edle Frau, „mögt Ihr ihn versetzen, und ich werde ihn für Euch wieder lösen." „„Ich fürchte,"" sprach Sales, „„der Fall möchte sich oft ereignen und ich am Ende Eure Güte mißbrauchen.""*) —

Franz von Sales starb den 28sten des Christmonats im Jahr 1622. Am Grabe des frommen Bischofs sollen sich Wunder ereignet haben, und auch ihn hat die Kirche gleich dem heiligen Borromeo canonisirt. Wir dürfen diesen Mann, der gewissermaßen ein Vorläufer Fenelons genannt werden darf, nicht verlassen, ehe wir auch noch seiner schriftstellerischen Thätigkeit Erwähnung gethan haben, die uns zugleich auf das Gebiet der katholischen Mystik führt. Mehrere unter Ihnen kennen wahrscheinlich schon die Introduction à la vie dévote, ein Buch, das sich mit allem Fug, rücksichtlich der Lauterkeit des Sinnes, an Thomas Kempis anschließen darf, und das vielleicht an Fülle religiöser Ideen das letztere Buch noch übertrifft. Eine gewisse katholische Gesetzlichkeit in Beziehung auf die Beobachtung äußerer Gebräuche und Ceremonien kann zwar hier wie dort dem protestantischen Leser anstößig werden; allein man darf gleichsam nur diese dünne Haut wegschälen, so findet man darunter einen unversehrten Kern gesunder, praktischer Frömmigkeit. Ich muß sogar gestehen, daß ich der Mystik des heiligen Franz in einer gewissen Hinsicht den Vorzug geben möchte vor der deutschen Mystik eines Weigel und Böhm. Wenn nämlich bei den letztern (wie wir gesehen haben) das speculative und theosophische Element vorwaltet und oft in paracelsische Träumereien sich versteigt, so tritt dieß bei dem einfachen, frommgläubigen Sales ganz zurück. Seine Mystik ist die reine Herzensmystik, und wenn sie auch an Kraft und Tiefe der Gedanken der deutschen Mystik nachsteht, so übertrifft sie dieselbe wieder an Zartheit und Innigkeit. Selbst vor dem nüchternen Johann Arndt hat Sales den Vorzug eines reinern Stils, einer vollendetern Form voraus, wie denn die Franzosen der damaligen Zeit den Deutschen überhaupt in dieser Hinsicht voraus waren. Wenn Arndt bisweilen durch seine Breite dem modernen Geschmacke ungenießbar wird und seine Bilder hie und da denselben verletzen, so hat St. François de Sales schon jene Classicität des Ausdrucks, wie sie nachher dem Zeitalter Ludwigs XIV. eigen war. Seine Bilder sind meist aus dem Leben der

*) Sailer a. a. O. S. 129 f.

Natur entlehnt, oft auf eine höchst originelle Weise; nur selten verirrt sich der Verfasser in Spielereien, was ihm am meisten da begegnet, wo er alttestamentliche Bilder, z. B. aus dem Hohenliede, auf christliche Verhältnisse anwendet. Ueber solche einzelne Störungen wird jedoch der Leser gerne wegsehen, weil er vielfach durch den Inhalt entschädigt wird. Auch darin noch hat der katholische Mystiker einen Vorzug, jedoch nur einen bedingten, vor seinen protestantischen Geistesverwandten, daß er mehr, als sie, auf die einzelnen sittlichen Verhältnisse des Lebens eingeht, mehr asketische Moral, als speculative Dogmatik giebt. Ich nenne dieß indessen einen bedingten Vorzug, indem eben wieder der feste evangelische Glaubensgrund bei den deutschen Mystikern ein Vorzug noch größerer Art ist, den wir nicht dagegen einbüßen möchten. Welcher Evangelische wird nicht von Herzen in das Wort unsers Mystikers einstimmen: um wahrhaft in der Heiligkeit zu stehn, brauche man nicht sonderliche Dinge zu thun, sondern die alltäglichen, „gemeinen Dinge müsse man besonders gut thun". Erinnert das nicht an ähnliche Aussprüche Luthers? Und so werden wir auch das Urtheil eines katholischen Theologen, des würdigen Bischofs Sailer bestätigt finden, wenn er über Franz von Sales sagt: *) „Rein und lichthell und milde war sein Thun; rein, lichthell und milde war auch, was er sprach, was er schrieb."

Wenn so Carlo Borromeo und Franz von Sales dadurch reformatorisch wirkten, daß sie im Zusammenhang mit der katholischen Kirche und durch die Mittel, die in ihr liegen, den bessern Geist derselben zu wecken und zu beleben suchten, wobei sie selbst an die Hierarchie sich anlehnten, so fehlte es von der andern Seite auch in der katholischen Kirche nicht an solchen reformatorischen Geistern, welche derselben Hierarchie mit protestantischer Kraft entgegenwirkten und demnach eine dem Protestantismus verwandte Opposition bildeten. Unter diesen zeichnete sich der Servitenmönch Fra Paolo Sarpi aus, den wir als Vertheidiger der Republik Venedig gegen den Papst Paul V. in die Schranken haben treten sehn. Auch Sarpi, **) der Sohn eines ruinirten Kaufmanns in Venedig, machte sich durch große Strenge des Lebens und der Sitten seinen Zeitgenossen achtungswerth. Mathematischer und juristischer Scharfsinn und eine über die gewöhnlichen Kenntnisse des Zeitalters hinausgehende Bekanntschaft mit den Gesetzen der Natur waren bei

*) Sailer a. a. O. S. 129.

**) Siehe Courayer, Vie de Fra-Paolo, vor dessen Ausg. der Histoire du Concile de Trente, und vgl. Ranke II. S. 334 ff.

einem zarten, schwächlichen Körper seine hervorstechenden Geistesgaben, durch welche er bald die Aufmerksamkeit der größten Geister, wie eines Carlo Borromeo, auf sich zog. Mit den weltlichen Wissenschaften verband aber Paul Sarpi ein eifriges Studium der Bibel. Er hatte angefangen, die Stellen der Schrift, die ihm besonders merkwürdig waren, in seinem Exemplar zu unterstreichen, und siehe da! bald fand sich keine Stelle mehr, die nicht unterstrichen war. Indessen schien es weniger ein vollendetes dogmatisches System, als vielmehr die entschiedene Abneigung gegen die weltlichen Anmaßungen der Päpste, was ihn zum Reformator befähigte und ihn eine entgegengesetzte Richtung verfolgen ließ gegen die, welche Borromeo und Franz von Sales verfolgten. Ihn traf statt der päpstlichen Belobung und Auszeichnung der Bannstrahl. Die Jesuiten waren seine Feinde. Einst ward er von fünf Banditen angefallen und mit funfzehn Dolchstichen verwundet in der Straße liegen gelassen; doch erholte er sich wieder, und trotz mehrfach erneuerter Attentate auf ihn erreichte er ein Alter von 71 Jahren. Er starb in fromm ergebener Stimmung und unter den Tröstungen der katholischen Sacramente, den 14. Januar 1623. Ein heiteres Lächeln schwebte auf den Lippen der entseelten Hülle. Bei dem venetianischen Volke stand Fra Paolo sowohl seiner musterhaften Frömmigkeit als seiner hohen Vaterlandsliebe wegen in so hohem Ansehn, daß sich viele Gläubige auf seinem Grabe versammelten, um auf demselben zu beten. Aber Papst Urban VIII. verbot diese Uebungen als ärgerlich. *) Unter den Schriften Paul Sarpi's ist die schon erwähnte freimüthige Beschreibung des Tridentiner Concils die berühmteste.

Nicht nur aber die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche fand in dieser Zeit Widerspruch im Innern dieser Kirche selbst; auch in Beziehung auf die Lehre entwickelte sich allmälig eine Opposition. Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben war ja bekanntlich die Lehre gewesen, durch welche Roms Macht gestürzt wurde. Und dennoch fand eben diese Lehre, im Zusammenhang mit dem strengern augustinischen System, fortwährend ihre Anhänger auch in der katholischen Christenheit. Wenngleich das Tridentiner Concil die entgegengesetzten Behauptungen nicht ohne Widerspruch mancher Beisitzer festgestellt hatte, und wenngleich die gelehrten Jesuiten, wie der Cardinal Bellarmin, sich zu Vertheidigern derselben aufwarfen, so fehlte es doch nicht an Einzelnen, welche gerade in der Lehre von der

*) Iselins Lexicon unter Sarpi.

Rechtfertigung den Grundsätzen des Protestantismus beipflichteten, wenn sie auch im Uebrigen katholisch blieben. In den Niederlanden brach zuerst ein Streit aus, der in der Folge eine sehr bedenkliche Gestalt annahm. Als nämlich Michael Bajus, Professor der Theologie zu Löwen, die Lehre Augustins in dem Sinne vertheidigte, in welchem die Protestanten sie gefaßt hatten, reizte er dadurch den Widerspruch der Jesuiten. Die Päpste Pius V. und Gregor XIII. verdammten die Lehre des Bajus, und der Jesuit Molina setzte ihr ein anderes Werk entgegen. Clemens VIII. endlich setzte ein eigenes Collegium von Prälaten nieder, denen er die Untersuchung dieses wichtigen Lehrpunktes übertrug (Congregationes de auxiliis gratiae). Aber mit diesem äußern diplomatischen Kunstgriff war der Sache nicht geholfen. Das Bedürfniß nach einer tiefern Glaubensansicht machte sich fortwährend geltend, und endlich trat in der Gestalt des Jansenismus eine förmlich protestantisch-dogmatische Partei in der katholischen Kirche auf, deren Geschichte jedoch schon einer spätern Periode angehört. Bei diesem Wendepunkt, dem Eintritt des Jansenismus in die katholische Kirche, glaube ich für diese Periode die Geschichte derselben schließen zu dürfen, indem ich Sie einlade, noch einen Blick auf die griechische Kirche zu werfen.

Wir haben im Reformationszeitalter gesehen, wie diese von den gewaltigen Kämpfen so viel als unberührt blieb. Doch haben wir vernommen, wie einzelne Griechen zur Zeit Luthers und Melanchthons in Wittenberg studierten und wie der Letztere durch einen griechischen Diaconus Demetrius Mysus dem Patriarchen von Constantinopel, Joasaph II., die Augsburgische Confession zusandte. Zum Verständniß derselben mochten indessen dem Patriarchen die nöthigen historischen Vorkenntnisse fehlen. — Der aus der Geschichte der Concordienformel uns bekannte schwäbische Theologe Jakob Andreä glaubte neue Verbindungen mit der griechischen Kirche anknüpfen zu sollen. Ein Württemberger, Stephan Gerlach, war Gesandtschaftsprediger des Kaisers bei der Pforte und durch diesen wandte er sich an den Patriarchen Jeremias zu Constantinopel (1593); aber auch dieß ohne Erfolg. Etwas einläßlicher beschäftigte sich dagegen mit der protestantischen Lehre der griechische Patriarch Cyrillus Lucaris, geb. um 1572 (nach Andern 1562) auf der Insel Candia. Die Insel stand damals unter Venetianischer Herrschaft. Lucaris hatte sich auf Reisen gebildet und auch Genf kennen gelernt. Er erhielt einen mächtigen Eindruck von dem dortigen Kirchenwesen und faßte eine Vorliebe für die Lehre Calvins. Nachdem er erst Patriarch von Alexandrien, dann (seit dem J. 1621) von Constantinopel geworden,

suchte er alles Ernstes eine Verbindung herzustellen zwischen der griechischen und der calvinisch-reformirten Kirche. Er hatte schon im Jahr 1616 deßhalb einen Briefwechsel mit dem englischen Erzbischof Abbot von Canterbury und mit einigen Arminianern geführt. In der Folge sandte er sogar einen alexandrinischen Geistlichen, Metrophanes Critopulus nach England, der auch Holland und die Schweiz bereiste, um sich mit den Zuständen der reformirten Kirche bekannt zu machen. Lucaris schickte sein Glaubensbekenntniß nach Genf. Allein die Jesuiten, die zugleich eine Union der Griechen mit Rom anstrebten, suchten diese Verbindung mit den Protestanten zu hintertreiben. Es kam so weit, daß Cyrill auf Anstiften der Jesuiten von seiner Stelle verdrängt und bei'm Sultan Murad des Hochverraths angeklagt wurde. Janitscharen fielen über den greisen Mann her, brachten ihn auf ein Schiff, erdrosselten ihn und warfen die Leiche über Bord in's Meer. Seine Nachfolger verdammten seine Lehre, und die griechische Kirche schloß sich dann auch in der folgenden Zeit als „orthodoxe Kirche" gegen den Protestantismus ab.



Vierundzwanzigste Vorlesung.

Recapitulation. Ueber den Einfluß des Protestantismus auf Politik und Justiz. — Die Hexenprozesse. — Das Schulwesen und die Universitäten. — Heinrich Bullingers Anweisung an seinen Sohn.

Verschiedene Bilder sind bisher an unserm Blick vorübergegangen, die nicht alle einen gleich günstigen Eindruck hinterlassen haben. Wir hatten es mit einer blutigen Zeit auf der einen, mit einer trockenen und dürren Zeit auf der andern Seite zu thun; und doch fehlte es auch dieser Zeit nicht an großen Charakteren, an gewaltigen Erscheinungen und Bewegungen, an vielfachen Elementen der Bildung, an schönen Einrichtungen, an ruhmwürdigen Zügen der Aufopferung und des Edelmuthes. Stellen wir den Katholicismus und Protestantismus noch einmal einander gegenüber, wie sie sich uns in dieser Zeit gezeigt haben, so können wir nach dem, was wir gesehn, nicht unbedingt sagen: hier ist das Licht, und dort der Schatten. Wir finden beides in beidem gemischt. Bei der Geschichte der Verfolgungen, welche die Protestanten in Frankreich, den Niederlanden, in England und Schottland zu bestehen hatten, nahmen wir einen regen Antheil an dem Schicksal unsrer Glaubensgenossen. Wir bewunderten ihren Muth, ihre Standhaftigkeit, ihre hohe Glaubensfreudigkeit in dem Maße, als wir die blutdürstigen Anstalten der Inquisition, die Greuel der Bartholomäusnacht, das ränkevolle Verfahren einer Katharina von Medicis, und die fanatische Wuth eines Philipp und Alba verabscheuten. Welche gewaltige, heroische Erscheinungen begegneten uns in einem Annas du Bourg, einem Coligny, einer Jeanne d'Albret und ihrem Sohne, einem du Plessis Mornay, in den Brüdern des Hauses Oranien, einem Cranmer, Knox und einer

Elisabeth! Dennoch konnten wir schon damals die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch in der katholischen Kirche würdige, fromme und gemäßigte Männer gab, wie ein l'Hôpital in Frankreich, ein Polus in England. Ja, wir konnten nicht umhin, namentlich in dem letztern Lande die traurige Wendung zu bedauern, welche der Protestantismus nahm, indem er selbst wieder das Schwert gegen die kehrte, die von dem Rechte der Gewissensfreiheit Gebrauch machen wollten. Und auch in den Religionskriegen anderwärts begegneten uns manche Ausartungen der Leidenschaft auf beiden Seiten. Als wir darauf die innere Geschichte des Protestantismus näher beleuchteten, da begegneten wir einem rohen, wilden Gezänke, das selbst wieder hie und da in Verfolgungen ausbrach. Aber mitten unter diesem dem Princip der Reformation Hohn sprechenden Gewirre und Getöse sahen wir Einzelne in die Geheimnisse des religiösen Lebens einen tiefern Blick wagen; und wenn auch die sogenannten Mystiker auf mancherlei Abwege geriethen, so zeugte doch ihr Streben von einem lebendigen, nach Wahrheit ringenden Geiste. Und bei diesem Ringen blieb es nicht allein. Es erhoben sich Einzelne auch zur größten Klarheit des Gedankens. Den praktisch frommen Geist Luthers sahen wir auf Johann Arndt übergehen; die freiere wissenschaftliche Richtung eines Reuchlin, Erasmus, Wessel begegnete uns wieder auf verschiedene Weise, hier in Valentin Andreä, dort in Baco, Grotius und Kepler. Und so fehlte es denn nicht an einem Verein von Geistern, welche das Kleinod des Protestantismus aus der Feuersbrunst der Verfolgungen wie aus der Wasserfluth der theologischen Zänkereien herausretteten und es der Nachwelt überlieferten. Das Andenken an diese wahrhaft reformatorischen Geister zu erneuen, war eine Hauptaufgabe unsrer Vorträge. Wenn wir aber dann, wie die Billigkeit es erforderte, auch einen vergleichenden Blick erst auf die von uns getrennten Secten und dann zuletzt auf die katholische Kirche thaten, so begegneten uns auch in der letztern Männer, denen wir unsre Achtung nicht versagen konnten. Die Träger der katholischen Gelehrsamkeit, die theologischen Schriftsteller Baronius, Bellarmin, Possevin u. a. konnten wir nur im Vorbeigehn oder gar nicht in den Kreis unsrer Darstellung hereinziehn. Wir mußten uns vorzüglich mit denen begnügen, die praktisch auf die Kirche einwirkten, und da hätten wir absichtlich unser Herz verengen müssen, wenn wir der Aufopferungsfähigkeit eines Vincenz von Paula, eines Carlo Borromeo, wenn wir der Frömmigkeit eines Franz von Sales unsre Achtung hätten versagen wollen. Selbst an dem Stifter des Jesuitenordens und an seinem

Schüler Xaver, dem Apostel der Indier, mußten wir wenigstens die hohe Energie des Willens und die ritterliche Ausdauer bewundern; auch unter den Päpsten fehlte es nicht an einzelnen großen und Achtung gebietenden Charakteren. Dazu kommt endlich, daß auch in dieser Kirche protestantische Elemente sich regten, wie die Geschichte des Paolo Sarpi und des Michael Bajus am Schlusse der vorigen Vorlesung uns gezeigt hat.

Wenn wir nun aber nicht sagen können, in der protestantischen Kirche, wie sie der zurückgelegte Zeitraum uns darstellt, sei allein das Richtige zu finden, in der katholischen Kirche das Unrichtige, so werden wir doch, wenn wir auf die Principien zurückgehn, wie sie sich im Zeitalter der Reformation und noch später von einander geschieden haben, den Einfluß des protestantischen Princips als einen überwiegend heilsamen Einfluß erkennen, so daß wir sagen müssen, die Mängel der protestantischen Kirche, die wir entdecken, sind nicht sowohl aus diesem Princip gefolgt, als vielmehr demselben zuwider; und umgekehrt verdankte die katholische Kirche manches Gute der Anregung, die von dem protestantischen Princip ausgegangen war und auf sie zurückwirkte. — Betrachten wir nun den Einfluß dieses Princips auf die einzelnen Lebensgebiete etwas genauer.

Fassen wir zuerst den großen Umschwung der politischen Geschichte von der Zeit der Reformation bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in's Auge, so werden wir hier an ein früheres Urtheil Raumers erinnert, daß die gewaltigen Herrschercharaktere, die auf die Zeit gewirkt haben, doch wesentlich dem Protestantismus angehörten. Zu welcher Partei Heinrich IV. zu rechnen sei, darüber könnte zwar gestritten werden; allein, wie man auch immer über seinen Uebertritt urtheilen möge, seine Bildung verdankte er denn doch wesentlich dem Protestantismus, und steht so mit Elisabeth und Wilhelm von Oranien auf einer Linie. — Kaiser Maximilian II., der größte unter den Kaisern dieses Zeitraums, war Katholik, und die kluge Mäßigung, die er, im Gegensatz gegen mehrere der damaligen deutsch-protestantischen Fürsten, beobachtete, gereicht ihm allerdings zur Ehre. Aber dieß beweist nur, daß er, obwohl äußerlich mit der katholischen Kirche zusammenhangend, doch das Princip des Protestantismus in sich aufgenommen und es sogar reiner gefaßt hatte, als manche Protestanten selbst. Um so greller ist daher auch sein Abstand gegen Philipp II. und die katholische Maria von England. — Das aber muß uns auffallen, daß die großen protestantischen Fürsten dieser Zeit sämmtlich der reformirten

Kirche angehörten, während die Fürsten des lutherischen Bekenntnisses weniger bedeutend einwirkten.*) Es hängt dieß freilich mit der Zerstückelung des deutschen Reichs und mit dem Umstand zusammen, daß grade in jenen großen Staaten der reformirte Lehrbegriff der herrschende wurde; aber eben dieß selbst ist nicht ein reiner Zufall. Es ist auch schon von Andern bemerkt worden, daß in dem schweizerischen und auswärtigen Calvinismus eine stärkere Hinneigung zu freien politischen Institutionen lag, als im deutschen Lutherthum.**) Wir wissen, mit welcher Entschiedenheit Luther jeden politischen Aufruhr seiner Zeit unterdrückte. Er that es aus guter Absicht, und die Pietät, welche auch ferner die lutherischen Fürsten gegen das katholische Reichsoberhaupt beobachteten, verdient gewiß alle Achtung. Aber daß dieses passive Verhalten auch wieder hemmend auf das politische Leben wirkte, kann nicht verkannt werden. Die reformirte Kirche hatte ihre Wiege im Republicanismus, ihre Verfassung selbst nahm die Formen davon an, und so ging denn auch diese größere politische Freisinnigkeit auf die fernern Bekenner über; freilich auch mit die größere Gefahr, die Reformation in Revolution umschlagen zu lassen. In welchem engen Verband der Hugenottenkrieg in Frankreich und der Aufstand der Niederlande mit dem Streben nach größerer politischer Freiheit stand, haben wir gesehn. So trug auch in Deutschland das reformirte Kurhaus von der Pfalz kein Bedenken, an die großen reformirten Mächte von Holland und England sich anzuschließen, während Sachsen mit alter Treue am Haus Oestreich hangen blieb. Ja, wir haben schon früher erwähnt, wie die deutschen Lutheraner den um ihren Glauben kämpfenden Reformirten ihre Hülfe versagten, theils weil sie sie für irrgläubig, theils aber auch weil sie sie für Aufrührer gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit hielten, und somit ihr politisches Streben in eben dem Grade als ein revolutionäres mißbilligten, als sie ihre Lehre als eine ketzerische verabscheuten.

Wir haben seiner Zeit zwar das Unheilbringende der Vermengung des Kirchlichen und Politischen anerkannt; und diese wollen wir auch

*) Gustav Adolph war noch nicht aufgestanden!

**) Menzel VI. S. 56 f. Max Göbel, Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche. Bonn 1837. Mit Schneckenburger einen dogmatischen Grund für diese Erscheinung anzunehmen (Verschiedenheit der Auffassung der Herrlichkeit Christi und seines Reiches), können wir uns kaum entschließen. Die Erklärung aus den gegebenen geschichtlichen und geographischen Verhältnissen dürfte doch weit näher liegen. Vgl. übrigens auch Hundeshagen, Ueber den Einfluß des Calvinismus auf die Ideen vom Staat. Bern 1842.

keineswegs als einen Vorzug des Calvinismus rühmen vor dem Lutherthum. Aber abgesehn von dem Gewaltsamen, das sich in die revolutionären Bewegungen einschlich, muß uns doch die freisinnigere oder wenigstens die großartige Politik selbst, wie sie in den reformirten Staaten sich zu gestalten anfing, als ein Fortschritt des Protestantismus nach dieser Seite hin erscheinen, wozu denn noch später im dreißigjährigen Kriege die nordisch-lutherische Macht Schwedens in's Gleichgewicht trat. — Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Beweggründe der protestantischen Politik immer nur die rein evangelischen gewesen und geblieben seien, so bleibt doch dieß als Thatsache, daß an dem großen Umschwung der politischen Verhältnisse vor und nach dem dreißigjährigen Kriege die protestantischen Ideen einen mächtigen Antheil gehabt, und neben ihrer kirchlich religiösen auch eine welthistorische Bedeutung erlangt haben.

Auch was die innere Verwaltung betrifft, so kann nachgewiesen werden, wie auch hier, zumal in Republiken, wie in Genf, der Protestantismus einen bedeutenden Antheil an derselben hatte, was sich denn auch wieder in den größern Ländern zeigte, deren kirchliche Verhältnisse nach dem Vorbilde Genfs sich gestaltet hatten. Die großen Minister der Zeit, Sully, Cecil, Bacon, waren Protestanten, und zwar Calvinisten. Gleichwohl können wir nicht rühmen, daß der ächte Geist des evangelischen Protestantismus alle Zweige der öffentlichen Verwaltung gleichmäßig durchdrungen habe. Namentlich zeigt sich uns in der Justiz fast durchweg eine große Barbarei. Man schaudert, wenn man die ausgesuchten Martern hört, welche die Japanesen an den Christen übten, die in ihre Gewalt kamen.*) Aber die Christen selbst standen ihnen in nichts nach, und hier möchte sich sogar schwerlich ein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten zeigen, der zum Vortheil der Letztern ausfiele. Man lese z. B. nur den berüchtigten Grumbach'schen Prozeß**) im protestantischen Kurfürstenthum Sachsen und die dem Verurtheilten beigefügten Qualen: und man wird mit demselben Abscheu den Blick von solchen kannibalischen Scenen abwenden, als man ihn von den Greueln abwendet, welche die katholischen Spanier in der neuen Welt übten. Es ist überhaupt ganz eigen, wie diese fieberähnliche Wuth, Menschen mit der ausgesuchtesten Grausamkeit zu peinigen, eine Krankheit der Zeit war und sogar noch an der theologischen Orthodoxie der

*) Siehe den Commentator zu Dallas S. 102 ff.

**) Bei Menzel V.

Zeit eine mächtige Stütze fand, so daß der juristische Scharfsinn in Erfindung grausamer Foltern und Strafen mit der dogmatischen Verketzerung und Verdammungslust wetteiferte. Man erinnere sich, daß Karl V. im Jahr 1532 seine peinliche Gerichtsordnung, gewöhnlich „Halsgerichtsordnung“ genannt, herausgegeben hatte. Diese »Carolina« war in manchen Beziehungen ein dankenswerther Fortschritt über die frühere Willkür des Strafverfahrens; aber sie war noch immer nach unsern heutigen Begriffen barbarisch genug. Es war die Zeit, mit der wir uns beschäftigen, eine Zeit, in welcher der Scharfrichter und seine Gehülfen fast täglich vollauf zu thun fanden, theils mit Hinrichtungen der verschiedensten Art, theils mit Auspeitschen und Brandmarken, Schwemmen und Torturen der raffinirtesten Art.*) So wurden in Stralsund vom Jahr 1554 bis 1587 — 46 Menschen gehenkt (meist Diebe, besonders Pferde-, Kuh- und Gänsediebe), 38 geköpft (Räuber, Mörder, Ehebrecher, Bigamisten und Brandstifter), 18 gerädert (Mörder und Kirchendiebe), 7 lebendig verbrannt (Zauberer, Falschmünzer, Kindesmörder); eine Kindesmörderin wurde ersäuft, zwei Diebinnen lebendig begraben. Es ist berechnet worden, daß in einer Stadt von etwa 33 Tausend Einwohnern in einem Zeitraum von eben so viel Jahren im Ganzen 112 Personen öffentlich hingerichtet wurden, so daß auf 10000 Menschen jährlich eine Hinrichtung kommt.**) Dergleichen war auch immer ein Schauspiel für die Menge. Eltern führten ihre Kinder mit auf die Richtstätte, des Exempels wegen, und tief prägten sich die schauerlichen Scenen der kindlichen Phantasie ein.***) Hierin waren sich Katholiken und Protestanten gleich. Nur wenige erleuchtetere Männer waren es, die von der allgemeinen Ansteckung sich frei hielten, einer Ansteckung, der sogar manche zarte Frauen nicht widerstanden. Der weise und mäßige Grotius gehörte zu diesen Seltenen. Als er in der Eigenschaft eines schwedischen Gesandten im Sommer 1638 von einer königlichen Audienz in St. Germain zurückkam, fand er in einem Dorfe, durch welches der Weg ging, eine Menge Volks versammelt, um seine grausame Neugierde an der Hinrichtung einiger Verbrecher zu befriedigen. Als einer seiner Leute, um Platz zu machen, das Volk auseinander trieb, entstand ein gewaltiger Aufruhr, weil dieses in der Meinung stand, die

*) Wie das „Chorbageben“, dessen Beschreibung bei L. Grote, Bernh. Sastrow, Halle 1860. S. 181 (einer Schrift, in der sich überhaupt manche charakteristische Züge der Zeit des 16. Jahrhunderts finden).

**) Ebend. S. 356.

***) Vgl. Fechter, Felix Plater S. 126. 127.

Herren im Wagen wollten die Delinquenten befreien und so das Vergnügen eines Schauspiels ihm entziehn. Schüsse fielen auf den Wagen des Gesandten, der Kutscher ward so verwundet, daß er bald darauf starb; Grotius selbst, den die Kugel kaum vermieden, ward aus dem Wagen gerissen, und es dauerte lange, bis das Geschrei, es sei der Gesandte Schwedens, ihn und seine Begleiter den Mißhandlungen der Menge entzog. — Hätte hier Grotius nach strengem Recht oder im Geist seiner Zeit verfahren wollen, so hätte er leicht ein noch viel gräulicheres Schauspiel hervorrufen können, als das, welches durch seine Anwesenheit unterbrochen wurde. In der That wurden alle die, welche sich an der Person des Gesandten vergriffen hatten, zum Tode verurtheilt und ihr Vermögen dem Grotius zuerkannt. Aber dieser bat für alle um Gnade, das Vermögen gab er ihnen zurück, und zur Abschreckung für Andere begnügte er sich einzig damit, daß die gegen die Schuldigen verhängte Todesstrafe — an ihrem Bilde vollzogen wurde. *)

Die schändlichsten aller Criminalprozesse waren nächst den Ketzerprozessen, die wir schon kennen, die sogenannten Hexenprozesse. Wir haben schon im Leben Keplers eines einzelnen Falles erwähnt. Aber solche Fälle ereigneten sich oft, und nahmen nicht immer die glückliche Wendung wie bei Keplers Mutter. Im Braunschweig'schen z. B. gingen die Executionen (in den Jahren 1590 bis 1600) so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf Weiber verbrannt wurden, und daß der Ort, wo dieß geschah, das Löchelerholz, wegen der vielen aufgesteckten Pfähle einem kleinen Walde ähnlich sah. **) Im Lothringischen wurden während sechzehn Jahren nicht weniger als achthundert solcher Unglücklichen zum Tode verurtheilt; eben so viele waren entwichen oder hatten durch die Tortur nicht überführt werden können. Besonders boten die fränkischen Stifte Bamberg und Würzburg einen Anblick des Entsetzens dar. Die Gesammtzahl der in letzterem Stifte in wenig Jahren vollzogenen Hinrichtungen (1627—29) beläuft sich auf neunhundert. Personen jeden Alters, ***) Standes und Geschlechts, Einheimische und Fremde, Geist-

*) Luden, Leben Grot. S. 266 ff.

**) Becker, Weltgeschichte VI. S. 370. Soldan, Geschichte der Hexenprozesse. Stuttgart 1843. S. 357. Der letztern Schrift sind auch die meisten der folgenden Angaben entnommen.

***) Auch die zartesten Kinder blieben nicht verschont. Der lothringische Oberrichter Nicolaus Remigius machte sich's zum Vorwurf, daß er einmal gegen siebenjährige Kinder allzu nachsichtig gewesen. Und worin bestand die Nachsicht? Darin, daß er sie nackt ausziehen und dreimal um den Platz, wo ihre Eltern den Feuertod

liche und Weltliche, Adliche und Bürgerliche, Reiche und Arme geriethen in die Hände der Würger. Das Vermögen der Hingerichteten fiel dem Fiscus anheim. Wie viel Neid, Rachsucht, schnöde Habgier mit gewirkt haben, Leute in den Verdacht der Ketzerei zu bringen, läßt sich nicht nur denken, sondern wird durch Thatsachen bestätigt. Nichts war auch leichter, als Beweise und Zeugen der Schuld aufzufinden. Wie oft reichten Alter, Mißgestalt, ein rothes oder triefendes Auge, ein Muttermal, ein Höcker oder sonst ein auffallendes Zeichen hin, ein altes Mütterchen auf die Folter und von da auf den Scheiterhaufen zu bringen. Aber auch der Liebreiz der Jugend, Witz und Talent schützten nicht vor der Anklage. Im Gegentheil galten solche Vorzüge in den Augen der Neider als Mitgift der Hexerei. Eine Person ist verdächtig, sowohl wenn sie oft, als wenn sie nie zur Kirche geht. Blieb Einer stumm im Verhör, so war es der stumme Teufel, der ihm die Kehle zuschnürte, vertheidigte er sich keck, so war es wiederum der Teufel, der ihn inspirirte. Ein warmer Leib war eben so verdächtig, wie ein kalter.

In dieser Beziehung machten die Confessionen keinen Unterschied. Katholische und protestantische Gerichtshöfe überboten sich an grausamen Verdicten. Auch daß die Reformirten sich mäßiger gezeigt hätten als die Lutheraner,*) kann doch wohl nur mit Einschränkung behauptet werden. Wenigstens weiß die Schweizer Chronik auch von Hexenprozessen das Ihrige zu melden.**) In Schottland war Jakob VI. (nachmals Jakob I. von England) ein Hauptverfolger aller Hexen, Unholde und Zauberer. Ja, er hielt sich selbst vom Teufel verfolgt um seines heiligen Eifers willen. Selbst Heinrich IV. von Frankreich huldigte hierin dem Vorurtheil seiner Zeit. Auch unter den Gelehrten aller Confessionen fehlte es nicht an scharfsinnigen Vertheidigern, zugleich aber auch nicht an muthigen Gegnern der Hexenprozesse. Unter den erstern finden wir neben Katholiken und Jesuiten auch den geistreichen reformirten Juristen Jean Bodin († 1596)***) und den sonst aufgeklärten Arzt Tho-

---

erlitten, mit Ruthen herumhauen ließ. Die Brut hätte von Gottes und Rechts wegen mit den Eltern verbrannt werden sollen.

*) M. Göbel, Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und reformirten Kirche. S. 231.

**) Trechsel, Das Hexenwesen im Kanton Bern aus archivalischen Quellen dargestellt (Im Berner histor. Taschenbuch 1870).

***) La démonomanie des sorciers. 1578. Lateinisch: de Magorum Daemonomania. 1590.

mas Eraſt (Liebler, in Heidelberg und Baſel, † 1583), *) vor Allen aber den lutheriſchen Juriſten Benedict Carpzov, **) unter den letztern aber neben dem proteſtantiſchen Arzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, Johann Waier, den Jeſuiten ***) Friedrich von Spee. †) Ihr Muth verdient um ſo mehr unſere Anerkennung, als eine jede Vertheidigung der unglücklichen Opfer ſchon hinreichte, um ſelbſt der Hexerei und Ketzerei beſchuldigt zu werden.

Man hat dieſe Verirrungen oft als eine Folge der Unwiſſenheit dargeſtellt, namentlich auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften. Und wer will leugnen, daß hier ein innerer Zuſammenhang beſteht? Es führt uns dieß auf die Frage: wie ſtand es mit der Kenntniß der Natur? wie ſtand es mit der Pflege der Wiſſenſchaft überhaupt? Wir haben ſchon früher bemerkt, wie das wiſſenſchaftliche Leben durch die Reformation einen neuen Aufſchwung erhielt; wenn auch keineswegs behauptet werden kann, die Reformation habe es zunächſt auf die Wiſſenſchaft abgeſehn, oder die katholiſche Kirche habe ſich grundſätzlich allem wiſſenſchaftlichen Leben entzogen. Man könnte eben ſo gut das Gegentheil behaupten, wenn man nur auf extreme Aeußerungen achten wollte, die etwa im Gedränge des Kampfes laut wurden. Gerade die einſeitige Geltendmachung des Glaubens und einer ganz in Gott ſich verſenkenden Frömmigkeit konnte bis zur Verachtung aller menſchlichen Wiſſenſchaft und Kunſt geſteigert werden. Wir haben ſolche Beiſpiele an den Wiedertäufern geſehen. Aehnliches wiederholte ſich auch jetzt bei den Myſtikern, z. B. den Anhängern Weigels. Im Jahr 1619 bewogen die dem Weigelianismus ergebenen Marburger Profeſſoren Philipp Homagius und Georg Zimmermann ihre Schüler, die üblichen Schulbücher, Cicero,

---

*) Repetitio disputationis de lamiis seu strigibus. Bas 1578.

**) Practica nova criminalium. 1635.

***) De praestigiis Daemonum. 1563. (Gegen ihn ſchrieb Bodin.) Ihm gebührt der Ruhm der Priorität, noch vor dem Jeſuiten Spee.

†) Friedrich von Spee, geb. 1591 zu Kaiſerswerth im Kölniſchen, war ſchon in den Jeſuitenorden aufgenommen worden, er ſtarb zu Trier 1635. Sein Buch: Cautio criminalis seu de processibus contra sagas erſchien anonym in der proteſtantiſchen Stadt Rinteln 1631. Spee ſpricht überall als Augenzeuge, der ſelbſt den Ketzerverhören beigewohnt hat. Er getraute ſich jedoch nicht, den Hexenglauben dogmatiſch zu beſtreiten, ſondern beſchränkte ſich nur darauf, dem heilloſen Prozeßverfahren entgegen zu treten. Einen Auszug aus ſeiner immerhin höchſt intereſſanten Schrift giebt Soldan a. a. O. S. 399 ff. Noch vor Spee hatte ein anderer Jeſuit, Thanner, ſich gegen die Hexenprozeſſe erklärt; aber beide handelten hier nicht im Auftrag und Geiſt des Ordens.

Terenz, Virgil zum Fenster hinaus zu werfen, weil dieß alles Teufelswerk sei.*) Solche Excentricitäten stehen aber vereinzelt da. Wo die Grundlehre des Protestantismus recht gefaßt und verstanden ward, da gingen Kirche und Schule, Religion und Wissenschaft Hand in Hand. Aber auch die katholische Kirche blieb nicht zurück. Einzelne Orden, wie die Väter des Oratoriums, haben sich um die Wissenschaft verdient gemacht, und wie sehr die Jesuiten bemüht waren, neben Philosophie und Philologie gerade die exacten Wissenschaften, in denen unsre Zeit das sicherste Gegenmittel des Aberglaubens erblickt, zu heben und zu pflegen, haben wir bereits bemerkt. Es entstand in dieser Hinsicht ein Wetteifer in Beziehung auf das, was für die Zwecke der Schule von Seiten des Staats und der Kirche zu leisten war; aber die Leistungen blieben protestantischer Seits noch gar sehr hinter dem Ziele zurück, das die Reformation von ihrem Princip aus gesteckt hatte.

Dieß führt uns auf die Geschichte des Schulwesens in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts. Reden wir zuerst von der Volksschule. Eine solche gab es zwar noch nicht in unserm modernen Sinne; aber wie sehr Luther bemüht war, auch diesen wichtigen Theil des Unterrichts zu heben, ist uns noch in guter Erinnerung. Leider ging es in der Zeit unmittelbar nach seinem und der Reformatoren Tode eher rückwärts als vorwärts. Hatte schon er über faule und nichtsnutzige Schulmeister zu klagen, so mehren sich diese Klagen von allen Seiten, statt sich zu mindern. Ein todter Mechanismus nahm mehr und mehr überhand. Die an sich richtige Einsicht, daß das Studium der Sprachen die Grundlage eines soliden Wissens sei, wurde geistlos dahin verkehrt, daß man die Kinder mit der lateinischen Grammatik quälte und dieser alles, sogar die Religion, dienstbar machte. Hatte Luther die Sprachen „die Scheide“ genannt, darin „das Schwert des Geistes“ steckt, so zerrte man nun an der ledernen Scheide herum, während man das Schwert selbst verrosten ließ. Das Lehrbuch des Donat, eines lateinischen Grammatikers aus dem 4. Jahrhundert, stand in demselben Ansehn wie der Katechismus, und ein Donatschnitzer ward so hart bestraft, als irgend ein sittliches Vergehen. Von freier geistiger Entwicklung des jugendlichen Lebens hatten die wenigsten der Schulmeister eine Ahnung; denn Männer wie Johann Sturm in Straßburg und Thomas Plater in Basel waren Ausnahmen. Noch viel

*) s. Claus, Johannes Crocius (Kassel 1858) S. 39. Tholuck, Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts. II. 289.

weniger kümmerte sich die Schule um das leibliche Gedeihen der Kinder, wenn sie auch den Denkspruch mens sana in corpore sano wie so viele andere Waidsprüche im Munde führte. Die Schulzimmer der Protestanten waren meist enge, dumpfe Löcher, während die Jesuiten sich geräumiger Locale erfreuten, und was etwa noch dazu gedient hätte das physische Leben wieder zu erfrischen, wie das Baden im Sommer und die Bewegung auf dem Eis sammt dem Schneeballenwerfen im Winter, so wurden gerade diese gesunden Ergetzlichkeiten durch strenge Schulordnungen verboten.*) Doch darf man sich das Leben der damaligen Schuljugend auch nicht ganz freudenleer denken; die Schule selbst sorgte wohl auch für Jugendfeste. Ein eigenthümliches Fest der Art war der Ruthenzug. Da zog im Sommer die fröhliche Jugend in Prozession nach dem Birkenwalde und holte unter Jubelgesang das Symbol der Zucht herbei, dessen Macht sie das Jahr über mehr als symbolisch empfinden sollte.**) Das eigentliche Schulfest aber war das des heil. Gregorius, das auf den Schulanfang (den 12. März) fiel. Die Schüler zogen, an ihrer Spitze einen verkleideten Bischof und zwei niedere Geistliche ihm zur Seite, unter dem Geläute der Glocken in die Kirche; der Schülerbischof ließ sich mit seinen beiden Geistlichen am Altare nieder; der ordentliche Pfarrer hielt eine Rede, und dann bewegte sich, nach Absingung des Gregoriusliedes, der Zug aus der Kirche unter Gesang durch die Straßen; die Knaben folgten ihrem Bischof, mit Brezeln behangen, die ihnen bei diesem Anlaß geschenkt wurden.***)

Verderblich war auch der Mißbrauch, wonach die Schule zu Küsterdiensten bei'm Gottesdienst und namentlich bei Leichenbegängnissen verwendet wurde. Dieß diente dazu, statt den gottesdienstlichen Sinn zu

*) Hierin begegnen sich die Schulordnungen von Basel und Stralsund. In der erstern (1578) heißt es unter anderm: Hiberno tempore globis niveis alios impetere, rhedis per declivia et praecipitia loca invehi . . . nemini permittitur (Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel. S. 82.); in der letztern (1591) Aestate flumina, hyeme glaciem (pueri) non ingrediantur. (Grote, Sastrow S. 69, wo zugleich sehr naiv erzählt wird, wie der gestrenge Herr Vater seinem Junker die Badelust mit der Ruthe zu vertreiben suchte.)

**) Dazu wurde in der Pfalz (um 1565) ein humoristisches Lied gesungen: „Ihr Väter und ihr Mütterlein — Nun sehend wie wir gehen herein — Mit Birkenholz beladen — Welches uns wohl dienen kann — Zu Nutz und Schaden. — Euer Will' und Gottes Gebot — Uns dazu getrieben hat, — Daß wir jetzt unsre Ruthe — Ueber'm eignen Leib — Tragen mit leichtem Muthe.“ S. Fechter a. a. O. S. 30, nach Maßmann, Freim. Jahrb. VI. 1.

***) Fechter a. a. O. S. 30. 31. Ueber ähnliche Schulfeste in Pommern s. Grote's Sastrow S. 47.

wecken, ihn zu ersticken. Daß die Jugend sich dann oft durch lose Streiche für das lange Kirchensitzen schadlos zu halten suchte, war nur allzunatürlich. Es lag nun eben einmal im Geist der Zeit, daß man es bei'm ganzen Schulunterricht in erster Linie auf die künftigen Diener der Kirche absah und alles einen theologischen Zuschnitt erhielt. Die Mittelschulen waren Voranstalten für die Theologie. Die Einrichtung dieser umgebildeten Klosterschulen erinnert nur allzusehr an deren geschichtlichen Ursprung, und was wir an den Jesuitenschulen bemerken konnten, die militärisch-hierarchische Dressur, tritt uns auch auf protestantischem Boden entgegen in den evangelischen Seminarien. So wurden unter andern im Herzogthum Württemberg dreizehn ehemalige Klöster*) in „Grammatisten-Klosterschulen" umgewandelt, in welche Knaben zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahr aufgenommen wurden. Es sollte darin vor allen Dingen „das Studium der heiligen, göttlichen Schrift geübt", dabei aber auch „die lateinische Grammatik genugsam studiert" werden.**) Die Alumnen wurden in strenger Clausur gehalten. Ohne Erlaubniß des Abtes oder der Präceptoren durften sie das Kloster nicht verlassen. Nur als Ausnahme wurde bisweilen ein Spaziergang gestattet, unter Aufsicht, versteht sich, eines Präceptors. Die Alumnen trugen klösterliche Kleidung. Nur in der schwarzen Kutte, die bis über die Kniee herabreichte, durften sie sich öffentlich sehen lassen. Schon um 4 Uhr des Morgens, im Winter um 5 Uhr begann (eine Erinnerung an den alten Horengesang) das Psalmodiren. Angebereien bezüglich der Uebertretungen der Schulordnung waren durch diese selbst geboten. Es herrschte eine strenge spartanische Zucht. Die jüngern Schüler waren den ältern, wie die Lehrlinge den Gesellen unterworfen und zu den niedrigsten Dienstleistungen gegen dieselben verpflichtet. Daraus entwickelte sich jener widerwärtige „Pennalismus", der mit allerlei Rohheiten verbunden war.***) Dasselbe wiederholte sich auf der Universität. Der zum Studenten vorgerückte Schüler (beanus genannt) sollte nun

*) Bebenhausen, Maulbronn, Hirschau, Herrenalb, Blaubeuern, Anhausen, Adelberg, Lorch, Denkendorf, Alpirsbach, St. Georgen, Königsbronn, Murrhard. Aehnliche Klosterschulen gab es in Sachsen und anderwärts (Magdeburg, Klosterbergen, Joachimsthal u. s. w.)

**) Katechismus und Vocabeln lernen wurden so verbunden, daß die Hoffnung ausgesprochen wurde, „es möge durch Verleihung göttlicher Gnad die Jugend zu rechter Erkenntniß und Uebung der lateinischen Sprach und — Gottesfurcht kommen." Tholuck in der unten angeführten Schrift I. S. 150.

***) Reitlinger, Johannes Kepler, S. 57—77.

:cht eigentlich die Hörner abstoßen (deponiren), die er bis dahin als Vieh des Feldes" (pecus campi) getragen. Das Absägen der Hörner :schah durch einen eigens dazu angestellten, aus den ältern Studenten :wählten Depositor. Erst wurde mit den „Bacchanten" (so hießen die Neulinge gleichfalls) ein possenhaftes Examen angestellt. *) Dann wurde :m Bean mit einer enormen Scheere das Haar abgeschnitten, mit einem olben das Ohr gereinigt, mit einer Zange der „Bacchantenzahn" aus:brochen und endlich wurden mit einer colossalen Feile die Nägel gefeilt, les unter begleitenden Reimsprüchen. Den Schluß bildete nach ertheil:m Handkuß der Absolvirschmaus. **)

In das Einzelne des Universitätslebens einzugehn würde uns zu eit führen. Auch hier fehlte es nicht an rohen Gewohnheiten und ar:n Excessen, die stärker waren als jedes Gesetz und jede Strafe. ***) nd doch sind eben daselbst auch die schönsten Freundschaften unter den Männern des Jahrhunderts geschlossen und reiche Früchte des Wissens

---

*) Frage des Depositors: Hast du eine Mutter gehabt? Deponend: a. Depositor (indem er dem Deponenden eine Ohrfeige giebt): Nein, Schelm! : hat dich gehabt! Oder: Frage: Wie viel Flöhe gehen in einen Scheffel? ntw.: Ach, das hat mich mein Präceptor nicht gelehrt. Depositor (wieder eine hrfeige gebend): Sie gehen ja nicht hinein, sie hüpfen! Vgl. Grote, Sastrow . 115 u. Tholuck, Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts. Halle 353. I. S. 200.

**) Auch Luther hatte sogar sich dieser Sitte gefügt. Im Jahr 1540 legten die öhne einiger Joachimsthal'schen Bürger in Gegenwart ihrer Eltern die Hörner ab, nd Luther hielt die Absolutionsrede. Wie geistreich wußte er dem rohen Scherz eine nste Wendung zu geben! Er sprach: „Mein Sohn, dieß ist nun der Anfang jener epositionen, die im ganzen Leben deiner warten. Jener legt dir auf eine halbe tunde die Hörner an und verspottet dich; aber es werden größere Depositionen über :ch kommen; zunächst dein Lehrer, der täglich an dir deponiren wird, was in Sitten nd Religion ungeschliffen ist, bis er dich tüchtig abgehobelt dem Pastor übergeben irb; auf den wird die Obrigkeit folgen, dann wirst du ein Weib nehmen, das dich f ihre Weise deponiren und leutseliger machen wird, dann wirst du in ein Staats- er Kirchenamt kommen: was werden dir da nicht Bauern, Adliche und Bürger für örner aufsetzen! Tholuck a. a. O. S. 202. Vgl. auch Tischreden. (Erl. Ausg. . S. 290 u. 91.)

***) So wird z. B. im Jahr 1604 im Conventus academicus von Straßburg :klagt, „daß wenn die Christen Sonntags in die Kirche sich begeben, sie die Studen- n in den Pasteten- und Wirthshäusern sitzen sehen und schreien, daß sie über einige äuser hinaus gehört werden". Einen Begriff von der Rauflust der deutschen Stu- :nten kann man sich machen, wenn die Marburger Annalen zum Jahr 1619 es sdrücklich und „zum Lobe Gottes" erwähnen, daß dieses Jahr ohne Mord und odtschlag (sine caede) vorübergegangen sei. Tholuck S. 268. 69.

eingesammelt worden. Es darf auch nicht übersehen werden, daß neben den blutjungen Studenten sich auch wieder ältere Männer zu den Füßen berühmter Lehrer niedersetzten, um von ihnen zu lernen. Mit welchen wohlgemeinten Instructionen, aber auch mit welchen Besorgnissen fromme Väter ihre Söhne zur Universität entließen, davon möge aus des Züricher Antistes **Heinrich Bullingers** Leben das Nachfolgende zeugen. Er schreibt seinem Sohne bei dessen Abgang nach Straßburg im Jahr 1553:

Fürchte Gott und ehre ihn allezeit; hab' ihn stets vor Augen. Die Furcht des Herrn ist, wie Salomo sagt, aller Weisheit Anfang.

Glaube fest, daß Gott der Vater uns alles was zu unserm Heil und Leben nothwendig ist, in Christo seinem Sohne dargereicht habe völliglich; also daß uns durch seinen Tod und seine Auferstehung auch alle Sünden verziehen werden und daß wir, wenn wir aus diesem Leben abscheiden, in das ewige Leben aufgenommen werden.

Bitte vor allen Dingen Gott um einen festen und wahren Glauben. Hast du ihn erlangt, dann hange ihm in Hoffnung und Liebe unabänderlich an und diene ihm alle Tage deines Lebens aufrichtig.

Bitte Gott um einen gelehrigen Verstand, starke Kräfte des Verstandes, Gemüthes und Sinnes, auch um eine schöne Aussprache, damit du die Dinge, die dir nützlich sind, lernen und dieselben einst zu Gottes Ehre und des Nächsten Wohlfahrt anwenden könnest.

Bitte ihn ernstlich, daß er dir deinen guten Namen erhalte, daß er dich vor Sünde, vor Krankheit und böser Gesellschaft gnädig behüte und dir alles väterlich darreiche, was dir für Leib und Seele nützlich ist.

Bitte auch eifrig für das Vaterland, für deine lieben Eltern und für die Wohlfahrt derer, bei welchen du wohnst, ja für Alle, welche dir Gutes erweisen, daß sie Gott segne und vor allem Bösen bewähre.

Bete eifrig für das Wachsthum des Wortes Gottes, für die Diener der Kirche, für unsere Oberen, mit **einem** Wort für alle Menschen. Beschließe dein Gebet allezeit mit dem Gebet des Herrn und brauche auch zum Lobe Gottes gern den Hymnus des Ambrosius und Augustinus „Herr Gott, dich loben wir“ u. s. w.

Laß dir keine Undankbarkeit gegen Gott zu Schulden kommen; die herzlichste, kindlichste, ehrfurchtsvollste Dankbarkeit erfülle deine ganze Seele.

Wähle dir zu deinen Betstunden voraus die Morgenstunde, sobald du aufgestanden bist, die Mittagstunde, sobald du gegessen hast und ehe du spazieren gehst, die Abendstunde, wenn du zu Bette gehst.

Schäme dich nicht vor deinen Stubengenossen mit gebogenen Knieen zu beten,*) wo du nicht Gelegenheit hast, dieß im Verborgenen zu thun; denn man soll das Gebet durchaus nicht unterlassen; wo man nicht betet, da ist weder Glück noch Heil.

Besuche fleißig und eifrig das gemeinsame Gebet und die Predigten, voraus am Sonntag, Morgens und Abends.

Wenn dich etwa eine Krankheit befällt und auf's Bett wirft, so suche vor allen Dingen Hülfe bei Gott. Hüte dich vor vielen Arzneien, aber verachte sie auch nicht, sondern brauche dabei weiser Leute Rath.

Hab' Acht, daß du alles, was du schuldig bist, ordentlich aufzeichnest, damit, so dich Gott etwa aus diesem Leben abfordern sollte, alles sodann mir sicher zugesandt werde; zu solchen Sachen brauche keine andern als gottesfürchtige und gläubige Leute.

Zanke nicht hartnäckig mit denen, die unsre Religion hassen. Sag' allezeit, du bekennest deine Religion und verleugnest dieselbe nicht, wollest aber das Disputiren denen überlassen, die im Disputiren geübt sind.

Rede nicht zu allen Dingen, höre auch nicht alle Dinge; mußt du aber reden, so rede nicht das Böseste, sondern das Beste zu allen Sachen.

Bemühe dich nicht zu sehr, etwas Neues zu vernehmen, noch etwas der Art auszubreiten, damit du nicht von Jedermann für einen Märchenträger gehalten werdest.

Rede nichts zu den Sachen, die dich nichts angehen. Geselle dich nicht zu solchen Buben, die sich unterstehen unehrliche oder gefährliche Dinge zu vollbringen. Sitze du über deinen Büchern und denke, du habest alle Zeit verloren, die du nicht zu fleißigem Studieren angewendet hast.

„Morgenstund hat Gold im Mund.“ Wenn du die Morgenstunden mit Schnarchen zubringst, so hast du den besten Theil des Tages verloren.

Nimm dir für deine Studien eine gewisse Methode vor. Besuche die Vorlesungen fleißig und höre den Professoren aufmerksam zu. Schreibe mit Lust das Nützlichste auf was geredet wird, wiederhole es daheim und schreibe es sauber ab. Dieweil aber die Erfahrung bezeugt und Cicero selbst die Uebung im Schreiben den besten Lehrer in der Beredsamkeit nennt, so siehe zu, daß du dich fleißig übest im Niederschreiben

*) Ein Beweis, daß die Reformirten ursprünglich dem Gebrauch des Knieens bei'm Gebet nicht entgegen waren, weil es katholisch sei!

eingesammelt worden. Es darf auch nicht übersehen werden, daß neben den blutjungen Studenten sich auch wieder ältere Männer zu den Füßen berühmter Lehrer niedersetzten, um von ihnen zu lernen. Mit welchen wohlgemeinten Instructionen, aber auch mit welchen Besorgnissen fromme Väter ihre Söhne zur Universität entließen, davon möge aus des Züricher Antistes Heinrich Bullingers Leben das Nachfolgende zeugen. Er schreibt seinem Sohne bei dessen Abgang nach Straßburg im Jahr 1553:

Fürchte Gott und ehre ihn allezeit; hab' ihn stets vor Augen. Die Furcht des Herrn ist, wie Salomo sagt, aller Weisheit Anfang.

Glaube fest, daß Gott der Vater uns alles was zu unserm Heil und Leben nothwendig ist, in Christo seinem Sohne dargereicht habe völliglich; also daß uns durch seinen Tod und seine Auferstehung auch alle Sünden verziehen werden und daß wir, wenn wir aus diesem Leben abscheiden, in das ewige Leben aufgenommen werden.

Bitte vor allen Dingen Gott um einen festen und wahren Glauben. Hast du ihn erlangt, dann hange ihm in Hoffnung und Liebe unabänderlich an und diene ihm alle Tage deines Lebens aufrichtig.

Bitte Gott um einen gelehrigen Verstand, starke Kräfte des Verstandes, Gemüthes und Sinnes, auch um eine schöne Aussprache, damit du die Dinge, die dir nützlich sind, lernen und dieselben einst zu Gottes Ehre und des Nächsten Wohlfahrt anwenden könnest.

Bitte ihn ernstlich, daß er dir deinen guten Namen erhalte, daß er dich vor Sünde, vor Krankheit und böser Gesellschaft gnädig behüte und dir alles väterlich darreiche, was dir für Leib und Seele nützlich ist.

Bitte auch eifrig für das Vaterland, für deine lieben Eltern und für die Wohlfahrt derer, bei welchen du wohnst, ja für Alle, welche dir Gutes erweisen, daß sie Gott segne und vor allem Bösen bewähre.

Bete eifrig für das Wachsthum des Wortes Gottes, für die Diener der Kirche, für unsere Oberen, mit einem Wort für alle Menschen. Beschließe dein Gebet allezeit mit dem Gebet des Herrn und brauche auch zum Lobe Gottes gern den Hymnus des Ambrosius und Augustinus „Herr Gott, dich loben wir" u. s. w.

Laß dir keine Undankbarkeit gegen Gott zu Schulden kommen; die herzlichste, kindlichste, ehrfurchtsvollste Dankbarkeit erfülle deine ganze Seele.

Wähle dir zu deinen Betstunden voraus die Morgenstunde, sobald du aufgestanden bist, die Mittagstunde, sobald du gegessen hast und ehe du spazieren gehst, die Abendstunde, wenn du zu Bette gehst.

Schäme dich nicht vor deinen Stubengenossen mit gebogenen Knieen zu beten,*) wo du nicht Gelegenheit hast, dieß im Verborgenen zu thun; denn man soll das Gebet durchaus nicht unterlassen; wo man nicht betet, da ist weder Glück noch Heil.

Besuche fleißig und eifrig das gemeinsame Gebet und die Predigten, voraus am Sonntag, Morgens und Abends.

Wenn dich etwa eine Krankheit befällt und auf's Bett wirft, so suche vor allen Dingen Hülfe bei Gott. Hüte dich vor vielen Arzneien, aber verachte sie auch nicht, sondern brauche dabei weiser Leute Rath.

Hab' Acht, daß du alles, was du schuldig bist, ordentlich aufzeichnest, damit, so dich Gott etwa aus diesem Leben abfordern sollte, alles sodann mir sicher zugesandt werde; zu solchen Sachen brauche keine andern als gottesfürchtige und gläubige Leute.

Zanke nicht hartnäckig mit denen, die unsre Religion hassen. Sag' allezeit, du bekennest deine Religion und verleugnest dieselbe nicht, wollest aber das Disputiren denen überlassen, die im Disputiren geübt sind.

Rede nicht zu allen Dingen, höre auch nicht alle Dinge; mußt du aber reden, so rede nicht das Böseste, sondern das Beste zu allen Sachen.

Bemühe dich nicht zu sehr, etwas Neues zu vernehmen, noch etwas der Art auszubreiten, damit du nicht von Jedermann für einen Märchenträger gehalten werdest.

Rede nichts zu den Sachen, die dich nichts angehen. Geselle dich nicht zu solchen Buben, die sich unterstehen unehrliche oder gefährliche Dinge zu vollbringen. Sitze du über deinen Büchern und denke, du habest alle Zeit verloren, die du nicht zu fleißigem Studieren angewendet hast.

„Morgenstund hat Gold im Mund.“ Wenn du die Morgenstunden mit Schnarchen zubringst, so hast du den besten Theil des Tages verloren.

Nimm dir für deine Studien eine gewisse Methode vor. Besuche die Vorlesungen fleißig und höre den Professoren aufmerksam zu. Schreibe mit Lust das Nützlichste auf was geredet wird, wiederhole es daheim und schreibe es sauber ab. Dieweil aber die Erfahrung bezeugt und Cicero selbst die Uebung im Schreiben den besten Lehrer in der Beredsamkeit nennt, so siehe zu, daß du dich fleißig übest im Niederschreiben

---

*) Ein Beweis, daß die Reformirten ursprünglich dem Gebrauch des Knieens bei'm Gebet nicht entgegen waren, weil es katholisch sei!

von Reden aller Art und in der Uebersetzung aus dem Griechischen in's Lateinische. Gewöhne dich auch lateinisch zu reden. Achte bei'm Lesen nicht nur auf die Worte, sondern auf die Sache selbst; studiere deßhalb auch die Philosophie und andere gute Künste und Wissenschaften. Voraus aber lege dich auf die Theologie, und wenn Jemand die Bücher des Neuen Testaments erklärt, so höre dem fleißig zu.

Ehre deine Professoren, ebenso auch deinen Hauswirth und die ganze Haushaltung, mit der du leben mußt. Beflecke ihnen das Haus in keiner Weise. Sei höflich in deinen Manieren, und mache dich nicht zu gemein mit der Hausfrau, den Töchtern und Mägden . . . Sei treu im Hause und thätig. Wenn du siehst, daß es in der Haushaltung viel zu schaffen giebt, so biete deine Hülfe an. Sei nicht faul und träge, kein Klotz. Dienst gebiert Gunst.

Hüte dich vor unnützen Kameraden, vor Lästerern, Lügnern, zanksüchtigen, versoffenen, verbuhlten, hoffährtigen, muthwilligen, losen Gesellen, damit du nicht für einen solchen geltest oder gar zu einem solchen werdest.

Hüte dich, daß du nicht zu viele Bücher kaufst, sondern schaffe dir nur die an, die von deinen Lehrern benützt werden; auf dieselben horche, lies sie und lerne aus ihnen, denn die Menge der Bücher verwirrt einen Studenten ... Lies nicht immer nur bald da, bald dort in einem Buche, sondern wenn du es lesen willst, so fang' es an und lies es bis zu Ende, und das Vorzüglichste schreib dir daraus ab, damit du auch mit Nutzen lesest. Triff eine sorgfältige Auswahl in dem was du liesest.

Auf der Reise gieb wohl Acht auf die berühmtesten Ortschaften, Städte, Schlösser, Berge, Flüsse. Frage nach den schönen Sachen, die da zu sehen und nach den Thaten, die da geschehen sind. Halte dir ein Reisebuch und zeichne das Merkwürdigste darin auf. Wenn du in eine Stadt kommst, so verfüge dich zu den Studierenden, um dir das Wichtigste zeigen und zu den Gelehrten dich führen zu lassen.

Deinen Leib halte reinlich und unbefleckt und nimm zuweilen ein Bad. Mund und Hände wasche alle Zeit, bisweilen auch das Haupt. Das Haar kämme täglich sorgfältig. Wasche auch öfters die Füße, damit du nicht ein stinkender Wust werdest, der Jedermann zum Ekel ist.

Deine Kleider halte sauber und rein und wirf oder gieb sie nicht leicht weg; putze sie, wasche sie, bewahre sie. Wenn du siehst, daß sie irgendwo durchlöchert und zerrissen sind, so gieb sie bei Zeiten zum Ausbessern. Eine soldatische, leichtfertige und modische Kleidung mag ich nicht an dir sehen; denn an der Kleidung erkennt man den Mann. Aber

das Sprüchwort sagt auch: „Wer seine Kleider in Ehren hält, den halten sie auch in Ehren.“ Mit Recht wird beides getadelt, eine nachlässige wie eine geckenhaft gezierte Kleidung. Fliehe des Diogenes Schmuz und des Pfauen Hoffahrt.

Dein Gang und des ganzen Leibes Haltung und Bewegung sei züchtig; denn Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.

Ueber Tisch verhalte dich, wie es einem gut gearteten Jüngling wohl ansteht. Iß nach deinem Bedürfniß und sei mäßig im Trunk. Nichts Häßlicheres als Gefräßigkeit und Völlerei. Frage nicht nach leckerhaften Gerichten. Klage nicht bei Andern über des Hauswirths oder der ganzen Haushaltung Mängel. Laß dich begnügen an dem was man dir vorsetzt. Was du gern issest, mit dem stopfe dich nicht voll, als ob es dir allein gehöre. Gönne andern Leuten am Tisch auch etwas. Deine Gespräche über Tisch seien anständig, fröhlich, mäßig, fern von Schelten und Schmähen.

Sei haushälterisch und vergiß nicht des Spruches: was nicht nöthig ist, ist um einen Schilling zu theuer,*) auch nicht dessen: Sinne nicht auf das wonach dich gelüstet, sondern auf das was du durchaus nicht entbehren kannst. Die Mäßigkeit in allen Sachen ziert einen Jüngling, die Verschwendung dagegen macht ihn unnütz. Es ist einem nützlich bisweilen Mangel zu leiden. Führe ein genaues Verzeichniß deiner Ausgaben: wann? wozu? wofür? wie theuer?

Der Herr unser Gott sei dir gnädig und erbarme sich deiner um Christi willen. Er segne dich ewiglich; er geleite, behüte und erhalte dich und bringe dich an Geist, Seele und Leib unversehrt wieder zu uns. Amen.

*) Wie genau es hierin Bullinger nahm geht aus einem Brief an seinen Sohn hervor (Oct. 1553), worin er ihm vorwirft, daß er auf der Scheer- (Barbier-) stube 3 Kreuzer bezahle, während er, der Vater, in Zürich es mit 2 Kr. mache: „Du mußt nicht Junkerscheergeld geben, bist kein Junker, nur ein Schüler; Großhansen haben bald einen leeren Beutel.“ Pestalozzi S. 596. Das Klagelied über die vielen Ausgaben zieht sich etwas bemühend durch den ganzen Briefwechsel hindurch wie ein rother Faden. So fehlt es auch nicht an Beschwerden über das theure Briefporto.



Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Ein Blick auf das wissenschaftliche Leben überhaupt und auf die Philosophie und die Naturwissenschaften im Besondern. — Peter Ramus und Galileo Galilei. — Die Handhabung der deutschen Sprache. Die evangelische Predigt und das evangelische Kirchenlied. Die kirchliche Baukunst.

Bei der Betrachtung des wissenschaftlichen Lebens der Zeit haben wir zunächst unsern Blick auf die Schulen geworfen, von den Trivialschulen aufwärts bis zur Universität. Daß viele tüchtige Gelehrte aus diesen Schulen hervorgegangen sind (und deren hat die katholische Kirche aufzuweisen wie die protestantische) kann nicht geleugnet werden. Wie nun aber schon in den Schulen, zumal den protestantischen, die alten Sprachen das vorherrschende Bildungselement waren, so waren es auch diese zunächst, die sich außerhalb der Schule einer besondern Pflege zu erfreuen hatten, selbst von Seite der Frauen, wie schon das Reformationszeitalter uns gezeigt hat. So war es nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei Franzosen und Engländern. Uebersetzte doch die Königin Elisabeth von England noch im Jahr 1593 den Boëthius (de consolatione philosophiae), den Horaz (de arte poetica) und den Plutarch. *)

Auch von einzelnen adlichen Herren Deutschlands (denn dick gesät waren sie keineswegs) wird uns solches gerühmt. So unter andern von Joachim von Alvensleben (geb. 1514, gest. 1588), daß er auf der hohen Schule zu Leipzig „die feinen Künste, die lateinische Sprache und die gesunde Philosophie studiert und die Tage seines Lebens solch Studium nicht unterlassen habe". Er legte sich eine stattliche Bibliothek an, die ihm über 4000 Thaler gekostet und von der er zu sagen pflegte, er wolle

*) Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte, Bd. I. S. 623.

daran lieber sein Geld wenden, „als an Gärten, darin Kräuter wachsen". Im Jahr 1583 hat er den Plato und Aristoteles mit allerlei Commentaren von Anfang bis zu Ende durchgelesen und mit eigner Hand auf allen Blättern glossirt. *) Neben den alten Sprachen war es besonders die Geschichte, die mit Vorliebe sowohl von Katholiken als Protestanten betrieben wurde. Wir erinnern an den Kosmographen Sebastian Münster (gest. den 23. Mai 1512 in Basel), an den französischen Rechtsgelehrten Jakob August Thuanus (de Thou), der die Geschichte seiner Zeit (1546—1607) in einem ausführlichen Werke beschrieben hat, an den berühmten Florentiner Niccolo Machiavelli († 1530) und an Hugo Grotius. Aber auch neben den Geschichtschreibern ersten Ranges finden wir eine Menge werthvoller Aufzeichnungen über die Geschichte einzelner Länder und Städte im altväterischen Stil der Chronik und auch biographische Mittheilungen über Selbsterlebtes. Diese, wie die Chronik und die Selbstbiographie des Basel'schen Bürgermeisters Andreas Ryff, **) oder die Autobiographien der beiden Plater (Thomas und Felix), oder die Aufzeichnungen des pommer'schen Edelmanns Bartholomäus von Sastrow und viele Andere geben uns köstliche Züge, von denen auch wir mehrere für unsere Darstellung dankbar verwerthet haben. Eine pragmatische oder gar geschichtsphilosophische Darstellung, wie sie unsre Zeit fordert, darf freilich nicht gesucht werden. Wohl aber hatte sich bereits die Satire des geschichtlichen Stoffes bemächtigt in den Schriften eines Franz Rabelais († 1553): Faicts et dicts heroïques de Gargantua et son filz Pantagruel, und in der „Geschichtsklitterung" des Johann Fischart von Straßburg. In solchen uns freilich nicht mehr genießbaren Werken wurde den Zeitgenossen ein Hohlspiegel vorgehalten, der ihr eignes Zerrbild höhnisch zurückwarf. Rabelais so wie der vorhin genannte Machiavelli gehörten beide äußerlich der katholischen Kirche im Reformationszeitalter an, standen aber mehr auf der Seite der Opposition und im Zusammenhang mit dem Humanismus des 16. Jahrhunderts und galten ihren Zeitgenossen als Indifferentisten, wo nicht als Atheisten.

Fragen wir nach der Philosophie, so war die Zeit des streng philosophischen, von jeder Autorität unabhängigen und zugleich systematischen Denkens noch nicht gekommen. Ein großer Theil der Philosophierenden band sich noch, sowohl in der katholischen als in der protestanti-

*) Fritz Schwerin, Fünf Edelleute aus den vorigen Tagen. Halle 1859.

**) s. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, IX. Basel 1870, und die früher angeführten Werke.

schen Kirche an das auch in der protestantischen Kirche wieder festgestellte Ansehn des Aristoteles. An Gegnern fehlte es freilich nicht. Es war besonders Peter Ramus (de la Ramée, geb. 1515 in der Gegend von Soissons), der mit der Kühnheit einer Jugend von 21 Jahren bei seiner Magisterdisputation den Satz hinschleuderte, was Aristoteles gelehrt, sei Lüge (quaecunque ab Aristotele dicta essent commentitia esse). Schon etwas reifer, im Jahr 1543, trat er als eigentlicher Reformator der Philosophie hervor und beschwor durch die Herausgabe seiner Schriften einen Sturm der damaligen Philosophen gegen sich, indem er ihren, wie er meinte unfruchtbaren, Speculationen eine mehr dem wirklichen Leben zugewandte, praktische Philosophie entgegensetzte. Ramus war aus der katholischen Kirche hervorgegangen. Er hatte erst dem Collegium von Presle vorgestanden und war durch die Gönnerschaft des Cardinals von Lothringen Professor am Königlichen Collegium geworden; allein im Jahr 1561 trat er in Folge des Gesprächs von Poissy zur protestantischen Kirche über, deren Grundsätze er namentlich theilte in Beziehung auf das Geltendmachen der heil. Schrift. Es war indessen bei ihm auch mehr das humanistische, als das strenger theologische Interesse, das ihn leitete. Allein auch in der protestantischen Kirche stieß er mit seiner Philosophie auf großen Widerstand, da, wie schon bemerkt, auch hier der Aristotelismus noch seine zahlreichen Vertreter hatte. Nach mehreren Reisen, auf denen er Straßburg, Basel, Zürich, Genf, Heidelberg besucht hatte, war er nach Paris zurückgekehrt, als er, wie wir schon früher (Vorl. 4, S. 27) gesehn haben, in der Bartholomäusnacht seinen Tod fand, den seine philosophischen Gegner ihm bereiteten. *) Es kann hier nicht unsers Orts sein, seine Philosophie näher zu beleuchten. So viel ist historisch ausgemacht, daß er seine Zeit nicht befriedigte, und daß auch von protestantischer Seite förmliche Verbote gegen seine Lehre erlassen wurden. Der Vorwurf der Oberflächlichkeit mag mit Recht auch jetzt noch an ihm haften, da er den Werth des strengern philosophischen Denkens verkennend die Logik nur der Rhetorik dienstbar machen wollte, ähnlich wie Franz Baco, von dem wir schon gesprochen, den Empirismus wieder zu Ehren zu bringen suchte, der reinen Speculation gegenüber. Immerhin war es nöthig, den Sinn von den abstracten

*) Ueber die Todesart des Ramus gehen die Berichte auseinander. Während die Einen ihn in einem Keller, wohin er sich geflüchtet, ermordet werden lassen, und zwar von seinem erbittertsten Gegner Charpentier (Carpentarius), erzählen Andere, er sei in dem obersten Stockwerk überfallen und mitten unter seinen Büchern ermordet, die Leiche aus dem Fenster gestürzt und in die Seine geschleift worden.

Kategorien des schulgerechten Denkens wieder der nüchternen Beobachtung zuzulenken. Dieß gilt namentlich von den Naturwissenschaften. Wie sehr hier noch die alte Methode herrschte, alles aus Büchern lernen zu wollen, deren Ansehn geheiligt war, statt in das Buch der Natur selbst einen unbefangenen Blick zu thun, mag uns ein einziges Beispiel zeigen. Als der naturkundige Jesuit Pater Scheiner dem Provinzial seines Ordens die Sonnenflecken zeigen wollte, welche die Astronomie entdeckt hatte, wies ihn dieser mit der Bemerkung ab, er habe nun den Aristoteles zum zweiten Mal durchgelesen und nichts gefunden, was sich auf Sonnenflecken deuten lasse. Aber auch die Protestanten zeigten sich noch befangen in einem Autoritätsglauben anderer Art. Es war freilich hier nicht die Autorität des Aristoteles, aber die am unrechten Orte geltend gemachte Autorität des Bibelbuchstabens, die unter anderm der Annahme des copernicanischen Systems entgegenstand, wie wir schon in der Geschichte Keplers gesehn haben (S. 450 f.). *)

Copernicus der deutsche Domherr († 1548) hatte zwar sein Werk, worin er die alte ptolemäische Lehre vom Umkreis der Sonne um die Erde bestritt, dem Papst Paul III. gewidmet; allein nichts desto weniger war es auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden. Und auch bei den Protestantischen galt das copernicanische System für ketzerisch, wegen der Stelle Josua 10. Vergebens hatte der theologische Freund des großen Astronomen, Andreas Osiander in Königsberg, das Buch durch eine kluge Vorrede zu schützen gesucht, worin er die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne als bloße Hypothese hinstellte, bei der es immerhin dahin gestellt bleiben möge, ob sie mit der Wahrheit stimme oder nicht. Wir wissen, wie Osiander selbst seiner Rechtgläubigkeit wegen anrüchig war, und so verfing auch seine Schutzrede nicht bei den Orthodoxen. Als nun der große Pisaner Galileo Galilei die Lehre des Copernicus mit neuen Gründen unterstützte, ging es ihm in der katholischen Kirche nicht besser, als seinem Freund und Zeitgenossen Kepler in der protestantischen. Aehnlich wie dieser bekannte er sich zu dem Grundsatz, daß „der heilige Geist" (wie er es geistreich ausdrückt) uns (durch die Offenbarung) zeigen wolle, wie man zum Himmel gelange, während die Frage, wie die Himmel

*) So weit freilich gingen die Protestanten nicht, wie jener Predigermönch, der mit den Worten Apostelgeschichte 1, 11 nach der lateinischen Uebersetzung (Vulgata) die Anhänger des Galilei zurückwies: Ihr Männer von Galiläa (Viri Galilei!) was stehet ihr hier und sehet gen Himmel?

sich bewegen, der menschlichen Wissenschaft zu erforschen überlassen sei. Aber das half ihm nichts. Es ist bekannt, wie noch in seinem Greisenalter er unter dem Papst Urban VIII., der als Cardinal Barberini sein Freund und Gönner gewesen, seinen Irrthum abschwören mußte (1633) in Folge eines langwierigen Inquisitionsprozesses, und wenn auch was von den Qualen der Folter, denen er ausgesetzt wurde, gefabelt worden, geschichtlich eben so unhaltbar ist, als die landläufige und immerhin charakteristische Anekdote, daß, nachdem er knieend die Abschwörung geleistet, er wieder aufgestanden sei und mit dem Fuße stampfend gesprochen haben soll: è pur si muove (und sie bewegt sich dennoch! —*) so bleibt die Thatsache dieselbe, wenn sie uns auch in einem etwas mildern Lichte erscheint.

Wenden wir uns von der Wissenschaft der Kunst, von der Philosophie der Poesie zu, so wissen wir, wie das Zeitalter, in dem wir stehen, das Zeitalter eines William Shakespeare († 1616), eines Torquato Tasso († 1595), eines Cervantes († 1616), eines Lope de Vega († 1635) und theilweise noch eines Calderon († 1687) ist. Auch auf diesem Gebiete ließe sich der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nachweisen, wenn nicht das Nationale (Germanismus und Romanismus) das Ueberwiegende wäre. Shakespeare's Stellung zum Christenthum überhaupt und zu den beiden Confessionen näher zu beleuchten, dazu bedürfte es einer eignen Vorlesung. Das hieße aber bei dem Vielen, was schon nach dieser Richtung hin geschehen ist, Eulen nach Athen tragen. Nur so viel sei gesagt, daß das Streben, den größten aller Dramatiker der katholischen Kirche zu vindiciren, doch wohl als ein vereiteltes darf angesehn werden, wenn wir auch zugeben, daß der Dichter überhaupt nicht mit seinen Schöpfungen dem Parteiinteresse einer Confession, sondern der Menschheit mit ihren allseitigen Interessen zugewandt war. Nichts desto weniger tragen seine Dichtungen den Stempel des Protestantismus eben so bestimmt an sich, als die des Lope und Calderon den der alten Kirche.**)

---

*) Eine einläßliche, auch frühere Bearbeitungen berücksichtigende Geschichte des Prozesses hat Moritz Cantor gegeben in der von ihm mit Schlömilch und Kahl herausgegebenen Zeitschrift für Mathematik und Physik. IX. S. 172 ff.

**) „Nicht auf kirchlichem, doch durch den Protestantismus bedingten freiern Standpunkte hat Shakespeare die Geschichte seines Volkes dichterisch verherrlicht und eine neue Geschichte erschaffen, deren Personen so nie gewesen, aber lebenskräftig die geheimen Tiefen des menschlichen Herzens und des Weltzusammenhanges in Lust und Leid offenbarend immerdar sein werden.“ Hase K. G.-S. 460.

Gegenüber diesen großen, epochemachenden Dichtern Englands, Italiens, Portugals kann die deutsche Litteratur unsrer Periode allerdings nichts auch nur von ferne Aehnliches aufweisen und auch in der nächstkünftigen Zeit blieb Deutschland hinter Frankreichs Litteraturperiode zurück. Nicht als ob es dem deutschen Geist an dichterischer Productivität oder an Empfänglichkeit für die großartigen Gestaltungen des poetischen Genius gefehlt hätte. Blieb es doch gerade der deutschen Nation vorbehalten, erst in späterer Zeit das Verständniß eines Dante und Shakespeare den übrigen Nationen aufzuschließen. Aber zu eigener Gestaltung fehlte es damals an freier, geschickter Handhabung der Sprache. Es muß uns dieß um so mehr wundern, nachdem Luther in seiner Bibelübersetzung gezeigt hatte, was diese Sprache Großes zu leisten im Stande sei. Aber auch hier sehen wir nach Luthers Tod eine Zeit der Reaction eintreten. Hören wir darüber das Urtheil Adolf Menzels in seiner neuern Geschichte der Deutschen:*) „Wenn in den letzten Jahrzehenden des 15. und in den ersten des 16. Jahrhunderts Redner, Dichter und Geschichtschreiber in beträchtlicher Anzahl, theils in vaterländischer Sprache, theils in classischem Latein zu den Deutschen gesprochen hatten, so wurde nun in Deutschland zwei Jahrhunderte lang in barbarischem Latein oder in einem gleich barbarischen Deutsch über Glaubenslehren gestritten und alle Kraft des nationalen Genius verschwendet, um den höchsten Gegenständen der geistigen Betrachtung die unfruchtbarste Seite abzugewinnen und das Ergebniß der Anstrengungen in die widrigsten und geistlosesten Formen zu zwängen. So groß war die Gewalt dieser Richtung, daß, neben der unbegrenzten Verehrung für Luthers Worte, die bewundernswerthe Kraft und Kunst, mit welcher er die deutsche Sprache behandelt und gefördert hatte, ganz unbeachtet blieb, und daß die Theologen, mit dem in sprachlicher und dichterischer Beziehung unübertroffenen Meisterwerke seiner Bibelübersetzung in den Händen, in die dürre Wüste der Begriffsweisheit sich immer tiefer verloren."

Es war zunächst auf dem gottesdienstlichen Boden, auf welchem das deutsche Wort seine Verwendung finden mußte, in der Predigt sowohl als im Kirchenliede.

Reden wir erst von der Predigt.

Wie Luther und Zwingli, jeder in seiner Weise und nach seinen Gaben, der Predigt einen neuen Schwung gaben, und wie von da an die Predigt überhaupt das „fürnehmste Stück im Gottesdienst" blieb,

*) Bd. IV. S. 26.

haben wir schon in der Reformationsgeschichte gesehn. Viele goldene Worte hat Luther mehr gelegentlich, als in lehrhaftem Zusammenhange über die Aufgabe und das Wesen der evangelischen Predigt geredet. „Ein Prediger," sagt er unter anderm, „muß können aus einer Blume eine ganze Wiese machen." Und wiederum: „Wo einer ein Wort Gottes hat und kann nicht eine Predigt daraus machen, der soll nimmer ein Prediger sein." Aber freilich klagte er auch, man „könne nicht Pfarrherren malen, wie man sie gerne hätte". Einzelne Männer traten ihm würdig zur Seite, jeder nach der Gabe, die er von Gott empfangen, und jeden wußte er auch nach seiner Gabe zu würdigen, obgleich er sie Alle an Originalität des Geistes übertraf.*) Von diesen Zeitgenossen nennen wir außer Melanchthon, Bugenhagen, Justus Jonas noch einen Nicolaus von Amsdorf, Wencislaus Linck, Caspar Aquila, Urbanus Rhegius, Johannes Brenz, Veit Dieterich, Johann Mathesius u. A.**) Auch das nachreformatorische Zeitalter war reich an guten und gesegneten Predigern. Allerdings machte sich, wie wir bereits gesehn haben, die dogmatische Streitsucht über die Gebühr auf den Kanzeln breit und oft in den ungemessensten Ausdrücken. Ich enthalte mich weiterer Beispiele, und erinnere nur, daß dieselben Prediger auch wieder zu Zeiten recht erwecklich zu predigen wußten, wenn auch immerhin im Geschmack ihrer Zeit, und dieser war nicht der beste. Man gefiel sich nur allzuhäufig in allegorischen Spielereien, gegen die schon Luther sich erklärt hatte,***) und

*) Bekannt ist das Wort Melanchthons: Doctor Pommer (Bugenhagen) ist ein Grammaticus, der legt sich auf die Worte des Textes, ich bin ein Dialecticus, sehe darauf wie der Text aneinanderhangt und was sich schriftlich mit gutem Grund daraus spinnen und folgern will lassen. Dr. Jonas ist ein Orator, der kann die Worte des Textes herrlich und deutlich aussprechen, erklären und zum Markte richten; Dr. Martinus (Luther) est omnia in omnibus; des Wundermannes und erwählten Werkzeuges Rede und Schrift hat Hände und Füße und dringt durch Herz und Mark und läßt seine Schärfe und Trost hinter sich in vieler Leute Herzen.

**) Vgl. W. Beste, Die bedeutendsten Kanzelredner der lutherischen Kirche des Reformationszeitalters in Biographien und einer Auswahl ihrer Predigten. Leipzig 1856. Daran schließt sich als zweiter Band (1858): Die bedeutendsten nachreformatorischen Kanzelredner.

***) „Mit Allegorien spielen in der christlichen Kirche ist fährlich. Die Worte sind bisweilen frei und lieblich, gehen glatt ein, ist aber nichts dahinter; dienen wohl für die Prediger, die nicht viel studiert haben; wissen die Historien und den Text nicht recht auszulegen; so greifen sie zu den Allegorien, darin nichts Gewisses gelehrt wird, darauf man fußen und gründen könnte. Darum sollen wir uns gewöhnen,

im Gebrauch der aus dem Leben gegriffenen Beispiele war man nicht wählerisch. Es wäre unrichtig, wollte man voraussetzen, als sei bei dem vorwiegenden Hang zum Dogmatisiren die Moral zu kurz gekommen. Diese trat scharf und keck auf, meist in Form der Strafpredigt. Aber auch sie war getaucht in die grellen Farben der geläufigen dogmatischen Vorstellungen. So wurde z. B. jeder Sünde auch ihr eigner Teufel zugewiesen, der die Sünde wecke und nähre. Im Jahr 1587 erschien ein Buch unter dem Titel Theatrum Diabolorum, zu welchem die berühmtesten Prediger der Zeit ihre Beiträge geliefert hatten. Darin wird nicht allein von des Teufels Tyrannei, Macht und Gewalt im Allgemeinen gehandelt, sondern es treten nacheinander auf: der Zauberteufel, Fluchteufel, Jagd-, Sauf-, Ehr-, Geiz-, Wucher-, Schräp (?)- und Faulteufel, ferner der Hoffartsteufel, Neid-, Schmäh-, Lügen- und Lästerteufel; der Gerichts- und Spielteufel u. s. w.*) Besonders gefielen sich die Redner im Ausmalen der Laster und Thorheiten, wobei nicht selten der sittliche Ernst in eine komische Wirkung umschlug. Das Mögliche hat in dieser Hinsicht Lucas Osiander, der Verfasser der „Bauernpostille", geleistet in seiner Predigt „von Hoffart, ungestalter Kleidung der Weiber- und Mannspersonen". **) Bei all diesen Mängeln, die als Auswüchse der Zeit auch an den bessern Predigern sich finden, darf aber nicht übersehen werden, wie eine schriftgemäße, durch Leben und innere Erfahrung gereifte, in Gesinnung und Wandel sich bewährende Frömmigkeit auch auf der Kanzel den rechten Ausdruck und den Weg zu den Herzen zu finden wußte, während schon damals auch manche gelehrte und gedrechselte Rede über die Köpfe wegfliegen mochte. Unter den erbaulichen Predigern der Zeit erlaube ich mir neben einem Joh. Arndt, von dem wir schon früher gehandelt, einen Valerius Herberger persönlich anzuführen.

In dem dicht an den Grenzen Schlesiens gelegenen polnischen Städtlein Frauenstadt wurde im Jahr 1562 dem Kürschnermeister Martin Herberger ein Knäblein geboren. Als einmal das Kind in der Wiege drei Finger in die Höhe streckte, sah der Vater, eine poetisch, möglicherweise phantastisch angelegte Natur***) und zugleich ein gottes-

daß wir bei dem gesunden und klaren Text bleiben; sonst geben wir dem Lästerer redliche Ursach zu spotten, als ob unsere Lehre eitel solch Deutelwerk wäre."

*) Lentz, Geschichte der christlichen Homiletik II. S. 46 (nach: Pölitz, Gesammtgebiet der deutschen Sprache Bd. IV. S. 123).

**) Lentz ebend. S. 47.

***) Er gehörte zur Zunft der Meistersänger. Siehe Tholuck, Lebenszeugen

fürchtiger Mann, darin ein besondres Zeichen, und sprach zu den Umstehenden: „Ihr werdet sehen, das wird gewiß ein Prediger werden, er wird auf den Herrn Jesum mit Fingern weisen wie Johannes der Täufer." Der Vater starb, als Valerius neun Jahr alt war; aber der Pathe hatte des Vaters Weissagung sich zu Herzen genommen, und bestand darauf, daß der Junge nicht, wie der Stiefvater wollte, ein Schuhmacher, sondern daß er nach des leiblichen Vaters Willen ein Prediger werde. Der Knabe ging freudig darauf ein. Der Pathe schickte ihn nach Freistadt zur Schule; später studierte Valerius in Frankfurt a. d. O. und in Leipzig. Der fromme und gelehrte Theologe Selnekker übte einen guten Einfluß auf ihn. Nachdem er eine Schulstelle in seiner Vaterstadt angenommen, trat er mit dem Jahr 1590 in's Predigtamt, erst als Diaconus, dann (1599) als Pastor der heimathlichen Gemeinde. Das Predigen war seine Freude, so sehr es ihn auch leiblich ermüdete. Sowie er auf der Kanzel stand, kehrten ihm Kraft und Freudigkeit wieder. „Es predigt sich mächtig übel, wenn man den leeren Stühlen und Bänken Gottes Wort vorsagen muß," pflegte er zu sagen, „hingegen lacht einem Prediger das Herz im Leibe, wenn er eine volle Kirche hat." Neben der Predigt trieb er die Seelsorge gewissenhaft, und diese gab ihm auch wieder neuen Antrieb und neue Gedanken für die Predigt. Er hatte schwere Zeiten durchzumachen. Unter dem König Siegmund III. wurden die Evangelischen in Fraustadt hart bedrückt. Sie mußten ihre Pfarrkirche an die Katholiken abgeben. Die Gemeinde aber ließ sich mit großer Opferwilligkeit zu freiwilligen Beiträgen herbei, aus denen ein neues Kirchlein konnte errichtet werden. In derselben Christnacht des Jahres 1604, in welcher die erste katholische Messe wieder in der alten Pfarrkirche gelesen wurde, ward auch zum ersten Mal in dem neu erbauten Kirchlein der Evangelischen evangelischer Gottesdienst gehalten. Herberger gab diesem Kirchlein den Namen: Kripplein Christi; „denn," sagte er, „hat das Jesulein nicht Raum in der Herberge, so hat es doch Raum im Kripplein." Im Jahr 1613 hatte er mit der Pest zu kämpfen. Auch hier hielt allein der Glaube ihn aufrecht und ließ ihn Ekel und Todesfurcht überwinden. In dieser täglichen Todesgefahr dichtete er auch sein bekanntes Lied: „Valet will ich dir

der lutherischen Kirche. S. 282 ff. Ledderhose in der Sonntagsbibliothek IV. 5. 6. Krummacher in Pipers evangelischem Kalender. 1862. S. 211 ff. Die älteste Biographie Herbergers ist die von S. F. Lauterbach: Vita, Fama et Fata Valerii Herbergeri; vgl. auch Göschel, in Herzogs Realenc. V. S. 746. 47.

geben", mit Anspielung auf seinen Namen. Da Jesus der immer wiederkehrende Inhalt seiner Predigten war, so führt er auch in der Geschichte der Predigt den Namen des „Jesuspredigers".*) Dabei war ihm, wie Luther, der Psalter sein Lieblingsbüchlein, sein „Cumpan und Vademecum", wie er sich ausdrückte. Morgens und Abends, so verpflichtete er sich durch ein Gelübde, sollte ein Psalm gelesen werden. Daß er auch im Alten Testament überall den Herrn Jesum fand, darf uns nicht wundern. Ihm galt die exegetische Regel: „Besser Jesum suchen in einer Stelle, wo er nicht ist, als ihn da nicht finden, wo er ist." Herberger war überaus dienstfertig und wohlthätig. Seinem Gebete wurden Wunder zugeschrieben.**) Auch ein seltenes Ahnungsvermögen soll er besessen haben. Besonders aber ist seine Friedfertigkeit herauszuheben, die er, ein guter Lutheraner, den Philippisten und Calvinisten gegenüber bewahrte. So lebte er in bestem Vernehmen mit seinem Amtsgenossen Leonhard Crenzheim, der wegen seiner calvinistischen Gesinnung aus Liegnitz war vertrieben worden.

Von seinen Predigten gab er mehrere im Druck heraus, deren Titel allerdings an den Geschmack der Zeit erinnern: Magnalia Dei, d. i. die großen Thaten Gottes, von Jesu, der ganzen Schrift Stern und Kern (Betrachtung über die Bücher Mose, Josua, Richter und Ruth), „Herzpostille", „Passionszeiger", „himmlisches Jerusalem", „geistliche Trauerbinden" (Leichenpredigten). Unter dem Anrufen des Namens Jesu entschlief er den 18. Mai 1627.

Haben ihn die Einen einen „zweiten Luther", die Andern einen „Abraham a Santa Clara in evangelischem Sinne" genannt, so mögen Beide recht haben, in sofern eben seine Predigten sich durch eine gewisse Lebensfrische und eine Unmittelbarkeit auszeichnen, die selbst an Arndt vermißt wird, aber auch eben so oft an eine bedenkliche Trivialität streifen. Wir geben ein Beispiel aus seiner Herzpostille, am 17. Sonntag Trin. vom Wassersüchtigen (Luc. 14):

„So viel Personen in diesem Evangelio genannt werden, so viel guter Predigten könnten wir daraus machen. Erstlich haben wir einen ganzen Tisch voll (hätte bald gesagt Galgen voll) Pharisäer und Schriftgelehrte, die haben den Herrn Jesum zu Gaste geladen, nicht daß sie ihm so günstig wären, sondern auf lauter Betrügerei; die krummen Schälke „hielten auf ihn", wie St. Lucas sagt, sie lauerten auf seine Reden, ob sie ein Wörtlein

*) Es ist auffallend, wie um diese Zeit der Name Jesus weit mehr in Predigten und Liedern gebraucht wird, als der Name Christus in der ältern Zeit.

**) So der Sieg über die Türken bei Choczin im Jahr 1621.

könnten erschnappen, das sie hernach, wie der Hund das Leder, zerren und auf's schändlichste durch die Hechel ziehen könnten. Siehe, liebes Herz! es ist nicht allen Leuten zu trauen, die gute Worte und süße Bißlein aufbieten, mancher Leute Herz und Mund ist so weit voneinander als Himmel und Erden (Ps. 55: Ihr Mund ist glätter, denn Butter u. s. w.). Der weise König Salomo weiß auch von solchen Duckmäusern und Laurshalsen zu sagen (Cap. 23.): Wünsche dir nicht seine Speise, denn es ist falsch Brot. Das ist ein kluger Mann, der sich für der untreuen Welt hüten kann, nach des Herrn Jesu Exempel. Der vertrauet sich den Pharisäern nicht; denn er wußte wohl, was im Menschen war (Joh. 2). Mancher ist mit guten Worten und niedlichen Bißlein um alle seine Habe und Güter gekommen. Zum andern stehet ein wassersüchtiger Mann für dem Tische, dohnet [ist aufgeschwollen] wie eine Planke. So oft er seinen großen geschwollnen Leib anschauet, so oft siehet er den Tod für Augen, er siehet aus wie ein Sackpfeifer, er hat Backen wie ein Trometer in der Offenbarung Johannes, noch ist er so gottlos, daß er sich läßt zu krummen Händeln brauchen; denn alle Umstände beweisen, daß er mit Fleiß auf lauter Schelmerei dahin bestellt worden, damit die untreuen Pharisäer sehen könnten, ob's auch Christus würde wagen und ihn am Sabbath heilen. Er hat's im Herzen nicht geglaubt, daß ihm der Herr Jesus könnte helfen, denn wenn er begierig wäre gewesen nach der Hülfe, so würde er ja den Herrn mit einem guten Worte begrüßt haben. Aber der Herr hilft diesem bösen Buben nur um seines Namens Ehre willen, damit seinen Feinden das Maul werde zugekneufelt; nichts desto weniger, weil er die schalkhaftige Kreide kennet, zahlet er ihnen mit baarer Münze und saget ihnen ein Gleichniß vom Ochsen und Esel. Das ist ein Herzstich. Alle die sind Ochsen und Esel, welche Christum zu verunglimpfen in ein Horn blasen. Nachdem der Mann, nach dem gehöret sich eine Quaste, auf einen solchen Krug gehöret eine solche Stürze, auf ein solch Maul gehöret eine solche stichlichte Salat, sagte ein Spartaner, da er sahe einen Esel Distel fressen. Siehe, liebes Herz! Es sind Leute auf dem Erdknaul, die kann Gott mit keinem Unglück und Kreuz gewinnen und kirre machen; sollte sich dieser Großbauch nicht in seiner Seele schämen? Von solchen Gesellen spricht Salomo (Prov. 27.): Wenn du den Narren im Mörser zerstoßest mit dem Stempel wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.

. . . „Der Bube war der Hülfe nicht würdig, aber der Herr Jesus lässet die Sonne seiner Gnade, nach dem Exempel seines himmlischen Vaters, auch über einen bösen Buben aufgehen (Matth. 5). Wie viel mehr wird er sich unser erbarmen, die er allbereit mit seinen allerheiligsten Blutstropfen in der heiligen Taufe und Abendmahl hat gewürdiget. Er heißet ihn nicht dreizehn Tage Gebratenes essen und dabei Durst leiden, wie der Doctor zu Padua, der also mit einem Wassersüchtigen kurzweilete und über alles Verhoffen ihn gesund machte, sondern er thut's bald, in einem Augenblick, damit der Strahl seiner göttlichen Allmacht und Herrlichkeit all seine Feinde beschäme. Und also machet er es sonnenklar, daß er der beste Siechengrund sei, zu dem man sich in allen Krankheiten möge geloben. Wohl allen,

die auf ihn trauen (Ps. 2). Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verlässet (Ps. 14). Und gleich wie er allhier hilft in Leibesnoth, also kann er auch in allen geistlichen Nöthen bei uns das Beste thun. Er heilet die zerbrochenes Herzens sind und verbindet ihre Schmerzen. Die Wassersucht giebt uns ein artig Fürbild unserer Sünde. Gleich wie sich dieselbe durch Fressen und Saufen verursacht, also hat sich unsere Erbsünde aus Adams und Eva's Fresserei im Paradies gesponnen (Genes. 3). Und dannenher kommen noch alle unsere böse Thaten, daß wir uns des Teufels Naschbißlein lassen in die Nase fahren. Etliche malen die Hoffart in der Wassersucht; wenn der Frosch sich will so groß aufblasen, wie der Ochs, so muß ihm der Bauch bersten. Von diesen und andern Sünden kann uns niemand helfen, als Jesus Christus. Ist das nicht ein Kunststück? er fähret den Meistern von hohen Sinnen durch den Sinn, daß sie ihm nicht ein einiges Wort antworten können. Er saget ihnen ein Gleichniß vom Ochsen und Esel; die groben Ochsen und Esel müssen's hören und dennoch ungetadelt lassen. Sapientiae ejus non est numerus (Ps. 147). Wer unter solchen giftigen Naturen muß leben, der befehle sich dem Herrn Jesu durch ein ernstes Gebet. Er verwahre sein Gewissen und Seele bedachtsam, eine gute Klinke für'm Maul schadet niemand; alsdann kann man singen und sagen: „Wenn sie's auf's klügste greifen an, so geht doch Gott eine and're Bahn." Es werde nichts daraus (Jes. 8). Der Herr Jesus kann alle Blindschleichen zu Narren machen. Fürnehmlich ist dieß wohl zu behalten, daß es der Herr Jesus am Sabbath also macht, daß es ist zu verantworten, und daß er's bei Tisch also macht, daß wir viel von ihm haben zu lernen. Und dahin haben am meisten unsere lieben Vorfahren mit Anordnung dieses Evangelii bei jetziger Jahreszeit*) gezielet; denn nachdem wir den Segen Gottes in's Trockne haben gebracht, ist fast kein Dörflein so klein, daß nicht einmal Kirchmesse darin sei. In Städten sind auch unfort die Hochzeiten und andere fröhliche Martinstage gemeiner. Einen guten Bissen ohne böses Gewissen, neben guten Herzensfreunden verzehren, ist jedermann wohl gegönnt. Aber ein christlich Herz soll zuschauen, daß alles geschehe zu rechter Zeit und mit gebührlicher Bescheidenheit, damit der Feiertag nicht werde entheiligt, und auch bei Tische Gottes und der Frömmigkeit nicht werde vergessen.

„Derowegen wollen wir auf diesen zweien Stücken beruhen: 1. Wie ein christliebendes Herz alle Feiertage soll gebrauchen, anheben, mitteln und schließen; 2. wie ein christliebendes Herz sich alle Tage, sei es Feiertag oder Werktag, bei dem Essen soll verhalten. Also haben wir zu reden 1. von der besten Sonntagsarbeit, 2. von der besten Tischzucht und Ehrbarkeit. Der Herr Jesu lasse alles uns zu Nutzen, seinem Namen aber zu Ehren gerathen.„

Neben Herbergers Namen könnten wir noch andere nennen, den etwas früher fallenden Johannes Habermann (Avenarius, geb. 1516 zu Egra in Böhmen, gest. den 5. Sept. 1590 zu Zeitz), den Ver-

*) Der 17. Sonntag nach Trin. fällt in den Spätherbst. Die sinnige Benützung des Kirchenjahres ist der lutherischen Predigt eigenthümlich.

fasser eines bekannten und noch jetzt beliebten Gebetbuches, der längere Zeit eine Professur in Wittenberg versah, die Theologen Jakob Heerbrand, Martin Chemnitz, Jacob Andreä, Nicolaus Selnekker, Lucas Osiander, Aegidius Hunnius, Polycarp Leyser. *) Allein mit bloßen Namen ist uns nicht gedient und eine Charakteristik würde uns zu weit führen. Nur so viel sei noch bemerkt, daß in der reformirten Kirche zumal die einfache Schriftauslegung, zu der schon Zwingli den Grund gelegt, sich zu Erbauung der Gemeinden erhalten hat. Bullinger war als volksmäßiger Prediger in hohem Grade ausgezeichnet, aber auch Oswald Myconius verstand es, das „Wort zu theilen" nach des Apostels Sinn. **)

Wir verlassen jetzt das Gebiet der Predigt und wenden uns dem des Kirchenliedes zu. Hier begegnen wir zum Theil denselben Namen. Auch hier steht Luther voran. Wir können bei ihm unterscheiden die Lieder, die er zu gottesdienstlichem Gebrauch (im Anschluß an die alten lateinischen Lieder der Messe) dichtete, und die, welche aus freier Bewegung seines Innern, mitten im Kampfe entstanden; obgleich auch die meisten der erstern, selbst da wo sie Umdichtungen älterer, auch biblischer Gesänge sind, den Stempel des Ursprünglichen, des Selbsterlebten und Selbsterfahrenen an sich tragen. Wie die Bibelübersetzung, so wurden auch die Lieder Luthers mit Freuden aufgenommen, weil sie eben den rechten Ton des Volkes trafen. Sie thaten dem Papstthum mehr Abbruch, als viele gelehrte Tractate, wie dieß die Gegner selbst bezeugten. ***) Auch der uns als Streittheologe bekannte Tilemann Heshus zweifelt nicht, „daß durch das eine Liedlein Lutheri: ‚Nu freut euch liebe Christen g'mein' viel hundert Christen seien zum Glauben gebracht worden, die sonst den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten, aber die edeln theuern Worte Lutheri haben ihnen das Herz abgewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten," und ein anderer namhafter Theologe der Zeit, Cyriacus Spangenberg (geb. 1528, † 1604), ein eifriger

*) Vgl. über diese und Andere den zweiten Band von Beste, Kanzelredner der luth. Kirche.

**) Vgl. den Abschnitt: „Bullinger als Prediger" b. Pestalozzi S. 150 ff. und meinen „Myconius". S. 414 ff.

***) Hymni Lutheri animos plures quam scripta et declamationes occiderunt, klagt der Jesuit Concenius, und der spanische Karmeliter Thomas a Jesu kann sich nicht genug wundern, „wie sehr diejenigen Lieder das Lutherthum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden." Koch, Geschichte des Kirchenliedes I. S. 83.

Anhänger des Flacius, läßt sich in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Cithara Lutheri (1569) also vernehmen: „Lutherus ist unter allen Meistersängern seit der Apostel Zeit der beste und kunstreichste gewesen, in dessen Liedern und Gesängen man kein vergebliches und unnöthiges Wörtlein findet. Es fleußet und fället ihm alles auf's lieblichste und artlichste, voller Geists und Lehre, daß auch ein jedes Wort schier eine eigne Predigt oder doch zum wenigsten eine sonderliche Erinnerung giebt. Da ist nichts Gezwungenes, nichts Genöthigtes und Eingeflicktes, nichts Verdorbenes. Die Reimen sind leicht und gut, die Wort artlich und auserlesen, die Meinung klar und verständlich, die Melodie und Ton lieblich und herzlich und in Summa alles herrlich und köstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet und tröstet, und ist fürwahr seines gleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu finden, wie alle fromme Herzen mit mir bekennen müssen, daß uns Gott durch ihn in seinem Gesangbüchlein etwas Hohes, Wunderbares und Sonderliches geschenkt hat, dafür wir ihm in alle Ewigkeit nicht genugsam danken können."

So besaß also die lutherische Kirche bereits in Luthers Liedern den Grundstock ihres reichen Liederschatzes. Ja, sollte man's glauben, daß einige derselben sogar, wenn auch unter einigen Aenderungen Eingang fanden in den katholischen Gottesdienst? Wenigstens duldete der Herzog Heinrich von Wolfenbüttel den Gebrauch des Liedes: „Es wolle Gott uns gnädig sein," „Wir glauben all an einen Gott," — „Eine feste Burg ist unser Gott" in seiner Hofkapelle. Als der katholische Priester dem Herzog darüber Vorstellungen machte, fragte ihn dieser, welche Lieder er denn meine. Der Priester nannte das oben angeführte Lied: „Es wolle Gott uns gnädig sein." „Ei," erwiderte der Fürst, „soll uns denn der Teufel gnädig sein? wer soll uns denn sonst gnädig sein, denn Gott allein?" „Also ist der Pfaff mit Schanden bestanden und abgewiesen, und sind die geistlichen Lieder Dr. Luthers fortgesungen worden und haben den Platz behalten." So Selnekker, in der Vorrede zu seinen Kirchengesängen (1587).*)

Neben der „Wittenbergischen Nachtigall" war nun allerdings schwer aufzukommen. Wie aber im Frühling der Wald ertönt von Sängern aller Art, so war es auch zur Frühlingszeit der evangelischen Kirche. Und so finden wir (um uns auf das 16. Jahrhundert und den Anfang

*) Koch a. a. O. S. 84, woselbst auch ein Verzeichniß der ersten Originalgesangbücher der evangelischen Kirche.

des 17ten zu beschränken) neben Luther noch die Liederdichter Nicolaus Decius († 1541), Nicolaus Selnekker († 1592), Johann Schneesing (Chiomusus, † 1567), Erasmus Alber (1553), Nicolaus Hermann († 1561), Bartholomäus Ringwaldt († um 1598), Ludwig Helmbold („der deutsche Assaph", † 1598) und Philipp Nicolai. Von des Letztern beiden Liedern: „Wie schön leucht uns der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme" haben wir unsrer Betrachtung bei einem andern Anlaß vorgegriffen (s. Vorl. 13), und ebenso haben wir schon des Liedes: „Valet will ich dir geben" bei Valerius Herberger gedacht. Die Uebrigen der Genannten leben, wenn auch nicht gerade mit ihren Namen, doch mehrentheils mit ihren Liedern unter uns fort.*) Man würde sich indessen irren, wenn man glaubte, daß alle die Lieder aus dieser Zeit, die wir jetzt in unsern Gesangbüchern haben, sofort von der Gemeinde im öffentlichen Gottesdienst wären gesungen worden. Die meisten ertönten bloß im häuslichen Kreise oder auch draußen auf den Gassen, neben den Gassenhauern. In das Heiligthum der Kirche gelang es erst nur wenigen einzudringen. Nach der in der lutherischen Kirche herrschenden Ordnung des Kirchenjahres war für jeden Sonntag, oft für mehrere Sonntage, ein Lied voraus bezeichnet und dann Jahr aus Jahr ein gesungen. Auf diesem Weg allein kam die Gemeinde zu einem ihr angehörigen, mit ihr verwachsenen Liederschatz. Das Volk konnte die Lieder auswendig, und die Prediger hielten es für Hochmuth von Seiten des gemeinen Mannes, wenn er wie ein Schulmeister aus dem Buch singen wollte.**)

Wenn so die lutherische Kirche ihres allmälig heranwachsenden Liederreichthums sich freute, hielt sich die reformirte Kirche auch hier an das heilige Schriftwort. Die alttestamentlichen Psalmen boten den Text dar, der, wie wir früher gesehen haben, von Clement Marot, einem

---

*) So ist Decius der Ueberarbeiter des Agnus Dei in dem Liede: „O Lamm Gottes unschuldig" und des Gloria („Allein Gott in der Höh' sei Ehr"). Von Selnekker haben wir das Gottesdienstlied: „Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ", von Schneesing das Bußlied: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ", von Nicolaus Hermann (nicht zu verwechseln mit dem spätern Johann Heermann) das Sterbelied: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist", von Ludwig Helmbold das Trostlied: „Von Gott will ich nicht lassen". — Im Uebrigen verweisen wir auf Koch a. a. O., auf Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nic. Hermann und Ambrosius Blaurer. Stuttgart 1841 und die weiter sich anschließenden Werke: Bibliographie und: „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum 17. Jahrhundert. 4 Bände. Leipzig 1867."

**) Koch I. S. 195.

Hofbeamten Franz' I. von Frankreich, und Beza in französische Reime gebracht wurden. *) Auch der deutsche Fabeldichter Burcard Waldis, eine Zeit lang Hofprediger der Landgräfin Margaretha von Hessen, gab einen „Psalter, in newe Gesangsweise und künstliche Reimen gebracht", im Jahr 1553 zu Frankfurt heraus, nachdem schon früher (1540) die Constanzer Reformatoren Johann Zwick und Ambrosius Blaurer ein Aehnliches gethan. **) Am weitesten verbreitet wurden in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert die deutschen Psalmen von Ambrosius Lobwasser. Lobwasser war Lutheraner, Doctor der Rechte und herzoglicher Rath in Königsberg. Er hatte die Arbeit in schwerer Zeit an die Hand genommen, während die Pest regierte, und sie dann im Februar 1565 seinem Landesherrn, dem Fürsten Albrecht vorgelegt. Im Druck erschien das Werk zuerst zu Heidelberg im Jahr 1573. Lobwasser starb 1585 in Königsberg. Während die lutherische Kirche sein Werk mißachtete (sie witterte darin Calvinismus), ***) überhäuften die Reformirten es mit Lobsprüchen, von ähnlicher Reimerei wie das Werk selbst, wie der folgende Reim zeigt:

„Lobwasser recht bin ich genannt,
Den Christgläubigen wohl bekannt;
Denn wie ein frisches Wässerlein
Erquickt den Menschen Haut und Bein,
Also bin ich ein edler Saft
Dem, der da hat kein' Stärk', kein' Kraft.
Ich mach', daß wer nur aus mir singt,
Dasselb' für Gottes Ohren klingt:
Darum kommt all', die ihr traurig seid,
Und nehmt von mir all' Freudigkeit,
Damit ihr werdet allzugleich
Versetzet in das Himmelreich."

Fragen wir nach den Melodien, wonach die evangelischen Lieder gesungen wurden, so finden wir, daß nur wenige von den Dichtern selbst auch componirt wurden, wie von Luther „die feste Burg", von Philipp Nicolai das „Wachet auf" u. a. m. Als eigentliche Tonsetzer treten in der lutherischen Kirche auf Johann Walther, Georg Rhaw, der den Baß zum Lutherliede setzte, und Ludwig Senfl, Kapellmeister

*) Vorl. III. S. 624.

**) Ausführlicheres hierüber, besonders über den Kirchengesang in Basel seit der Reformation giebt die Abhandlung von J. Riggenbach, in den Basler Beiträgen für vaterländische Geschichte. IX. S. 327 ff.

***) Pupilla et Siren Calvinismi.

des Herzogs von Baiern, Luthers Lieblingscomponist. *) Häufig wurden auch geistliche Lieder nach weltlichen Melodien gesungen. So soll König Heinrich II. von Frankreich den 128. Psalm: „Wie der Hirsch nach einem Wasserquell" nach der Melodie eines Jägerliedes, Katharina von Medicis den 6. Psalm nach der Weise eines Gassenhauers, Diana von Poitiers den 130. und König Anton von Navarra den 43. Psalm nach damals üblichen Tanzmelodien gesungen haben. Ein besonderes Verdienst erwarb sich aber um den Kirchengesang der reformirten Kirche Claude Goudimel aus der Franche-Conté. Nach Einigen soll er ein Schüler des berühmten Josquin des Près gewesen sein, der eine Zeit lang der päpstlichen Kapelle in Rom vorstand. In der Bartholomäusnacht 1572 fiel er unter den Händen der Mörder in Lyon. Er hatte die Psalmen des Marot und Beza in Musik gesetzt, und so lagen seine Melodien auch der Lobwasser'schen Bearbeitung zu Grunde. Auch er hatte die Tonweisen großentheils beliebten Volksmelodien angepaßt.

Thun wir von da einen vergleichenden Blick auf die katholische Kirche, so erblicken wir auch hier ein reformatorisches Bestreben. Kam es doch so weit, daß um der Verweltlichung willen, der der Kirchengesang verfallen war, streng gesinnte Päpste darauf bedacht waren, die Musik gänzlich aus der Kirche zu verbannen, und auch das Tridentinische Concil machte Anstrengungen zu Beseitigung des eingerissenen Unfugs. Aber was hilft alles Streben nach Reform, wenn der rechte Reformator fehlt? Dieser fand sich in der Person des Pier Luigi Palestrina (geb. 1524, gest. 1594), der sowohl durch seine Messe, die er zu Ehren des Papstes Marcell II. dichtete und Paul IV. (1555) einhändigte, als andere seiner Compositionen die verirrte heilige Tonkunst wieder in die keuschen Schranken der Ordnung zurückführte und einen neuen Geist der Kraft, der innigen Andacht, der schmucklosen Einfalt ihr einhauchte. „Es ist," sagt ein bewährter Kenner, „in seinen Tonsätzen etwas so Hohes, Heiligthümliches, das schlechthin mit nichts verglichen werden kann."**) Neben ihm erscheint auch der Niederländer Orlando Lasso († 1594) als eine der ersten musikalischen Größen

*) Vgl. Luthers Briefe bei de Wette IV. Nr. 1313 und VI. Nr. 2014 und Tischreden (Erlanger Ausg. X. S. 309). Als Luther eine Senfl'sche Motette gehört hatte, sagte er: „Eine solche Motette vermöchte ich nicht zu machen, wenn ich mich auch zerreissen sollte, wie er denn auch hinwiederum nicht (über) einen Psalm predigen könnte, als ich. Darum sind der Gaben des heil. Geistes manche."

**) Palmer in Herzogs Realenc. V. S. 111; vgl. auch dessen Artikel: Palestrina, ebend. XI. S. 53 ff.

auf dem Gebiet jener Zeit. *) Die beiden hohen Meister sorgten nur für den Gesang ohne Instrumentalbegleitung. Selbst die Orgel verstummte. Daß dieß in der reformirten Kirche geschehn, wissen wir; erst allmälig fand die Orgel (z. B. in Basel unter dem lutheranisirenden Antistes Sulzer) wieder Eingang. Aber auch in der lutherischen Kirche mußte die Orgel sich nach und nach wieder ihre Stellung im Gottesdienst erringen. Anfänglich wurde der Gemeindegesang nicht von der Orgel unterstützt; sie diente bloß dem Kunstgesang zur Stütze und Begleitung. Was aber den vierstimmigen Gemeindegesang betrifft, der die Stelle der Orgelbegleitung vertreten sollte, so mag dieser wohl nur in Städten vom wohlhabenden, gebildeten Bürgerstand und auf hohen Schulen von den in der Musik Gebildeten betrieben worden sein. **)

Richten wir endlich unsere Aufmerksamkeit auf den Kirchenbau, so erblicken wir in ihm das Schicksal der Kirchen verkörpert, wie sie uns die eine in der Form des Katholicismus, die andere in der des Protestantismus entgegentreten. Zu derselben Zeit, da die römische Kirche durch das Tridentinum ihren Abschluß in der Lehre erhielt, zu derselben ging auch der Bau der Peterskirche in Rom, zu der Julius II. im Jahr 1506 (durch Bramante) den neuen Grundstein gelegt hatte, seiner Vollendung entgegen. Im Jahr 1546 (also gerade zur Zeit der Eröffnung des Concils) entwarf der greise Michel Angelo „zur Ehre Gottes" einen neuen Plan, zu dessen Ausführung er Hand anlegte. Der völlige Abschluß erfolgte allerdings erst 1667. Es ist ein großes, imposantes Werk, entsprechend der Idee, für welche der römische Katholicismus auch seit der Reformation kämpft: und doch ist es ein andres Gefühl, das sich dem Beschauer aufdrängt als bei'm Eintritt in einen mittelalterlichen (gothischen) Dom. Wie der moderne Scholasticismus unter der Hand der Jesuiten ein andrer wurde, als der der alten Scholastiker und Mystiker, so auch die kirchliche Baukunst, der, wie wir schon früher gesehn, der Jesuitismus gleichfalls einen eigenthümlichen, seinem Charakter entsprechenden Stil aufdrückte.

Zu derselben Zeit, da die Kirche zu Rom auch äußerlich sich vollendete, sehen wir die Hugenotten in Frankreich in Scheunen sich flüchten, um da ihren Gottesdienst zu halten mitten unter den Verfolgungen. Aber auch da, wo die alten, des Bilderschmuckes entleerten Kirchen dem Protestantismus zur Benützung zufielen, entsprachen sie nicht mehr der

*) Auch an den etwas spätern Gregorio Allegri, den Tondichter des Miserere (geb. 1590, gest. 1640) sei hiermit erinnert.

**) Koch I. S. 138.

frühern Bestimmung, die mit dem katholischen Cultus so innig zusammenhing. Das Verständniß für die religiöse Symbolik kam auch (gestehen wir es offen) dem Protestantismus längere Zeit abhanden, der nur Bethäuser wollte, in denen möglichst viele Zuhörer Raum finden, um das Wort Gottes zu hören. Die eigentlichen Versündigungen, deren sich eine nüchterne Geschmacklosigkeit den ehrwürdigen Denkmälern einer vergangenen Zeit gegenüber schuldig machte, haben erst in der nachfolgenden Periode ihren höchsten Gipfel erreicht. Die evangelische Kirche hat in der That noch keinen ihr eigenthümlichen Kirchenbaustil gefunden; aber wir sagen von ihr mit einem Theologen unsrer Zeit:*) „Kommt sie erst wieder mehr von ihrer heutigen Selbstzersplitterung zu der Sehnsucht nach der großen Gemeinschaft zurück, und wird ihr dieß gesegnet, so wird sie auch um eben so viel wieder die Kraft und die Freudigkeit erhalten, welche allein große Werke der Kunst zu erzeugen vermag.

*) E. L. Th. Henke, in Herzogs Realenc. I. S. 737.

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Das sittliche Leben. Sittenmandate und Reformationsordnungen. Trunksucht. Luxus und Hoffahrt. Raufsucht. Wohlthätigkeit und Armenversorgung. Die Stände: Adel, Geistlichkeit, Bürgerschaft. Oeffentliches Leben. Schauspiel. Häusliches Leben. Bullingers Schrift für christliche Eheleute. Tod und Begräbniß.

Es erübrigt noch, einen Blick zu werfen auf das vielgestaltige, vielbewegte Leben im Allgemeinen, auf die öffentliche wie die häusliche Sittlichkeit, soweit solche in Zusammenhang stehen mit den großen Veränderungen, welche die Reformation gebracht hat. Daß die Reformation als solche es auf Herstellung der christlichen Zucht nicht minder abgesehn, als auf Herstellung des reinen Glaubens, davon konnten wir uns schon früher überzeugen. Auch hier gilt es natürlich zu unterscheiden zwischen dem was erstrebt und dem was erreicht wurde, und ebenso darf nicht übersehn werden, daß sowohl das Ziel, als der Weg zum Ziel auch von den reformatorischen Geistern verschieden gefaßt und bestimmt werden konnte. Wir wollen nicht wiederholen, was wir in dieser Hinsicht über die sittlichen Lebensansichten Luthers auf der einen, Calvins auf der andern Seite mitgetheilt haben. Im Allgemeinen aber giebt sich, soweit in solchen Dingen Gesetz und Verordnung im Stande sind bessere Zustände herbeizuführen, ein hoher sittlicher Ernst in den Sittenmandaten und Reformationsordnungen zu erkennen, wie sie sowohl von lutherischen als reformirten Obrigkeiten erlassen worden sind.*) Da finden wir denn allerdings ein Eingreifen von oben in das Privatleben, wie unsre Zeit

* Vor allen verweisen wir auf Aem. Richter, Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. 1845. II in gr. 4°.

es sich nicht mehr würde gefallen lassen, wie es aber für jene Zeiten gewiß heilsam war. Die Obrigkeit wachte nicht nur über Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, sondern auch über den Kirchenbesuch der Einzelnen. Nicht nur offene Störung, sondern Vernachlässigung desselben wurde öffentlich bestraft, so wie die Abweichung vom kirchlichen Bekenntniß. So wurde der Sectirerei, der Wiedertäuferei nachgespürt. Die Gotteslästerung, worunter gar vieles begriffen wurde, war, unter der einmaligen Voraussetzung ihres Wesens, mit Recht ein Capitalverbrechen. Ebenso wurde auf Zauberer und Segensprecher gefahndet und was nur immer mit solchen verbotenen Künsten in Verbindung stand, vor Gericht gezogen.

Auch Handel und Wandel, die wir jetzt dem freien Verkehr und der Concurrenz anheim geben, wurden von Obrigkeitswegen beaufsichtigt. Das zeigen uns namentlich die Wuchergesetze. Schon in der ältern Kirche hatte man das Darleihen des Geldes auf Zinsen als Wucher, mithin als etwas Sündliches taxirt. So verwarf noch Zwingli (1523) alles Zinsennehmen als schriftwidrig (nach 5 Mos. 23, 19 ff.). Und so wurde denn auch noch im Jahr 1552 unter Eduard VI. das Zinsennehmen gänzlich verboten. Unter Elisabeth wurde das Verbot wieder aufgehoben und bloß der Zinsfuß festgesetzt, erst auf 10, und dann zu Jakobs I. Zeiten auf 8 vom Hundert.*) Und in der That waren solche schützende Maßregeln besser als ein gänzliches Verbot. Gleichwohl fehlte es nicht an Eifrern für die alte Ansicht, die alles Ausleihen des Geldes auf Zinsen für Wucher und Sünde erklärten. So bezeichneten um's Jahr 1587 einige Prediger zu Regensburg alle die, welche Geld auf Zinsen liehen, als vierfache Diebe, Räuber und Mörder, und erklärten öffentlich, daß sie solchen keine Absolution ertheilen, ihnen kein Abendmahl reichen, keinen Zuspruch auf dem Sterbebette gewähren würden. Vergebens forderte sie der Rath zur Mäßigung dieses Eifers auf; es folgte endlich ihre Entsetzung. Besonders aber wurden die Juden als Wucherer verschrieen, und bisweilen auch diese Anklage mit der Beschuldigung der Zauberei in Verbindung gebracht. Ein gräßlicher Prozeß war der gegen den kurbrandenburgischen Hofjuden Lippold,**) der in Berlin auf die jämmerlichste Weise gefoltert und hingerichtet wurde, weil man ihn ohne allen Beweis und auf bloße Vermuthung hin beschuldigte, den Kurfürsten

---

*) Anderson, Geschichte des Handels Bd. IV. S. 12. Dieser Zinsfuß galt auch in Basel bis zum Jahr 1604, ward aber dann auf 5 herabgesetzt; s. Ochs IV. S. 124.

**) Menzel IV. S. 441 ff.

Joachim II., bei dem er in großen Gunsten gestanden und unter dem er sich allerdings auch bereichert hatte, durch zauberische Künste vergiftet zu haben.

Es machte sich indessen manches von selbst. Durch die größere Masse des Goldes und Silbers, welche seit der Entdeckung des neuen Welttheils immer mehr in Umlauf gesetzt wurde, nahm der Werth des Geldes ab, und die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohnes stiegen. Sittliche Verderbniß erwuchs aber namentlich aus der überhandnehmenden Münzverwirrung in Deutschland und der Falschmünzerei (Kippen und Wippen), die von obenher getrieben wurde; denn nicht alle christlichen und selbst orthodoxen Fürsten waren so gewissenhaft wie der Landgraf Philipp von Hessen, der es seinen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münze schlagen sollten; denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, an Reinhaltung seiner Straßen und Haltung seiner Zusage.

Daß die ehelichen Verhältnisse unter der Controle des christlichen Staates und seiner Gesetzgebung standen, versteht sich von selbst. Die Ehe galt nicht mehr als ein Sacrament; Luther selbst hatte sie als „ein bürgerliches Ding" erklärt, worüber die bürgerliche Obrigkeit zu wachen habe, aber, wohlverstanden, im christlichen Sinn und den Ordnungen des göttlichen Wortes gemäß. Diese Ordnungen zu handhaben war Sache der Consistorien, der Ehegerichte u. s. w. Damit stand in Verbindung die Bestrafung nicht nur des Ehebruchs, sondern jegliche Art von Unzucht, wie sie von „Buben und Bübinnen" begangen wurden. Die Hochzeitgebräuche, die Kleidung und ihre Mode waren der obrigkeitlichen Reglementirung unterworfen. Die Sittenmandate beschäftigen sich oft bis in's Einzelne mit den Kleiderordnungen. Sowohl unanständige als allzu kostbare Trachten wurden bei Strafe untersagt; ebenso die allzu üppigen Mahlzeiten und das Zutrinken an denselben. Dieß führt uns auf die sittlichen Gebrechen der Zeit.

Unter diesen hebt sich namentlich die Trunksucht in bedenklicher Weise hervor. Hatte doch schon Luther geklagt: „Wir Deutschen fressen und saufen uns arm, krank, todt und endlich gar in die Hölle hinein," und Bartholomäus Ringwaldt singt:

„Ach wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht beide so versoffen wär'n,
So wär' kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron.*)

*) Hoffmann von Fallersleben, Barthol. Ringwaldt S. 17.

Andreas Schoppius, der Leichenredner des Magdeburger Erzbischofs Joachim von Alvensleben, sagt von der Welt seiner Zeit:

„Sie lässet es nicht mehr bei einem Durst-, Lust- und Ehrentrunke bleiben, sondern es muß alles mit Bier und Wein überschüttet sein und fließen, daß man die Schuh darin waschen kann. Und man muß so lange sitzen und saufen aus mancherlei Art den „Willkommen", auf Gesundheit, in floribus aus zweien Gläsern zugleich, oder wohl gar aus Kacheln, Hüten und Schuhen, bis man Sinn und Witz verleuret und nicht mehr reden, gehen oder stehen kann, ja nicht weiß was eines jeden Gelegenheit ist und man mit einem solchen vollen Zapfen, der da starret wie ein Stock und Block wohl alle Riegel und Thore auflaufen möchte... Und dieß unchristliche Gesöff ist so eingerissen, daß es nunmehr für keine Sünde und Laster, sondern für eine sonderliche Tugend, Kunst und Heldenstück gehalten wird, das zu Hof mit Geschenken gerühmet und verehret wird, und kann oft ein solcher Säufer, der Platz behält und die andere Gesellschaft alle hinweg oder zu Boden säuft, auf einen Abend etliche hundert und tausend Thaler, ein Dorf oder auch wohl ein ganz Amt verdienen oder davon bringen. Ist noch einer, der ihm ein Gewissen macht und nicht will wie solche Bacchusbrüder, so lachet man ihn höhnisch aus, heißt ihn einen Pfaffen und Melancholicum, daran nichts zu thun, der nicht lustig sein könne, schleußt ihn ein andermal aus oder lässet ihn zu Haus, weil nichts Possirliches und Unfläthiges an ihm ist, gleich als ob er ein Schelmstück begangen hätte." *)

So lesen wir auch in den für die Zeitgeschichte interessanten „Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen" (Kammerjunker des Herzogs Heinrich von Liegnitz, † 1616) **) fast auf jeder Seite von einem „Guten Rausch", den er sich getrunken. Das gehörte zur Tagesordnung. Dieß schien sich auch vollkommen mit der Frömmigkeit des Ritters zu vertragen, der in demselben Augenblick, wo er seiner Virtuosität im Trinken sich rühmt, wieder von Gottes Bewahrungen reden kann, die er in seinem Leben erfahren habe.***)

Auch von vornehmen Frauen hören wir, die, bevor sie zur Ruhe gingen, einen tüchtigen Schlaftrunk zu sich nahmen.

Doch waren es die Deutschen nicht allein, die sich in dieser Weise auszeichneten. Auch Jakob I. von England betrank sich bei einem Feste, das er einst den Gesandten von Dänemark und Braunschweig gab, dergestalt, daß er unter den Tisch fiel, wodurch er freilich großen Anstoß gab. †)

Wie es, trotz aller einschränkenden Mandate, an Hochzeiten, Tauf-

*) Schwerin a. a. O. S. 59.

**) Breslau 1830. II.

***) S. 219 a. a. O. und anderwärts.

†) Raumer, Briefe aus Paris II. S. 252.

schmausen u. dgl. zugegangen, davon nur zwei Beispiele. Das erste von einem Taufschmaus, den der genannte Ritter von Schweinichen bei der Geburt eines seiner Kinder gab. Die Festlichkeit dauerte nicht weniger als acht Tage, und darüber sind drauf gegangen ein guter Ochse, zwei Schweine, fünf Kälber, fünf Spanferkel, dreißig Hühner, neun Hasen, drei Eimer Wein und noch viel andres. Die Taufe kostete 103 Thaler.*) Das alles war aber noch nichts gegen die Verschwendung auf der Hochzeit eines böhmischen Edelmanns,**) auf welcher, um nur einiges aus dem weitläufigen Küchenzettel anzuführen, 113 ganze Hirsche, 98 wilde Schweine, 162 Rehe, 2292 Hasen und ebenso zu vielen Tausenden von Geflügel, 5 Tonnen Austern, eine Unzahl von Fischen und Pasteten verzehrt, und dazu über 6000 Eimer verschiedener Weine neben einer Menge von starkem Bier getrunken wurden. Die Hochzeit kostete 100000 Rthlr. Unter den bürgerlichen Personen waren es besonders die Fugger in Augsburg, welche es den Fürsten nachzuthun strebten. Bei einer Mahlzeit, welche Marx Fugger dem gedachten Herzog von Liegnitz zu Ehren gab, wurde der Wein zum Nachtisch in einem großen Schiff von venetianischem Glase servirt, das aber der Junker von Schweinichen, der aufwarten sollte, leider fallen ließ, weil er mit den Schuhen auf dem glatten Marmorboden ausglitt.***)

Auch die Kleiderpracht gab fortwährend vielen Anstoß, die Seidenstoffe nahmen mehr und mehr überhand. Königin Elisabeth von England trug die ersten seidnen Strümpfe: dreißig Jahre nachher waren sie keine Seltenheit mehr.†)

Wie die Thorheiten der Mode von der Kanzel her gerügt wurden, davon ein Beispiel aus einer Predigt Lucas Osianders († 1604), das zugleich auch noch einen nachträglichen Beitrag zur Geschichte der Kanzelberedsamkeit bilden mag. Je ungeeigneter wir die hier geführte Sprache für die Kanzel finden, desto mehr wird sie sich eignen zu einem mit der

*) B. II. S. 182.

**) Herrn Wilhelms von Rosenberg mit einer Pfalzgräfin von Platten, zu Krommenau in Böhmen, siehe Schweinichen a. a. O. I. S. 319 ff. und Becker VI. S. 366, wo die Angaben etwas verschieden sind.

***) Schweinichen I. S. 158.

†) Man sah dergleichen an deutschen Amtmannsfrauen. „An einem Manne aber fand man im 16. Jahrhundert noch einen seidnen Strumpf so luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg († 1571) seinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentag in seidnen Strümpfen zu ihm kam, verweisend entgegenrief: Ei, ei, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags." Becker a. a. O. VI. S. 369 f.

Folie der Satire versehenen Sittenspiegel der Zeit. Ueber den Text Jesaia Cap. 13 liest der Strafprediger den Frauen und Jungfrauen seiner Zeit den Text in folgenden Worten: *)

„Der Herr spricht: (merkt's wohl, der Herr spricht: Gott redet nachfolgende Worte!) darum, daß die Töchter Zion stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Hals, mit geschminktem Angesicht (streichen sich an, welches doch ein häßliches Alter bringt), treten einher und schränzen (wissen vor Uebermuth nicht, wie sie die Füße setzen oder einen sondern angenommenen Zelt gehen sollen, damit ja kein Demuth an ihnen gespürt werde) und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen. So wird der Herr den Scheitel der Töchter Zion kahl machen (sie werden nicht mehr mit ihren Haaren Hoffart treiben) und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen, und die Hefften, die Spangen, die Kettlein, die Armspangen, die Hauben, die Flittern, die Gepreme [Einfassungen], die Schnürlein, die Bisamäpfel, die Ohrspangen, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Beutel, die Spiegel, die Koller, die Borten, die Küttel, und wird Stank für gut Geruch sein, und ein loses Band für ein Gürtel und eine Glatze für ein krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Sack! . . .

„Wenn nun aber, Gel. im Herrn, der Prophet Jesaias heutiges Tages von den Todten erstünde und sähe mit seinen Augen der Weiber und Jungfrauen Kleidung, Zierde, Pracht und Hoffart: was meinet ihr, daß er wohl dazu sagen würde? Derohalben ist es ein Nothdurft, daß wir auch unserer Zeit Kleidungen ein wenig mustern und betrachten . . .

„Erstlich haben wir aus Welschland heraus gebracht kleine samatine Hütlein, die tragen die Weibsbilder, nicht zu bedecken das Haupt, sondern allein zur Zierd und Hoffart; die sein so klein daß sie nicht den vierten Theil des Haupts bedecken mögen. Und siehet eben, als wenn ein Weib ein'n Apfel auf den Kopf setzte und spräche: das ist ein Hut. Und zwar, wenn man sonsten an der Hoffart pflegte etwas zu ersparen, so mochte man gedenken, man wolle den Sammet sparen. Aber diese Gespärigkeit kommt allein daher, daß man vor Fürwitz und Hoffart nicht weiß, was man anfangen soll. Darnach, damit man auch mit dem Haar sonder Hoffart treibe, so machen die Weibsbilder mit ihren Haaren einen Seuwhag; denn die Haar müssen über sich gezogen werden über einen Drath, gleich wie man in den Seuwhägen die Rhuten über die Tremel zeucht [?]. Und dieß soll ein sonder neue Hübsche sein. Wenn sonsten einem in weitem Feld ein Weib begegnete, deren die Haar also über sich stünden, es dürfte wohl einer darob erschrecken, daß er das Kreuz (nach altem Gebrauch) vor sich machte. Dennoch soll es ein hübsche Zierd sein. Etliche streichen auch die Angesichter an und färben sich. Diese Hoffart wird in der heiligen Schrift an mehr denn einem Ort gestraft. Und zwar, sie strafet sich selbst: denn wenn solche Weibsbilder ein wenig in's Alter kommen, werden sie gar häßlich, und eines Theils, als ob sie aussätzig werden wollten.

„Sonderlich aber haben wir aus fremden Landen hergebracht und gelernet große, lange, breite, dicke Kröß um den Hals machen, aus köstlicher, zarter,

*) Lentz, Geschichte der Homiletik II. S. 47 ff.

theurer Leinwand. Die müssen (mit Versäumniß anderer und besserer Geschäfte) gestärkt und mit heißen Eisen aufgezogen werden. Wiewohl nun solches ein unnothwendiger Kost, den man viel nützlicher in ander Weg anwenden könnte, jedoch ist dieses das Wenigste. Denn einmal ist an solchen großen Krösen nichts nützliches und nichts zierliches, und verständige Leute, so es sehen, haben einen Unlust darob; denn es siehet eben und anders nicht, denn wie man malet das Haupt Johannes des Täufers in einer Schüssel. Und pranget manches mit einem schönen Krös und darf wohl ein gering Hemd dabei sein."*)

Eben so schonungslos geißelt der Redner die Tracht der Männer:

„Erstlich muß man um den Hut haben eine sammete Weibergürtel mit vergüldten oder silbernen Ringen und Spangen, darmit man zu verstehen giebt, daß man das Mannesherz hingelegt und ein Weibesherz im Leibe hat. Der Weibergürtel aber muß ob dem Haupte sein, darmit anzuzeigen, daß solche Mannspersonen sich gutwillig dem weiblichen Geschlecht submittiren und unter derselben Gehorsam demüthiglich ergeben, und die Weiber über sich herrschen lassen wollen. Ferner so gewöhnen sie vornen die Haare über sich, daß sie müßen gestrobelt sein, als wenn ein Sau zornig ist, daß ihr die Borsten über sich stehn. Und hinten und zur Seiten muß es gar lang und zottig sein. Dieses stehet gar zierlich, denn es ein fein Ansehen hat, als wenn junge Katzen eine Zeit lang daran gesogen hätten, oder, als wenn am Morgen ein polnischer Bauer aus dem Stroh herfürkreucht, oder als wenn ein solcher Mann oder junger Geselle allererst von einer Ketten entlaufen wäre, oder als wenn der Teufel ihn hinterwärts durch einen Zaun gezogen hätte."

Nachdem sich der Prediger dann weiter über die „Kröse", die auch zur Tracht der Männer gehörten,**) nicht ohne satirische Seitenhiebe, auch über die breiten Aermel u. s. f. ergangen, lenkt er wieder zum Ernst ein und schließt mit der Mahnung:

„Derwegen, Geliebte im Herrn Christo, laßt uns mit Ernst betrachten, daß der allmächtig Gott durch die Pracht, Hoffart, Üppigkeit und Übermuth, so man in Kleidung und Anderem treibet, heftig erzürnet wird und dieselbige grausam auch in dieser Welt mit Untergang an Land und Leut gestrafet hat und noch künftig strafen werde. Lasset uns ein Jeder in seinem Stand, er sei Weib oder Mann, christliche Bescheidenheit und Maß in der Kleidung

*) Der Redner führt dann weiter aus, wie diese Tracht zugleich mit einer abscheulichen Krankheit nach Deutschland gekommen sei und wie sie habe dazu dienen müssen, die Schandflecken derselben zu verdecken.

**) Es waren namentlich die Magistratspersonen und in vielen Gegenden der protestantischen Kirche gerade die Geistlichen, bei welchen das Krös (die Halskrause) zur Amtstracht gehörte. Im Anfang des 16. Jahrhunderts war es nicht so. Während Luther und die Seinigen den Chorrock beibehielten, traten die schweizerischen Reformatoren in ihrer gewöhnlichen, aber allerdings kleidsamen Bürgertracht auf die Kanzel. Erst nach der Mitte des Jahrhunderts kam dann die Halskrause auf, die sich in einigen Gegenden Deutschlands und der Schweiz noch erhalten hat.

und Zierde des Leibes halten, wie uns als Christen wohl anstehet. Laßt uns den Herrn Christum, als Paulus vermahnet, anziehen, daß wir uns als Nachfolger Christi mit allen christlichen Tugenden zieren und schmücken und der Welt Üppigkeit und Hoffart verachten: so wird unser himmlischer Vater um Christi willen Gefallen an uns, als seinen lieben Kindern haben. Das verleihe uns unser lieber Herr Jesus Christus durch die Kraft des heil. Geistes. Amen."

Wie zu allen Zeiten, so stand mit dem Schönthun in Kleidern die Rohheit des innern Menschen in auffallendem Widerspruch. Und diese trat nicht selten auch in der grellsten Weise hervor. Die Sitte der Männer, das Seitengewehr stets bei sich zu führen, mag auch das Ihrige dazu beigetragen haben, daß bei Wortwechsel der Degen oder der Dolch sofort aus der Scheide flog und die Erzürnten sich zu Leibe gingen. In Shakspeare's Stücken tritt uns dieß nicht nur als erdichtetes Spiel der Bühne, sondern als Actualität entgegen. Wir erinnern uns, wie es auf den Universitäten zuging. Aber auch bei Männern, die die Studentenjahre längst hinter sich hatten und in Amt und Würden standen, regte sich bisweilen noch der alte Adam nach dieser Seite hin. So vergaß sich der hochwürdige Antistes von Basel Oswald Myconius so weit, daß er im Kapitelhause in Gegenwart anderer Geistlicher gegen seinen Amtsbruder Wolfgang Wyßenburg wegen einer ihm zu nahe tretenden Aeußerung das Messer zog mit den Worten: Ut te Deus perdat, mentiris ut nebulo, was Gast in seinem Tagebuch so verdeutscht: „Gott verderbe dich, du leugst wie ein Lecker."*)

Auch gegen die Frauen beobachteten selbst in den höhern Ständen die Männer nicht immer die ihnen gebührende Achtung. So wird uns erzählt,**) wie J. F. G. der Herzog Heinrich von Liegnitz in einem Wortwechsel der Herzogin in Gegenwart des Junkers Schweinichen „eine gute Maulschelle" gegeben, „davon die Fürstin auch taumelte"; und als der Kammerjunker die Herzogin bei'm Arm faßte, um „sie in ihre Kammer zu salviren", lief der Herzog nach, „um sie besser zu schlagen". Der Kammerjunker aber schlug die Thür zu, „daß J. F. G. nicht hernachkonnten". Dieser befahl ihm, „er soll ihn ungehofmeistert lassen, es sei sein Weib, er könne mit ihr machen, was er wolle". Derselbe Fürst trieb es auch endlich in der Liederlichkeit und im Schuldenmachen so weit, daß er abgesetzt werden mußte.

Aber neben der Rohheit und Gewaltthätigkeit, in denen wir noch

*) ad annum 1546. (2. April) S. 48. (Ausgabe von Buxtorf Falkeisen.)
**) bei Schweinichen Bd. I. S. 124.

die Reste der mittelalterlichen Zeit erblicken, that sich auch wieder der edle Sinn der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit auf, der jene Zeit so schön kennzeichnet. Wie die katholische Kirche in diesem Geiste zu handeln fortfuhr, ja sich auf's neue zu Werken der christlichen Liebe ermannte, haben wir bereits bei der Stiftung neuer Orden und im Leben eines St. Vincenz von Paul, eines Borromeo und Franz von Sales gesehn. Aber auch die protestantische Kirche blieb nicht zurück. Sowohl Obrigkeiten als Privaten sehen wir Anstalten treffen zur Pflege von Kranken, Armen, Verlassenen. So gründete der uns bekannte Valentin Andreä als Superintendent in Calw das sogenannte Färbergestift, welches in den bald darauf folgenden Zeiten des dreißigjährigen Krieges viele tausend Menschen vom Untergang rettete und auch in spätern Zeiten eine Anstalt für Hülfsbedürftige blieb. Unterstützung von Dürftigen, von Wittwen und Waisen, von armen Studierenden, von Krüppeln und Blödsinnigen u. s. w. war der Zweck, worauf die Zinsen des Kapitals verwandt werden sollten.*) — Ueberhaupt machte die Unbill der Zeiten, Kriege, Theuerungen, Pestilenz, häufig besondere Anstrengungen der Wohlthätigkeit nothwendig. So finden wir, daß in den theuern Jahren 1586 und 1587 in der Elenden-Herberge zu Basel mehr als 40000 Menschen gespeist werden mußten.**) Das that der Staat, und man möchte sagen von Rechtswegen. Aber auch Privaten gingen mit edler Wohlthätigkeit voran. Die Frau des Antistes Breitinger in Zürich, Regula Thommann, die allem eigenen Schmuck freiwillig entsagte und eines frommen, bescheidnen Wandels sich befliß, ließ die armen Kinder von der Gasse in die warme Stube kommen und stellte eigens dazu eingerichtete lange niedrige Tische auf, an welchen sie die Kinder speiste. Den Kranken brachte sie Arzneien und Latwergen, versah sie, so wie die armen Wöchnerinnen, mit Bettzeug, und ließ ihnen Speise reichen. Flüchtlinge, welche die verschiednen Kriege nach der Schweiz trieben, fanden in ihrem Hause monate- und jahrelange Aufnahme. Sie sorgte für Bäder, für Aerzte, für jegliche Nothdurft. „Auch hat sie (setzt der Chronist schön hinzu) in Erweisung solcher Wohlthaten sich nicht irren noch abhalten lassen durch die Ungleichheit der Religion, sondern den Lutheranern, Katholiken und andern Secten sowohl, als den Unsern, doch diesen voraus, zu erkennen gegeben, daß sie ein wahres Kind Gottes sei."***)

*) Siehe Hoßbach in der angeführten Schrift.

**) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel VI. S. 305.

***) Siehe Schuler, Gallerie schweizerischer Frauen in den „Alpenrosen" 1837.

So hätten wir denn die sittlichen Wirkungen des Christenthums in einer Zeit kennen gelernt, die freilich noch mannigfache Spuren von Rohheit an sich trug. Wir können, wenn wir unparteiisch sein wollen, nicht sagen, daß die bessern Früchte allein und ausschließlich auf dem Stamme des Protestantismus gewachsen seien; auch die Pflanzung der alten Kirche schlug hie und da in schöne Blüthen aus. Aber wenn wir die beiden Principien neben einander stellen, so werden wir doch finden, daß das ächte evangelische Princip, wie es die Reformatoren aufstellten, am Ende in beiden Kirchen das treibende und bewegende war. Nicht der Katholicismus, sondern das in ihm wiedererweckte Christenthum war es, was auch dort gute Frucht brachte. Auch das Lutherthum war es nicht und der Calvinismus, wohl aber die reformatorisch-evangelische Gesinnung, welche dem Protestantismus in dieser Zeit seine Bedeutung sicherte. So viel Unklares, Unfreies und Unschönes sich auch (dem Princip der Reformation zuwider) innerhalb der protestantischen Kirche zeigte, so ging doch dieses Princip selbst nicht in ihr unter, sondern wirkte sogar auf die katholische Kirche belebend zurück. Die langen Drangsale des dreißigjährigen Krieges wurden dann in der Folge eine merkwürdige Läuterungsschule, und neue Richtungen thaten sich von da an auf, die wir für dießmal nicht mehr in den Kreis unsrer Betrachtung ziehen können.

Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Stände, die damals weit geschiedener waren als jetzt, so finden wir das Gute wie das Schlimme in all seinen verschiedenen Abstufungen und Mischungen auftreten. Schon Luther hatte den Uebermuth des Junkerthums zu züchtigen hie und da Gelegenheit gefunden, und wie es viele Adliche mit Zechgelagen und üppigem Leben den Uebrigen zuvorthaten, davon haben wir Beispiele gesehen. Daß die große Mehrzahl um die geistigen Güter der Reformation wenig bekümmert war, darüber erhoben sich auch Klagen unter den Männern der Reformation. So empfand es Matthias Flacius, der Herausgeber der Magdeburger Centurien schmerzlich, wie die großen Herren ihr Geld lieber an Jagd und andere Wollust vergeudeten, als daß sie ein Werk unterstützten, das der Kirche geistigen Gewinn brachte. Aber an würdigen Ausnahmen fehlte es auch nicht. Wir haben schon des Joachim von Alvensleben gedacht, der sich persönlich den Studien hingab und der sich auch die evangelische Religion angelegen sein ließ. Wir gedenken auch der Familie von der Schulenburg.*) Die Mutter

*) Fritz Schwerin, Fünf Edelleute aus den vorigen Tagen. Halle 1859.

Anna, Wittwe des im Türkenkrieg 1541 gefallenen Matthias von der Schulenburg, geb. von Wenkstern, war eine fromme Matrone von musterhafter Demuth und Mildthätigkeit. Sie nahm sich der armen Schuljugend in Salzwedel dadurch an, daß sie für Einheimische sowohl als Fremde eine Freischule gründete und die Currende unterstützte. Sie war in der heiligen Schrift wohl bewandert, besuchte den Gottesdienst fleißig. Stiftete sie doch eine besondere Dienstagspredigt zur Erklärung des Psalters. Auf ihrem Krankenlager war sie in Gottes Willen ergeben: „Ich begehre nichts," sagte sie, „denn Christum und das ewige Leben." Ihrem Beispiel folgte ihr jüngster Sohn Daniel, geb. 1538 zu Altenhausen. Obwohl sein Vater und seine ältern Brüder Kriegsleute gewesen, wählte er die wissenschaftliche Laufbahn. Er studierte in Frankfurt a. O. und in Wittenberg. Er hörte noch Melanchthon und genoß sowohl seine Freundschaft, als die des Joachim Camerarius. Es kränkte ihn tief, wenn er den großen Lehrer Deutschlands von Vielen, „auch wohl von groben ungeschickten Eseln" verunglimpfen hörte. Auch den berühmten Johann Sturm von Straßburg suchte er lernbegierig auf und wandte sich von da weiter nach Italien, Spanien, Frankreich und den Niederlanden, überall bereit, etwas Neues zu lernen und mit berühmten Männern in Verbindung zu treten. In Paris kaufte er sich eine ganze Bibliothek zusammen. „Es hat also," sagt sein Leichenredner, „Daniel von der Schulenburg seine Jugend nicht vergeblich zugebracht, sondern sehr wohl angewandt, denn er hat nicht allein fleißig studieret, sondern daneben viel Städte und Länder durchzogen und besichtigt, damit er fremder Völker Sitten und Sprachen lernen und erfahren möchte, wie denn diese beiden Stücke einem Regenten nicht undienstlich sind." In seinem Betragen gegen Andre, auch gegen die, welche nicht seines Standes, war er „nicht prächtig, stolz und hochmüthig, sondern ein fein sittiger, vernünftiger und demüthiger Mann; er trieb keine sonderliche Pracht (wie hohes Standes zu thun pflegen), und hielt sich doch in Kleidern, Essen und Trinken u. s. w. seinem Stande nach mäßig und ehrlich; er führete sich oft zu Gemüthe den Jammer und Elend dieses zeitlichen Lebens; „„ach, lieber Gott,"" sprach er oftmals zu mir mit Seufzen, „„was sind wir doch, wir armen, elenden Menschen in dieser Welt."" Auf seinen Reisen las er oder ließ sich von seiner Hausfrau vorlesen „nicht Fabeln oder sonst kurzweilige Historien, sondern Psalmen aus Davids Psalter oder sonst feine christliche Gebete." Bisweilen pflegte er auch selbst ein geistliches Lied zu singen. Wie seine Mutter, so besuchte auch er fleißig den Gottesdienst, und richtete sich auf Reisen so ein, daß er unter Weges

eine Predigt hören konnte. Dabei war er arbeitsam, ein Feind alles Müssigganges. Daß er dem Trunk nicht zugethan, wird an ihm als eine besondere Tugend herausgehoben. Er war ein guter Familienvater, hielt seine Söhne von Jugend auf zum Studieren an und sorgte mit Sachverständniß für gute Lehrer und Erzieher; er begleitete sie auch wohl selbst zur Universität. Er erfreute sich am liebsten des Umganges mit Gelehrten und mit Predigern. Seine Dienstfertigkeit ruhte auf dem Grundsatze, daß man den Leuten dienen müsse, nicht allein, wenn man's ohne Schaden thun könne, sondern auch, wenn's gleich Schaden und Nachtheil bringe; „denn was wäre es sonst für ein Dienst?“ Seine Unterthanen ließ er nicht nur zur Gottesfurcht ermahnen, sondern er suchte sie auch auf alle Weise zu erleichtern, und hatte Nachsicht mit dem Armen und Unvermögenden. In seiner Krankheit war er geduldig; kein ungeduldiges Wort wurde von ihm gehört, keine ungeduldige Geberde wahrgenommen. Er starb im freudigen Bekenntniß des evangelischen Glaubens den 6. November 1594 zu Altenhausen.

Haben wir in Daniel von der Schulenburg das Stillleben eines adlichen Herrn mitten unter seinen Studien kennen gelernt, so giebt uns das Leben seines ältesten im Jahr 1576 verstorbenen Bruders Jacob das Bild eines christlichen Kriegers. Auch er sollte sich den Studien widmen; aber ihn trieb es unter die Fahnen des Kaisers Karls V., um gegen die Türken zu kämpfen. Ohne Wissen und Willen seines Vaters verließ er seine Bücher in Paris, und zog in den Krieg „wider den Feind der Christenheit“. Er gerieth in Gefangenschaft, wurde aber von Sigismund, dem König von Polen ausgelöst, der ihn „seiner Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg zum Geschenk machte“. Diese hielt den jungen Gast wie ihren eignen Sohn. Als dann im Jahr 1542 auf dem Reichstag zu Speier ein Türkenkrieg beschlossen wurde, zog der kampflustige Mann unter dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg zum zweiten Mal in's Feld. Wir müssen es uns versagen, auf diesem zweiten, so wie auf seinem dritten, vierten und fünften Feldzug wider die Türken ihn weiter zu begleiten. Nur das sei von ihm bemerkt, daß er mitten in diesem kriegerischen Leben sich das Kleinod des evangelischen Glaubens bewahrte und daß auch er für religiöse Angelegenheiten ein offenes Herz und eine freigebige Hand hatte. „Er ist zwar,“ sagt sein Biograph, „in seiner Jugend etwas wild gewesen, aber er hat, wie einem Christen gebührt, seine Sünde erkannt, gebeichtet, geweinet und dem lieben Gott abgebeten.“ Und so wird uns denn auch noch viel Erbauliches weiter berichtet „über seinen gottseligen Abschied aus dieser Welt“. Er

starb zu Magdeburg nach längerem Krankenlager. Er wäre lieber in der Schlacht „wider den Erbfeind des christlichen Namens“ gestorben, aber er fügte sich in Gottes Willen. Auch er hat durch Stiftungen und Vergabungen sich um die Kirche verdient gemacht, wie aus einem Receß vom Jahr 1567 hervorgeht, den er gemeinsam mit seinen „Gevettern“ (Verwandten) von der Schulenburg erlassen hat. Es sind Verordnungen, von denen einige für die Kirchenzucht charakteristisch sind. Es wurde darin bestimmt, daß in der Patronatskirche zu Angern „stets ein frommer, gelehrter Prediger sei, der das reine, lautere Evangelium vermöge der heil. Schrift fürtrage, die heiligen Sacramente der Einsetzung Christi gemäß darreiche und sonst evangelische und christliche Ceremonien in der Kirche halte“. Vor der Kirche darf niemand Bier oder gebrannten Wein schenken. Wer aus Muthwillen die Predigt versäumt, verfällt in Strafe von einem Thaler. Bei einer Hochzeit darf kein Paar mehr als zwei Faß Bier verbrauchen, bei Strafe von drei Thalern. Leichtsinnigen Verlöbnissen soll durch dreimaliges Aufgebot in der Kirche vorgebeugt werden. Auch soll ein Jeder „seinem Junkherrn oder in dessen Abwesen dem Pfarrherrn das Verlöbniß zuvor anzeigen“. In Betracht, daß Etliche ihre Kinder acht oder gar vierzehn Tage oder noch wohl länger ungetauft lassen, wird verordnet, daß „hinfürder kein Bauer sein Kind über drei Tag ungetauft soll liegen lassen, und wer hierüber thuet, sein Kind länger ungetauft liegen läßt, soll uns sämmtlichen drei Thaler zur Strafe verfallen sein.“ Gegen Gotteslästerung und Ehebruch wird die peinliche Halsgerichtsordnung angerufen. Um Unzucht zu verhüten, sollen endlich alle „losen Buben und Bübinnen (fremde, unzüchtige, lose Leute die nichts arbeiten wollen) abgeschafft und keineswegs geduldet werden“ bei Strafe von zwei Thalern.

So viel über die Adlichen und ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen in kirchlicher Beziehung. Von den Tugenden und Gebrechen des geistlichen Standes haben wir schon öfter zu handeln Gelegenheit gehabt. Wir haben bereits treffliche Prediger und Seelenhirten kennen gelernt, ein Muster für alle Zeiten, und auch der katholischen Kirche hat es zu keiner Zeit an frommen, sich dem Wohl der Brüder hingebenden Priestern gefehlt. Aber lose Miethlinge gab es allerdings auch auf beiden Seiten. Die Verwechslung von Glauben und Wissen, das Sichsteifen auf todte Orthodoxie war der Sittlichkeit gefährlicher, als man gewöhnlich zugiebt. Von dem gegenseitigen Glaubenshaß sind uns bereits traurige Beispiele genug begegnet. Ich will nur noch einige nachträglich anführen, um zu zeigen, wie ein übertriebener Glaubenseifer bis zur Frivolität, ja bis zur Ruchlosigkeit in der Verspottung andrer Religionsformen gehen kann.

So spielten die Katholiken den Protestanten gegenüber häufig die Freigeister, um diese zu ärgern. Ein katholischer Schulmeister in Haddington unter Maria Stuart taufte eine Katze, um die Taufe der Protestanten lächerlich zu machen; und ein Sänger aus der Kapelle der Königin äußerte sich, er glaube eben so gut an Robin Hood, als an irgend etwas in der Bibel.*) Aehnliches zeigte sich im Streit der Lutheraner und Reformirten unter einander. Suchten doch selbst lutherische Prediger ihren Zuhörern weis zu machen, „der reformirte Gott sei dem Teufel ähnlicher, als dem wahrhaftigen Gott", und in Kursachsen wurden Hunde und Katzen mit dem Namen „Calvin" belegt, um die Reformirten zu ärgern.**) Bisweilen gab sich auch das Mißfallen der Laien an den polemischen Predigten auf handgreifliche Weise kund. Als einst der uns schon bekannte Lucas Osiander die Gemeinde zu Tübingen mit theologischen Zänkereien aufhielt (während er doch sonst sehr praktisch zu predigen wußte), rannte ein barscher Kriegsknecht mit bloßem Degen die Kanzeltreppe hinan und stieg dem Prediger mit der Mahnung zu Leibe: „Warum lehrest du nicht Gottes Wort?" ***)

Die Stellung der **Bauern** war seit den Tagen Luthers nicht anders geworden. Der klägliche Ausgang des Bauernkrieges schreckte wohl manchen vor neuen Emancipationsversuchen ab. Aber etwas Mißtrauisches, Tückisches blieb neben dem Groben und Tölpelhaften in der Gesinnung derer zurück, die sich als Heloten behandelt sahen. Zahlreiche Sprüchwörter, wie „Bauern sind Lauern" †) oder rustica gens optima flens, pessima ridens, stammen aus „der guten alten Zeit", da der Bauer nur „so zu sagen" als ein Mensch galt, dem Edelmann und dem Bürger gegenüber. Irrungen zwischen städtischen Obrigkeiten und ihren Untergebenen kommen wohl auch jetzt noch vor, wie der „Rappenkrieg" im Kanton Basel 1594 wegen einer Abgabe, mit welcher die Einfuhr des Weines belastet wurde; aber gerade hier gelang es dem klugen Benehmen eines Bürgermeisters, **Andreas Ryff**, ††) Blutvergießen zu verhüten. Es ist überhaupt der **Bürgerstand** mit seiner wachsenden Gewerbsthätigkeit, der um diese Zeit an socialer Bedeutung gewinnt. Ein würdiger

---

*) **Raumer**, Beiträge I. S. 56.

**) Menzel VI. S. 87.

***) **Arnolds** Kirchen- und Ketzerhistorie Thl. II. B. 17. Cap. 6. §. 8.

†) Andere Redensarten mehr, wie „dem Bauern gehört Haberstroh", den „Herrn auf den **Bauern** setzen" s. in Grimms Wörterbuch unter: Bauer.

††) Vgl. den Aufsatz von Andr. **Heusler-Ryhiner** in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, herausg. von der historischen Gesellschaft in Basel. Basel 1870.

Vertreter ist der eben genannte Basel'sche Bürgermeister. Sein Lebensbild zeigt uns „keinen idealen Mann, wohl aber eine Tüchtigkeit, welche das Leben anzufassen wußte". Aus seiner Selbstbiographie*) können wir uns ein Bild entwerfen von dem schlichten, aber soliden Lebensgange eines ehrenhaften Bürgers jener Zeit, auf die als auf eine poesielose und spießbürgerliche herabzusehen die blasirte Weisheit unsrer heutigen Welt nur allzu geneigt ist. Es gehört nur das rechte Auge dazu, um auch in diesen kleinen und alltäglichen Verhältnissen jene wahre Poesie der Seele zu finden, die an der ungezwungenen Frömmigkeit des Herzens ihre stille Nahrung findet. Wie kindlich fromm und doch keineswegs kindisch-frömmelnd erzählt uns hier ein Kleinbürger und Kleinhändler einer freien reformirten Schweizerstadt seine Erlebnisse, in denen er aber überall die weisen und liebreichen Führungen Gottes erblickt! Mit welcher Offenheit und Naivetät spricht er von seiner „Complexion", die er mit „dem Zeichen des Wassermanns", darin er geboren, in Verbindung bringt! Mit welcher Pietät redet er von seinem Lehrherrn in Genf und seiner strengen Zucht, bei der es an häufigen Schlägen und sogar rohen Mißhandlungen nicht fehlte und dem er gleichwohl wie seiner milder gesinnten Frau ein freundliches Andenken bewahrte, ja Gott dankte, daß er ihn in ein solches Haus gebracht! Stärker und mächtiger als die vorübergehenden Züchtigungen war der bleibende Eindruck, den der tägliche Hausgottesdienst auf ihn machte, da Morgens und Abends die ganze Familie sammt dem Hausgesinde auf die Kniee sank und die Frau „überlaut betete". Hier bekennt er, erst die rechte religiöse „Inbrünstigkeit" erlangt zu haben.

Ebenso gesteht er, in seiner religiösen Erkenntniß wesentlich gefördert worden zu sein durch die alle Quatember stattfindenden Hausbesuche der Geistlichen, wobei (nach Calvins Anordnung) Jung und Alt im Katechismus examinirt wurden. Jetzt, bekennt er, sei ihm auch erst seine eigene Baslerische Confession recht verständlich und lieb geworden. Wie dann auch nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt die Pest, deren Verheerungen wir überall in dieser Zeit begegnen, ihn befallen und wie er durch Gottes Bewahrung gerettet worden und wie es ihm mit seinen Handelsgeschäften ergangen, das alles erzählt er mit einer Treuherzigkeit, wie sie eben dieser Zeit eigen ist. Ueberall, im Gelingen seiner Geschäfte, sieht er die segnende Hand Gottes, der ihm zu seinen Unternehmungen „ein Courasche" gemacht und spricht dafür eben so unverholen als ungeziert

*) herausgegeben von Bibliothekar W. Vischer, ebend. S. 37 ff.

seinen Dank aus. In der Erhörung seiner flehentlichen Gebete auch in seinen kaufmännischen Angelegenheiten erblickt er sogar eine „übernatürliche Gnade". Auch über seine erste Liebe in Straßburg berichtet er mit einer Offenheit, wie sie nur mit einem reinen, unschuldigen Sinne sich verträgt. Um so prosaischer mag es uns dann freilich anmuthen, wenn der verliebte Kaufmann aus Rücksichten für den Vater, der den Sohn so wenig wollte nach Straßburg ziehen lassen, als der Vater der Geliebten die Tochter nach Basel, sein Verhältniß wieder aufgiebt, um eine Basler Bürgerin, eine Wittwe, zu heirathen. Daß er freilich auch darin eine Fügung Gottes erkannte, braucht nicht gesagt zu werden.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu dieser Selbstbiographie bietet die eines jungen Gelehrten, Felix Plater.*) Er war (geb. 1536) der Sohn des originellen Thomas Plater aus dem Wallis, der in Basel die Stelle eines Schulrectors bekleidete. Diese Biographie führt uns zugleich hinaus in das öffentliche Leben der Bürgerschaft Basels, die uns ein Bild geben mag von dem was auch in andern Städten Uebung war. Da sehen wir denn im Jahr 1541 uns auf den St. Petersplatz der Stadt versetzt, wo ein lustiges Armbrustschießen stattfand, dazu die Nachbarn der Eidgenossenschaft geladen waren, trotz der auch damals grassirenden Pest. Da wurden „Umzüge" gehalten mit Pfeifen und Trommeln, während Vermummte „in Narrenkleidern" hin und her liefen und mit Kolben dreinschlugen; ein Beweis, daß die calvinistische Strenge, wie sie nachher der Puritanismus auf die Spitze trieb, damals in Basel keinen Eingang gefunden hatte. Eben so wenig in Zürich. So sehr Bullinger den üppigen Tänzen und ausschweifenden Kirchweihen, wie sie noch aus den Zeiten des Papstthums sich erhalten hatten, mit reformatorischem Ansehn entgegen trat, so wenig nahm er, wie wir schon gesehen haben, Anstoß an den allgemeinen Schießfesten der Bürgerschaft, denen er beizuwohnen kein Bedenken trug.**) Auch das Schauspiel genoß damals noch große Gunst, obgleich es künstlerisch erst in seinen rohen Anfängen stand. Bullinger selbst verfaßte 1553 ein deutsches Schauspiel, welches die Zürcherischen Blutzeugen Felix und Regula zum Gegenstand hatte.***) In Basel war es gleichfalls ein Geistlicher, Valentin Boltz, der Pauli Bekehrung dramatisch behandelte. Die Aufführung fand auf dem

*) Blicke in das Privatleben Dr. Felix Platers, von Karl Buxtorf (in Streubers Basler Taschenbuch 1850) und die oben angeführte Schrift von Fechter; auch mitgetheilt von Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I S. 259 ff.

**) 14. Vorl. S. 325.

***) Pestalozzi S. 482.

Kornmarkte statt. Der Bürgermeister von Brunn agirte den Saulus. Eine feurige Rakete, die von einem künstlich angebrachten Himmel her auf ihn geschossen wurde, zündete „dem Saulo, als er vom Roß fiel, die Hosen an".*) Aehnliches wird uns von einer solchen Aufführung geistlicher Stücke aus Stuttgart erzählt.**) „Als im Jahr 1571 die zu Tübingen ausgebrochene Pest die Universität nach Eßlingen und das Hofgericht nach Waiblingen getrieben hatte, führten um Lätare Waiblinger Bürger das jüngste Gericht so natürlich auf, daß der Herzog sie auf den Ostermontag nach Stuttgart berief, dort auf dem Markt ihre Vorstellungen zu wiederholen. Da wäre es aber beinahe gar zu natürlich zugegangen. Nämlich die Bühne fiel zusammen, die Hölle gerieth in wirklichen Brand, die Teufel liefen davon und Gott Vater wich fluchend von seinem Thron."

Verlassen wir den Markt und treten in die stillen Räume des Hauses, so entzieht sich da freilich manches dem forschenden Blick der Geschichte. Das Alltägliche wickelt sich ab, Tag für Tag, ohne Anspruch auf Aufzeichnung zu machen. Und doch besteht eben in dieser Continuität der einzelnen Momente, aus denen sich das Leben zusammensetzt, das Leben selbst. Solche Momente sind auch wieder den biographischen Denkwürdigkeiten, wie sie uns Briefe, Tagebücher, Familienchroniken, ja Haushaltungsrechnungen, Kaufbriefe, Miethcontracte und dgl. an die Hand geben, abzulauschen. Die vorhin genannten Selbstbiographien und noch manche andere, die uns jetzt nicht eben zur Hand sind, enthalten sicherlich noch manches Steinchen, das zu einem solchen Mosaikbild könnte verwendet werden. Ich erinnere nur an die köstlichen Abschnitte in Felix Platers Leben: Verlobung, Hochzeit und Hausstand, oder an den Abschnitt über Bullingers persönliches, häusliches und geselliges Leben bei Pestalozzi S. 478 ff. Statt vieler Einzelheiten lasse ich noch Bullingers Schriftchen über den Ehestand folgen, vom Jahr 1540 (S. 101 ff.).***)

Die Ordnung fordert, daß der Mann in allen Dingen und zu allen Zeiten thue was dem Mann zusteht, das Weib aber die Geschäfte besorge, die den Weibern obliegen. Was außer dem Hause zu thun ist, als

*) Vgl. das Weitere bei L. A. Burckhardt, Geschichte der dramatischen Kunst zu Basel, in den Basler Beiträgen I. S. 169 ff.

**) Strauß, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicolaus Frischlin. Frkft. 1856, S. 77 (nach Crusius Annales Suev. III. 744).

***) Der christliche Ehestand, eine Gabe für christliche Eheleute von Heinr. Bullinger, herausgegeben von R. Christoffel. Zürich 1854.

hin- und herreisen, Gewinn und Gewerb besorgen, kaufen und verkaufen und dergleichen, das ist des Mannes Pflicht. Er soll gleich einem emsigen Vogel hin- und herfliegen, Nahrung und Unterhalt sammeln und der Wohnung zutragen. Was aber so in's Haus gebracht wird, das soll das Weib aufsparen, ordnen und zu Rathe halten, damit nichts verloren gehe, und soll alles was im Hause zu thun ist, sorgfältig und munter verrichten. In Arbeit, Gewinn und Gewerbe soll der Mann sich aller Treue, Wahrheit und Frömmigkeit ernstlich befleißigen. Der Wirkungskreis des Weibes ist das Haus. In der Küche sehe sie darauf, daß die Speisen recht zubereitet und nichts vergeudet werde; denn wenn der Hagel in die Küche schlägt, so bringt er zum Schaden noch Donnerwetter, d. h. Zorn, Vorwürfe und Hader. In der Küche wie im ganzen Hause soll sie streng auf Ordnung und Reinlichkeit halten; denn nichts dient mehr dem Weibe wie dem Hause zur Zierde, als Ordnung und Reinlichkeit, so wie hinwiederum nichts ein Weib mehr verhaßt macht und ihr zur Schande gereicht als Unordnung und Unreinlichkeit. Darum soll die Hausfrau sowohl selbst sich reinlich und ordentlich tragen, als auch alle häuslichen Geräthschaften, Kleider und Bettzeuge jedes an seinem Ort sorgfältig bewahren und versorgen und nicht alles durcheinander bald hier bald dort liegen lassen, sodaß sie am Ende selbst nicht weiß, wo dieses oder jenes ist. Auch soll sie nicht viel haben dessen man nicht bedarf, und dagegen Mangel an Dingen, die man haben muß und nicht ohne Schaden entbehren kann. Alle Hausgeräthe, mag sie deren viel oder wenig besitzen, soll sie in Ehren halten, das Mangelnde zur rechten Zeit ersetzen und das Zerbrochene wieder herstellen oder herstellen lassen, damit nichts durch Mangel an Sorgfalt ganz zu Grunde gehe. Zu rechter Zeit kann man mit einem Rappen (2 Pfennige) einem Schaden vorbeugen, der später nicht mit einem Thaler wieder kann gut gemacht werden. Vor allem soll sie die Kinder recht pflegen, nähren, lehren und erziehen. Den Mägden soll sie Beschäftigung geben und sie zur Besorgung der Geschäfte anleiten, auch stets nachsehen wie die Sache geht, und zuletzt genau untersuchen und prüfen, wie das Geschäft verrichtet und ob es recht besorgt werde. Auch den Kindern soll sie stets angemessene Beschäftigung geben, damit niemand müßig gehe und sein Brot vergebens oder unverdient esse. Und wenn die Hausfrau selbst nicht durch Anleitung und Beaufsichtigung in Anspruch genommen ist, soll sie stets etwas arbeiten, ordnen, oder bessern und niemals müßig sein. Zuweilen mag sie, wenn sie Zeit und Geschick dazu hat, ihrem Mann in seinem Gewerbe behülflich sein. Nebst der Sorge um die Haushaltung und die Pflege und Erziehung der Kinder

sind ächte weibliche Arbeiten das Nähen, Spinnen, Weben und Stricken. In solchen Geschäften sollen die Weiber stets sich üben und nicht auf den Gassen herumlaufen, zu den Fenstern hinausschauen und mit unnützem Geschwätz ihre Zeit verschwenden. Das Weib soll nicht aus dem Hause und auf die Gasse gehen, wenn nicht unvermeidliche Geschäfte sie dazu nöthigen. Und wenn sie aus dem Hause geht, soll sie nicht überall stille stehen, wo es etwas zu gaffen und zu schwatzen giebt, sondern hurtig ihre Geschäfte verrichten und ungesäumt wieder nach Hause zurückkehren. Es frommt auch einer Frau sehr wohl, daß sie gewisse Haus- und Lebensregeln in kurzen sinnigen Sprüchen sich einpräge und befolge; wie etwa: „Du mußt nicht denken, was du gerne hättest, sondern was du später nicht mangeln könnest.“ „Strecke dich nach der Decke.“ „Was du nicht bedarfst, ist auch um einen Rappen zu theuer.“ „Wer des Rappens nicht achtet, kommt nicht zum Thaler.“ „Sparen ist das beste Kapital.“ „Ein Ding ist eher erspart, als erworben.“ „Spare als wärest du unsterblich und brauche mit Maß als ein Sterblicher.“ „Sparen wider Ehre und Nothdurft, wo man um Gotteswillen geben sollte, ist kein Sparen, sondern ein Verfahren.“ „Vergebens sparst du wenn es zu spät ist.“ „Thue alles zur rechten Zeit; was du am Abend thun kannst, spare nicht bis auf morgen.“ „Was du selbst thun kannst, heiß nicht Andere thun.“ . . . „Kleide dich einfach und ehrlich.“ „Ehrst du Andere, so ehrt man auch dich.“ „Der sicherste und geradeste Weg zum Spital ist Nachahmung aller neuer Moden und Gebräuche.“ „Viel zehren und gasten leert Keller und Kasten.“

Neben der Häuslichkeit und Sparsamkeit empfahl und übte aber Bullinger auch Wohlthätigkeit nach Befehl und Sinn Christi und der Apostel. Wenn aber Eheleute, trotz allem Fleiß und Ernst, trotz aller Mühe und Arbeit und bei aller Einschränkung, Sparsamkeit und Ordnung in der Haushaltung doch nichts erübrigen können, sondern stets in Noth und Dürftigkeit sich befinden, so sollen sie bedenken, daß Gott solches nicht ohne Ursache füge; denn was Gott thut das ist wohl gethan. Trübsal und Widerwärtigkeit sind das Feuer und Salz, wodurch wir geläutert, gereinigt und vor sittlicher Fäulniß bewahrt werden. Nicht in der Absicht uns zu verderben sendet uns Gott Leiden und Trübsal zu, sondern um uns zu retten, indem er uns dadurch ermahnen will, unser Herz von dem Zeitlichen loszureißen, um es ganz und ungetheilt Ihm hinzugeben. Um sich in solchen Gesinnungen zu stärken, sollen sich die Eheleute trostvolle Stellen aus der heiligen Schrift anmerken und einprägen, die von Kreuz und Leiden reden, damit sie in der Zeit der Noth

sich selbst und die Ihrigen trösten können. Durch gegenseitige Theilnahme wird die eheliche Liebe gar sehr vermehrt, während dieselbe bei Mangel an dieser Theilnahme erlöscht. Wer sein Ehgemahl in Zeiten der Noth, in Krankheit und Elend verläßt, der hat nie rechte Liebe zu ihm gehabt. Es soll auch kein ehelicher Mann seine Frau überladen mit Arbeit, sondern von ihr nicht mehr verlangen, als sie zu leisten vermag. Sieht er, daß die Sorgen um die Haushaltung und um die Kinder zu schwer auf ihr liegen, so stelle er eine gute, fromme Magd ihr zur Hülfe an, damit sie sich mit der Arbeit nicht übernehmen muß und vor der Zeit derselben erliege. Willige Rosse soll niemand übertreiben. Gute Werkzeuge soll niemand zu viel und zu groben Arbeiten gebrauchen. Daß aber Männer, wie es zuweilen vorkommt, so roh sind, daß sie ihren Weibern gar nicht glauben, wenn diese sich über zu viel und zu schwere Arbeit beklagen, sondern im Gegentheil ihnen immer mehr Arbeit aufbürden wollen, solches giebt Anlaß zu vielen Klagen und Zwisten.

Mann und Frau sollen gegen die Dienstboten freundlich, aufrichtig, billig, gütig sein, nach der Ermahnung des Apostels (Eph. 6) und dem Beispiel Hiobs (Kap. 31). Sie sind auch Menschen, von Gott erschaffen, wie wir; sie werden gleich uns von Gott geliebt und zur Erbschaft des ewigen Lebens verordnet, sind unsre Brüder und Schwestern. Viele Leute behandeln ihre Dienstboten so, als wären dieselben Vieh und keine Menschen, und wenn man ihnen solches verweist, so entschuldigen sie sich damit, sie müßten den Dienenden gegenüber ihr Ansehn wahren. Und doch wird das Ansehen nicht gewahrt durch Ungerechtigkeit, durch Rohheit und unsinniges Schelten und Toben, sondern durch Gerechtigkeit, Biederkeit, Redlichkeit, Vernunft und Weisheit. Die Dienstboten haben freilich auch ihre bösen Tücken, ihren Hochmuth und ihren Stolz, ihre Untreue und Widerspenstigkeit. Diese sollen sie abthun, so wie alles Murren und Widerreden, und sollen bedenken, daß armer Leute Hoffahrt von kurzer Dauer sei und daß sie zuletzt im Unglück, von Gott und Menschen verlassen, zum Bettelstab greifen müssen.

Von der Kinderzucht heißt es unter anderm: Die Eltern und besonders die Mütter sollen sich befleißen, vor den Kindern anständig, klar und deutlich, einfach, kurz und bezeichnend zu reden; denn es geschieht sehr häufig, daß die Tugenden oder Gebrechen, welche die Mütter in Bezug auf Wohlredenheit haben, sich auch auf die Kinder vererben. Die beiden Gracchen zeichneten sich durch Wohlredenheit aus, weil ihre Mutter Cornelia wohlberedt war. Auch sollen die Eltern ihren Kindern von

ihrer ersten Kindheit an keine Fabeln oder andere erdichtete,*) abergläubische Geschichten erzählen, sondern in ihre Herzen Sinn für Wahrheit, Gottesfurcht und Ehrbarkeit pflanzen. Dazu sollen sie allgemeine Wahrheiten in kurzen klaren Sätzen ihren Kindern stets einzuprägen sich bemühen. Wenn auch die Kinder den vollen Sinn derselben nicht ganz zu begreifen vermögen: es bleibt doch durch das ganze Leben und dient zur Belehrung und zum Troste, was uns so in früher Jugend ist eingeprägt und mit uns eingeübt worden. Dergleichen Wahrheiten sind: „So gewiß du Himmel und Erde siehst, so gewiß sollst du wissen, daß ein unsichtbarer Gott ist.“ „Himmel und Erde und alles was geschaffen ist, ist von Gott geschaffen und sind seine Werke.“ „Gott ist das höchste Gut und außer ihm giebt es kein Gut.“ „Gott bedarf niemandes Hülfe und Rath, er verleiht aller Welt Dasein und Leben und allen Menschen was sie sind und haben.“ „Gott liebt die Menschen und ist gnädig und barmherzig gegen sie.“ „Gott ist wahrhaftig und gerecht.“ „Gott liebt das Gute und hasset das Böse.“ „Gut ist was Gott gebietet, bös ist was Gott verbietet.“ „Gott bestraft die Sünde und das Böse.“ „Der Mensch soll Gott über alle Dinge lieben. Er soll nie wider Gott murren, sondern ergeben in seinen Willen und dankbar für alles Gute sein.“ „Der Mensch soll Gott allein anbeten und in jedem Anliegen sich vertrauensvoll zu ihm wenden.“ Hier soll man sie denn auch das „Unser Vater“ beten und die „Artikel des christlichen Glaubens“ sprechen lehren, und zwar soll man streng darauf halten, daß sie jedes Wort deutlich, richtig und verständlich aussprechen. Mit der Zeit, wenn ihr Verständniß zunimmt, lehre man sie auch die Hauptsätze der christlichen Religionswahrheiten, so wie die „zehn Gebote“ u. s. w. Daneben soll man ihnen auch andere (sittliche) Wahrheitssprüche einprägen, wie: „Frömmigkeit geht über alles.“ „Nichts ist schändlicher als Lügen.“ „Du sollst niemanden etwas zu leid thun, niemanden ohne Erlaubniß etwas nehmen, über niemanden Böses sagen, niemanden schmähen und fluchen.“ „Alle Menschen sind Brüder.“ Vor allen Dingen werden die Eltern durch ihr eigenes gutes Beispiel und ihren ehrbaren Wandel ihre Kinder mehr Gutes lehren, als durch mündliche Belehrung und Unterweisung; denn ein ehrbarer, züchtiger Lebenswandel übt nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf jedermann einen guten und wohlthätigen Einfluß und

---

*) Ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Das Erdichtete und das Abergläubische fallen nicht nothwendig zusammen. Für das Märchen (im guten Sinn) fehlte den Reformatoren noch das Verständniß.

wirkt weit mehr als alle mündliche Belehrung. Darum lasse niemand seine Kinder etwas Unehrbares von sich sehen oder hören, keine unreine Rede, keine Verläumdung, keinen Fluch, keine Lüge und unvernünftige Rede. Befleißige dich, vor ihnen nicht anders zu wandeln, als wärest du in einem öffentlichen Tempel vor Gott und vielen ehrbaren Leuten. Begehe durchaus nichts vor ihnen, worüber du dich vor ehrbaren Leuten schämen müßtest. Der weise Römer Cato stieß den Titus Flaminius aus dem Rathe, weil dieser vor seiner jungen Tochter bei einem Gewitter seine Gemahlin liebkost hatte. Und Christen schämen sich nicht, vor ihren unschuldigen Kindern durch Geberden, Worte und Werke Dinge anzudeuten, auszusprechen und zu begehen, die von tausendmal üblerer Wirkung sind auf die Kinder, als die Handlung des Flaminius. Christen sollten doch an die ernste Mahnung des Herrn denken, Matth. XVIII. (vom Geben des Aergernisses). Es ist auch nicht genug, daß du selbst vor deinen Kindern jeder schändlichen Rede und Handlung dich enthältst, sondern du mußt auch alle die in deinem Hause sind dazu anhalten, daß sie deinen Kindern kein Aergerniß geben. Ja, wenn du Gäste hast, die anfangen vor deinen Kindern schamlose Reden zu führen, so sollst du ihnen bedeuten, daß sie sich dessen zu enthalten hätten, und wenn dir solches nicht gelingt, mußt du deine Kinder aus ihrer Nähe entfernen, damit sie nicht durch diesen Wust befleckt werden. Es wird oft in kurzer Zeit mehr befleckt und zerstört, als man in langer Zeit und mit großer Mühe wieder reinigen und gut machen kann; daher sagt der Ap. Paulus nicht vergebens: „Böse Geschwätze verderben gute Sitten.“... Wahr ist auch das Sprüchwort: „Junge Schosse lassen sich biegen wohin man will, der ausgewachsene Baum läßt sich eher brechen als biegen.“ „Ein reiner Tisch wird durch den kleinsten Tropfen verunreinigt.“ —

In Betreff der Jahre, in welchen man mit einem regelmäßigen ernsten Unterricht der Kinder beginnen soll, so halten Einige das fünfte, Andre das siebente Jahr für das geeignetste. Da aber die Kinder ungleiche Anlagen haben, so ist das Beste, wenn die Eltern sich nicht an bestimmte Jahre binden, sondern sich nach den sich kund gebenden Anlagen und nach ihrer Entwickelung richten. Der Unterricht, den sie empfangen, soll einzig dahin zielen, sie zu frommen, gottesfürchtigen, treuen Dienern Gottes und zu redlichen Menschen heranzubilden... Hohe und spitzfindige Fragen und Luftgepinnste trage man ihnen nicht vor, sondern nur die klaren einfachen Glaubens- und Lehrsätze, die jeder Christ glauben und wissen muß.

Dabei hüte man sich, daß man nicht zu viel von ihnen fordere, sie

nicht überanstrenge und sie nicht damit überschütte. Die Zeit ist die beste Lehrmeisterin und der Verstand kommt nicht vor dem Alter. Was daher jetzt nicht gehen will, verspare auf spätere Zeit und auf ein reiferes Alter.

Weiter empfiehlt dann Bullinger, die Kinder frühzeitig zum Gottesdienst und zum Gebet anzuhalten, so wie zu Zucht und Ordnung. Er warnt vor Unmäßigkeit, Leckerhaftigkeit und eitler Putzsucht. „Es ist sehr unanständig," fährt er fort, „und von verderblichen Folgen, daß man die Kinder nach Belieben aus dem Hause laufen läßt, ohne auf sie zu achten und ihnen nachzufragen, und ohne zu wissen wo sie hingehen, oder, wenn sie nach Hause kommen, sie nicht zu fragen woher sie kommen und was sie draußen gethan haben." Die Fehler der Kinder soll man nicht ungestraft hingehen lassen; aber verderblich ist es, wenn man die Kinder machen läßt was sie wollen, und sie dann zur Unzeit, oft nur aus übler Laune abstraft. Jegliche Strafe soll zu rechter Zeit, gleich nach begangenem Fehler ausgeführt werden. Strenge und Milde in Wort und That soll dem Fehler angemessen sein. Große Uebertretungen verdienen große Strafe, geringfügige kleinere. Wo man mit Worten bessern kann, soll man keine Streiche gebrauchen; erst, wo Worte nichts ausrichten, soll man zu körperlichen Züchtigungen greifen, aber auch dieß zur rechten Zeit und mit dem rechten Maß, und niemals im Zorn. Rohe Mißhandlungen der Kinder von Seiten der Eltern sollte von Obrigkeitswegen bestraft werden, damit diese lernen Maß halten im Züchtigen. Auch hier müssen die verschiedenen Gemüthsarten der Kinder berücksichtigt werden. Die aber aus einer verbohrten Affenliebe ihre Kinder weder strafen können noch wollen und ihrer Ruthe schonen, die mögen hören was Salomo sagt (Sprüchw. 29, 13. 22. 23). Es ist besser du züchtigst selbst deine Kinder mit Ehren, als daß der Scharfrichter dieselben später zu deiner großen Schande strafen müsse. Die Mütter sollen auch nicht hinter dem Rücken des Vaters zu mild und nachgiebig sein gegen ihre Kinder, und ihnen Geld zukommen lassen, das sie gewöhnlich in allen Ausschweifungen und Lüsten verprassen; denn es ist schon oft vorgekommen, daß solche Mütter ihre Kinder ganz zu Grunde gerichtet, ja an den Galgen gebracht haben.

Die Schrift verbreitet sich dann noch weiter über die verschiedenen Berufsarten der Jünglinge, wobei besonders die Gelehrten (zumal die Geistlichen) und die Handwerker in den Vordergrund treten. Es wird geklagt über die Abnahme derer, die zum Predigtamte sich herbeilassen:

„Vor Zeiten, da einträgliche Abteien und Propsteien, große Pfründen und Lehen durch den geistlichen Beruf zu erringen waren, da war es ein trefflicher Gottesdienst und das heiligste Opfer, seine Kinder dem Pfaffen-

thum zu opfern und zu weihen, und doch weihte man sie einem Stande, der im geraden Gegentheil zu Gottes Ordnung steht; jetzt aber, da man weiß, daß solche Pfafferei wider das Evangelium gewesen und daß dagegen die Verkündiger des Evangeliums Diener Jesu Christi und das Salz der Erde sind, will doch niemand seine Kinder dem geistlichen Lehrberufe, der doch so nothwendig und nützlich ist, und der Ehre Gottes und der gemeinen Wohlfahrt dient, widmen, und sie Diener der Kirche Christi werden lassen. Es ist daher sehr zu besorgen, daß wir wegen unserer Undankbarkeit mit der Zeit wieder um die evangelische Wahrheit kommen, indem wir wieder Pfaffen kriegen, die nicht Diener Jesu Christi sind, sondern Diener des Antichrists, unwissende Buben, Hurer, Geizhälse, Spieler, Tyrannen und abgefeimte Schlecker. Gott wolle doch nach seinem Erbarmen solches Unglück von seiner Kirche abwenden und euch geneigte und willige Herzen für den christlichen Lehrstand verleihen, damit ihr mit Leib und Gut die Wohlfahrt der Kirche befördern wollet."

Den künftigen Handwerksburschen empfiehlt Bullinger die Wanderschaft. Das Wandern in der Fremde thut jungen Leuten in vieler Beziehung gut. In der Fremde sehen sie allerlei, was auf das Handwerk Bezug hat; sie lernen ihre Profession immer vollkommener und sehen in der Fremde manches was sie demüthigt und ihren Eigensinn bricht. Auch hier wird Bescheidenheit, sittlicher Anstand und Ehrbarkeit empfohlen. Kehrt der Handwerksbursche wieder in die Heimath zurück, so sollen sich's die Eltern angelegen lassen, ihm ein ehrbares Weib zu verschaffen, das ihn an ein geordnetes Leben gewöhne: denn zu lange in Ungebundenheit herumzulaufen, thut nicht gut.

Bei der Erziehung des weiblichen Geschlechts hat man besonders auf die Pflege eines häuslichen Sinnes zu sehen, wobei der schönste Schmuck des Weibes in die Ehrbarkeit gesetzt wird (nach 1 Tim. 2. u. 1 Petr. 3; vgl. Sprüchw. 3, 1). Es fehlt dem Büchlein nicht an manchen Wiederholungen, auch leidet es an einer gewissen behaglichen Breite, die wir auch in Mittheilung eines Auszuges nicht ganz vermeiden konnten. Wir glaubten aber eben durch diese Mittheilung zum Bilde der Zeit einen sprechenden Beitrag geben zu sollen. Es ist nicht die Genialität Luthers, noch ist es die schneidende Schärfe Calvins die uns hier entgegentritt, sondern wie etwa die Sprüche Salomonis zu Mose und den Propheten, wie der Brief Jacobi zu den Schriften eines Johannes und Paulus sich verhält, so verhält sich dieses Büchlein Bullingers zu den gewaltigen Schriften der Reformatoren. Aber gerade in den Zeiten des beginnenden Verfalles waren solche Sittenspiegel von großem Werthe

und sind es auch uns, insofern sich ihnen der bessere Sinn und Geist jener Zeit und schon etwas von der modernen Humanität reflectirt, welche die Barbarei der frühern Zeiten zu überwinden den Beruf hatte.

Daß wir „mitten im Leben von dem Tod umfangen sind", das hatte schon die Kirche des Mittelalters in ihren Hymnen gesungen, in ihren „Todtentänzen" versinnbildet, und in diesen Todesbetrachtungen ergingen sich auch gerne die Gemüther der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit. Nur der Gegenwart zu leben, galt für unchristlichen Leichtsinn. Mit ruhiger Fassung dem unvermeidlichen Tod in's Angesicht zu schauen, darin bestand eine wesentliche Uebung der Frömmigkeit jener Tage. Der Glaube an eine selige Auferstehung, deren die Todten warten, war noch nicht durch die Zweifel moderner Reflexion erschüttert. Ja, die frommen Prediger jener Zeit dachten sich gerne auch im Grabe noch mit denen verbunden, denen sie bei Lebzeiten das Wort des Lebens verkündigt hatten. So sprach der schwäbische Reformator Johann Brenz gegen Jakob Andreä den Wunsch aus, in der Stiftskirche zu Stuttgart unter der Kanzel begraben zu werden, damit wenn Einer einmal von daher Irrlehren verkünden sollte, er sich drohend aus dem Grab erheben und ihm zurufen könne: „Du lügst." Wir mögen dazu lächeln. Aber wer wird es wagen eines Glaubens zu lachen, dem eine tiefe Realität zu Grunde liegt? Und auf diese war es bei solchen Reden abgesehen. Der biblisch-christlichen Anschauungsweise von den letzten Dingen gaben denn auch nebst der monumentalen Symbolik die Grabschriften jener Zeit Ausdruck.*) Freilich setzte sich der confessionelle Streit auch über das Grab hinaus fort, und auf den Friedhöfen der Katholiken, wie auf denen der Protestanten wird in Grabschriften das Lob derer verkündet, die wacker wider den Feind gestritten haben. Wir heben zum Schlusse eine Nürnberger Grabschrift vom Jahr 1592 heraus, die bündig den Glauben ausdrückt, auf welchen hin zu leben und zu sterben unsre Väter entschlossen waren:

„Du Ehrenkönig Jesu Christ,
Der du am Kreuz gestorben bist,
Schenk mir, Herr, dein Gerechtigkeit,
Dein Tod stärk mich in Ewigkeit,
Mein Seel und Leib befehl ich dir,
Das ew'ge Leben schenke mir."

*) Christliches Kunstblatt 1870. Nr. 3. 4. 6.

Druckfehler:

S. 160, Z. 4. v. o. statt Andelgonde l. Aldegonde.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



